

*Theodor Griesinger's  
Geschichte der Deutschen*

Karl Theodor Griesinger







100



29. & 30. Heft.

Preis 4 ngr. — 12 kr. rh.

9

THEODOR  
GRASSINGER

Die  
Welt  
als  
Bühne



Stuttgart 1873.

Verlag von Paul Moser.

24.03.2.72



## Notiz für den Buchbinder

betreffend die Einschaltung der Illustrationen in  
Band III. der Geschichte der Deutschen.

- Ermordung des Grafen Helfenstein (Vief. 19) zu S. 67.
- Luther schlägt seine 95 Thesen an ( „ 21) „ „ 29.
- Gustav Adolfs Landung ( „ 25) „ „ 260.
- Wallensteins Tod ( „ 29) „ „ 296.
- Zerstörung von Heidelberg ( „ 33) „ „ 356.





**Dritter Band:**

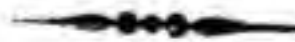
**Vom**

**Beginn der Reformation**

**bis zu**

**Friedrich dem Großen.**

**(1493—1740 nach Christus.)**







Theodor Griesinger's

# Geschichte der Deutschen

von

ihrem Beginn bis auf unsere Tage

in

v i e r B ä n d e n.

~~~~~  
Dritter Band.

~~~~~  
Stuttgart.

Verlag von Paul Moser.

1873.





Druck von Carl Eberle in Stuttgart.

## Erstes Buch.

# Das Zeitalter der Reformation.

(1493—1555.)

## Erstes Kapitel.

Kaiser Maximilian I.

(1493—1519.)



chon früher — wie wir gesehen haben — zum „römischen König“, d. i. zum Kronprinzen des deutschen Reichs gewählt, bestieg nach dem Tode seines Vaters Maximilian I. ohne Widerstand von irgend einer Seite den deutschen Kaiser- und Königsthron. Er zählte damals vierunddreißig Jahre und Jedermann war seines Ruhmes voll. Kein Wunder, denn er zeichnete sich wie durch einen hellen, kühnen Blick und ein heiteres wohlwollendes Wesen, so auch durch hervorragende Kraft und körperliche Schöne, insbesondere aber durch eine Ritterlichkeit sonder Gleichen aus, weshalb er sich auch den Beinamen des „letzten Ritters“ erwarb. Was konnte es jedoch dem deutschen Reiche frommen, wenn er auf der Genssenjagd der Fährlichkeiten eine



Menge bestand? Oder wenn er auf Turnieren fast immer den ersten Preis davon trug und sogar den überstarken französischen Ritter Claudius von Batre niederwarf? Auf die großen Fragen der Zeit, die kirchlichen wie die politischen, verstand er sich schlecht und überdem ließ er sich, weil ihm die Selbstständigkeit fehlte, nur zu leicht von seiner näheren Umgebung gängeln. Gewiß, das Gute wollte er, allein es durchzuführen verstand er nicht, denn ihm, dem planlos-rastlosen, mangelte das für einen Regenten Nothwendigste, die höhere Staatsflugheit.

Drei große Pläne scheinen ihm beim Antritt seiner Regierung vorgeschwebt zu haben. Erstlich die Wiederaufrichtung des Kaiserthums zu seinem alten Glanze; zweitens die Schaffung einer weltbeherrschenden habsburgischen Hausmacht; drittens endlich die Vertreibung der Osmanen aus Europa. Sehen wir nun, ob es ihm gelang, diese Pläne thatkräftig durchzuführen.

Das Zerrissenste aller deutschen Länder war in jener Zeit unbezweifelt Alemannien oder Schwaben, denn es bildete seit der Aufhebung des alten Herzogthums durch die Hohenstaufen ein Conglomerat von wohl hundert kleinen Herrschaften, worunter etliche und zwanzig Reichsstädte und fast eben so viel Abteien und Bischofsitze. In Folge dessen erreichte mit dem Zerfall der kaiserlichen Macht die Unordnung dorten den höchsten Grad, und wer wird es nun nicht natürlich finden, daß besonders die geistlichen Herrn zusammen mit den Reichsstädten sich herzlich darnach sehnten, auf irgend eine Weise Ruhe und Sicherheit zu schaffen? Da nahm im Jahr 1488 der Graf Hugo von Werdenberg die Sache in die Hand und rief einen Bund zwischen den verschiedenen Ständen ins Leben, der sich „der schwäbische“ nannte. Ihm traten sofort die geistlichen wie weltlichen Fürsten von ganz Schwaben bei und ebenso die sämtlichen Reichsstädte von Niederschwaben. Nicht minder that die weitverbreitete ritterliche Gesellschaft vom St. Georgenschild, und bis zum Jahr 1493 waren alle Stände Alemanniens, mit einer einzigen Ausnahme, in den Bund eingetreten. Wer machte aber diese Ausnahme? Nur allein die Eidgenossenschaft in Oberalemannien, von der schon so oft die Rede gewesen ist, und alle Aufforderungen des Kaisers Maximi-

lian, sich ebenfalls anzuschließen, wurden schnöde zurückgewiesen. Die Eidgenossen wollten mit den Fürsten und Herren, besonders mit denen Borderösterreichs, nichts zu thun haben und überdem waren sie auf die niederschwäbischen Reichsstädte, wegen deren früher bewiesenen Unzuverlässigkeit, nicht gut zu sprechen. Was aber die Hauptsache, ihr Stolz hatte sich seit den glorreichen Siegen, die sie über Karl den Kühnen erfochten, bis zum Uebermuth gesteigert und somit erwiderten sie selbst die Drohung des Kaisers, er werde die Reichsacht über sie verhängen, mit eitel Hohn und Spott. Solches geschah im Jahr 1495 und während der drei nächsten Jahre wagte es Maximilian nicht, aus seiner Drohung Ernst zu machen. Nun aber nahmen die Verhältnisse urplötzlich eine andere Gestalt an. Die Bewohner der wilden Gebirgsthäler im alten Hohenrhätien hatten nach dem Beispiel ihrer nächsten Nachbarn, den oberalemannischen Eidgenossen, sich schon im Jahr 1424 gegen ihre ritterlichen Bedrücker erhoben und nach Zerstörung der vielen Raubburgen einen ewigen Bund — den sogenannten „Grauen“, woher dann das Gebirgsland den Namen „Graubündten“ erhielt — errichtet. Da gabs wegen der Gränzen gegen Tyrol hin Streit, und gewaltthätig besetzten die Graubündtner anno 1498 das Kloster St. Jacob im Münsterthal am Fuße des Stilfserjochs. Sofort gingen die Behörden Tyrols den schwäbischen Bund um Hülfe an und benachrichtigten zugleich den Kaiser Maximilian, der sich eben in den Niederlanden befand, von der Sachlage. Die Graubündtner aber, um sich zu sichern, beehrten von den oberalemannischen Eidgenossen Aufnahme in ihren Bund und diese willfahrten ihnen noch im Jahr 1498. Daraufhin verhängte Maximilian I., der eilends von den Niederlanden zurückgekehrt war, über die Eidgenossen die Reichsacht und beauftragte, zugleich selbst rüstend, den schwäbischen Bund mit der Vollziehung derselben. Wie nun die schwäbischen Herren Grafen und Ritter jubelten! In ihnen glühte noch immer der bitterste Haß gegen die „schnöden gottlosen Bauern“, die ihren Vorfahren bei Sempach und Näfels so übel mitgespielt, und sie prahlten nun in ihrem Hochmuth, daß sie im „Kühland“ einen Brand ansachen wollten, vor dem Gott im Himmel die Füße an sich ziehen solle. Eben so zuversichtlich war der Kaiser selbst,



der nicht daran zweifelte, daß die Unterwerfung der Eidgenossen die erste Stufe zur Wiederherstellung der früheren königlichen Macht in Deutschland sein werde. Nur den Reichsstädten bangte sehr vor dem Kriege und sie zögerten daher auffallend mit ihren Rüstungen. Um so schneller waren ihre Gegner bei der Hand und mit dem Beginn des Frühjahrs 1499 eröffneten die Graubündtner den Tanz damit, daß sie den Paß am Luziensteig, der die Straße nach Feldkirch beherrschte, im Sturme nahmen. Gleich darauf sprengten die Eidgenossen ein schwäbisches Corps bei Haardt auseinander und vernichteten ein anderes im Bruderholze bei Basel. Freilich errangen nachher die vom schwäbischen Bund bei Ermatingen auch einen kleinen Erfolg; um so größer aber war ihre Niederlage beim Schwaderloch in der Nähe von Constanx und ebenso furchtbar die der Tyroler bei Mals im Vintschgau. Endlich ließ sich am 22. Juli 1499 der Generalissimus des schwäbischen Bundes, Graf Heinrich von Fürstenberg, bei Dornach mit 15,000 Mann aufs Haupt schlagen (er selbst wurde in der Schlacht getödtet) und nun beeilte sich der tiefentmutigte Kaiser, den Eidgenossen den Frieden anzubieten. Dieselben weigerten sich nicht, aber erst nach langem Streiten kam man am 22. September zu Constanx über nachfolgende Bedingungen überein. Erstens der Kaiser, als Beherrscher Vorderösterreichs, tritt den Eidgenossen das Landgericht Thurgau ab. Zweitens im Streit über das Münsterthal unterwerfen sich beide Partheien dem Spruch des Bischofs von Augsburg. Drittens, die Graubündtner bleiben bei der Eidgenossenschaft, der auch die Reichsstädte Basel und Schaffhausen beitreten. Viertens endlich, die Eidgenossen sind von Stunde an von allen Reichsabgaben befreit und kein Reichsgericht hat mehr Gewalt über sie. Sonach endete dieser kurze, aber überaus blutige Krieg (über 20,000 Menschen waren gefallen und mehr als 1800 Burgen, Dörfer und Städte verbrannt worden) damit, daß die Eidgenossen oder Schweizer, wie man sie von jetzt an zu benennen anfing, sich factisch, wenn auch noch nicht nominell (dieses geschah erst 150 Jahre später) vom deutschen Reichsverband löstrennten, und daß hiedurch die Reichsgewalt von neuem einen Stoß erhielt, darüber brauche ich wohl kein Wort zu verlieren. Was übrigens die Eidgenossenschaft

oder die Schweiz selbst anbelangt, so ist aus dieser Zeit das sogenannte „Reislaufen“ zu datiren oder mit andern Worten, die Schweizer, weil sie sich für unüberwindlich hielten, gewöhnten es sich von jezt ab an, gegen Geld und gute Worte in fremde Kriegsdienste zu treten, und man hat berechnet, daß hiedurch für ihr Vaterland in den nächsten drei Jahrhunderten ein Verlust von über einer Million Männern erwuchs. Für wen sie kämpften, war ihnen einerlei, wenn sie nur gut bezahlt wurden, und oft und viel fochten sie gegen eigene Landsleute, weil diese einem andern Herrn dienten.

Ganz eben so traurig endeten die Kämpfe Maximilians I. um Mailand und Oberitalien. Als Karl der Große sich zum Kaiser krönen ließ, that er es in der Absicht, das altrömische Imperatoren-Reich wiederherzustellen, und ganz von derselben Idee waren auch seine Nachfolger beseelt. Nun gehörte aber zu solchem Reiche in erster Linie Italien und es mußten also um den Besitz dieses Landes durch Jahrhunderte hindurch die schwersten Kämpfe gekämpft werden. Doch wohin führten schließlich diese Kämpfe? Nun Neapel war schon anno 1254 in die Hände eines französischen, Sicilien aber anno 1282 in die eines arragonischen Prinzen gefallen und diese Trennung erhielt sich 150 Jahre lang. Da vereinigte anno 1420 König Alphons V. von Arragonien die beiden Reiche wieder mit einander und eben jezt, am Schlusse des 15. Jahrhunderts, herrschte über dieselben Friederich III., der Enkel des genannten Alphons. Mittelitalien mit der Hauptstadt Rom gehörte seit dem Untergang des hohenstaufischen Geschlechts unbestritten den Päbsten und seit dieser Zeit setzten sie Alles, selbst Waffengewalt, daran, diese ihre weltliche Herrschaft so weit als möglich auszudehnen. Oberitalien endlich hatte sich in verschiedene Territorien, theils Fürstenthümer theils Republiken, gespalten, und wie unter den letzteren die von Venedig und Genua am meisten hervorragten, so unter den ersteren die von Florenz, Ferrara und Mailand. Von Ruhe und Frieden war aber auch hier nirgends die Rede, sondern man bekriegte sich unaufhörlich und wenn der eine Theil — gleichgültig ob Fürstenthum oder Republik — in Gefahr kam, zu unterliegen, so scheute er sich nicht, das Ausland zur Hülfe herbeizurufen. So stand es um Italien am Schlusse des 15. Jahr-



hundertß und nun nehmen wir den Faden unserer Geschichte wieder auf. Das mächtige Herzogthum Mailand hatte sich nach dem Aussterben der männlichen Linie der Visconti der tapfere Feldhauptmann Francesco Sforza anno 1450 durch List und Gewalt unterworfen und ihm folgte anno 1465 sein Sohn Galeazzo Maria Sforza. Keinem von Beiden aber fiel es ein, beim deutschen Kaiser um Bestätigung in der Regierung einzukommen, denn wenn auch das deutsche Reichsoberhaupt früher der Lehensherr Mailands gewesen war, so hatte sich dieses Verhältniß längst dahin geändert, daß die Beherrscher Mailands eben so gut als souveraine Herzoge regierten, als irgend ein anderer Dynast Italiens. Nun folgte auf Galeazzo Maria sein unmündiger Sohn Giovanni Galeazzo und für ihn verwaltete der Oheim Lodovico il Moro Sforza das Herzogthum. Mit der bloßen zeitweisen Verwaltung aber nicht zufrieden, beseitigte anno 1493 Lodovico seinen Neffen Giovanni mit Gift und schwang sich selbst auf den Herzogsstuhl. Dieß ließen sich die Mailänder gefallen und eben so wenig wandte Maximilian I. etwas ein, obwohl er (weil seine erste Gemahlin, die Erbin von Burgund, bereits nach einer vierjährigen Ehe gestorben war) auf dem Punkt stand, die Prinzessin Blanca Maria, eine Schwester des ermordeten Giovanni, zu heirathen. Dagegen aber traf der König von Neapel und Sicilien, mit dessen Tochter Giovanni verlobt war, umfassende Kriegsrüstungen und sprach es offen aus, daß er den Mörder Lodovico an Leib und Leben strafen werde. Da gerieth der Letztere in eine tödtliche Angst und rief sofort den König Karl VIII. von Frankreich zur Hülfe herbei. Auch erschien dieser augenblicklich mit einem gewaltigen Heere und hatte, ganz Ober- und Mittelitalien wie ein Triumphator durchziehend, den Erfolg, daß der König von Neapel im Februar 1495 vor ihm nach Sicilien entfloh. Nun aber ergriff ganz Italien die entsetzlichste Furcht, Karl VIII. werde sofort auch die übrige Halbinsel seinem Scepter unterwerfen, und von solcher Furcht wurde insbesondere Lodovico il Moro angesteckt. Was war also natürlicher, als daß er jetzt die Hülfe des deutschen Reichsoberhauptß, Maximilians I., in Anspruch nahm? Natürlich aber kam er nicht mit leeren Händen, sondern zahlte nachträglich seiner Nichte Blanca Maria, die



seit März 1494 den deutschen Kaiser gehehlicht hatte, eine sehr bedeutende Mitgift aus. Ueberdem, und das war die Hauptsache, versprach er, die Oberherrlichkeit des deutschen Reichs ganz in derselben Weise, wie es vor Jahrhunderten im Brauch gewesen, anerkennen zu wollen, sobald Maximilian I. über die Alpen ziehe. Hiedurch setzte sich in Maximilian I. die Hoffnung fest, er könne, wenn erst Mailand sein Vasallenstaat geworden sei, ganz Oberitalien in das frühere Abhängigkeitsverhältniß zurückbringen und so den Glanz des Kaiserthums erneuern. Augenblicklich sagte er also seine Hülfe zu und damit wurde ein Krieg in Scene gesetzt, der nicht nur gar kein Ende nehmen wollte, sondern in den auch nach und nach fast alle europäischen Potentaten hineingezogen wurden. Doch soll ich nun über alle Einzelheiten dieses Kriegs berichten? Soll ich erzählen, welche Heere Karl VIII. und seine beiden Nachfolger Ludwig XII. (seit 1498) und Franz I. (seit 1515) über den Montcennis führten, um ihre Ansprüche durchzusetzen? Soll ich erzählen von dem gräßlichen Papst Alexander VI., der vor keinem Verbrechen zurückschreckte, wenn es galt, ein Ziel zu erreichen, oder von seinem Nachfolger Julius II. (seit 1503), der sich in Person und den Säbel in der Hand an die Spitze seiner Miethtruppen stellte, oder endlich von Leo X. (seit 1513), der schon als Knabe von dreizehn Jahren den Cardinalshut trug und sich nicht scheute, vom Christenthum als einer gut erfundenen und höchst einträglichen Fabel zu sprechen? Soll ich erzählen von Ferdinand V., dem Katholischen, dem es glückte, alle spanischen Provinzen in ein einziges Reich zu vereinen und der dann zum ersten Mal seit vielen Jahrhunderten die spanischen Waffen auch nach Auswärts trug? Oder von Heinrich VIII. von England, der alle paar Jahre eine andere Frau heimführte, nachdem er die, welche ihm nicht mehr gefiel, mit dem Schwert hatte hinrichten lassen? Oder von den Venetianern, die sich eben damals zu großer Macht erhoben? Oder von den schweizerischen „Reisläufern“, die meist auf französischer Seite fochten, weil sie dort am besten bezahlt wurden? Oder von jenen andern Söldnerbanden, den „Landsknechten“, die sich bloß aus oberdeutschen Landen und zwar aus dem Stande der Knechte (der unfreien Bauern) rekrutirten und keinem Potentaten oder Re-

genten gehorchten, sondern nur ihren eigenen Obristen und Hauptleuten, wie dem tapferen Jacob von Embs und dem noch gewaltigeren Georg von Frundsberg? Oder endlich von der „schwarzen Bande“, so genannt nach ihrer schwarzen Rüstung, welche Robert von der Mark am Unterrhein sammelte und nach ihm Johann von Dachsfelden commandirte? Ich glaube dieß Alles nicht nöthig zu haben und zwar einfach deswegen, weil der Krieg, den Kaiser Maximilian I. in Italien führte, kein deutscher Reichskrieg war, sondern bloß ein habsburgischer, von dem weder die deutschen Fürsten und Bischöfe, noch auch die deutschen Städte etwas wissen wollten. Freilich oft und viel ging sie der Kaiser auf den Reichstagen um Hülfe an; aber sie erklärten ihm regelmäßig, er möge, falls er Lust habe im Ausland auf Eroberungen auszugehen, solches auf seine Gefahr und seine Kosten thun, und verwilligten ihm weder einen Mann noch einen Gulden. Darum, als endlich im Jahr 1517 zu Brüssel zwischen den betheiligten Mächten Frieden geschlossen wurde, was war das Resultat? Nun, dem Könige von Spanien, Ferdinand dem Katholischen, blieb das eroberte Neapel und Sicilien, und ebenso dem französischen Könige Franz I. das eroberte Mailand. Nicht minder bekamen die Venetianer die Stadt Verona nebst Gebiet (früher zum Herzogthum Mailand gehörig); der Kaiser Maximilian I. aber erhielt nichts, rein gar nichts, wenn man nicht das Gespött der Welt für etwas rechnen will. Noch schlechter freilich fuhren Lodovico il Moro und Friederich III. von Neapel, denn beide geriethen während des Kriegs in Gefangenschaft, der erste in die der Franzosen, der zweite in die Ferdinands des Katholischen, und mußten in ihrer Haft absterben.

Wenn nun übrigens schon das Bestreben Maximilians I., sich wieder in Italien festzusetzen, als ein rein vergebliches erwies, so noch viel mehr sein Plan, die Türken oder Osmanen aus Europa hinauszuerwerfen. Es ist richtig, mehr als fünfmal brachte er auf den Reichstagen seine Forderungen vor und die römische Curie unterstützte ihn hierin regelmäßig. Ja Leo X. sandte ihm sogar durch seinen Legaten Cajetan — eigentlich Thomas de Vio, Bischof von Gaeta geheißen — einen geweihten Degen und Hut, damit die



Türken desto gewisser geschlagen würden; allein die deutschen Stände — die Bischöfe wie die Fürsten und Städte — meinten, die deutschen Gränzländer, in welchen (wie z. B. in Ungarn und Siebenbürgen) die Türken oft gräßlich hausten, sollten sich nur selbst wehren und ließen sich zu keiner thatkräftigen Hülfe herbei. So wurde aus dem von Maximilian I. so viel geglaubten Feldzug gegen die Anhänger des falschen Propheten beharrlich nichts, selbst nicht einmal, als dem gewaltigen Selim I., nachdem derselbe von 1515 bis 1517 Syrien und Egypten erobert hatte, nichts mehr im Wege stand, um seine ganze Macht gegen die Donauländer zu kehren.

Weit glücklicher war Maximilian I. in der Verwirklichung seines dritten Plans, darin nemlich, die habsburgische Hausmacht in eine Weltmacht zu verwandeln, und dazu trug wohl seine ritterliche Persönlichkeit das Meiste bei. Ihm hatte seine erste Gemahlin Maria, die Erbtöchter Karls des Kühnen, zwei Kinder geboren, Philipp und Margarethe, und nicht viel mehr Kinder besaß König Ferdinand, der Katholische, von Spanien. Nemlich eine an den König von Portugal verheirathete Tochter Isabella, sodann einen ledigen Sohn Johann und endlich eine ledige Tochter Johanna. Indem nun aber Maximilian I. dieß überdachte, kam ihm die Idee, ob es nicht gut wäre, diese vier ledigen Kinder, die im Alter zu einander paßten, gegenseitig zu verheirathen, damit, wie man im Privatleben sagt, das Vermögen bei einander bleibe. Und zwar welch' ein Vermögen! Man bedenke nur, dem Philipp fiel einmal außer Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tyrol und Vorderösterreich das ganze deutschredende Burgund (das welschredende, also Bourgogne, Artois, Charolais und Namur, hatte Frankreich an sich gerissen), nemlich Holland, Seeland, Flandern, Brabant, Limburg und Luxemburg (welche Provinzen zusammen man auch die „Niederlande“ nannte) zu; Spanien aber, welches voraussichtlich Johann erbe, war unter Ferdinand durch die Vertreibung der Mauren in die Reihe der größeren christlichen Staaten Europas eingetreten und nach der Entdeckung Amerikas (anno 1492) durch Christoph Columbus mußte es sich wegen der immensen Schätze, die ihm jenes weite Gebiet gleich von Anfang an zuführte, zu einem ungeheuren Glanze entfalten. Die projectirte



Doppelheirath war also ein äußerst kluger Gedanke und da jeder der beiden Hauptbetheiligten, Ferdinand der Katholische wie Maximilian I., glaubte, dabei am meisten zu profitiren, so kam das Project auch richtig zu Stande. Mit andern Worten, es wurde am 21. October 1496 Maximilians I. einziger Sohn, der Erzherzog Philipp, genannt der Schöne, mit Johanna, der zweiten Tochter Ferdinands des Katholischen, vermählt und wenige Monate später, am 4. April 1497, erfolgte die Trauung von Ferdinands einzigem Sohn Johann (oder Don Juan) mit der Erzherzogin Margarethe, der einzigen Tochter Maximilians. Auf diese beiden Trauungen hin aber ereignete sich Todesfall auf Todesfall und nach kurzem durfte Maximilian I. hoffen, daß das ganze Erbe dem Hause Habsburg zufallen werde. Schon am 4. October 1497 nemlich starb der blühende Kronprinz Johann und einige Monate später wurde seine Wittwe Margarethe von einem todten Kinde entbunden. Jetzt schien es, als ob Spanien dereinstens an die Königin Isabella von Portugal, Ferdinands älteste Tochter, fallen werde; aber auch sie raffte der Tod nach Jahresfrist hinweg und ebenso anno 1501 ihren einzigen Sohn Michael. Jetzt blieb nur noch allein Johanna, die Gemahlin des Erzherzogs Philipp, als Erbin übrig, und welch' ein Glück — zu diesem Erbe, bestehend aus dem schönen Spanien und dem unermesslichen Amerika, war jetzt auch noch das herrliche Königreich Neapel und Sicilien gekommen! Dennoch erbte der Erzherzog Philipp für seine Person nichts, da er schon am 25. September 1506 aus dieser Welt abgerufen wurde, und eben so wenig erbte seine Wittwe Johanna, weil sie aus Verzweiflung über den Verlust des geliebten Gemahls in Wahnsinn verfiel. Dagegen trat der erstgeborne Sohn dieser Beiden, Karl (die andern Kinder aus der Ehe Philipps und Johannas waren Ferdinand, Maria und Isabella) in die Erbschaft ein, gerade wie er auch nach dem Tode seines Vaters Philipp die Niederlande erbte. Nun aber frage ich, war die Speculation Maximilians I. nicht eine durch und durch gelungene?

Ganz ebenso erfolgreich erwies sich auch eine andere Doppelheirath, welche Maximilian stiftete. Daß sich sowohl die Ungarn als die Böhmen unter dem erbärmlichen Kaiser Ferdinand III. von

der Herrschaft des Hauses Habsburg losgetrennt und ihre beiderseitigen Kronen dem polnischen Prinzen Bratislaw (dem Bruder des Polenkönigs Siegmund) übertragen hatten, wissen wir aus dem Vorhergehenden, und man wird es nun natürlich finden, daß diese Schmälerung der habsburgischen Hausmacht den Kaiser Maximilian tief betrübte. Allein wie nun seine Enkel (die Kinder Philipps des Schönen) heranwuchsen, schoß ihm plötzlich zu Ende des Jahrs 1514 der Gedanke durch den Kopf, ob er nicht diese beiden verlorenen Kronen durch eine glückliche Ehestiftung wieder zurückerwerben könne. Die Ehe Bratislaw's nemlich war mit zwei Kindern gesegnet, einem Sohn Ludwig und einer Tochter Anna, und wie nun, wenn der Erzherzog Ferdinand, der zweite Sohn Philipps des Schönen (der älteste, Karl, war damals schon verheiratet), die Anna, Ludwig aber, der Thronerbe von Böhmen und Ungarn, die Maria, die älteste Tochter Philipps, ehelichte? Ganz glücklich über diesen Gedanken ließ sofort Maximilian I. dem Könige Bratislaw durch seinen Vertrauten Matthäus Lang, Cardinal von Gurk, die nöthigen Eröffnungen machen und siehe da, Alles ging nach Wunsch. Im Sommer 1515 kam dann König Bratislaw mit seinen beiden Sprößlingen nach Wien, wo man ihn mit dem ungeheuersten Pompe empfing, und am 22. Juli wurde die Doppelheirath gefeiert. Was ließ sich aber schon kurze Zeit nach derselben voraussehen? Nun Ludwig, der Kronprinz von Ungarn und Böhmen, war von Jugend auf ohne Saft und Kraft (man nannte ihn nur den „Frühzeitigen“, weil er viel zu früh auf die Welt kam) und man durfte also annehmen, daß seine Frau keine Kinder von ihm bekommen werde. Wer erbte aber dann schließlich mit Nothwendigkeit die beiden genannten Kronen? Ei natürlich die Prinzessin Anna, oder vielmehr deren Gemahl, der Erzherzog Ferdinand. So calculirte Maximilian I. und daß seine Calculation eine ganz richtige war, werden wir später sehen.

Weniger glücklich fiel eine andere Speculation Maximilians, die auf Württemberg nemlich, aus; allein klug ausgedacht muß man sie deswegen doch nennen. Die Grafen von Württemberg hatten sich längst mächtig emporgeschwungen und noch Größeres wäre vielleicht von ihnen erreicht worden, wenn nicht nach dem Tode des Grafen



Eberhard IV. (des Sohnes Eberhards III., von dem früher schon die Rede gewesen ist) dessen Söhne Ludwig III. und Ulrich V. anno 1441 die Grafschaft unter sich getheilt hätten. Somit machte es sich Ludwigs III. Erbe, Eberhard V., genannt „im Bart“, ein Fürst voll Kraft, Verstand und Redlichkeit, zur Lebensaufgabe, die Grafschaft wieder zu einen, damit sie fortan wachsen und gedeihen könne, und richtig gelang es ihm anno 1482, diese Einigung durch einen mit seinem Vetter Eberhard II. oder dem Jüngeren, dem Sohne und Erben Ulrichs V. (desselben, welchen der böse Mainzer Fritz gefangen genommen hatte) zu Münsingen am 14. December abgeschlossenen Vertrag durchzusetzen. Hiedurch schon, noch mehr durch die weise Regierung Eberhards V. (er stiftete anno 1477 die Universität Tübingen und erwarb die große Grafschaft Sulz nebst andern Gebietstheilen), wurde Württemberg, obwohl es immer noch „Grafschaft“ hieß, factisch ein Fürstenthum, mit welchem kein anderes im Schwabenland den Vergleich aushalten konnte, und nun sann Maximilian I. Tag und Nacht darüber nach, ob er es nicht möglich machen könnte, dieses schöne Gebiet seinem Borderösterreich einzuverleiben. Eberhard im Bart war ohne Kinder und ebenso auch dessen Vetter und Erbe, Eberhard der Jüngere. Der Bruder des Letzteren aber, Heinrich, genannt von Mömpelgard (er hatte seinen Sitz in dieser linksrheinischen Stadt, welche mit vielen Dörfern und Burgen von Eberhard IV. anno 1397 erheirathet worden war), konnte, weil halb wahnsinnig, die Regierung nie antreten und somit ruhte der ganze württembergische Stamm auf den beiden Augen seines damals einzigen Söhnleins, mit Namen Ulrich. Wie nun aber, wenn dieser Ulrich hinweggerafft wurde, ehe er heirathete und Kinder bekam? Solches alles überlegte Maximilian I. hin und her und plötzlich machte er im Jahr 1495 dem Grafen Eberhard V. im Bart den Antrag, seine Grafschaft, gleichsam zum Ersatz für das längst in Abgang gerathene Herzogthum Schwaben, in ein Herzogthum zu verwandeln, wenn er sich eine kleine Bedingung gefallen lasse. Die nemlich, daß das neue Herzogthum Württemberg künftig ein Mannlehen sein solle, welches nach dem etwaigen Aussterben des württembergischen Mannstammes als des Reiches Widdumgut an die kaiser-



liche Kammer zurückzufallen habe. Hierauf ging Eberhard V. ein und nun erfolgte am 21. Juli 1495 seine Ernennung zum Herzog, als welchen er sich nun Eberhard I. schrieb. Tag für Tag wartete von da an Maximilian I. auf den Tod des jungen Ulrich, durch welchen ihm die Erbschaft Württembergs gesichert worden wäre, allein nicht nur blieb der Genannte am Leben, sondern er erzielte auch später Nachkommenschaft und selbst der halbwahnsinnige Heinrich bekam noch einen weiteren Sohn.

Diese Speculation Maximilians I. also mißglückte; dagegen verstand er es um so besser, aus einem zu Anfang des 16. Jahrhunderts ausgebrochenen Erbschaftsstreite Nutzen zu ziehen. Am 1. December 1503 verstarb Herzog Georg von Baiern-Landshut, ohne männliche Erben zu hinterlassen; dagegen aber hatte er seine Lande seinem Tochtermann Ruprecht, dem Sohne des Rheinpfalzgrafen Philipp, vermacht. Ruprecht wollte also das Vermächtniß antreten, allein hiergegen setzte sich der Herzog Albrecht IV. von Baiern-München, behauptend, daß ihm, als dem nächsten männlichen Verwandten, das Erbe gehöre. Sofort griff man beiderseitig zu den Waffen und zu Ruprecht stand sein Vater, der alte Kurfürst Philipp von der Pfalz, während Albrecht IV. vom schwäbischen Bunde, an dessen Spitze stehen der junge Herzog Ulrich von Württemberg (derselbe junge Prinz, von dem wir kurz zuvor gesprochen haben) getreten war, unterstützt wurde. Im Verlauf des Kriegs starb (am 13. Sept. 1504) der Prinz Ruprecht; allein da er zwei unmündige Söhne, Heinrich und Philipp, hinterließ, so dauerte die blutige Fehde trotzdem fort und Herzog Ulrich hatte dabei das Glück, einen ziemlichen Theil der Pfalz (worunter auch das reiche Kloster Maulbronn) durch Eroberung an sich zu reißen. Nun mißchte sich, um ebenfalls ein Stück Land zu acquiriren, auch Maximilian I. ein und erstürmte die starke Feste Rustein am Eingange von Tyrol. Endlich nach dreijährigem Kampfe wurde man desselben müde und einigte sich sofort über nachfolgende Punkte. Erstens, es durften sowohl der Herzog Ulrich als auch der Kaiser Maximilian ihre Eroberungen als Kriegsschädigung behalten. Zweitens, ein kleiner Theil des Landschuter Erbes fiel den beiden jungen Prinzen Heinrich und Philipp zu, nemlich die Landschaft

Neuburg an der Donau, nebst einigen angränzenden Städten und Dörfern, welches Gebiet sofort den Namen der „jungen Pfalz“ erhielt. Drittens, Herzog Albrecht IV. durste sich in den Besitz des ganzen übrigen Landshuter Erbes setzen und damit nahm die Theilung Baierns in verschiedene Linien glücklicherweise ein Ende.

Nunmehr wollen wir noch einen Blick auf die übrigen Leistungen Maximilians I. werfen. Die gräßliche Unordnung, welche zu den Lebzeiten seines Vaters einen großen Theil Deutschlands sozusagen in eine Räuberhöhle verwandelte, lehrte ihn, daß nichts nothwendiger sei, als ein gesicherter Landfrieden, und somit drang er schon auf dem Reichstage von Worms anno 1495 mit allem Eifer darauf, daß dem Fehderecht gesetzlich für immer bei schwerer Pön ein Ende gemacht werde. Die Stände gingen hierauf ein und am 7. August 1495 dictirte man den ewigen Landfrieden. Noch mehr, man wiederholte dieses Dictat später noch mehrere Male und setzte auf jede Uebertretung dieses Gesetzes die ungemein hohe Strafe von 2000 Mark Goldes. Allein leider bekümmerte sich die Reichsritterschaft in gar vielen Gegenden Deutschlands, besonders am Rhein und in Franken, gar nichts um den Wisch Papier, wie sie das bewußte Gesetz nannte, und übte das Faustrecht nach wie vor. Da fiel dem Kaiser bei, welch' segensreiche Wirkksamkeit der schwäbische Bund ausübe, und nun wurde auf seine Veranlassung beschlossen, daß in allen Gauen Deutschlands ähnliche Bündnisse errichtet werden sollten. Zu diesem Behufe theilte man Deutschland zuerst in sechs, später anno 1512 auf dem Reichstag zu Köln in zehn Kreise ein und diese sind folgende. Erstens der schwäbische Kreis, den wir schon kennen. Zweitens der österreichische mit Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tyrol und den althabsburgischen Stammlanden in Schwaben, genannt Vorderösterreich. Drittens der bairische, in welchen außer Baiern auch das Erzstift Salzburg und die drei Bisthümer Freising, Regensburg und Passau miteinbegriffen wurden. Viertens der fränkische mit den brandenburgischen Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth oder Culmbach und den drei Bisthümern Bamberg, Würzburg und Eichstädt, zu denen dann auch noch der Deutschherrenstift Mergentheim kam. Fünftens der oberrheinische mit dem Elsaß und Lothringen



(Metz, Toul und Verdun), sowie mit etlichen und dreißig kleineren Dynastensitzen. Sechstens der nieder- oder furrheinische mit der Rheinpfalz und den drei Erzstiften Mainz, Trier und Köln. Sieb- tens der burgundische, das ganze an Maximilian I. gekommene Erbe Karls des Kühnen umfassend. Ach- tens der westphälische mit den Fürstenthümern Cleve, Jülich und Berg und den Bisthümern Utrecht, Münster, Paderborn, Lüttich, Osnabrück, Minden und Verden. Neun- tens der niedersächsische mit den Fürstenthümern Braunschweig, Lüne- burg, Holstein-Schleswig und Mecklenburg, sowie mit den Erzstiften und Bisthümern Bremen, Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim und Lübeck. Zehntens endlich der ober- sächsische mit den beiden Kurfürsten- thümern Sachsen und Brandenburg nebst Pommern, Anhalt und Schwarzburg. So hießen die zehn Kreise, in welche man Deutsch- land eintheilte, und dabei fällt nur Eines auf, das nemlich, daß man nicht auch einen böhmischen Kreis errichtete. Allein Böhmen (nebst dem von ihm unzertrennlichen Mähren) wurde, seitdem der polnische Prinz Bratislaw dort herrschte und es mit Ungarn ver- schmolzen hatte, gar nicht mehr zu Deutschland gerechnet, während es unter den luxemburgischen Kaisern den Mittelpunkt des Reichs gebildet hatte. Damit nun übrigens der Friede ganz unmöglich mehr gebrochen werden könne, beschloß man auch noch einen obersten Gerichtshof, das sogenannte Reichskammergericht, zu schaffen, auf dem die Streitigkeiten ersten Rangs zu schlichten seien, und wies demsel- ben seinen Sitz zuerst in Frankfurt a. M., dann in Worms und noch später in Nürnberg an. Was kam jedoch mit all' dem heraus? Nun das Kammergericht war von Anfang an ein todtgebornes Kind, weil die Richter aus Mangel an Besoldung gar nicht zusammentra- ten, und der Landfrieden wurde nur da nicht gebrochen, wo die mächtigeren Fürsten dem Faustrecht mit Gewalt entgegentraten. Der Kaiser selbst griff nirgends ein und konnte auch nicht, da ihm das zerrissene Reich weder Geld noch Mannschaft verwilligte. Darum fehlte es auch damals nicht an Fehden aller Art, wie ich sofort mit einigen Beispielen erhärten werde. König Christian I. von Däne- mark war (wie wir schon früher gesehen) von Kaiser Friedrich III. mit Schleswig-Holstein, wozu auch die Landschaft Ditmarschen gehörte,

belehnt worden; allein die freien Bauern im Ditmarschen (sie hatten sich ganz in derselben Weise, wie die Eidgenossen in der Schweiz, frei erhalten) leisteten den Geboten Christians I. beharrlich keinen Gehorsam und noch viel weniger zahlten sie irgend eine Abgabe. Solchen Zuständen wollte nun Christians I. Sohn und Nachfolger, König Johann, ein Ende machen und zog im Frühjahr 1500 mit einem Heere von 30,000 Mann gegen die Ditmarschen. Es waren dieß meist deutsche Söldner, angeführt von dem berühmten Junker Slang von Köln und anderen ähnlichen adeligen Hauptleuten, und dieselben deuchten sich des Siegs so gewiß, daß sie sich ganze Reihen von Wagen folgen ließen, um die zu erwartende Beute darauf zu packen. Wie aber das mächtige Heer in die Sümpfe und Moore — und ganz Ditmarschen ist noch heute von solchen durchzogen — hineingerieth, öffneten die Angegriffenen die Schleußen der Dünen, daß das Meerwasser hereinströmte, und nun stürzten die Söldner, weil des Terrains unkundig, zu Tausenden in die Tiefen. In diesem Augenblick warfen sich die freien Bauern, unter Führung des heldenmüthigen Wolf Jsenbrand, mit einer wahren Berserkerwuth auf die Feinde, die in ihren Nöthen kaum fähig waren auch nur den geringsten Widerstand zu leisten, und richteten unter ihnen ein größliches Blutbad an. Ihrer mehr als 20,000 wurden erschlagen und nur Wenigen (den Berittenen), darunter dem Könige Johann selbst, gelang es, sich durch die Flucht zu retten. Die Ditmarschen aber machten eine ungeheure Beute und blieben von nun an über fünfzig Jahre lang gänzlich ungestört im Genuß ihrer Freiheit. Viel blutiger Streit herrschte damals auch in Ostfriesland und es verging eine ganze Reihe von Jahren, bis das tapfere Geschlecht der Cirksena's von Greetfiel sich zum Herrn des Landes machen konnte. Nicht minder blutig waren die Fehden, in welche die Hanseatenstädte mit einander geriethen, nemlich einmal anno 1517 die Stadt Bremen mit der Stadt Minden wegen der Schifffahrt auf der Weser und dann ein Jahr später die Stadt Danzig mit der Stadt Lübeck wegen der Handelsverbindungen mit Schweden. Das Resultat dieser und anderer Kämpfe aber war, daß jetzt viele Städte (wie Berlin, Frankfurt a. d. O., Kiel, Helmstädt, Halle, Halberstadt, Quedlinburg,



Stendal und Salzwedel) aus dem Hansabund austraten und damit denselben der Auflösung entgegenführten. Ganz dasselbe traurige Bild des ewigen Hanks und Streits boten auch viele Reichsstädte, wie z. B. Erfurt und Regensburg, in welcher ersterer Stadt sich der gewaltige Heinrich Kellner zum Dictator aufwarf, um dafür anno 1509 am Galgen zu endigen, während in Regensburg erst anno 1513 nach der Hinrichtung des achtzigjährigen Rathsherrn Lyskircher die Ordnung wiederkehrte. Noch viel Schlimmeres ereignete sich an der nordöstlichen Gränze Deutschlands, nemlich in Livland, Esthland und Kurland, denn der über diese (vom deutschen Orden mit so viel Blut erkämpften) Provinzen gesetzte Landmeister Konrad von Plettenberg kündigte anno 1513 dem Deutschordens-Hochmeister förmlich den Gehorsam auf und machte sich zum unabhängigen Fürsten. Weil aber er selbst zu schwach war, um den Angriffen seiner drei schlimmen Nachbarn, der Russen, der Schweden und der Polen zu widerstehen, mußte er sich nach kurzem schon dazu bequemen, für Kurland ein Vasall der polnischen Krone zu werden, während Livland von den Russen und Esthland von den Schweden occupirt wurde.

Alles dieß geschah, ohne daß Maximilian I. auch nur den geringsten Versuch gemacht hätte, sich einzumischen; dagegen dürfen wir schließlich nicht verschweigen, daß er in anderer Beziehung manches nicht Unrühmliche leistete. So verlieh er dem aus dem Mailändischen stammenden Edelmann Francesco de Tassis (später Taxis) dafür, daß derselbe versprach, die sämtlichen kaiserlichen Depeschen umsonst zu expediren, anno 1516 die Erlaubniß, durch ganz Deutschland eine Post einzuführen, und dieses neue Institut (vorher kannte man nur Boten und Botenfuhrwerke) bewährte sich alsbald als äußerst wohlthätig. So unterstützte er das Aufblühen der Künste in den Reichsstädten und beehrte einzelne Maler und Bildhauer, welche sich vor andern hervorthaten, sogar mit seiner besonderen Gunst. So verlegte er sich mit Vorliebe auf die Verbesserung des Kriegswesens und führte unter den Landsknechten einzelne Kompagnien ein, welche er mit Schießgewehren, den sogenannten Hackenbüchsen oder Arkobusen (man legte sie auf Gabeln, die man mit sich führte, auf) bewaffnete. Ueberdem erfand er die Mörser, aus denen man feurige Kugeln

schuß, und machte sogar den Anfang zu einer leichteren Feldartillerie. Kurz, er war unermüdllich thätig und seinen vielen Entwürfen machte erst der Tod ein Ende.

Am Schlusse des Jahres 1518 entbot Maximilian I. die deutschen Kurfürsten nach Augsburg, um sie zu bewegen, daß sie seinen Enkel Karl, den erstgeborenen Sohn Philipps des Schönen, zum römischen König erwählten; allein der für Franz I. von Frankreich eingenommene Papst Leo X. ließ dem Plane durch seinen Legaten, den Cardinal Cajetan, entgegenarbeiten, und so wollten die Unterhandlungen nicht vom Fleck. Unwillig ritt also der Kaiser Maximilian am 6. October von Augsburg fort, um sich über Tyssen nach Innsbruck zu begeben; kaum aber war er hier angekommen, so warf ihn ein starker Fieberanfall darnieder und nun sehnte er sich nach Wien, seiner liebsten Residenz. Mit dem Neujahr 1519 brach er dahin auf; doch, vom Fieber geschüttelt, kam er nur bis Wels und starb hier am 12. Januar erst sechzig Jahre alt. Den Anfang der beginnenden großen Zeit hatte er noch erlebt, allein ohne die Tragweite dieses Anfangs ermessen zu können.

---

## Zweites Kapitel.

Doctor Martin Luther.

(1517—1520).

Das schreckliche Verderbniß, welches längst in der katholischen Kirche eingerissen war, kennt der Leser. Auf zwei Concilien hatte man von Seiten des deutschen Reichs darauf gedrungen, daß dieses Verderbniß abbestellt und die katholische Kirche an Haupt und Gliedern reformirt werden müsse. Aber was hatten diese Concile gebracht? Das Uebel war durch die Rässinirtheit der Römlinge wo



möglich noch ärger geworden, denn die Päbste pochten darauf, daß selbst das radicale Basler Concil im Sande verlaufen sei, und trugen ihre Laster wo möglich noch offener, als früher, zur Schau. „Welches Verbrechen“, schreibt Johann Burkhard von Straßburg über Pabst Alexander VI., bei dem er Jahre lang als Zeremonienmeister fungirt hatte, „welches Verbrechen gäbe es, womit er nicht den heiligen Stuhl geschändet! Meuchler, Blutschänder, zuchtloser Schwelger, Verräther und Betrüger an Freund und Feind, starb er an dem Gift, das er einem Theil seiner Cardinäle hatte reichen wollen.“ Wie aber die Päbste, so die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte und wie diese Dreie, so die Pfarrer, Mönche und Nonnen! Ihre Böllerei wurde nur durch ihre Unwissenheit, ihre Schamlosigkeit nur durch ihre Rohheit übertroffen, und Ausnahmen von dieser Regel traf man immer seltener und seltener. Wie nun aber konnte der Clerus, der niedere wie der hohe, ein solches Schandleben führen, ohne daß er sich das dazu nöthige Einkommen verschaffte? Gewiß, der Gelderwerb bedingte den Genuß und so wurde die Religion zur ausgiebigsten Finanzquelle gemacht. Wir kennen ja die Annaten, Palliengelder, Reservationen und Indulgenzen oder wie die päpstlichen Erpressungsmittel sonst hießen. Wir wissen ja, daß um Geld in Rom Alles feil war, jedes Amt, jede Würde, jede Gnade, jeder Dispens, und nicht minder wissen wir, daß ohne Geld selbst der Würdigste zur Seite geworfen wurde. „Ja, es fand,“ schreibt der Graf Johann Franz Pico von Mirandola, „in der ganzen Christenheit eine förmliche und öffentliche Versteigerung aller kirchlichen und religiösen Dinge an den Meistbietenden statt und der Pabst in Rom war der große Banquier, der das auf den Himmel lautende Papiergeld fabricirte.“

Solch' gräßliche Zustände, die besonders grell in Deutschland hervortraten, mußten nothwendig unter den Laien einen furchtbaren Zorn hervorrufen und es verging daher kein deutscher Reichstag, auf dem man nicht die bittersten Beschwerden erhoben hätte. Eben so scharf gingen die Philosophen auf den Hochschulen, die sogenannten „Humanisten“ (durch die Buchdruckerkunst waren die Schriften der alten Griechen und Römer wieder neu erschlossen worden und das

Erziehungssystem, welches die menschliche Bildung wesentlich auf das Studium der alten Sprachen baute, bezeichnete man gewöhnlich mit dem Namen „Humanismus“), dem genannten Verderbniß, vornemlich der Unwissenheit und dem Stumpfsinn der Cleriker zu Leib, und die Theologen jener Hochschulen, die sogenannten Scholastiker oder Schulweisen, konnten mit ihren Klopffechtereien und dialektischen Spitzfindigkeiten nicht gegen sie auskommen. Nicht minder entsetzten sich die Vielen, welche den Fuß und Hieronymus noch im Gedächtniß trugen, an der Sittenlosigkeit der Mönche und Priester, und ohnehin war ihnen der von der Pfaffenwelt vertretene Aberglauben (Bilder- und Reliquiendienst, Heiligenverehrung und dergleichen mehr) ein Gräuel. Am weitesten aber ging man in den Städten, wo die Bürger längst das Lesen und Schreiben verstanden, und man überschüttete daselbst das Kloster- und Eölibatleben mit einer wahren Sturmfluth von Hohn und Spott, wie das „Narrenschiff“ des Sebastian Brandt (er war ein geborner Straßburger und geißelte in den 113 Schiffsladungen seines Buchs alle Laster und Thorheiten der Zeit mit dem kühnsten Freimuth) und der jetzt noch viel gelesene „Reinecke Fuchs“ (eigentlich Reinecke de Bos, denn das Werk erschien erstmals in niederdeutscher Sprache) hinlänglich beweisen. Der Zorn über die Entartung der katholischen Kirche war also wenigstens in Deutschland ein allgemeiner; allein dessenungeachtet wagte es doch Niemand, der Pabstmacht, von welcher anerkanntermaßen all' dieß ausging, zu Nahe zu treten, denn man fürchtete die Allmacht Roms und insbesondere jenes furchtbare Institut, das unter dem Namen der heiligen Inquisition von Rom ins Leben gerufen worden war. Nach einer Verbesserung sehnte man sich allgemein, aber darüber hinaus wollte Niemand gehen und noch weniger fiel es Jemanden ein, an der Rechtmäßigkeit des Pabstsystems selbst zu rütteln.

Da wurde nach dem Tode des Pabstes Julius II. der Cardinal Giovanni de' Medici, der sich den Namen Leo X. gab, auf den Stuhl Petri erhoben und schon die kolossale Pracht seines Einzugs in Rom (11. April 1513) bewies, weß' Geistes Kind man in ihm vor sich habe. Erzogen an dem üppigen Hofe von Florenz verband er mit der Liebe zur Kunst eine Vergnügungssucht ohne Gleichen und seine prunkenden



Feste und Jagden, seine mehr als üppige Tafel, an der eine Menge von vornehmen Gästen zusammen mit Dichtern, Künstlern und Gelehrten nie fehlen durfte, sein Aufwand für Spiel und Theater sowie für schöne Damen, die er bevorzugte, besonders aber seine kostbaren Bauten, unter denen ich die Peterskirche hervorhebe, verschlangen ganz exorbitante Summen. Somit konnte das gewöhnliche päpstliche Einkommen unmöglich zureichen und was war nun selbstverständlicher, als daß er dasselbe durch Ausbeutung seines hohen Amtes zu steigern suchte? Die Annaten, die Palliengelder, die Tagen und Balanzen, die Simonieverträge aller Art (Verkauf der kirchlichen Aemter) wurden also ins Unglaubliche hinaufgeschraubt; den Hauptnachdruck jedoch legte man auf den „Ablaß“, das ist auf den Verkauf der Sündenvergebung, denn damit ließ sich am meisten Geld machen. Schon längst betrachtete sich der oberste Priester zu Rom als den Verwalter des göttlichen Gnadenschatzes, der sich durch die Leiden Christi sowie der Heiligen und Märtyrer so vermehrt habe, daß er gar nicht erschöpft werden könne, und folgerte daraus, daß er die Macht habe, den Sündern nicht bloß die kirchlichen Bußen und Strafen zu erlassen, sondern auch den im Fegfeuer befindlichen Seelen die Strafzeit abzukürzen oder ganz zu schenken und sie unmittelbar in den Himmel hinein zu befördern. Der Ablaßhandel war also etwas längst Bestehendes und gehörte auch unter die hundert Beschwerden der deutschen Nation, von denen wir längst berichtet haben. Allein so ins Tolle und Schamlose war er doch noch nie getrieben worden, als unter Leo X., und insbesondere nahm dieser sein Absichten auf Deutschland, das sich von jeher wegen der Frömmigkeit seiner weiblichen Bewohner gutmüthig zu allen päpstlichen Anforderungen hergegeben hatte. Man entwarf also in Rom einen förmlichen Feldzugsplan, wie man den Ablaßverkauf ins Kolossale treiben könne, und im Norden des Reichs übernahm der erste geistliche Reichsfürst, der Erzbischof Albrecht von Mainz (ein geborner Markgraf von Brandenburg) die Oberleitung des Geschäfts. Natürlich aber nicht für Nichts und wieder Nichts, sondern er beanspruchte, weil er dem reichen Hause Fugger in Augsburg für erlegte Palliengelder große Summen schuldete, die Hälfte des Ertrags, wofür er jedoch die

Befolgung der Agenten und Unteragenten (er gab ihnen, wie man sich jetzt ausdrückt, eine Tantième, das heißt so und so viel Prozent der Bruttoeinnahme) übernahm. Nun durchzogen seine Commissiönäre, meist dickbäuchige Mönche vom schlimmsten Rufe, ganz Norddeutschland und wohin sie kamen, in jedem Dorf und in jeder Stadt, errichteten sie eine Verkaufsbude, in welcher sie ihre Ablasszettel in der marktschreierischsten Weise feil boten. Auch führten sie eine gedruckte päpstliche Tagordnung mit sich, auf der genau verzeichnet stand, was man für diese oder jene Sünde zu bezahlen habe (diese Tagordnung ist jetzt noch gedruckt vorhanden und rührt ursprünglich von Pabst Johann XXII. her, wurde aber unter Leo X. erweitert, wobei man bei Bestimmung der Preise auch auf den Rang und die Stellung der Sünder Bedacht nahm), und ganze Unmassen von abergläubigen Menschen drängten sich herbei, um dereinstens direkt in den Himmel zu fahren. Unter diesen Ablassverkäufern nun that sich der Dominikaner-Mönch Johann Tetzel aus Pirna, ein elendes Subject, das früher wegen Verführung einer Ehefrau in Innsbruck zum Tode verurtheilt aber begnadigt worden war, ganz besonders hervor, denn derselbe schrie nicht bloß in die Welt hinaus, daß, so wie das Geld im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer springe, sondern erklärte auch, daß sein Ablass jede Reue und Buße unnöthig mache und die Kraft besitze, selbst Mörder, Brandstifter und Blutschänder unmittelbar ins Paradies zu befördern. Eine Fügung des Himmels aber war es, daß er im Herbst 1517 sein Standlager in Züterbogk an der sächsischen Gränze aufschlug und durch seine Marktschreierei auch eine Menge von Einwohnern Wittenbergs anlockte, denn dadurch erregte er den heiligen Zorn des Doctor Martin Luthers in einer Weise, daß derselbe sofort gegen den Ablasshandel öffentlich austrat und damit — freilich ohne damals eine Ahnung davon zu haben — den Anfang zum Aufbau des großen Werks der Kirchenreformation machte.

Dem Hans Luther, einem aus dem Dorfe Möhra im Thüringer Walde stammenden wackeren Bergmann, wurde am 10. Nov. 1483 in Eisleben, wo er in Arbeit stand, von seiner Ehefrau Margarethe ein Söhnlein geboren, das er „Martin“ taufen ließ, und da er nun



nicht lange hernach nach Mannsfeld übersiedelte, so erhielt dieser Sohn seine erste Ausbildung in der Mannsfelder Schule. Solche war aber schlecht genug, denn außer etwas Lesen und Schreiben lernte man da nichts als geisttödtende Andachtsübungen und überdieß mußten die Schüler vor den Häusern der reicheren Einwohner des Almosens wegen singen und musiciren. Nach zurückgelegtem vierzehnten Lebensjahr kam der junge Martin zu Verwandten nach Eisenach, um die dortige Lateinschule zu besuchen, und hier fand er in der verwittweten Frau Ursula Cotta eine Gönnerin, die sich seiner in jeder Beziehung annahm. Inzwischen war sein Vater Hans durch eisernen Fleiß zu einigem Vermögen gekommen und bestimmte sofort den Martin, seiner ausgesprochenen Talente wegen, zum Studium der Jurisprudenz, damit derselbe dereinstens in Amt und Würden glänze. Am 17. Juli 1501 bezog also Martin Luther die Universität Erfurt und studirte da die Philosophie und Rechtswissenschaft vier Jahre lang mit solchem Erfolg, daß ihm am Schluß derselben die Auszeichnung eines Baccalaureus (eines Candidaten, der nach wohl bestandener Prüfung berechtigt war, Vorlesungen zu halten) zu Theil wurde. Eine innere Befriedigung jedoch fand sein Feuergeist weder in der Philosophie noch in der Jurisprudenz, und namentlich quälte ihn, den sittlich-ernsten Jüngling, beständig die Sorge um sein ewiges Seelenheil. Da wurde ihm im Juli 1505 auf einem Spaziergang sein liebster Freund Alexius dicht an seiner Seite vom Blitze erschlagen und nun that er alsbald das Gelübde, sein Leben dem Herrn in einem Kloster zu weihen. Das Kloster, das er sich wählte, war das Augustinerkloster zu Erfurt, weil die Anjassen desselben, gegenüber den andern eben so unwissenden als zügellos schwelgenden Mönchen, sich durch eine angemessene Sittenstrenge sowie durch ein nicht unerhebliches Wissen auszeichneten. Trotzdem mußte Martin, nachdem er die Tonsur erhalten, im Anfang nichts als „mönchische Arbeit“ verrichten und namentlich lag ihm ein ganzes Jahr lang ob, in der Stadt und Umgegend zu „terminiren“, zu deutsch den Bettelsack von Haus zu Haus zu schleppen. Nach dieser Prüfungszeit jedoch erhielt er durch die Güte des Doctor Johann Staupitz, des Generalvicars des Augustinerordens in Sachsen,

die Erlaubniß, sich dem Studium der Theologie hinzugeben, und mit einem wahren Heißhunger machte er von dieser Erlaubniß Gebrauch. Insbesondere erforschte er die Schriften des heiligen Augustinus, nach welchem Kirchenvater sich sein Orden benannte, sowie die Vulgata, das ist die bekannte aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts stammende lateinische Uebersetzung des Alten und Neuen Testaments, deren man sich, aus Unkenntniß der (hebräischen und griechischen) Sprache des Urtexts, während des ganzen Mittelalters allein bediente. Eine vollkommene innere Befriedigung aber ward ihm auch hierdurch nicht und immer noch quälte ihn die Sorge um sein Seelenheil. Da belehrte ihn endlich ein altersgrauer Mitbruder, dem er sich anvertraute — sein Name ist uns leider nicht aufbewahrt worden —, daß man nie und nimmer durch bloßes Wissen und noch weniger durch äussere Werkthätigkeit, sondern nur allein durch den lebendigen und aufrichtigen Glauben an die Erlösung des Menschengeschlechts durch Jesum Christum die ewige Seligkeit erwerben könne, und wie nun der junge Selbstquäler dieß hörte, wurde es auf einmal Licht in seiner Seele. „Ich fühlte mich“, schrieb er nachher selbst, „wie neugeboren und es war mir, als hätte ich eine weitgeöffnete Pforte ins Paradies gefunden.“ Von nun an studirte er die Vulgata und die Augustinischen Schriften noch eifriger und in beiden fand er die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben bestätigt. Weil er nun aber durch solche Studien sich sehr bald den Ruf eines tiefen Gelehrten erwarb, berief ihn auf die Empfehlung des Generalvicars D. Staupitz hin der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen im Jahr 1508 an seine vor wenigen Jahren (anno 1502) neu gestiftete Universität Wittenberg, um an derselben philosophische Vorlesungen zu halten, und sofort siedelte Luther in das Augustinerstift zu Wittenberg über. Auch fand er hier einen Wirkungskreis, der seinem Geist ungemein zusagte, denn seine Vorlesungen wurden von der studirenden Jugend mit Begeisterung aufgenommen und wenn er Sonntags in der Schloß- und Universitätskirche predigte, so strömte regelmäßig eine große Menge von Andächtigen hinzu. Drei Jahre nach seiner Uebersiedlung an die Universität Wittenberg machte er, eines früheren Gelübdes wegen, eine Reise nach Rom und mit der größten



Ehrfurcht betrat er den Sitz des Stellvertreters Gottes, als welcher ihm der Papst damals noch galt. Nicht minder versäumte er keine Pilgerandacht und auf den Knieen rutschte er die Scala santa (die heilige Treppe, auf der einst Christus zu Pilatus gegangen sein soll) am Lateran hinauf. Bald jedoch ließ sich sein Auge nicht mehr blenden und sein Inneres empörte sich ob der Unsittlichkeit, die ihm allerorten ganz nackt entgegentrat. Einen noch schlimmeren Eindruck machte der gränzenlose Hochmuth der Herren Cardinäle, sowie das üppige, fast heidnische Treiben am päpstlichen Hofe auf ihn, und wie er nach einigen Wochen den Staub von seinen Füßen schüttelte, wollte es ihn bedünken, daß Rom und die Hölle ganz nahe mit einander verwandt seien. Ein Jahr nach seiner Romfahrt, anno 1512, wurde er Doctor und Professor der Theologie an seiner geliebten Universität Wittenberg und dadurch erweiterte sich natürlich das Feld seiner Thätigkeit um ein Bedeutendes. Vorzüglich aber erzielte er als Prediger die größten Erfolge und in ganz Wittenberg war man darüber einig, daß das Wort Gottes noch nie so rein und eindringlich gelehrt worden sei, als durch ihn. In Folge dessen wurde der Name Luthers mit jedem Jahre ein höher gefeierter und insbesondere hoch schätzte ihn sein gnädiger Herr und Gönner, der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, dessen Herz mit der Universität Wittenberg beinahe verwachsen war.

So kam die Zeit herbei, wo der viel berühmte Tezel im Herbst 1517 seine Ablasskrambude in Züterbogt aufschlug und durch seine eiserne Schamlosigkeit das geringere Volk Wittenbergs schaarenweise anlockte. Sogleich eiferte Luther auf der Kanzel mit gewaltigen Worten gegen den heillosen Unfug, denn wenn man durch das Opfer von einigen wenigen Gulden selig werden konnte, so war die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben ein leerer Wahn. Weil aber der erbärmliche Tezel den Predigten Luthers mit frecher Stirne zu spotten sich erlaubte, schlug dieser am 31. October 1517, am Vorabend vor Allerheiligen, an der Schloß- und Universitätskirche von Wittenberg 95 Theses oder Streitsätze gegen den Ablass an, mit der Erklärung, daß er bereit sei, sie gegen Jeden zu vertheidigen, der den Muth habe, für den Ablasskram einstehen zu wol-

len. Derlei Disputationen waren damals Sitte auf den Universitäten und was Luther that, hatte also an sich nichts Auffallendes. Ueberdem lag in seinen Thesen durchaus nichts Antipäpstliches und nicht einmal mit der Kirchenlehre glaubte er sich durch dieselben in Widerspruch gesetzt zu haben. Er verwarf nemlich nicht die Absolution selbst, sondern nur den Ablass „ohne Reue“, nur die päpstliche Gewalt, Andern „als Bußfertigen“ die Absolution zu ertheilen, und deswegen sandte er auch seine Thesen an die nächsten Bischöfe, insbesondere auch an den Erzbischof Albrecht von Mainz als den Generalablasspender in Norddeutschland, mit der Bitte, der maßlosen Unverschämtheit des Tezel Einhalt zu thun. Trotzdem war der Erfolg der 95 Streitsätze ein ungeheurer und in unzähligen Abschriften und Abdrücken flogen sie alsbald über ganz Deutschland hin. Was Hunderttausende bloß geahnt, das hatte der Doctor Martin Luther klar auseinander gesetzt! Was Hunderttausende heimlich gedacht, dagegen hatte er offen zu protestiren gewagt! In wenigen Wochen also war der Name Luthers in Aller Mund und aus allen Kreisen und Ständen erhoben sich Stimmen, welche ihn als den Vorkämpfer einer neuen Zeit priesen. Die wißbegierigen Jünglinge Deutschlands aber strömten jetzt schaarenweise nach Wittenberg und dadurch hob sich diese Hochschule über alle übrigen empor.

Selbstverständlich geriethen über dem Allem die Römlinge in große Wuth und die Eifrigsten derselben beeilten sich, gegen den kühnen Wittenberger Professor zu schreiben. So als der allererste Tezel selbst und zwar mit der entlehnten Feder des Thomas Wimpina, da er für seine Person aller Kenntnisse ermangelte. So dann der Dominikaner Sylvester Mazolini, von seiner Vaterstadt genannt Prierio Prierias. So weiter Johannes Maier aus dem Dörfchen Eck bei Ellwangen in Schwaben, daher gewöhnlich Doctor Eck genannt, Prokanzler der Universität Ingolstadt und Reßerrichter in Franken und Baiern. So endlich der Dominikaner Hochstraten, Reßerrichter in Köln, der in seiner Hestigkeit geradezu die Verbrennung Luthers als eines Reßers verlangte. Der Papst selbst nahm zuerst keine Notiz von dem „Mönchsgezänk“, wie er den Streit nannte; allein gedrängt von den in Rom äußerst einflußreichen



Dominikanern, welche sich ihres Mitbruders Tegel annahmen, mußte er doch endlich einschreiten und ließ im Sommer 1518 dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen ein Schreiben zufertigen, in welchem er denselben aufforderte, „das Kind der Bosheit“, den Martin Luther, als einen der Ketzerlei Ueberführten an das Tribunal des heiligen Stuhls auszuliefern. Hiegegen opponirte der Kurfürst und brachte es auch richtig so weit, daß dem Luther gestattet wurde, statt in Rom mit dem Inquisitionstribunal Bekanntschaft zu machen, sich vor dem Cardinal Cajetan (Bischof Thomas de Vio von Gaëta), der sich eben in Angelegenheiten des Papstes auf dem Reichstag in Augsburg befand, zu verantworten. Mit sicheren Geleitsbriefen versehen erschien also Luther am 12. October 1518 vor dem päpstlichen Legaten und dieser befahl ihm sofort kurzweg, er solle die 95 Thesen als ketzerisch widerrufen. Luther aber bestand darauf, daß man ihn zuvor widerlege, und so blieb die erste Unterredung resultatlos. Noch zweimal mußte Luther vor Cajetan erscheinen und beide Male fehlte es nicht an harten Drohungen. Allein auch damit erreichte der Cardinal nichts und somit beschloß derselbe, den halsstarrigen Mönch trotz der Geleitsbriefe heimlich fassen zu lassen, um ihn nach Rom zu spediren. Solches erfuhr der ebenfalls in Augsburg anwesende Doctor Staupitz, der Gönner Luthers, noch zu guter Stunde und eilte augenblicklich zu demselben, um sich mit ihm wegen der schnellsten Flucht zu berathen. Auch der Augsburger Rathsherr Langemantel ward mit ins Geheimniß gezogen und in der Nacht vom 19. auf den 20. October 1518 entkam Luther richtig durch ein kleines Pförtchen, das ihm der Rathsherr öffnete. Nun ritt er — das Pferd hatte er von Staupitz — was er reiten konnte, und kam nach wenigen Tagen heil und gesund wieder in Wittenberg an. Zuvor aber, ehe er Augsburg verließ, übergab er einem befreundeten Augsburger Notar eine Appellation „von dem schlecht unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden“ und der Notar heftete diese Appellation am 20. October vor Zeugen an das Thor der Domkirche zu Augsburg an.

Von jetzt an ging's Schlag auf Schlag. Der Legat Cajetan, höchst erbozt über die Flucht Luthers, verlangte vom Kurfürsten von

Sachsen dessen Auslieferung an das Glaubensgericht in Rom und veröffentlichte zugleich ein Decretale des Papstes, Leo's X., in welchem alle die, so etwa gegen den Ablass aufträten, mit dem Banne belegt wurden. Der Kurfürst Friedrich der Weise jedoch, dem die Wahrheit über Alles ging und der dem Luther noch überdem deswegen besonders wohlwollte, weil durch ihn seine Universität Wittenberg in einen überaus großen Flor kam, gestattete demselben, an ein allgemeines Concil zu appelliren, und verweigerte dessen Auslieferung. Jetzt versuchte es die päpstliche Parthei, auf anderem Wege zu ihrem Ziele zu kommen, und plötzlich einlenkend sandte Leo X. in der letzten Woche des Jahres 1518 seinen Kammerherrn, den feinen und gewandten Karl von Miltiz, einen gebornen Sachsen, mit geheimen Aufträgen als seinen Botschafter ins Reich hinaus. Miltiz wandte sich zuerst nach Jüterbogk und ertheilte allda dem Ablasskrämer Tetzel öffentlich wegen seiner Skandalerregung einen solch' scharfen Verweis, daß derselbe, vor Aerger vom Schlag gerührt, nach wenigen Tagen starb. Dann reiste der päpstliche Botschafter an das Hoflager des Kurfürsten, Friedrich's des Weisen, von Sachsen und überreichte ihm von Seiten des Papstes eine geweihte goldene Rose, welche als ein Zeichen besonderer Huld und Gnade galt. Endlich entbot er im Januar 1519 den Luther zu einer Privatunterredung nach Altenburg und sprach ihm da mit solch' süßen Worten und in solch' treuherziger Weise zu, daß derselbe bis zu Thränen gerührt wurde. „Der Mißbrauch des Ablasses“, sagte er zu ihm, „sei schwer zu tadeln; aber noch schlimmer sei es, eine Spaltung in der Kirche hervorzurufen, und deswegen solle Luther den Streit über den Ablass, durch welchen er dem Herzen des heiligen Vaters schweren Kummer bereitet habe, auf sich beruhen lassen.“ Solches versprach Luther, indem er be-theuerte, daß es ihm nie in den Sinn gekommen sei, die römische Kirche oder den Papst herabzusetzen. Nur machte er die Bedingung, daß auch seinen Gegnern Schweigen auferlegt werden müßte, und solche Forderung unbedingt billigend reiste gleich darauf der päpstliche Kammerherr höchlich erfreut — er glaubte fest, die ärgerliche Geschichte sei nun zu Ende — nach Rom zurück. Die Sache war aber nicht zu Ende, denn gleich nach der Abreise des Miltiz forderte



der eben so gelehrte und redegewandte als streitsüchtige Doctor Eck, der sich rühmte, bis jetzt bei allen öffentlichen Disputationen den Sieg davon getragen zu haben, den Wittenberger Professor Andreas Bodenstein von Karlstadt (also einen Kollegen Luthers, der mit diesem damals noch vollkommen harmonirte) auf, zu Leipzig öffentlich mit ihm über die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, in Wahrheit also über den Ablass, zu disputiren. Auch setzte Doctor Eck hinzu, es sei ihm um so lieber, wenn Luther und die andern Wittenberger Theologen ebenfalls mitkämen, denn er sei der Mann dazu, sie alle zu widerlegen. So wurde es für Luther Ehrensache, mit Karlstadt (so nannte sich Andreas Bodenstein gewöhnlich) in Leipzig zu erscheinen, weil sonst alle Welt geglaubt hätte, er gebe seine Sache verloren. Auch begleitete ihn sein soeben neu gewonnener junger Freund Philipp Schwarzerd, auf griechisch „Melanchton“, welcher gerade damals auf die Empfehlung des berühmten Tübinger Humanisten Reuchlin hin als Professor der Philosophie und Theologie nach Wittenberg berufen worden war. Am 27. Juni 1519 begann sodann im großen Saale der alten Pleißenburg bei Leipzig die Disputation und derselben wohnte außer einer Menge von Leipziger Professoren und Studenten auch der Herzog Georg von Sachsen-Thüringen (der Chef der Albertinischen Linie, von der wir früher schon gesprochen haben) mit seinem ganzen Hofe bei. Zuerst stritt sich Eck mit Karlstadt herum und letzterer ärndete dabei keine Ehre. Dann kam Melanchton an die Reihe und auch ihn mußte Eck mit seiner Donnerstimme niederzukanzeln. Endlich ergriff Luther selbst das Wort und nun erst erhielt der berühmte papistische Dialektiker einen Gegner, der ihm gewachsen war. Plötzlich spielte Doctor Eck — Luther nannte ihn später nur den Doctor Dreck — den Streit auf den Ursprung des päpstlichen Primates hinüber, indem er die Behauptung aufstellte, daß die Päbste diesen Primat von jeher, d. i. von dem Tode des Apostels Petrus an besessen und ausgeübt hätten. Es geschah dieß offenbar in der Absicht, den Luther auf eine gefährliche Bahn zu bringen, und letzterer merkte dieß auch recht gut. Deßwegen hielt er aber mit seiner Ueberzeugung keineswegs zurück und wies an der Hand der Geschichte nach, daß der besagte Primat erst

verschiedene Jahrhunderte später vermittelt der bekannten (pseudo-isidorischen) Decretale entstanden sei. Schon dieß noch stark nach Keßerei. Noch weit bedenklicher aber war das, daß Luther auf den Vorwurf Eck's: „er stehe auf demselben Boden wie Wycliffe und Huß“, frischweg bekannte, in der Lehre des Huß und seines Meisters Wycliffe liege, trotz des Anathemas des Concils von Constanz, gar viel Evangelisches und Gottseliges. Nunmehr schrie ihm Eck triumphirend entgegen, daß er die Satzungen der heiligen Kirche verleugne und deßhalb verdiene, gerade wie der Huß, lebendig verbrannt zu werden. Der gut katholische Herzog Georg aber nickte dem päpstlichen Eiferer beifällig zu und eben so that der größte Theil der Anwesenden. Trotzdem ließ sich Luther auch dadurch nicht einschüchtern, sondern blieb fest auf seiner Behauptung. Ja, noch weiter getrieben, erklärte er, daß er nicht den Papst und die Concilien, vielmehr nur allein die heilige Schrift als den Leitstern seines Glaubens und nur allein den Herrn Jesus Christus als den Eckstein der christlichen Kirche anerkenne. So endete das Leipziger Religionsdisputat und dem Luther war es jetzt, als sei ein Alp von seiner Brust genommen. Bisher hatten noch die von Jugend auf gewohnten Anschauungen mit den neugewonnenen gerungen und oft und viel war er in eine tödtliche Seelenangst gerathen, wenn er sich immer und immer wieder sagen mußte, der verdamnte und verbrannte Huß habe doch Recht gehabt. Jetzt aber strahlte die Sonne der Wahrheit hell über ihm und er erkannte sofort, daß er in seinem Innern mit dem Papismus längst gebrochen habe.

Es war ein merkwürdig kühner Schritt, den Luther in Leipzig that; allein eben diese seine Kühnheit riß auch Andere mit fort und fast im Momente fanden sich Geistesgenossen in überraschender Anzahl. Die Humanisten stellten sich fast ohne Ausnahme auf seine Seite und Allen voran der Ritter Ulrich von Hutten, ein preisgekrönter Dichter, dessen Feder so scharf dreinschlug, als sein Schwert. Selbst der feine und hochgelehrte Erasmus, der geistreichste Schriftsteller damaliger Zeit, nahm sich Luthers an und schrieb an den Kurfürsten von Sachsen: „Des Augustiner-Mönchs ganzes Verbrechen bestehe darin, daß er den Geldbeutel des Papstes und die Bäume



der Mönche angegriffen habe“. Ebenso that Georg Spalatin, der Erzieher des sächsischen Kurprinzen Johann Friedrich und zugleich Hofcaplan und Secretär des Kurfürsten Friedrichs des Weisen. Insbesondere aber schloß sich der vielbegabte Philipp Melancthon innigst an Luther an und bewies in zwei Abhandlungen, daß die heilige Schrift hoch über Concilien und Pabst stehe. Wenn nun aber alle Aufgeklärten in Deutschland das Panier Luthers hoch emporhielten, so wurden die Römlinge um so wüthender, und sofort thaten die Universitäten von Löwen und Köln den Ausspruch, daß die Schriften Luthers mit sammt seiner Person auf einen Holzstoß gehörten. Auch der Leipziger Professor Emser trat gegen Luther auf, den er als den Zerstörer aller überlieferten Rechtsordnungen bezeichnete, und der Herzog Georg von Sachsen-Thüringen ließ eine öffentliche, von dem Franziskanermönch Augustin von Alveld verfaßte Warnung gegen die verpestende Ketzerei des Wittenberger Mönchs ergehen. An die Spitze der Römlinge aber stellte sich der Doctor Eck, welcher sich nicht damit begnügte, in seiner gleich nach dem Leipziger Disput veröffentlichten Schrift „über den päpstlichen Primat“ dem Luther die stärksten Schimpfreden an den Kopf zu werfen, sondern auch im Winter von 1519 auf 1520 trotz der intensiven Kälte selbst nach Rom eilte, um die Verurtheilung desselben durch den Pabst persönlich zu betreiben. „Den Erzkler mit Wort und Schrift zu bekämpfen,“ erklärte er der römischen Curie, „sei jetzt nicht mehr an der Zeit, vielmehr müsse derselbe gemäßregelt, gebannt, für vogelfrei erklärt und durchs Feuer vernichtet werden, denn sonst sei es um das Ansehen der Kirche geschehen.“ So gedrängt — die Cardinäle machten mit Doctor Eck gemeinschaftliche Sache — setzte Leo X. ein eigenes Glaubensgericht über den Luther und seine Schriften nieder und wie dieses Gericht urtheilen würde, konnte man zum voraus wissen, da unter seinen fünf Mitgliedern sich auch der Cardinal Cajetan und der Doctor Eck selbst befanden. Nachdem nun übrigens das Gericht sein Verdammungsurtheil abgegeben, erließ der Pabst am 15. Juni 1520 jene berühmte Bannbulle gegen Luther, in welcher (sie führt nach den Worten, mit denen sie beginnt, den Namen: Exurge, Domine) nicht bloß allen geistlichen und weltlichen Obrigkeiten anbefohlen

wurde, den Luther als einen verdorrten Ast der Kirche gebunden nach Rom abzuliefern, sondern welche auch jede Stadt und Ortschaft, in der man den Erzkler noch ferner dulden würde, mit der schrecklichen Strafe des Interdicts bedrohte.

Rom hatte also gesprochen und von einer Verständigung konnte fortan nicht mehr die Rede sein. Natürlich aber zweifelten die Römlinge nicht daran, daß die Bannbulle wie in früheren Zeiten ihre Wirkung thun werde, und somit sandte der Pabst den Doctor Eck nebst dem Cardinallegaten Hieronymus Aleander nach Deutschland, um dieselbe überall zu verkünden. Der Legat wandte sich nach dem Rhein und den Niederlanden und setzte es auch richtig durch, daß die Bulle in Mainz, Köln und Löwen in allen Kirchen verlesen wurde. Um so schlimmer erging es dem Doctor Eck, der seine Schritte nach Nord- und Mitteldeutschland richtete, denn wenn er auch in Brandenburg, Meissen und Thüringen die Verkündigung des Banns zu Stande brachte, so verweigerte man ihm dieß sonst überall. Noch mehr, wenn es ihm da und dort gelang, das Schriftstück bei Nacht und Nebel an eine Kirchthüre anheften zu lassen, so durfte er gewiß sein, daß es sofort am andern Morgen von einer wüthenden Menge abgerissen und in den Staub getreten wurde. Ja ihn selbst überhäufte man, wo er sich sehen ließ, mit solch' handgreiflichen Insulten, daß er, wenn er nicht todtgeschlagen werden wollte, eilends nach seiner Heimath Ingolstadt zurückflüchten mußte. Der Doctor Martin Luther dagegen erhielt von allen Seiten aufmunternde Zuschriften und Tausende erboten sich, ihr Leben für ihn einzusetzen. So der Ritter Sylvester von Schaumburg, der ihm im Namen von hundert gleichgesinnten Genossen schrieb. So weiter Ulrich von Hutten, der die Bannbulle mit der bittersten Satyre geißelte, und der gewaltige Franz von Sickingen, der (es wird später noch weiter von ihm die Rede sein) dem Gebannten seine starke Ebernburg als sichere Zufluchtsstätte anbot. So endlich der Kurfürst Friedrich der Weise selbst, der dem Pabste frank und frei erklären ließ, er werde dem Doctor Luther gegen die Schrecken der Kirchengewalt so lange, als derselbe nicht mit öffentlichen und klaren Zeugnissen der heiligen Schrift widerlegt sei, vollkommene Freiheit und Sicherheit gewähren. Kurz



also, die Besten der deutschen Nation standen hinter dem kühnen Wittenberger und dieß fühlend schrieb derselbe dem Papste im October 1520, nachdem er vorher eine fulminante Schrift „wider die Bulle des Antichrists“ hatte erscheinen lassen, einen förmlichen Absagebrief. Ja am 10. December 1520 zog er an der Spitze der ganzen Studentenschaft und vieler Bürger von Wittenberg vor das Elstertbor, ließ dort in aller Eile einen Holzstoß errichten und anzünden und warf die Bannbulle nebst dem kanonischen Rechtsbuch mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer“, in die Flammen.

Jetzt hatte Luther die Brücke hinter sich abgebrochen und daß er sich dessen gar wohl bewußt war, davon zeugen die Schriften, welche er nun hinter einander in die Welt hinaus sandte. So die Flugschrift: „An den Kaiser und den christlichen Adel deutscher Nation“, in welcher er mit zündender Beredtsamkeit darlegte, daß die Mauer, hinter welcher der Papismus sich verschanzt habe, niedergeworfen und eine neue deutsche Kirche aufgebaut werden müsse. So weiter das Büchlein „von der Freiheit des Christenmenschen“, in dem er gegenüber des päpstlichen Ablasses und der Dispense das Wesen der wahren christlichen Sittenlehre darlegte. So endlich die Zornschrift: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“, worin er dem von Rom als dem neuen Babel erfundenen Gottesdienst mit dem Seciermesser zu Leibe ging und die Messe, die Transsubstantiation (Wandlungslehre im Abendmahl), die sieben Sacramente, die Wallfahrten, das Eölibat und die Bettelklöster als elende Menschenfakungen verwarf. Je kühner aber Luther das Tafeltuch zwischen dem Papismus und dem wahren Christenthum entzweischchnitt, um so höher stieg die Begeisterung für ihn und in allen Kreisen, in allen Gauen Deutschlands verschlang man mit gieriger Hast Alles, was er drucken ließ. Sein Name war in Aller Mund und sein: „Los von Rom, von den Ketten des Papstthums!“ wurde die Losung für Hunderttausende. Auch regnete es jetzt förmlich Pamphlete, Flugschriften und Spottgedichte auf das Papstthum, und jede dieser satyrischen Erscheinungen, von denen die meisten noch extra mit grotesken Holzschnitten verziert waren, suchte die andere (wie z. B.

„Der Courtisan und der Pfründenfresser“, sodann: „Die Klag und Bitt der deutschen Nation an den allmächtigen Gott umb Erlösung auß der Umarmung des Antichrists“, weiter: „Der Karsthans gegen den Gauch von Rom“, endlich: „Der Murner Leviathan, der gehobelte Eck und der triumphirende Hochstraten“) an Witz und Verbeistheit zu übertreffen. Kurz die Sache Luthers wurde von der Mehrzahl der deutschen Nation zu der ihrigen gemacht und die Mordwaffe, welche Leo X. geschleudert, fiel wirkungslos zu Boden.

### Drittes Kapitel.

#### Kaiser Karl V. und der Reichstag zu Worms.

(1520—1524).

Maximilian's I. ältester Enkel Karl, geboren zu Gent am 24. Februar 1500, war nach dem Willen seines Großvaters in den Niederlanden erzogen worden und diese seine Erziehung leitete, was die Staatskunst und das Kriegswesen anbelangt, sein Oberhofmeister Wilhelm von Croÿ, Herr von Chièvres, ein hochgeborener flandrischer Edelmann, in allem Uebrigen aber der Utrechter Priester Hadrian Floriszoon, ein strenggläubiger Katholik von großer Gelehrsamkeit und untadelhaften Sitten. Die Natur hatte den jungen Prinzen mit guten Gaben ausgestattet und schon sehr frühe reifte sein Verstand. Eben so frühe entwickelte sich seine Thatkraft, wenn auch sein Körper stets etwas schwächlich blieb, und an Selbständigkeit des Willens fehlte es ihm ohnehin nicht. Auch war ihm von den ersten Kinderjahren an eine große Ehrfurcht vor der heiligen katholischen Religion eingeflößt worden und nicht minder hatte man ihm das Bewußtsein beigebracht, daß er dazu bestimmt sei, dereinstens ein großmächtiges Ländergebiet zu beherrschen. So konnte es nicht feh-



len, daß er von der Bedeutsamkeit seines eigenen Ichs schon als Jüngling tief durchdrungen wurde, und mit diesem Egoismus paarte sich schnellstens eine ernste, schweigsame Verschlossenheit, welche sonst dem jugendlichen Alter nicht eigen zu sein pflegt. Als sein Vater Philipp der Schöne starb, zählte er erst sechs Jahre und doch fielen ihm damals schon die Niederlande als burgundisches Erbe zu. Nach dem Tode seines mütterlichen Großvaters, Ferdinands des Katholischen (23. Januar 1516) erbte er Spanien und Neapel sowie das eben entdeckte Amerika und hiezu kamen endlich nach Maximilians I. Ableben (12. Januar 1519) auch noch die habsburgischen Lande in Deutschland, nemlich Oestreich, Steiermark, Kärnthén, Krain, Tyrol und Borderösterreich. Das war zusammen genommen ein wahrhaft kolossales Erbe und wenn vollends die nach Maximilians I. Tod erledigte deutsche Kaiserkrone dazu kam, so gehorchte ihm die größere Hälfte von Europa.

Ueber die Kaiserwahl konnten die in Frankfurt versammelten Kurfürsten lange nicht einig werden. Für den jungen, in Spanien abwesenden Karl wirkte außer seinem Gesandten, dem Cardinal Matthäus Lang, Coadjutor des Erzstifts Salzburg, hauptsächlich seine Tante Margarethe, die Tochter Maximilians I., welche dieser seiner Zeit mit dem Kronprinzen Johann von Spanien vermählt und nach dessen Tode zur Statthalterin der Niederlande ernannt hatte, und die Mittel zum Wirken — über 850,000 Goldgulden — lieferte vorschußweise das reiche Haus Fugger zu Augsburg. Gegen Karl konnte man einwenden, daß er als Beherrscher Spaniens, Neapels und Amerikas unmöglich ein Herz für die deutschen Angelegenheiten haben könne, und deswegen warfen Einzelne unter den Wählern ihr Auge auf den Kurfürsten Friedrich den Weisen von Sachsen. Allein Letzterer erklärte, zu dieser hohen Würde viel zu alt zu sein, und so mußte man wieder von ihm absehen. Um so eifriger dagegen bewarb sich der ritterliche König von Frankreich, Franz I. um die vakante Krone und nicht nur operirte sein Günstling und „Ambassadeur“, der Admiral Bonnivet, den er mit großen Geldsummen versehen hatte, mit vielem Geschick für ihn, sondern es legte selbst der Papst Leo X. sein gewichtiges Wort für ihn in die Wagschale. So zog sich das

Intriguenspiel durch volle fünf Monate hin, allein endlich sahen die Herren Kurfürsten doch ein, daß ein so despotischer Alleinherrscher, wie Franz I. von Frankreich, für die Souverainetät der deutschen Landesherren viel zu gefährlich sei, während umgekehrt die unermessliche Ländermasse, über welche der Habsburger Karl zu gebieten habe, ihn bald dahin bald dorthin führen müsse, was für die Ausbildung der fürstlichen Landeshoheit in Deutschland nur förderlich sein könne. In Folge dessen ging am 28. Juni 1519 der genannte Habsburger, von jetzt an Kaiser Karl V. geheißen, einstimmig aus der Wahlurne hervor; nicht jedoch, ohne daß man ihm vorher verschiedene Bedingungen, sogenannte Wahlcapitulationen, vorgelegt hätte, welche hauptsächlich in Nachfolgendem bestanden. Erstens mußte er sich verpflichten, die Stände bei ihren hergebrachten Freiheiten, wie man sich ausdrückte — man hätte aber besser gesagt: „Vorrechten“ — und insbesondere die Kurfürsten bei ihren „Hohheiten“ zu belassen. Zweitens durfte er als deutscher Kaiser ohne Zustimmung der Kurfürsten keine Bündnisse eingehen und ohnehin keinen Krieg erklären. Die dritte Vorschrift, die man ihm machte, war, die Stände nicht mit Steuern zu beschweren. Die vierte, keine fremden (spanische oder italienische) Truppen ohne Bewilligung der Kurfürsten ins Land zu ziehen. Die fünfte endlich, die Zusammenkünfte und Vereinigungen der Kurfürsten nicht zu hindern, dagegen aber die Bündnisse der Städte, der Kaufleute und des Adels zu verbieten. Zu solchem Allem mußte sich Karl V. vor seiner Wahl verpflichten und man sieht also, daß die Herren Kurfürsten ihr Interesse bei jenem Acte gar sehr im Auge hatten.

Nach geschehener Wahl stand es noch volle sechzehn Monate an, bis der neue Kaiser nach dem Reiche herauskam (er hatte vorher eine Empörung in Spanien zu dämpfen) und während dieser Zeit fungirten die beiden Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz, der erste im Norden, der zweite im Süden, der goldenen Bulle gemäß, als Verweser. Endlich aber fand der Kaiser Karl V. doch Zeit, den deutschen Landen einen Besuch abzustatten und ward sofort am 23. October 1520 in Aachen feierlichst gekrönt. Daraufhin zog er langsam den Rhein herauf nach Worms, wohin er die Fürsten und



Stände auf den 6. Januar 1521 zu einem Reichstag entboten hatte, und Aller Augen waren jetzt auf den erst zwanzigjährigen Herrscher, der sich rühmen konnte, daß in seinen Staaten die Sonne nie untergehe, gerichtet. Mit besonderer Spannung aber sah man dem Hauptgeschäft des Reichstags, nemlich der Schlichtung der religiösen Streitigkeiten entgegen, und Viele erwarteten in dieser Beziehung Großes von Karl V. Konnte ja doch derselbe dem Papste unmöglich besonders hold sein, weil dieser bei der Kaiserwahl auf Seiten des französischen Königs gestanden war! Ueberdem sah man es als ein gutes Zeichen an, daß der junge Monarch ohne sich lange zu besinnen einwilligte, „es solle der Doctor Luther auf dem Reichstag zum Verhör vor gelehrten und sachkundigen Personen erscheinen“, und auf diesem seinem Willen beharrte, trotzdem der Papst das kategorische Verlangen an ihn stellte, die gegen Luther erlassene Bannbulle sofort in Vollzug zu setzen. Trotzdem aber wie falsch erwiesen sich nicht alle hierauf gebauten Erwartungen! Karl V., der Enkel eines Ferdinand, der den Beinamen des Katholischen führte, konnte sich ein Christenthum ohne Papstthum gar nicht denken und mußte daher schon von vornherein gegen den Luther und seine Lehre eingenommen sein. Ueberdem verstand er die deutsche Sprache nur äußerst unvollkommen und hatte also gar keinen Begriff von den deutschen Bestrebungen. Endlich herrschte er über Länder, deren Bewohner — ich meine die Spanier und Neapolitaner — dem dickst aufgetragenen Katholicismus huldigten, und diese, an denen ihm weit mehr lag, als an den von ihm für Barbaren gehaltenen Deutschen, wären sicher in Revolten ausgebrochen, wenn er sich dazu hergegeben hätte, eine kaiserliche Neuerung zu begünstigen. Einen freisinnigen Entscheid in Sachen des Doctor Martin Luther durfte man also von ihm nicht erwarten; allein das war möglich, daß er im Anfang ein wenig lavierte, ehe er für den Papst durch Dick und Dünn eintrat. Er hatte nemlich wegen Italien seine eigenen Pläne, wie wir später sehen werden, und um diese Pläne durchzuführen, bedurfte er nothwendig der Beihülfe des Papstes. Wie aber konnte er diesen, der zu Franz I. von Frankreich hielt, zu sich herüberziehen? Ei sehr leicht dadurch, daß er sich anstellte, als ob er auf die Lutherische Seite

hinüberneige und gesonnen sei, den Neuerer gewähren zu lassen. Doch sehen wir nun, was in Worms geschah.

Am 28. Januar 1521 wurde der Reichstag dorten eröffnet und erschienen waren alle Kurfürsten, sowie eine Menge von Bischöfen, Fürsten, Grafen, Herren und Städteboten. Die Versammlung bot also einen glänzenden Anblick und mit den höchsten Ehren wurde der junge Kaiser empfangen. An die Geschäfte aber ging man erst nach einigen Wochen und zwar vor allem daran, daß nach dem Willen Karls V. die habsburgischen Lande (Oestreich, Steiermark, Kärnthén, Krain, Tyrol und Borderösterreich) seinem jüngeren Bruder Ferdinand (derselbe war anno 1503 zu Alcalá in Spanien geboren und auch daselbst erzogen worden) übertragen wurden. Die Aufgabe nemlich, außer Spanien, Neapel, den Niederlanden und Amerika auch noch das fern gelegene Oestreich zu beherrschen, erschien dem Kaiser viel zu schwer und damit waren die Oestreicher selbst vollkommen einverstanden. Die Ausfertigung und Documentirung dieses wichtigen Actes geschah übrigens erst am 28. April 1521 und damit wurde die deutsche Linie des Hauses Spanien-Burgund-Oestreich gegründet. Nachdem man hiemit zu Ende gekommen, trug der Kaiser darauf an, daß der neue Beherrscher Oestreichs ihn zu allen Zeiten, wo er von Deutschland abwesend sein müsse — und daß solche Fälle öfters vorkommen würden, konnte man voraussehen — als kaiserlicher Statthalter zu vertreten habe, und auch hierein willigten die Stände. Doch setzten sie es ihrerseits durch, daß dem Reichsstatthalter ein aus zweiundzwanzig Mitgliedern bestehender und von ihnen selbst gewählter Regimentsrath beigelegt werden solle, denn sie wollten als Territorialherren in der Regierung auch ein Wort mitzusprechen haben. Nun endlich ging man an die kirchlichen Angelegenheiten, zu deren Schlichtung der Doctor Martin Luther längst auf die Mitte des Aprils 1521 vorgeladen worden war. Der Kaiser hatte ihm einen eigenen Herold mit einem Sicherheitsbriefe entgegengesandt und von sämtlichen Fürsten, durch deren Gebiet seine Reise von Wittenberg nach Worms ging, waren ihm ebenfalls derlei Briefe zugestellt worden. Dennoch befürchteten seine Anhänger, in Erinnerung an das Schicksal des Huf, das Schlimmste und wollten



ihn zurückhalten; allein frischen Muthes erwiderte er: „Wurde auch Fuß zu Asche, so konnte man doch die Wahrheit nicht verbrennen“, und bestieg, begleitet von einigen Freunden, wie Justus Jonas und Amsdorf, zu Anfang April den Reisewagen. Diesem voraus ritt der kaiserliche Herold Kaspar Sturm und in allen Städten, durch die man kam, bereitete man dem Reformator einen festlichen Empfang. So glich die Reise fast einem Triumphzuge und da und dort wollte man ihn gar nicht mehr fortlassen. In Oppenheim warteten seiner einige Freunde und Gönner, darunter der Hofkaplan Spalatin, und riefen ihm dringend, wieder umzukehren. Er aber sprach: „Ich will nach Worms hinein, und wenn auch so viele Teufel drinnen wären, als Ziegel auf den Dächern sind“. Am 16. April Mittags traf er daselbst ein und alle Welt, auch die vornehme, drängte sich, den kühnen Mönch zu sehen. Seine Herberge war ihm in demselben Hause, das verschiedene sächsische Herren mit dem Reichsmarschall von Bapenheim bewohnten, bereitete und gleich den andern Tag, am 17. April, holte ihn der Herold Kaspar Sturm in den Bischofshof — in dem mächtigen Saale dieses Palastes tagte der Reichstag — zum Verhöre ab. Das Gedränge hätte nicht größer sein können und selbst die Dächer waren mit Zuschauern besetzt. Um vier Uhr Mittags betrat Luther den Saal; im Hineingehen aber klopfte ihm der tapfere Feldhauptmann Georg von Frundsberg auf die Achsel und sprach einige aufmunternde Worte zu ihm. „Mönchlein, Mönchlein“, lauteten dieselben, „du gehst einen schweren Gang, dergleichen ich und mancher Feldoberster in der heissesten Schlacht nicht gethan haben; bist du aber deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, er wird dich nicht verlassen“.

Die Versammlung im Saale war eine überaus glänzende. In der Mitte saß der Kaiser und rechts und links von ihm hatten die Kurfürsten Platz genommen. Dann kamen die Erzbischöfe und Bischöfe, darunter der päpstliche Legat Aleander, und weiter zurück die weltlichen Herzoge, Fürsten und Grafen. Den Schluß bildeten die Minister, die Gesandten und höheren Bediensteten, sowie die Ritter und die Abgeordneten der Städte. Alles starrte den Luther an, der, *hager von Statur* und blaß von Arbeit und Sorge, in seiner Mönchs-

lutte einen merkwürdigen Gegensatz zu der vornehmen Gesellschaft bildete. „Der soll mich nicht zum Reher machen“, flüsterte der Kaiser halblaut, als er den unscheinbaren Mann in tiefer Verwirrung, gleichsam geblendet von so viel Schimmer, vor sich stehen sah. Sofort legte ein Official dem Luther eine Anzahl seiner eigenen Schriften vor und stellte in einem Athem die gedoppelte Frage an ihn, ob er der Verfasser derselben und als solcher bereit sei, sie zu widerrufen. Die erstere Frage bejahte Luther; wegen der zweiten aber erbat er sich Bedenkzeit, denn „es gelte Gottes Wort und der Seele Seligkeit“. Daraufhin berieth sich der Kaiser mit den ihm zunächst sitzenden und gewährte die Bedenkzeit bis auf den andern Tag, zugleich die Sitzung aufhebend.

Den andern Tag, am 18. April 1521, Abends sechs Uhr, ward Luther abermals vor den Reichstag geführt; aber die Verlegenheit hatte er jetzt, wie wenn er bereits an den Glanz gewöhnt wäre, abgestreift und dafür seine ganze Kraft und Entschlossenheit wieder gewonnen. „Seine Schriften“, sprach er, „seien dreierlei Art. Die Einen handelten vom Glauben und den christlichen Werken; diese hätten selbst seine Widersacher nicht verworfen und somit könne er sie nicht widerrufen. In den Zweiten werde das Papstthum angegriffen, welches mit seinen falschen Lehren und Ansprüchen schon so viel Unheil unter der Christenheit angerichtet habe, und diese könne er ebenfalls nicht widerrufen. Die Dritten endlich seien Streitschriften, gewechselt mit seinen Gegnern, und da möge er wohl manchmal in seiner Heftigkeit Worte gebraucht haben, die sich wenig geziemen. Das hätten aber auch seine Gegner gethan und somit möge seine Sprache zu entschuldigen sein. Im Uebrigen werde er nie anstehen, in Allem und Jedem sein Unrecht zu bekennen und sogar seine eigenen Bücher ins Feuer zu werfen, sobald man ihm aus der heiligen Schrift beweise, daß er Unrecht habe.“ In solchem Sinne, obwohl viel ausführlicher, sprach Luther und dabei kam der merkwürdige Fall vor, daß er seine ganze Rede lateinisch wiederholen mußte, weil ihn der Kaiser aus Mangel an Kenntniß der deutschen Sprache nicht verstanden hatte. Einen großen Gefallen jedoch hatte die Majestät offenbar an dem Gehörten nicht, denn sowie Luther geredet, mußte ihn



der kaiserliche Official laut auffordern, kurzweg zu widerrufen. „Man könne sich“, hieß es, „nicht in Einzelheiten einlassen und noch weniger in eine Disputation; den lästigen Handel selbst dagegen wolle man ein für allemal abgethan wissen und somit fordere man ihn auf zu erklären, daß er Alles zurücknehme, was etwa in seinen Schriften für legerisch erfunden werde.“ Ob solcher Zumuthung nun erhob Luther seine Augen kühnlich auf den Kaiser und sprach mit fester Stimme also: „Weil denn Kaiserliche Majestät und Kurfürstliche Gnaden eine schlichte und klare Antwort begehren, so will ich eine geben, so weder Hörner noch Zähne hat. Weil mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, will und kann ich nichts widerrufen, es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit einleuchtenden Gründen überwiesen werde, denn ich glaube weder dem Papst noch den Conzilien allein, da sie oft geirrt haben und vielfach mit sich selbst im Widerspruch stehen. Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir, Amen.“

Diese schlichten Worte Luthers machten auf Viele einen überwältigenden Eindruck und namentlich der Kurfürst von Sachsen schwur sich in seinem Innern zu, die Sache des Reformators durchaus zu der seinigen zu machen. Um so wüthender wurden die Römlinge und der Legat Aleander forderte geradezu vom Kaiser, er solle dem Luther das Schicksal des Hufz bereiten. Solche Forderung jedoch wies Karl V. zurück, denn nicht nur stand der berühmte Franz von Sickingen mit vierhundert Rittern zum Schutze Luthers bereit, sondern es war auch zu befürchten, daß die Bürger von Worms einen Aufruhr erheben würden, sobald man dem Reformator nur ein Haar krümme. Weil nun übrigens vom Kaiser nichts zu erlangen war, verlegte man sich auf Drohungen, um mittelst derselben doch noch einen Widerruf zu erzwingen, und namentlich der Erzbischof Richard von Trier leistete hierin Unglaubliches. Allein es war Alles vergeblich; der Doctor Luther blieb unerschütterlich standhaft. „Ist“, erwiderte er zuletzt mit Würde, „meine Sache nicht aus Gott, so wird sie in Bälde untergehen, ist sie aber aus Gott, so wird man sie nicht können dämpfen.“ Nach dieser Antwort war an einen gütlichen Ausgleich nicht mehr zu denken und der Kaiser mußte sich also

jetzt entscheiden, ob er den kühnen Mann ruhig heimwärts ziehen lassen oder aber ihm das Geleite brechen wolle. Er entschied sich aber, weil der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, sowie der Herzog Georg von Sachsen-Thüringen trotz ihrer anerkannt gut katholischen Gesinnung den Wortbruch für eine Niederträchtigkeit erklärten, für das Erstere und am 26. April 1521 verließ Luther gänzlich ungefährdet die Stadt. Man glaubte nun, daß der Kaiser alsbald die Acht über den Abgereizten verhängen werde; aber es verging eine Woche und mehr und der Kaiser blieb stumm. Da, am 8. Mai 1521, ließ sich Papst Leo X. in seiner Eigenschaft als weltlicher Beherrscher des Kirchenstaats dazu herbei, dem Kaiser seine Hülfe zuzusagen, falls derselbe wegen Oberitaliens mit dem Beherrscher Frankreichs in Krieg verwickelt werden würde, und nun, nachdem hierüber ein Vertrag zu Stande gekommen war, zögerte Karl V. nicht länger, die Reichsacht über den Ketzer von Wittenberg auszusprechen. Es geschah dieß am 25. Mai, nachdem der Kurfürst von Sachsen mit vielen andern Reichsständen Worms bereits verlassen hatte, und in der Ahtserklärung, dem sogenannten „Wormser Edict“, wurde allen Fürsten und Obrigkeiten anbefohlen, den Luther zu fassen, wo sie ihn träfen. Daraufhin schloß der Kaiser den Reichstag und eilte schnellstens nach Spanien, wo seine Gegenwart eines daselbst ausgebrochenen Aufstandes wegen äußerst nothwendig war.

Als die Ahtserklärung bekannt gemacht wurde, konnte man dem Luther längst nichts mehr anhaben. Der Kurfürst Friedrich der Weise nemlich hatte demselben noch in Worms einen Wink gegeben, daß er es für nothwendig halte, ihn auf einige Zeit an einen sicheren Ort bringen zu lassen, und wie nun der Reformator auf der Heimreise nach Wittenberg in dem Walde zwischen dem Dorfe Möhra und dem Städtchen Waltershausen ankam, ward sein Wagen von einigen verkappten aber wohlbewaffneten Reitern angehalten. Diese rissen ihn dem Anschein nach mit roher Gewalt heraus, setzten ihn auf ein Pferd und brachten ihn in einen Reitermantel gehüllt nach der Wartburg. Hier mußte er sich Haar und Bart wachsen lassen, damit er vollkommen unkenntlich würde, und man redete ihn nie anders an, als „Herr Ritter Georg“. Im Uebrigen hielt ihn der



Schloßhauptmann von Berlapsch wie einen vornehmen Gast seines Herrn, des Kurfürsten, und that ihm alle nur erdenkliche Ehre an. Nur in die Außenwelt sollte nichts von seiner Anwesenheit dringen, denn Friedrich der Weise fürchtete, es könnte doch den Ultrakatholischen einfallen, gegen den theuren Gottesstreiter Gewalt zu brauchen.

War die geistige Aufregung in Deutschland schon früher eine große gewesen, so wuchs sie jetzt nach den Vorgängen in Worms, besonders nach der Aetzserklärung und dem Verschwinden Luthers ins Ungeheuerere. In den Niederlanden verbrannte man dem Kaiser zu lieb die Schriften Luthers auf den öffentlichen Marktplätzen und ebenso that man auch vielfach in Baiern, in Oestreich, in der Mark Brandenburg, in dem Theil Sachsens, den der Herzog Georg beherrschte, sowie in den meisten Territorien der Herren Erzbischöfe und Bischöfe. Nicht minder verdammten die Pariser Theologen die Lehren des Wittenberger Mönchs und Doctor Eck säumte nicht, dieses Urtheil der Pariser Facultät in Deutschland öffentlich bekannt zu machen. In allen übrigen Gauen unseres Vaterlandes aber ergriff man aufs eifrigste Parthei für den „Ungehört-Berurtheilten“ und es erschienen der Volkschriften eine Menge, die ihn geradezu verherrlichten. So z. B. „Doctor Martin Luthers Passion“, worin die Leiden des Reformators mit den Leiden Christi verglichen wurden. So der „Neuklarsthan“, in dem sich der Ritter Franz von Sickingen mit einem Bauern über das Verderbniß der katholischen Kirche und die Entartung des Clerus unterhält. So der „Dialogus zwischen Runz und Fritz“ gegen den „Fetzenlumpen“ Doctor Eck und andere „Ablasnarren“. So das Pamphlet „Von dem Pfründenmarkt der Courtisanen und Tempelnächte“, welches an Verbittheit nichts zu wünschen übrig läßt, und so endlich: „Die Lutherische Streblatz“, in der die Gegner Luthers als gemeinschädliche Thiere figuriren. Ja der berühmte Erasmus selbst gestand in einem Schreiben an den König Heinrich VIII. von England zu, daß fast kein Buchhändler es wage, auch nur ein Wörtlein gegen den Luther zu drucken, während gegen den Pabst und die Clerisei die Flugschriften gleichsam über Nacht aus dem Boden wüchsen und Hunderttausende von Lesern fanden. Statt daß also die Lehre Luthers durch dessen Aetzserklärung

für immer, wie die Päpstlichen hofften, abgethan gewesen wäre, machte sie vielmehr riesige Fortschritte und das Meiste trug hiezu der „verschwundene“ Reformator selbst bei. Wenn er nemlich auch im allerersten Anfang seines Aufenthalts auf der Wartburg der stillen Einsamkeit wegen gar oft trüben Stimmungen unterworfen war (er nannte sie Anfechtungen des Satans und warf einmal das Tintenfaß nach dem Versucher), so lehrte ihm doch, nachdem er von seinen Vertrauten (Spalatin, Amsdorf, Melancthon und Justus Jonas, mit denen er nach wenigen Wochen schon insgeheim in Verkehr treten durfte) erfahren hatte, wie warm das deutsche Volk seine Sache erfasse, der volle Muth wieder und er legte sofort die Hand an ein Werk, welches gleichsam der Eckstein der Reformation wurde. Das ist auf der Wartburg begann er die Uebersetzung der heiligen Schrift ins Deutsche und unterzog sich dieser Riesenarbeit mit einem Fleiß, einer Beharrlichkeit, einem Feuer und einer Sachkenntniß, daß man ihn nur staunend bewundern kann. Freilich gab es auch schon früher deutsche Bibeln, aber sie waren sämmtlich nur Uebersetzungen der Vulgata, ich meine jener fehlerhaften Lateinbibel, welche im Abendlande seit Jahrhunderten im Gebrauch war. Er dagegen übersezte aus dem Urtext und welche Schwierigkeiten da überwunden werden mußten, dieß begreift man nur, wenn man es sich ins Gedächtniß zurückruft, daß man damals kaum erst angefangen hatte, diese Sprachen (im Hebräischen mußte man sich von Rabbinern unterrichten lassen) wieder kennen zu lernen. Ueberdem wie übersezte er! Kein einziger Sterblicher hat es ihm auch nur annähernd gleich zu thun vermocht und noch jetzt gilt seine Uebersetzung als ein Musterwerk deutscher Sprache und deutschen Gemüths. Allem Volk ward dadurch das Wort Christi und seiner Apostel klar, denn Luthers schlichte, einfache, fast kindliche Ausdrucksweise konnte Niemand mißverstehen. So sehr ihn nun übrigens dieses Riesenwerk, an dem er im Ganzen zehn Jahre lang arbeitete, in Anspruch nahm, so fand er doch auch noch Zeit zu andern Geistesproducten und namentlich erschien damals von ihm die deutsche Kirchen- und Hauspostille, jene unübertreffliche Sammlung von Jahrespredigten, mit welcher er die deutschen Herzen so mächtig für das Evangelium zu begeistern wußte. Nicht minder



jüchtigte er den Erzbischof von Mainz, der nach dem Verschwinden Luthers eine neue Ablassbude in Halle errichten zu lassen gewagt hatte, mit solch' scharfen Worten, daß dieser mächtige Kirchenfürst sich demüthig vor dem geächteten Mönche beugte und die Bude alsbald wieder eingehen ließ. Endlich eiferte er auch noch in zwei Brochüren gegen die Ohrenbeichte und die Klostergelübde, und alle diese Schriften wurden buchstäblich von Vornehm, wie von Gering, verschlungen.

Eben so eifrig erwiesen sich die Mitstreiter Luthers und in erster Linie nenne ich den Philipp Melancthon, dessen ich schon früher Erwähnung gethan habe. Er schrieb damals in lateinischer Sprache sein Handbuch der christlichen Glaubenslehre (*Loci communes rerum theologicarum*), wobei er sich bloß an das Neue Testament hielt, und brachte damit erstmals wissenschaftliche Klarheit in die lutherische Lehre. Weit stürmischer wirkte Ulrich von Hutten, dessen Kühnheit wir bereits kennen gelernt haben, denn seit dem Tage von Worms schien seine Feder in Galle getaucht zu sein und er ging mit dem Papste um, als wäre derselbe der Inbegriff aller Niederträchtigkeiten. Ein weiterer Mitstreiter war Friederich Nykolaius, ein entflohener Franciskaner-Mönch, der in Gotha als Prediger und Seelsorger wirkte, während ein Viertes, Johannes Hufgen, genannt Decolampadius, nachdem er das Kloster Altenmünster bei Augsburg verlassen, in Basel die neue Lehre förderte. Als Fünften führe ich an den Martin Bucer aus Schlettstadt, den die Straßburger für sich gewannen, und als Sechsten den Ambrosius Blaurer aus Constanz, der dem Benedictinerkloster zu Alpirsbach entran, um seine Vaterstadt zu reformiren. Endlich ragen noch besonders hervor Urbanus Rhegius aus Langenargen am Bodensee, ein früherer Freund des Doctor Eck, der aber diese Freundschaft zerriß, um an der Domkirche zu Augsburg das Evangelium zu predigen; weiter Johann Bugenhagen, der Reformator und Geschichtsschreiber Pommerns, welcher den Born der Wahrheit in Wittenberg selbst geschöpft hatte; endlich Andreas Hofmann, genannt Osiander, aus Gunzenhausen, der feurige Prediger an der St. Lorenzkirche in Nürnberg.

Es waren aber nicht bloß die Gelehrten und Geistlichen, welche die Lehre Luthers verbreiteten, sondern auch die Laien und in erster

Linie die Bürger in den Reichsstädten. So berief der hohe Rath von Ulm den Konrad Sam, der von Schwäbisch-Hall den Johann Brenz, der von Wimpfen den Erhard Schnepf, und ganz ebenso handelten die Städte Memmingen, Neutlingen, Heilbronn, Eßlingen, Rothenburg an der Tauber, Baireuth, Worms, Frankfurt am Main, Bremen, Hamburg, Stolpe, Danzig und Andere. Den allergrößten Vortheil übrigens zog die Reformation aus dem Beitritt zweier bedeutenderen Landesherren, nemlich aus dem des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen und aus dem des Landgrafen Philipp von Hessen, welchen man den Großmüthigen nannte. Beide, durch das Lesen der heiligen Schrift eines Bessern belehrt, warfen den Papiismus aus voller Ueberzeugung von sich und machten dadurch die in Worms gefaßten Beschlüsse zu einem todten Buchstaben. Wiederholen aber muß ich, daß Luther selbst durch seine mächtige Persönlichkeit und seine noch außerordentlichere Begabung der Mittelpunkt blieb, um den sich Alles drehte, gerade wie die Universität Wittenberg als der Heerd anzusehen war, an welchem die reformatorischen Speisen gekocht wurden.

Mit Riesenschritten breitete sich also die neue Lehre aus und in zwei Dritttheilen von Deutschland wäre es nach kurzem schon ganz unmöglich gewesen, das Wormser Edict in Ausführung zu bringen. So freudig nun aber auch die Brust Luthers hiedurch gehoben wurde, so tief mußte es ihn betrüben, eben jetzt die bittere Erfahrung zu machen, daß der Samen der Zwietracht das große Werk zu zerstören drohe. In Wittenberg gehörte der Professor Andreas Bodenstein aus Karlsstadt, gewöhnlich nur Doctor Karlsstadt genannt — derselbe, der mit Luther in Leipzig gegen den Doctor Eck gestritten hatte — zu den eifrigsten Anhängern der neuen Lehre, allein sein Kopf war etwas unklar und überdem plagte ihn der unersättlichste Ehrgeiz. Sowie also Luther auf der Wartburg saß, glaubte er seine Stelle als Reformator einnehmen zu können, und fing an, gegen alle Satzungen, Einrichtungen und Gebräuche der Kirche, so weit man sie bis jetzt in Wittenberg noch hatte fortbestehen lassen, als vollkommen unchristlich von der Kanzel herab zu donnern. Zu gleicher Zeit eiferte in Zwickau ein hussitischer Schwärmer, mit Namen Claus Storch,



ein Tuchmacher seines Handwerks, gegen die Kindertaufe, weil Unmündige keinen Glauben haben könnten, und ihm schloß sich sofort der von Natur demagogisch angelegte Thomas Münzer aus Stolberg, seit 1520 erster Hauptprediger in Zwickau, nebst einem andern Geistlichen, Markus Stübner, an. Weil sie aber mit ihren Anhängern nicht bloß das Taufen der Kinder gewaltsam hinderten, sondern auch die Wiedertaufe der Erwachsenen erzwangen, wurden sie vom Zwickauer Magistrat aus der Stadt gewiesen und nun versuchte Thomas Münzer sein Glück in Prag, während Storch und Stübner mit einigen Genossen nach Wittenberg pilgerten. Hier errichtete alsbald Doctor Karlsstadt das innigste Freundschaftsbündniß mit ihnen und sofort sollte die Wiedertaufe eingeführt werden. Nicht minder waren ihnen die Reliquien, Heiligenbilder und Crucifixe in den Kirchen ein Gräuel und demgemäß suchten sie das gemeine Volk gegen diese Ueberbleibsel aus dem Heidenthum aufzuheizen. Endlich drangen sie, gefolgt von einer wüthenden Rotte, gar in die Kirchen ein, schlugen alles „Heidnische“, selbst die Altäre, in Stücke, und verbrannten dann den Plunder auf dem öffentlichen Markplatz. Ja damit noch nicht einmal zufrieden, erklärten sie schließlich die sämtlichen gottesdienstlichen Gebräuche für abgeschafft und gingen daran, ganz neue Zustände in Kirche und Schule einzuführen. Solche Extravaganzen konnte man natürlich dem Luther auf der Wartburg nicht verschweigen und, ohne sich lange zu besinnen, verließ er am 1. März 1522 sein sicheres Asyl, um schnellstens nach Wittenberg zu eilen. Am 7. März langte er daselbst an und am nächsten Tage schon erscholl seine mächtige Stimme von der Kanzel herab gegen die obgenannten Störer des Gemeinwesens. „Er selbst“, rief er, „sei auch gegen die Messe, die Ohrenbeichte und den Bilderdienst, denn das wahre newtestamentliche Christenthum wisse nichts von diesen papistischen Erfindungen; aber nicht minder sei er gegen eigenmächtige Gewaltthat und böswillige Zerstörungssucht, durch welche man nur den Römlingen in die Hände arbeite, und vor allem also müsse die Ordnung wiederkehren.“ In diesem Sinne predigte er acht Tage lang hinter einander und die Folge war, daß die Zwickauer Neuerer alsbald Wittenberg verließen. Auch Karlsstadt ging, aber nur bis in das nahe

Orlamünde, wo man ihn als Prediger behielt. Weil er nun aber auch hier gegen die Bilder und Altäre wüthete und die Wiedertaufe einführte, wurde er auf Befehl des Kurfürsten, Friedrichs des Weisen, abgesetzt und für immer des Landes verwiesen. Daraufhin pilgerte er nach Süddeutschland und suchte sich bald da, bald dort eine neue Heimath. Eine solche fand er endlich in Basel als Professor der Theologie und Prediger an der St. Peterskirche und starb da im Jahr 1541. Auf seinen Neuerungen aber blieb er bis an sein Ende beharrlich stehen und legte so den Samen zu einer tief eingehenden Zwietracht unter den Neugläubigen.

Noch schlimmer trieb es der oben angeführte Thomas Münzer, welcher, nachdem er sich eine Zeitlang im Böhmischen herumgetrieben, im Jahr 1523 in Albstadt unweit von Orlamünde eine Pfarrstelle fand. Ihm, dem schwärmerischen Agitator, der Alles, was an das Papstthum erinnerte, mit vernichtendem Hasse verfolgte, erschien der Doctor Luther nur wie ein halber Reformator, und sofort gründete er — durch seine glühende Beredtsamkeit verstand er es vorzüglich, die Menge mit sich fortzureißen — in Albstadt eine geheime Gesellschaft „zur Verwirklichung des Reiches Gottes in Freiheit, Gleichheit und Lauterkeit“. Auch ließ er eine Menge polemischer Schriften gegen Luther, der weder kalt noch warm sei, drucken und selbstverständlich war, daß er außer der Zerstörung der Bilder und Altäre, auch die Messe, die Beichte, die Kindertaufe und die Sacramente, mit einem Worte also den ganzen bisher üblichen Gottesdienst abschaffte. Endlich ging er so weit, die Bibel „als ein gedichtetes Evangelium“ nicht mehr als alleinige Richtschnur für den Glauben anzuerkennen, sondern sich selbst „für einen durch himmlische Traumerscheinungen unmittelbar von Gott erleuchteten Propheten“ oder wie er sagte „als neuen David“ auszugeben und gegen alle Bethäuser und Kapellen „mit dem Schwerte“ zu wüthen. Solche Raserei — er begann seine „göttliche Sendung“ mit der Zerstörung der Kapelle Malderbach bei Albstadt — konnte man unmöglich länger dulden und somit beschloß Friedrich der Weise auf Luthers Rath am 16. August 1524 seine Ausweisung. Kaum übrigens vernahm Münzer hiervon, so entwich er bei Nacht nach Mühlhausen an der Unstrut, wo er sich



sofort mit dem entlaufenen Mönche Heinrich Pfeifer aufs engste verbündete. Auch hier wegen Raserei nach kurzem vom Stadtmagistrate ausgewiesen, wandte er sich nach der freien Stadt Nürnberg; weil er aber allda eine fulminante Epistel gegen Luther, den er das eine Mal „den Gevatter Leisetritt“, das andere Mal „den Doctor Lügner“, und das dritte Mal „den Wittenberger Pabst“ schimpfte, in den Druck gab und zugleich „gegen die Dieberei und Räuberei der Herren und Fürsten, die den gemeinen Mann schinden und plagen“, wüthete, verweigerte ihm der Magistrat ebenfalls den längeren Aufenthalt und nun zog er nach Basel, wo er durch den Einfluß seines früheren Freundes Decolampadius für längere Zeit unvertrieben bleiben zu können hoffte.

Al' dieß war für den Doctor Luther bitter genug; den allerbittersten Kelch aber bereitete ihm ein Gesinnungsgenosse, der ihm an Adel der Seele und redlichem Wirken jedenfalls gleichkam, nemlich Ulrich oder Huldreich Zwingli, der am 1. Januar 1484 als der Sohn eines sehr wohlhabenden Bauern zu Wildhausen am Fuße des Säntis in der Grafschaft Toggenburg das Licht der Welt erblickte. Von Jugend auf zum Geistlichen bestimmt, studirte er an verschiedenen Universitäten, zu Basel, Bern und Wien, und als ein klarer, heller Kopf hielt er sich überall an die freisinnigeren Lehrer, vor allem an die Humanisten. Anno 1506 Pfarrer in Glarus geworden, konnte er, der Hochgebildete, der das Neue Testament im Urtext las und die Werke eines Wycliffe und Guss kannte, auf seine Collegen, die meist in gemeiner Versumpfung dahinlebten, nur mit tiefer Verachtung herabsehen und noch mehr widerte ihn der Cultus des Aberglaubens in dem vielberüchtigten Wallfahrtskloster Einsiedeln, wohin er im Jahr 1516 als Pfarrhelfer vorrückte, an. Schon hier predigte er also von einer Sündenvergebung, die „nicht durch Wallfahrten und Anbetung heiliger Altäre und Reliquien, sondern durch Besserung des Herzens und wahre sittliche Umkehr“ erworben werde, und gewann sich damit eine Menge von Anhängern. Weit stärker aber war die Zahl seiner Feinde, unter welchen natürlich die Klosterherren von Einsiedeln, um deren Einkommen es sich handelte, besonders hervorragten, und somit begrüßte er es als eine himmlische

Botschaft, als er — aus keinem andern Grunde, als seiner Freisinnigkeit wegen — als Pfarrer aus Großmünster nach Zürich berufen wurde. Hier verkündigte er seiner Gemeinde schon bei seiner Antrittspredigt am Neujahrstag 1519, daß er sich bei seinen Vorträgen nur allein an die heilige Schrift, als die Grundlage der wahren Lehre Christi halten, eben darum aber auch allen Mißbräuchen, die bisher im Schwung gewesen, fest entgentreten werde, und freudigst stimmte ihm die ganze Gemeinde bei. Da wollte gleich nachher der Ablasskrämer Bernardin Samson, Guardian des Barfüßerklosters in Mailand, der als ein anderer Teufel der Eidgenossenschaft im Namen des Papstes das Geld abschwindelte, auch in Zürich seine Bude aufschlagen, allein Zwingli bewirkte es beim hohen Rath der Stadt, daß demselben die Thore nicht geöffnet wurden, und unverrichteter Dinge mußte der Marktschreier abziehen. Von diesem Tage an ging Zwingli dem papistischen Unrath mit immer größerer Kühnheit zu Leibe und zwar ganz unabhängig von Luther, von dem er damals noch gar nichts wußte. Wie er aber nicht lange hernach, im Frühjahr 1520, die Schriften des Wittenberger Mönchs zu Gesicht bekam, da freute er sich herzlichst der gleichen Bestrebungen und anerkannte zugleich die große geistige Ueberlegenheit des Wittenbergers. Gleich darauf begann er mit der Abschaffung des Eölibats, des Bilderdienstes, des Meßopfers, sowie alles Anderen, was damit zusammenhing, und nicht bloß die Stadt Zürich, sondern ein großer Theil der Eidgenossenschaft trat sofort auf seine Seite. Somit hätte man glauben sollen, der Doctor Martin Luther werde den Huldreich Zwingli mit Stolz als seinen Mitstreiter begrüßt haben; allein dem war nicht so, sondern eher das Gegentheil, denn in einem einzigen Punkte — nur in einem einzigen — in der Lehre vom Abendmahle, stimmten die beiden Reformatoren nicht mit einander überein. Zwingli nemlich mit seinem hellen klaren Verstande stellte den Satz auf, das heilige Abendmahl sei nur ein „Zeichen“ der Gemeinschaft mit Christus, und die Worte des Neuen Testaments: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut“ wollen nichts anderes besagen, als: „Das bedeutet meinen Leib, das bedeutet mein Blut“. Luther dagegen glaubte an die geistig-leibliche Gegenwart des Erlösers bei der heiligen Hand-



lung und hielt unerschütterlich an dem Wortlaut der Bibel fest. Ja er erblickte in der Zwingli'schen Auffassung des Abendmahls eine Verläugnung Christi selbst und so entstand ein heftiger Streit zwischen den beiden Reformatoren, welcher der Reformation selbst unmöglich von Nutzen sein konnte.

Doch wenden wir uns zur Geschichte des deutschen Reichs zurück, die wir mit der Abreise Karls V. nach Spanien abgebrochen haben. Stellvertreter des Kaisers war sein Bruder Ferdinand, der Beherrscher Oestreichs, und ihm zur Seite stand ein Regimentsrath, welchen die Stände Deutschlands erwählt hatten. Bei diesem Regimentsrath nun klagte der Herzog Georg von Sachsen-Thüringen in heftigen Worten, daß die über den Doctor Luther verhängte Reichsacht vollständig ignorirt werde; der Rath aber gab der Klage keine Folge, weil sehr viele Mitglieder desselben der lutherischen Reformation hold waren. Endlich aber konnte der Reichsverweser Ferdinand doch nicht umhin, auf das Jahr 1523 einen Reichstag nach Nürnberg auszuscheiden, dessen Aufgabe sein sollte, die religiösen Wirren entgültig zu schlichten. Kurz zuvor, am 1. December 1521, hatte Papst Leo X. dieser Welt Valet gesagt und durch den Einfluß Karls V. war ihm jener Hadrian Floriszoon von Utrecht, der den Kaiser in seiner Jugend unterrichtet hatte, unter dem Titel Hadrians VI. auf den Stuhl Petri nachgefolgt. Dieser neue Kirchenfürst nun, strenggläubig, wie nur Einer, aber zugleich ehrenhaft in allen Beziehungen, wünschte nichts sehnlicher, als die Neuerungen Luthers zu unterdrücken; allein um zum Ziele zu kommen, glaubte er einen wesentlich anderen Weg einschlagen zu müssen. War er doch fest überzeugt, daß die Kirche einer Verbesserung bedürfe und daß nur aus der hartnäckigen Verweigerung derselben die lutherische Ketzerei entstanden sei! Demgemäß sandte er einen eigenen Legaten, den Cardinal Chiericato, an den Reichstag zu Nürnberg und derselbe mußte dorten das unumwundene Geständniß ablegen, daß bei dem heiligen Stuhl in Rom seit geraumer Zeit viel Verabscheuungswürdiges vorgekommen sei. „Eine Masse von Mißbräuchen hätte sich eingeschlichen und die Kirche bedürfe nothwendig einer Reformation an Haupt und Gliedern. Dazu erkläre sich auch der Papst bereit, nur müsse

vorher die Auctorität der Kirche wieder hergestellt werden.“ Eine solche Sprache war etwas Unerhörtes und den Reichstag ergriff daher ein Staunen ohne Gleichen. Mit der Antwort aber konnte man leicht fertig werden. „Man nehme“, hieß es in derselben, „die Verheißung der kirchlichen Reform dankbarst an und bitte, um die Mißstände zu beseitigen, ein Concil nach Straßburg, Metz, Köln oder nach einer andern deutschen Stadt einzuberufen. Auch wolle man dafür sorgen, daß bis dahin in Deutschland nichts gelehrt werde, als das rechte, reine, lautere Evangelium, gütig, sanftmüthig und christlich, nach der Lehre und Auslegung der bewährten, von der ganzen christlichen Kirche angenommenen Schriften.“ Zugleich händigte man dem päpstlichen Legaten eine Erneuerung der hundert Beschwerden deutscher Nation ein, unter welchen Beschwerden die gegen den Ablass sowie gegen die sonstigen römischen Gelderpressungen besonders hervorragten, und somit unterstützte der Nürnberger Reichstag die Reformbestrebungen Luthers geradezu. Wie hätte er sich nun aber unter solchen Umständen dazu hergeben können, die gegen den Reformator beschlossene Reichsacht in Ausführung zu bringen?

---

## Viertes Kapitel.

### Der Bauernaufstand.

(1525).

Das während der damals acht Jahre andauernden Abwesenheit Karls V. fungirende Reichsregiment war ein äußerst schwaches, denn der Reichsverweser Ferdinand hatte ohne die bewußten zwei und zwanzig Rätthe keine Gewalt, und dem Rathscollegium, in welchem die Landesfürsten den Schwerpunkt bildeten, lag nur das eigene Ich am Herzen, nicht aber das Wohl des Reichs. Weil nun aber das



besagte Regiment ein so überaus schwaches war, appellirte Jeder, der die Macht dazu hatte, sobald er mit einem Andern in Streit gerieth, ans Schwert, gerade wie zu den Zeiten des Faustrechts, und so kamen zu den religiösen Wirren auch noch der politischen eine Menge.

Fünf Jahre alt kam anno 1498 Herzog Ulrich von Württemberg, von dem wir bei Gelegenheit des Landsöhuter Erbschaftsstreites bereits gesprochen haben, an die Regierung, und mit dem 16. Jahr, anno 1503, wurde er vom Kaiser Maximilian für volljährig erklärt. Er war hell von Kopf, kräftig von Gestalt und wohlgeübt in allen ritterlichen Fertigkeiten. Dagegen aber besaß er einen wilden fast unbändigen Sinn und konnte seines heftigen Naturells nie Herr werden. Im Jahr 1511 führte er die ihm schon in der Kindheit verlobte Prinzessin Sabina, Tochter des Herzogs Albrecht von Baiern-München, als Gattin heim; allein er liebte sie nicht und da sie noch überdies einen hoffärtigen, jänkischen und störrischen Character hatte, so wurde die Ehe eine äußerst unglückliche. In Folge dessen stürzte er sich in wilde Zerstreuungen und um das Geld dazu aufzutreiben, drückte er seine Unterthanen so furchtbar, daß es anno 1514 zu einem Bauernaufstand kam, der nur mit Mühe gedämpft werden konnte. Ein Jahr später faßte er gegen seinen bisherigen Günstling, den Ritter Hans von Hutten, Verdacht, daß derselbe in einem ehebrecherischen Verhältniß zu seiner Gemahlin stehe, und in seinem Zorn ermordete er ihn auf einer Jagd im Schönbuch. Daraufhin entfloß seine Gattin Sabina zu ihrem Bruder, dem Herzog Wilhelm von Baiern, nach München und Ulrich von Hutten, den wir längst kennen, ein Verwandter des Ermordeten, stachelte die ganze Ritterschaft Schwabens und Süddeutschlands gegen den „Wütherich und Tyrannen“, wie er den Herzog Ulrich nannte, auf. Trotzdem blieb Letzterer unbehelligt in seiner Residenz Stuttgart, selbst als seine Bedrückungen gegen seine Unterthanen immer unleidlicher wurden, denn der Kaiser Maximilian wollte ihm wohl und begnügte sich mit Ermahnungen und Strafreden. Nun starb aber Maximilian, wie wir wissen, am 12. Januar 1519 und sieben Tage später erhielt Ulrich die Nachricht, daß zwei Papiermacher von Reutlingen in einem

Wirthshausstreit seinen Achalmer Burgvogt erschlagen hätten. Wie ein Wüthender fuhr er auf, denn er haßte die Reichsstadt Neutlingen schon lange, weil deren Bürger vielfach in seinen Forsten wilderten, und da er nun der Ueberzeugung lebte, in der kaiserlosen Zeit dürfe er sich Alles erlauben, ließ er sogleich Alarm blasen. Im Momente war ein kleines Heer mit der nöthigen Artillerie gesammelt und nun ging's im Fluge Neutlingen zu. Die Stadt, obwohl gut befestigt, war auf nichts vorbereitet und nachdem sie also acht Tage lang beschossen worden war, mußte sie sich ergeben. Sofort wurde sie aus einer freien Reichsstadt, die sich selbst regierte, in eine württembergische Landstadt mit einem Obervogt an der Spitze verwandelt und erhielt eine starke Besatzung. Darüber aber geriethen die übrigen Reichsstädte Schwabens in einen furchtbaren Zorn und wie dann der Herzog Wilhelm von Baiern-München seine im Namen seiner Schwester schon früher erhobene Klage gegen den Herzog von Württemberg beim schwäbischen Bund von neuem einbrachte, stimmten sie freudigst zu. Ebenso that die schwäbische und fränkische Ritterschaft, auf welche Ulrich von Hutten einen bedeutenden Einfluß ausübte. Somit beschloß der schwäbische Bund, den Herzog Ulrich als Landfriedensbrecher zu bekriegen und brachte ein ansehnliches Heer auf die Beine. An dessen Spitze aber standen Hauptleute wie der berühmte Georg von Frundsberg, der Truchseß Georg von Waldburg, der Ritter Johann von Schwarzenberg und der Kriegskundige Franz von Sickingen mit dem obgenannten Ulrich von Hutten. Einer solchen Macht war Herzog Ulrich nicht gewachsen und nach wenigen Wochen schon, im April 1519, mußte er, weil alle seine Städte und Burgen sich dem Bundesheer ergeben hatten, seinem Lande als Flüchtling den Rücken kehren. Nunmehr war der schwäbische Bund durch Eroberung Inhaber des Herzogthums Württemberg geworden und überließ es sofort gegen Ersatz der sehr bedeutenden Kriegskosten (210,000 Goldgulden), durch Vertrag vom 6. Februar 1521, dem neu gewählten Kaiser Karl V. (der weder mit süßen Worten noch mit reichen Geldspenden sparte) zur freien Verfügung. Der Kaiser aber ergriff alsbald Besitz von dem schönen Lande und bestellte dann nach Beendigung des Reichstags von Worms seinen Bruder Ferdinand, den



Beherrscher Oestreichs und Borderösterreichs, zum „Gubernator und Statthalter“ desselben. Ja vier Jahre später, am 15. Febr. 1525, gab er das Herzogthum diesem seinem Bruder ganz zu eigen, und es schien also, daß Württemberg für ewige Zeiten bei dem Hause Habsburg bleiben werde.

Ganz zu gleicher Zeit tobte in Norddeutschland die sogenannte Hildesheimische Fehde, welche, obwohl von geringen Anfängen ausgehend, weit mehr Blut kostete, als der eben geschilderte Krieg. Der hochgeborne Domherr Johann, ein Mitglied der Familie Sachsen-Lauenburg, kam anno 1504 unter dem Titel Johannis IV. in den Besitz des Bisthums und Stiftes Hildesheim und machte sich sofort, als er fand, daß dessen Güter und Aemter durch frühere schlechte Wirthschaft größtentheils dem benachbarten Adel verpfändet worden waren, daran, die Pfandobjecte wieder einzulösen. Die betreffenden Herren von Adel aber, ihrer fünfundsiezig und an ihrer Spitze die Herren von Salder, weigerten sich, die Schlösser und Güter zu räumen und stellten sich unter den Schutz der Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel und Kalenberg, Erichs I. und Heinrichs II., sowie des gewalthätigen Bischofs Franz von Minden. Daraufhin gewann der Bischof Johann IV. in der Person des Herzogs Heinrich, genannt „der Mittlere“, von Braunschweig-Lüneburg ebenfalls einen Verbündeten und brachte es sogar so weit, daß ihn König Franz I. von Frankreich mit Subsidiengeldern zu unterstützen versprach. Im Anfang nun stritt man sich nur mit scharfen Worten; noch im Todesjahre Maximilians I. aber griff man zu den Waffen und bekämpfte sich in einer Weise, die an die kaiserlose Zeit von Rudolph dem Habsburger erinnerte. Oft brannten fünfzig Dörfer zumal und da auch noch weitere Fürsten, wie besonders der Herzog von Geldern und der König Christian II. von Dänemark sich einmischten, so traf die Verwüstung einen großen Theil von Norddeutschland. Endlich siegten die Herren von Adel oder vielmehr die Herzoge von Wolfenbüttel und Kalenberg und als man dann im Jahr 1523 Frieden schloß, mußte der Bischof Johann IV. den größten Theil des bischöflichen Besitzthums, im Ganzen achtzehn Aemter mit einer Menge von Schlössern, Dörfern und Städten an die Sieger abtreten, denn diese berechneten ihre Kriegskosten auf nicht weniger als drei Millionen Goldgulden.

Noch wichtiger war die dritte Fehde, die damals spielte, ich meine die Sickingen'sche. Seitdem die Macht der größeren Dynasten sich zur fast vollständigen Landeshoheit gesteigert hatte, sank die Reichsritterschaft, zu welcher früher auch die Dynasten gehört hatten, in ihrer Bedeutung immer tiefer herab und von dem ärmeren Adel mußte der größte Theil bei seinen früheren Standesgenossen, den Herzogen und Fürsten, Dienste nehmen. Da raffte sich nun in der Zeit der großen Aufregung, welche durch den Beginn der Reformation entstand, der Rest der reichsunmittelbar gebliebenen Ritter Schwabens und Frankens auf und berieth sich im Anfang des Jahrs 1522 auf einem Ritters tage zu Landau, wie man dem Ritterstande die frühere Geltung wieder verschaffen könnte. Nach langem Hin- und Herreden fand man keinen anderen Ausweg, als den, die Macht der Fürsten mit Gewalt zu brechen, und so kam eine Einigung, oder wenn man so lieber will eine Verschwörung zu Stande, an deren Spitze sich Franz von Sickingen nebst seinem Freunde Ulrich von Hutten stellte. Letzterer kämpfte allerdings mehr mit dem Worte, als mit dem Schwerte; Ersterer aber, reich an Herrschaften und Burgen, hatte sich längst als tapferer Krieger hervorgethan und es war ihm ein Leichtes, eine große Schaar von Landsknechten unter seiner beliebten Fahne zu vereinigen. Um nun den Anfang mit dem Niederwerfen der Fürsten — natürlich geistlichen wie weltlichen Standes — zu machen, kündigte Sickingen am 27. August 1522 dem Erzbischof von Trier, Richard von Greiffenklau, unter einem geringfügigen Vorwand Fehde an und begann sofort, unterstützt von seinen Standesgenossen, mit 1500 Reitern und 5000 Mann zu Fuß nebst zahlreicher Artillerie die Belagerung von Trier. Er hoffte sich der Stadt sowie des ganzen zum Erztist gehörigen Landes mit Leichtigkeit bemächtigen und sich dann, nachdem er die durch Caspar Dlevianus bereits angebahnte Reformation durchgeführt, zum weltlichen Beherrscher des großen Territoriums aufwerfen zu können. Von dem Gelingen seines Planes hing also unendlich viel ab, möglicherweise der Umsturz aller bestehenden Verhältnisse oder wenigstens die Verwandlung der geistlichen Fürstenthümer Deutschlands in reformirte weltliche Dynastien und somit sah alle Welt mit der gespanntesten



Aufmerksamkeit auf die Vorgänge vor Trier. Allein die Hoffnungen Sickingens schlugen wider alles Erwarten gänzlich fehl. Nicht nur nemlich vertheidigte sich der Erzbischof Richard, der sich in Person an die Spitze seiner Truppen stellte, aufs tapferste, sondern es zogen ihm auch die benachbarten Fürsten, die wohl einsahen, daß es sich um ihre eigene Sache handle, wie besonders der Landgraf Philipp von Hessen und der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, mit starker Mannschaft zu Hülfe und in Folge dessen sah sich Franz von Sickingen schon nach wenigen Tagen genöthigt, die Belagerung wieder aufzuheben. Daraufhin wandten sich die verbündeten Fürsten zuerst gegen die Besitzungen der Ritter, welche auf der Seite Sickingens standen, und brachten deren Burgen, wie z. B. die Kronenburg bei Frankfurt und das Schloß Saalmünster in ihre Gewalt. Sowie sie aber in der Hauptsache damit fertig waren, schritten sie im April 1523 zur Belagerung der Feste Landstuhl, in welche sich Sickingen selbst eingeschlossen hatte, und mittelst ihrer riesigen Kanonen gelang es ihnen schon nach kurzem deren Mauern zusammenzuschießen. Somit sah sich Sickingen genöthigt, am 8. Mai 1523 zu capituliren und sich selbst gefangen zu geben. Noch mehr, er starb noch am selbigen Tage, weil er in der Vertheidigung seiner Wälle eine tödtliche Wunde davon getragen hatte, und mit ihm wurden nicht nur alle seine hochfahrenden Pläne zu Grabe getragen, sondern die Sieger theilten sich auch in seine reiche Hinterlassenschaft, welche aus mehr als zehn Burgen und Herrschaften bestand. Eben so schlimm erging es auch den andern verschwornen Rittern, denn auch ihre Schlösser und Güter wurden von den verbündeten Fürsten nie mehr herausgegeben, sondern ohne weiteres ihren Territorien einverleibt. Was blieb nun den Beraubten anders übrig, als zu fliehen und sich in entfernteren Gegenden eine neue Heimath zu gründen? Solches that auch Ulrich von Hutten, der auf der Uffenau im Zürchersee ein Asyl fand. Nicht aber um es lange zu genießen, denn nach wenigen Monaten schon raffte ihn der Tod hinweg. Von nun an war es mit der kriegerischen Kraft sowie überhaupt mit der Bedeutung der Ritterschaft in Deutschland dahin und wenn auch später noch hie und da ein Burghaber die Frechheit hatte, nach alter Manier sich auf die Wege-

lagerei zu verlegen, so geschah es nur unter der Gefahr, wie ein Strauchdieb behandelt zu werden.

Was wollten nun übrigens diese Fehden gegen den großen Kampf besagen, der jetzt zwischen den Fürsten und ihren Unterthanen ausbrach und für gewöhnlich nur mit dem Namen des Bauernkriegs bezeichnet wird! Die Feldbebauer der kleinen Edelsitze waren bis jetzt, als Leibeigene, nicht sowohl wie das Vieh, als vielmehr unter dem Vieh behandelt worden. Etwas besser stellten sich seit etlichen Decennien die Bauern der Fürsten und Bischöfe, denn diese hohen Herren gaben ihnen, um durch ihren erhöhten Fleiß ein größeres Einkommen aus ihren Territorien zu beziehen, kleinere Güterstücke in Pacht oder auch in Erbeigenthumsrecht. Allein solche Gnadenerweisungen verknüpften sie mit den schwersten Lasten, unter denen ich die Frohndienste, den Zehnten und den sogenannten Sterbfall besonders hervorhebe, denn leibeigen, das ist Sklaven, blieben sie nach wie vor. Ueberdem gab es der sonstigen Pflichten und Abgaben noch eine schwere Menge und was das Traurigste, einen Schutz gegen Willkühr und Tyrannei, ein Klagrecht vor der Obrigkeit besaß ein Leibeigener nicht. Kurz, der Zustand der Bauernschaft war in Deutschland fast überall ein geradezu verzweiflungsvoller und selbst die sehr wenigen freien Grundbesitzer, welche noch existirten, hatten bei der Gewaltthätigkeit des Adels über die schwersten Bedrückungen zu klagen. Wenn es nun aber so stand, kann man es den armen Unterdrückten verargen, wenn sie da und dort auf den Gedanken kamen, die unerträglichen Lasten mit Gewalt abzuschütteln? Der Wurm, der getreten wird, krümmt sich, warum hätte also nicht auch der zur Verzweiflung getriebene Bauer nach Rache an seinen Quälgeistern dürsten sollen? Daher kam's denn, daß schon anno 1460 die Hörigen des Abts von Rempten revoltirten und anno 1471 die des Bischofs von Würzburg. Der Aufstand wurde aber hier wie dort mit leichter Mühe unterdrückt und die Bauern hatten es nachher noch schlimmer, wie zuvor. Weit bedeutender war die Bauernerhebung vom Jahr 1502 im Bisthum Speier, denn dießmal handelten die Auführer nach einem zuvor festgestellten Plan und zum ersten Mal scharten sie sich um eine gemeinsame Fahne, den sogenannten „Bundschuh“, d. i. einen großen



Bauernschuh, der mit Riemen festgebunden wurde. Wenn aber Einer einem Andern begegnete, den er nicht kannte, so fragte er ihn: „Losest, was ist das für ein Wesen?“ und wenn dann der Gefragte antwortete: „Wir mögen vor Pfaffen und Adel nit genesen“, so wußte er, daß derselbe zu den Verschwornen gehörte. Auch über diesen Aufstand jedoch wurden die Behörden unschwer Herr und an der strengsten Bestrafung der Schuldigen fehlte es dann nachher natürlich nicht. Eben so blutig schlug man einen späteren Bauernaufstand im Breisgau (vom Jahr 1513) nieder und in gleicher Weise endete die Revolte der württembergischen Bauern (sie nannten sich den „Armen Konrad“, womit sie sagen wollten, daß sie „keinen Rath mehr wüßten“) im Remsthal vom Jahr 1514. Das Merkwürdige bei diesen beiden letzteren Aufständen aber war, daß die Empörer abermalen den Bundschuh zum Wahrzeichen hatten, und so kam's dann, daß man fortan jede Bauernerhebung den Bundschuh nannte.

Da und dort also revoltirten die Bauern, um sich ihre Menschenrechte durch Selbsthülfe zu erringen; es waren aber nur vereinzelte Aufstände und somit hatten sie auch keine große Bedeutung. Wie nun aber der Doctor Martin Luther so kühnlich gegen das Pfaffenthum auftrat und in Folge dessen durch ganz Deutschland der Ruf nach Freiheit erscholl, ergriff es auch die Bauern mit Macht und sie meinten nicht anders, als daß die „evangelische Freiheit“, welche Luther und seine Genossen predigten, gleichbedeutend sei mit der Abschaffung all' der Qual, die auf ihnen lastete. Eifrigst studirten sie das von Luther übersezte Neue Testament und siehe da, es stand nichts darin von privilegierten Menschenklassen, die, wie in Deutschland Adel und Pfaffenthum, das Recht hatten, die Uebrigen zu unterdrücken. Im Gegentheil, nach der Bibel waren alle Menschen gleich, und gerade der Stifter der christlichen Religion erwies sich stets als den Freund der Mühseligen und Beladenen. Somit glaubten die Bauern, es sei die Zeit der Befreiung gekommen und, ohne daß eine Conspiration stattgefunden hätte, scharten sie sich mit dem Beginn des Frühjahrs 1524 um einzelne Führer aus ihrer eigenen Mitte, welche sich durch die Gabe der Rede sowohl als durch Mannhaftigkeit ein Ansehen erworben hatten. So besonders im südlichen

Schwarzwald zwischen Donau und Rhein; so dann im Hühgau und Klettgau; so weiter im Allgäu und fast überall in den habsburgischen Vorlanden. Hier, in Borderösterreich, wirkte Thomas Münzer, der von Basel als Wanderprediger auszog, und in seine Fußstapfen trat Balthasar Hubmeier, der heißblütige Pfarrer von Waldshut. Fast noch mehr Einfluß hatten einmal Hans Müller von Bulgenbach, ein stattlicher Mann von großer Beredtsamkeit, der früher als Landsknecht gefochten, und sodann der Pfarrer Christoph Schappeler, der auch nach dem Elsaß und ins Frankenland pilgerte, um sich mit den dortigen Gesinnungsgenossen ins Einvernehmen zu setzen. Wie aber diese Biere im schwäbischen Oberlande thätig waren, so noch Duzende von Andern im übrigen Deutschland, und urplötzlich, ums Neujahr 1525 herum, erschien ein gedrucktes Manifest, welches die Forderungen des „gemeinen Mannes“ in zwölf Artikeln zusammengefaßt enthielt. Wer diese „gründliche und rechte Hauptartikel aller Bauernschaft und Hinterfassen der geistlichen und weltlichen Obrigkeiten“ verfaßt hat, darüber ist man bis auf den heutigen Tag noch nicht im Klaren, und höchst wahrscheinlich rühren sie nicht von einem Einzelnen, sondern von Mehreren (man nennt darunter den rechtsgelehrten Fuchssteiner, früher in Diensten des Kurfürsten von der Pfalz, sowie den unermüdblichen Christoph Schappeler, zuletzt Pfarrer in Memmingen) zusammen her. Thatsache dagegen ist, daß die Bauern das Manifest überall in Deutschland als das ihrige anerkannten, und man muß sich nur wundern, wie billig und mäßig diese so lang mißhandelten Hörigen oder Leibeigenen auftraten. Der Inhalt nemlich der zwölf Artikel ging kurzgefaßt dahin: „Zum ersten wollen sich die Bauern ihre Pfarrer selbst wählen, und sollen dieselben das Wort Gottes lauter und rein nach dem Evangelium predigen. Zum zweiten, die Bauern wollen nichts mehr zahlen, als den von Gott befohlenen Zehnten, von welchem die Pfarrer leben, von dessen Ueberschuß aber die Armen versorgt werden sollen. Zum dritten muß die Leibeigenschaft augenblicklich und für immer aufgehoben werden, denn die heilige Schrift sagt, daß wir alle Brüder und in der Freiheit geboren sind. Zum vierten soll, um dem argen Wildschaden zu steuern, die Jagd nebst dem Vogel- und Fischfang so frei sein, wie die Luft, welche



wir athmen. Zum fünften haben die geistlichen wie weltlichen Herren, so die Wälder widerrechtlich an sich gerissen, den Gemeinden ihren Antheil herauszugeben, damit der Bauer des nöthigen Bau- und Brennholzes theilhaftig werden könne. Zum sechsten soll die harte Beschränkung mit Diensten, als da sind Frohnen und Vorspann, ermäßigt werden. Zum siebenten ist die Willkühr, mit welcher der Herr den Bauern bisher behandelt, abzuschaffen und eine jegliche Herrschaft hat mit ihren Unterthanen über deren Leistungen einen Vertrag aufzusetzen, welcher von beiden Theilen getreulich gehalten werden muß. Zum achten muß die Gült, so bisher unerschwinglich, durch ehrbare Leute besichtigt und nach der Billigkeit festgesetzt werden. Zum neunten sollen die Strafen nach altem Brauch und Recht, nicht aber nach dem neu eingeführten römischen Fuß, unpartheiisch aufgelegt werden. Zum zehnten muß Jeder, auch der Höchste, der mit Gewalt Gemeindegüter an sich gerissen hat, solche wieder an die Gemeinden zurückgeben. Zum elften sollen die Abgaben beim Todesfall ganz und gar abgethan sein, denn Gott will nicht, daß Wittwen und Waisen schändlicher Weise um das ihrige gebracht werden. Zum zwölften endlich möge man diese Artikel nach der heiligen Schrift prüfen und wenn sie widerlegt werden können, wollen die Bauern von ihnen absteigen; können sie es aber nicht, so haben die Herren dieselben anzunehmen."

Mit rasender Geschwindigkeit machten die zwölf Artikel in Tausenden von Abdrücken und Abschriften die Runde durch ganz Deutschland und überall schwuren die Bauern hoch und theuer, dieselben unter allen Umständen, selbst nöthigenfalls mit Gewalt, durchsetzen zu wollen. Zum wirklichen Kampf und Krieg aber kam's erst im Frühjahr 1525 und zwar eröffneten den Reigen die furchtbar gedrückten Unterthanen des Fürstbistums von Rempten, Sebastian von Breitenstein. Unter Anführung nämlich des Georg Täubner, dessen freie Eltern vom Abt zu Leibeigenen gepreßt worden waren, sowie des Jörg Schmidt, genannt der Knopf, dessen Vater im Verließ der Remptener Abtei schuldlos sein Leben hatte lassen müssen, zogen sie zu Ende des Monats März 1525 gegen das großartige geistliche Anwesen heran und am 14. April gelang es ihnen, dasselbe zu stürmen. Draufhin zer-

störten sie es gründlich und ließen, weil sie der Person des entflohenen Abts nichts anhaben konnten, ihre Wuth sogar an den Heiligenbildern aus. Damit war nun aber für die ganze übrige Bauernschaft Süddeutschlands das Lösungswort gegeben und an allen Enden und Ecken zugleich faßte man, weil auf gütlichem Wege nichts zu erreichen war, den Muth, an die Waffen zu appelliren. Darüber erschrocken, wie man sich wohl denken kann, die Herren Bischöfe, Äbte, Fürsten, Grafen und Herren auf's Höchste und beauftragten als Mitglieder des schwäbischen Bundes ihren Kriegsobersten, den Grafen Georg Truchseß von Waldburg, zur Züchtigung der Bauern so schnell als möglich ein Heer aufzustellen. Der Truchseß, schon von Natur hart und grausam, war noch besonders dadurch gereizt worden, daß seine eigenen Unterthanen ebenfalls gegen ihn revoltirt, ja ihm sogar einen Edelsitz zerstört hatten, und somit gab er sich alle Mühe, dem ihm gewordenen Befehle nachzukommen. Allein trotzdem gelang es ihm nicht, in der Schnelligkeit eine größere Truppenmasse zusammen zu bringen, weil fast alle Landsknechtbanden von den eben damals um den Besitz Oberitaliens kämpfenden Mächten (davon wird später die Rede sein) in Sold genommen worden waren, und dadurch, daß er mit seinen zusammengerafften Reisigen unter den schlechtbewehrten Landleuten wie ein Würgengel hauste (er ließ alle Gefangenen, darunter auch den Jacob Wehe, den feurigen Prediger von Leipheim, frischweg enthaupten), brachte er die Aufständischen nicht dazu, die Waffen niederzulegen. Im Gegentheil goß er mit seiner unmenschlichen Grausamkeit nur Del in's Feuer und nicht nur mehrten sich jetzt, um Rache zu üben, die Empörungen, sondern es schwoollen auch die ursprünglich kleinen Bauernrotten gleichsam über Nacht zu mächtigen Heeren an, welche mit furchtbarer Wuth über alle Burgen und Klöster herfielen. So in der Gegend von Lindau unter der Führung des Dieterich Hurlwagen; so bei Bermatingen unter Eitel Hans von Theuringen; so bei Ochsenhausen unter Ulrich dem Schmied von Sulmantingen; so im Wutachthal unter Hans Müller von Bulgenbach, dessen wir bereits erwähnt haben; so im Augsburgerischen unter dem wilden Walterbach von Au, und so im Württembergischen unter Matern Feuerbacher, welcher die alte Hohenstaufenburg nebst dem Kloster









Er mordung des Grafen von Hohenstein im Bauernkrieg.



Lorch, der Grabstätte der Hohenstaufen, zerstören ließ. Kurz, der Aufstand wuchs im Schwäbischen lawinenartig an und um nicht erdrückt zu werden, mußte sich der sonst so grimmige Truchseß mehrere Male zu guten Worten und Versprechungen bequemen.

Fast noch riesigere Verhältnisse nahm der Bauernaufstand im Fränkischen an, wo er an vier Stellen, im Schöpfergrunde (einem Theil des Odenwaldes), in Ohrenbach (unweit von Rothenburg an der Tauber), am untern Neckar (in der Nähe von Heilbronn) und im Hohenlohe'schen zugleich seinen Anfang nahm. Im Hohenlohe'schen stand an der Spitze Wendel Hippler, der frühere Rath und Kanzler der Grafen von Hohenlohe, den diese wegen angeblicher Veruntreuung mit Schmach und Schande aus ihrem Dienste gejagt hatten; im Odenwald Georg Mehler von Ballenberg, ein verwegener Mann, der ein viel besuchtes Wirthshaus hielt, in welchem er das große Wort führte; am untern Neckar Jäcklein Rohrbach aus Böckingen bei Heilbronn, ein wilber Raufbold und Zecher, dessen Braut von einem adeligen Herrn entehrt worden war; endlich im Rothenburgischen Florian von Geier, ein Edelgeborner aus dem Geschlechte der Ritter von Gibelstadt und in den Waffen gar wohl geübt, weßhalb er auch hoffte — und daraus ist wohl sein Uebertritt zu den Bauern hauptsächlich abzuleiten —, den ganzen Aufstand nach seinem Sinne lenken zu können. Im Anfang nun operirten die vier Bauernrotten vereinzelt und fanden, weil das ganze Land in eine Unmasse von kleinen Herrschaften, theils geistliche theils weltliche, zerrissen war, nirgends erheblichen Widerstand. Nachdem sie aber die Klöster Schönthal im Jagtgrunde und Lichtenstern bei Löwenstein, sowie die Schlösser Lauda und Raigetsberg im Würzburgischen zerstört und geplündert hatten, vereinigten sie sich, um zuerst die Grafen Albrecht und Georg von Hohenlohe nebst den Grafen Friedrich und Ludwig von Löwenstein zu demüthigen (dieselben mußten in ihren Bund eintreten und sich von da an „Bruder Georg, Bruder Albrecht, Bruder Ludwig und Bruder Friedrich“ schelten lassen) und sodann zur Eroberung von Stadt und Burg Weinsberg zu schreiten.

Genannte Stadt und Burg war ungemein fest und wurde, weil zum habzburgischen Besiß gehörig, von einem der tapfersten Kriegs-

obersten des österreichischen Hauses, dem Grafen Ludwig von Helfenstein, vertheidigt. Dieser vornehme Herr, der Gemahl einer natürlichen Tochter des verstorbenen Kaisers Maximilian und zugleich ein Liebling des deutschen Reichsverwesers Ferdinand, des Beherrschers von Oestreich und neuerdings auch von Württemberg, hatte eine bedeutende Anzahl von Rittern und Reifigen um sich versammelt und glaubte nun in seinem Uebermuth — zugleich auch, weil er auf Zuzug von Stuttgart her rechnete — mit dem „Bauerngesindel“ leicht fertig werden zu können. Darum, wie am 15. April 1525 das vereinigte Bauernheer, von dem schnell eroberten Neckarsulm her anrückend, vor den Thoren Weinsbergs erschien und sofort die Stadt durch Herolde auffordern ließ, sich zu ergeben, befahl er, auf die Herolde zu schießen, als wären sie Räuber und Mörder, und stachelte damit die Bauern zur furchtbarsten Wuth an. Auch sollte ihm dieser Frevel schlimm genug bekommen. Den andern Tag nemlich, am 16. April, stürmte Florian von Geier mit seiner schwarzen Schaar (so nannte man sie ihrer Kleidung wegen) das feste Schloß, von alten Zeiten her „Weibertreu“ genannt, und nicht minder wurde Weinsberg selbst von dem übrigen Bauernheer erobert. Dabei fielen viele Ritter und Reifige im Kampfe; die aber, welche der Tod verschonte, im Ganzen vierzehn Ritter, den Grafen Ludwig von Helfenstein an der Spitze, nebst etlichen und zwanzig Reifigen geriethen in die Gefangenschaft der Bauern und wurden sammt und sonders auf das Andrängen des wilden Jäcklein Rohrbach von den Commandirenden des Bauernheers zum Tode verurtheilt. „Wie der Truchseß Georg den Unsrigen in Oberschwaben gethan, also thun wir den Herren Rittern wieder“, erklärte unter dem Beifall der Uebrigen Georg Mehler, und vergebens war das Angebot des Grafen von Helfenstein, sich mit 30,000 Goldgulden auszulösen — vergebens der Fußfall, den seine schnell herbeigeeilte Gemahlin, die Kaisers-tochter, vor den Bauern that. Es blieb bei dem Bluturtheil und den andern Morgen mußte der Graf nebst allen seinen Mitverurtheilten durch die Spieße der Bauern laufen, wobei Melchior Nonnenmacher, sein ehemaliger Pfeiffer, ein lustiges Stücklein aufspielte.



Es war eine furchtbar blutige That und alle Edelgeborenen Deutschlands schwuren in ihrem Innern, sich auf's entsezlichste zu rächen. Für den Augenblick aber überwog der Schrecken und die Stadt Heilbronn öffnete sofort den drohenden Bauern ihre Thore. Ebenso thaten auch die Städte Wimpfen, Neidenau und Gundelsheim; das Deutschherren-Schloß Horned aber nebst der Feste Schauenburg wurde zerstört und geplündert. Das letztere Schicksal drohte auch der nahen Burg Hornberg, dem Sitze des tapferen Ritters Götz von Berlichingen, zubenannt „mit der eisernen Hand“, und er trat daher mit den Bauern in Unterhandlung. Diese aber ergriffen, auf den Rath Wendel Hipplers, die Gelegenheit, den berühmten Götz zu ihrem obersten Feldhauptmann zu gewinnen, damit er Zucht und Ordnung unter ihre Schaaren bringe, mit beiden Händen und Götz, obwohl mit innerstem Widerstreben, gab sich endlich, weil er fürchtete, man könnte ihm und den Seinigen sonst das Schicksal Ludwigs von Helfenstein bereiten, dazu her, auf einen Monat lang die Generalissimusstelle zu übernehmen.

Von Horned ab wälzte sich das Bauernheer weiter und weiter dem Neckar entlang, obwohl links und rechts abschweifend, dem Odenwalde zu und um ihre Schlösser zu retten beschworen die Ritter von Winterstetten, von Zobel, von Gemmingen, von Stettenfels und von Frauenberg, ja selbst die Grafen von Rheineck und von Wertheim die zwölf Artikel. Das berühmte Kloster Amorbach aber setzte sich zur Wehre und wurde dafür total ausgeplündert. Am 7. Mai erschien das Heer — es nannte sich selbst den hellen christlichen Haufen — vor Würzburg, der berühmten Bischofsstadt, welche von dem überaus festen Schlosse Frauenberg überragt wird, und die Bauern meinten, Stadt und Burg leicht in die Hand bekommen zu können. Der Bischof, Konrad von Thüngen, war nämlich entflohen und die Bürger in der Stadt, weil des strengen bischöflichen Regiments herzlich satt, neigten sich in ihrer Mehrzahl zu der Sache der 12 Artikel hin. Dagegen aber commandirte im Namen des Bischofs (oder vielmehr seines Stellvertreters, des Domprobstes Friedrich von Brandenburg) auf dem Frauenberg oben der tapfere Sebastian von Rotenhahn und Götz von Berlichingen erklärte sofort die Einnahme der

Feste für eine Unmöglichkeit. Dessenungeachtet schritten die Bauern sofort zur Belagerung derselben, und man ersieht daraus, wie gering der Einfluß des nominellen Oberbefehlshabers damals schon war. Während nun übrigens das Hauptheer vor dem Frauenberge lag, zogen sich kleinere Abtheilungen desselben ins Bambergische, um auch hier die hörige Unterthanenschaft aufzuwiegeln, und dieß gelang so gut, daß der ultra-römisch gesinnte Bischof Weigand von Redwitz alsbald auf seine Feste Babenburg entfliehen mußte. Draufhin traten alle Gemeinden und Städte des großen Bischofssprengels zu der Bauernschaft über; die Burgen und Klöster aber, über fünfzig an der Zahl, wurden mit Raub und Verwüstung heimgesucht. Ganz ebenso geschah auch im größten Theile des übrigen Deutschlands und im Aschaffenburgischen, im Mainzischen, sowie im Trier'schen konnten die vornehmen Herren, sei's geistlichen, sei's weltlichen Standes, nur dadurch das Aergste von sich abwenden, daß sie, nach Beschwörung der 12 Artikel, den Aufständischen Alles gewährten, was diese von ihnen verlangten. Im Badischen dagegen mußte der Markgraf Ernst, nachdem die Städte Durlach, Wiesloch und Bruchsal die Bundschuhfahne erhoben, eiligst flüchten und sein Schicksal theilte auch der Bischof von Speier, der Bruder des Kurfürsten Ludwig V. von der Pfalz. Letzteren in seinem starken Schlosse Heidelberg anzugreifen, wagte man zwar nicht; aber in seinem ganzen Lande tobte der Aufruhr und seine schönen Schlösser Trifels, Scharfeneck, Steinsberg und Madenburg wurden der Erde gleich gemacht. Ebenso gräßlich spielte man den Abteien und Klöstern mit und selbst die Stifte Klingenmünster und Sinzheim entgingen der Plünderung und Verwüstung nicht. Wie toll trieb man's aber erst im Elsaß, wo der gewaltige Erasmus Gerber und der blutdürstige Wolf Wagner von Rhinau den Aufstand organisirten, und wie dann weiter im Salzburgischen, dessen Beherrscher der Erzbischof Cardinal Matthias Lang sich sogar auf seiner unbeswinglichen Feste Hohensalzburg belagern lassen mußte! Das Riesigste übrigens leistete doch Thomas Münster im Thüringischen, wohin er sogleich, nachdem der Aufstand im Schwarzwald begonnen hatte, zurückkehrte, um auch hier den gemeinen Mann zur Abschüttelung seiner Fesseln anzu-spornen. Mit seinem frühern Freunde Heinrich Pfeifer



der sich ihm sofort wieder beigesellte, gründete er alsbald in Mühlhausen den „Bund der Eingeweihten“, bei dem er, weil von unmittelbaren göttlichen Offenbarungen beglückt, das Ansehen eines Propheten erlangte, und siehe da, jetzt gab ihm der Geist ein, daß man die Behausungen des „Baal und Rimrod“ mit Feuer und Schwert heimsuchen müsse. Demgemäß zog er, nachdem er einen fulminanten Aufruf an das Landvolk erlassen, an der Spitze seines Anhangs in's Feld und Tausende und Abertausende schlossen sich ihm an. Das Resultat aber war, daß schon in der ersten Maiwoche 1525 alle Klöster in der Umgegend von Mühlhausen — am Harz: Walkenried, Michelstein und Ilseburg, in der gütlichen Au: Memleben, Kelbra, Dondorf und Rosleben, im Mannsfeldischen: Sittichenbach, Rhode, Wimmelburg und Holzzelle — sich in einen Trümmerhaufen verwandelt sahen, denn „die ganze alte Welt sollte ninderstürzen, um einer neuen Platz zu machen“.

Unterdessen so der Aufruhr durch ganz Deutschland hintobte, tagte in der Reichsstadt Heilbronn am Neckar eine Art Bauernconvent, um für Deutschland eine neue Verfassung zu entwerfen. Die Führer des Bauernheers nemlich glaubten nicht anders, als daß der Sieg für immer an ihre Fahne gekettet sei, und wollten also für das deutsche Staatswesen einen ganz neuen, ihnen günstigen Boden schaffen. Demgemäß traten in der Mitte des Monats Mai 1525 Bevollmächtigte der verschiedenen Insurgentenhausen zusammen und beauftragten den Wendelin Hippler zusammen mit dem Friedrich Weigand aus Miltenberg, einen Verfassungsentwurf auszuarbeiten. Dieser Entwurf aber, welchen Hippler mit seinem Freunde in kurzer Zeit fertig brachte, stellte nachfolgende Hauptpunkte auf: „Erstens Beschränkung der fürstlichen und sonstigen herrschaftlichen Rechte zum Schutz des armen Mannes gegen unchristliche Beschwerung unter Zusicherung angemessenen Erlasses für den Verlust der genannten Feudalrechte. Zweitens Säkularisirung der gesammten Geistlichkeit und Ueberlassung der Güter derselben an die Fürsten und Adligen. Drittens Reform aller städtischen und Gemeindeverfassungen nach göttlichem und natürlichem Rechte. Viertens Ablösbarkeit der Bodenzinse zum zwanzigfachen Betrag. Fünftens Ausschließung der Doctoren des römischen Rechts von den

Gerichten, sowie der Geistlichen von allen Staats- und Gemeindeämtern. Sechstens Wiederherstellung des früher in Deutschland heimischen Rechts und Besetzung der Richterbänke mit Laien aus allen Ständen. Siebtens Vereinfachung des Steuerwesens und insbesondere Beschränkung der indirecten Abgaben. Achters Einführung gleicher Münze, sowie gleichen Maßes und Gewichts. Neuntens Aufhebung der großen Handelsgesellschaften und Beschränkung des Betriebscapitals der einzelnen Kaufleute auf 10,000 Gulden, damit die kleinern Leute auch ihre Nahrung fänden. Zehntens Freiheit des Reisens und der Landstraßen für Jedermann, den Ausländer wie den Inländer. Endlich eilftens Niedersehung eines Reichsschiedsgerichts, in welchem für jetzt außer dem Erzherzog Ferdinand (als Reichsverweser) und dem Kurfürsten von Sachsen (als dem vornehmsten weltlichen Herrn in Deutschland) auch Luther, Melancton, Bugenhagen und andere Reformatoren sitzen sollten.“ Also decretirte der Entwurf und man sieht daraus, mit welchem Scharfsinn die Verfasser desselben die Krebschäden des deutschen Staatswesens erfaßt hatten. Allein der Sturm der nächstfolgenden Ereignisse warf alles Angestrebte über Bord und erst dreihundert Jahre später sollte dasselbe verwirklicht werden.

Die Schuld hieran trug zum nicht geringen Theil der Doctor Martin Luther. Die Bauern nemlich zweifelten nicht im geringsten daran, daß er, der kühne Verfechter der evangelischen Freiheit, sich unbedingt auf ihre Seite stellen würde, und im Anfang schien es auch so, denn als ihm die Oberschwaben die 12 Artikel zusandten, hielt er in seiner Schrift: „Ermahnung zum Frieden“ den Fürsten und Herren, sonderlich den „blinden Bischöfen und tollen Pfaffen, welchen allein dieser Aufruhr zu danken sei“, eine Strafrede, welche an Schärfe nichts zu wünschen übrig ließ. Wie nun aber von katholischer Seite das Geschrei erhoben wurde, daß Luther mit seiner Lehre von der evangelischen Freiheit den Bauern eine Fackel angezündet habe; wie dann weiter das Wüthen der Bauern gegen Klöster und Schlösser sich immer wahnsinniger entfaltete; wie endlich gar vollends der Weinsberger Mord alle Welt mit Entsetzen erfüllte, da tauchte Luther seine Feder in Blut und schrieb die schreckliche Schrift: „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern“. Darinnen for-



berte er die Fürsten geradezu auf, das Schwert zu ergreifen gegen die Missethäter und sie zu stechen, zu schlagen, zu würgen. „Ich meine“, rief er an einer andern Stelle, „daß kein Teufel mehr in der Hölle, sondern allzumal in die Bauern gefahren sei, und darum, wer auf der Obrigkeit Seite erschlagen wird, ist ein rechter Märtyrer vor Gott; wer aber auf der Bauern Seite umkommt, ist ein ewiger Höllebrand.“ Mit solch' furchtbarer Härte sprach sich Luther gegen den Bauernaufstand aus und nun natürlich wandten sich auch diejenigen Herren und Fürsten, welche das Werk der Reformation förderten, mit Abscheu von den Bauern ab. Noch mehr, sie vergaßen für den Moment ihren Streit mit dem Papismus und reichten den katholischen Herren bereitwilligst die Hände zum Kriegsbund wider die Empörer.

Jetzt konnte man mit Gewißheit voraussagen, welches Ende der Bauernaufruhr nehmen mußte, denn die Fürsten und Herren waren im Kriege geübt und die Truppen, welche sie ansammelten, gehörten entweder dem Stande der Landsknechte, also den besten Soldaten damaliger Zeit, an oder bestanden sie aus lehenpflichtigen Rittern nebst ihren Reisigen. Die Bauernheere dagegen ermangelten nicht nur der einheitlichen Führung, sondern auch aller Mannszucht und Einübung und ihre Bewaffnung war ohnehin eine erbärmliche. Ja wenn sie einen Ziska zum Generallissimus gehabt hätten! Aber einem Götz von Berlichingen, dem sie als einem Ritter von vornherein mißtrauten, lachten sie frech ins Gesicht, wenn er sie in den Waffen üben wollte, und überdem versäumten sie die beste Zeit mit Schwelgen und Plündern. Ihre Niederlage konnte also unmöglich ausbleiben; allein daß sie eine solch' schnelle und gräßliche sein würde, hätte man doch nicht vermuthet. Zu allererst, schon Anfangs Mai 1525, sammelte der energische Landgraf Philipp von Hessen seine Ritter und Mannen und brachte ohne viel Mühe Schmalkhalben, Eisenach und Langensalza zur Unterwerfung. Dann vereinigte er sich mit dem Kurfürsten von Sachsen sowie mit dem Herzoge Heinrich von Braunschweig und zog eiligst, aber in bester Ordnung, gegen die Aufrührer unter Thomas Münzer, welche sich etwa 10,000 Mann stark auf einer Anhöhe bei Frankenhausen gelagert hatten. Münzer

verhieß den Seinen die unmittelbare Hülfe Gottes und mit unerschütterlicher Zuversicht stellten sie sich also dem Feinde entgegen. Wie nun aber am Morgen des 15. Mai die Feldgeschütze des Landgrafen und seiner Verbündeten ganze Reihen von ihnen niederschmetterten und wie dann vollends die Ritter und Reifigen anstürmten, da stoben sie alsbald in wildester Flucht auseinander und ließen sich von den nachsetzenden Reitern ohne Gegenwehr niederstoßen. Das Blutbad war ein entsetzliches; noch furchtbarer aber wüthete das Blutgericht, das sofort in dem erstürmten Frankenhausen niedergesetzt wurde. Gleich darauf, am Himmelfahrtstage, zog das siegreiche Heer in Mühlhausen ein und hier ward Thomas Münzer, der Prophet von Thüringen, den man in einem Hause versteckt fand, mit dem entlaufenen Mönch Pfeifer und noch dreihundert Andern nach den martervollsten Folterqualen enthauptet. Die alte Reichsstadt Mühlhausen aber mußte sich ohne Gnade all' ihrer Privilegien berauben lassen und konnte sich von diesem Schlage nie mehr erholen.

Um dieselbe Zeit zog der Herzog Anton von Lothringen, ein Wütherich ohne Gleichen, mit seiner gesammten Ritterschaft und einem großen Heere von Soldknechten aus aller Herren Ländern (es waren, außer Deutschen, Italiener, Franzosen und Spanier, sogar Griechen und Albanesen dabei) gegen die elsässisch-lothringen'schen Bauern, welche 30,000 Mann stark unter Erasmus Gerber bei Zabern ein Lager bezogen hatten, und wie nun die Bauern das wohlgeordnete Heer anrücken sahen, baten sie demüthig um Gnade. Der Herzog gewährte ihnen dieselbe unter der Bedingung, daß sie die Waffen abgelieferten. kaum aber war dieß geschehen, so fielen die Söldner, einem insgeheim vorher erhaltenen Befehle gemäß, über die Wehrlosen her und erschlugen ihrer 18,000. Im Schwäbischen brachte es der Truchseß von Waldburg, den man gewöhnlich nur den Bauernjörg nannte, im Verlauf des Monats April endlich so weit, daß sich eine bedeutende Schaar von Landsknechten gegen hohen Lohn von ihm anwerben ließ und sofort suchte er das Heer der Aufständischen auf, das sich unter Mater Feuerbacher und einem übergetretenen Ritter, Schenk von Winterstetten, bis zu 20,000 Mann angesammelt hatte. Am 12. Mai stieß er bei Böblingen auf dasselbe



und obwohl bedeutend in der Minderheit griff er es doch sogleich an. Er verließ sich nemlich auf seine Artillerie und diese that auch in der That Wunder. Nach wenigen Stunden schon hatte er einen vollständigen Sieg erröchten und über 7000 Bauern lagen erschlagen. Den Uebrigen gelang es größtentheils, sich in den nahen damals noch fast undurchdringlichen Schönbuchwald zu flüchten; doch wurden auch Viele gefangen und dann kurzweg an den nächsten Bäumen aufgeknüpft. Am schlimmsten erging es dem Pfeifer Melchior Nonnenmacher, der bei dem Morde in Weinsberg aufgespielt, denn nachdem man ihn in Sindelfingen bei Böblingen aus einem Versteck hervorgezogen, ließ ihn der Truchseß an langer eiserner Kette befestigt inmitten eines mächtigen Holzrings an einen Pfosten binden und befahl dann, den Holzstoß anzuzünden, so daß der Elende langsam gebraten wurde. Von Böblingen marschirte der Sieger im Eilschritt dem unteren Neckar zu und bei Neckargartach sprengte er einen Bauernhaufen, den eben Jäcklein Rohrbach ansammelte, um ihn dem großen Bauernheere bei Würzburg zuzuführen, ohne irgend Mühe auseinander. Dabei fiel ihm der Jäcklein lebend in die Hände und sofort wurde ihm dasselbe Schicksal bereitet, wie vierundzwanzig Stunden früher dem Pfeifer Nonnenmacher. Zwei Tage später erschien der Truchseß vor Weinsberg und kühlte seine Rache damit, daß er die Stadt in Asche legte. Gleich darauf vereinigte er sich in Fürfeld mit dem Kurfürsten Ludwig V. von der Pfalz, der über Bruchsal siegreich mit seinen Reifigen heranzog, und zu den Beiden stieß sofort der Erzbischof-Kurfürst Richard von Trier mit seinen angeworbenen Söldnern. Jetzt zählte das fürstliche Heer über 2500 schwergeharnischte Ritter und Reifige nebst mindestens 8000 Fußknechten, und alsbald wurde beschlossen, durch einen Zug gegen die Belagerer des Frauenbergs bei Würzburg dem ganzen Aufstand mit einem Hauptschlage ein Ende zu machen.

Würzburgs Bürgerschaft hatte nach kurzem Besinnen ihre Stadt an das Bauernheer ergeben und half dann bei der Belagerung des Frauenbergs ebenfalls mit. Dagegen leistete die Besatzung unter dem tapferen Sebastian von Rotenhahn den hartnäckigsten Widerstand und da Geschütz, Kriegs- und Lebensbedarf in Fülle vorhanden waren, so

prallten alle Stürme der Belagerer nutzlos ab. Freilich ein Hauptsturm am 15. Mai hätte die Letzteren beinahe zum Ziele geführt; allein die Belagerten schlugen ihn schließlich doch ab und ihre Widerstandskraft wuchs noch, als sie gleich darauf durch einen Ueberläufer erfuhren, daß der Bauernjörg mit den zu ihm gestoßenen Fürsten zu ihrem Entsatz heranrückte. Dieselbe Nachricht hatten übrigens die Führer der Bauern natürlich ebenfalls erhalten und sofort zog Georg Meßler mit Götz von Berlichingen dem Bundesheere mit 8000 Mann entgegen. Bei Königshofen kam's zur Schlacht; aber in der Nacht zuvor war der Ritter Götz heimlich fortgeritten unter dem Vorwande, daß seine vier Wochen abgelaufen seien, und bestürzt hierüber wehrten sich die Aichtausend keine Viertelstunde lang. Vielmehr retirirten sie alsbald gegen den nahen Wald und diese ihre Retirade wurde zur rasendsten Flucht, als die feindlichen Reiter auf sie einhieben. Die Meisten der Bauern wurden erschlagen und nur Wenige, darunter Georg Meßler, von dem man aber nachher nie mehr etwas hörte, retteten sich durch die Flucht. Eine andere Schaar, ebenfalls ausgesandt, dem Anzug des Truchseß Halt zu gebieten, hielt beim Dorfe Ingolstadt besser Stand, denn bei ihr befand sich Florian von Geier mit seiner schwarzen Bande. Doch bald — am 4. Juni 1525 — entschied sich auch hier der Sieg für die Fürstlichen und der Opfertod Florians von Geier, der mit Sechshundert der Seinigen so lange kämpfte, bis auch der letzte Mann gefallen war, änderte an dem Resultate nichts. Drei Tage später (7. Juni) stand der Truchseß vor Würzburg und da nun der ganze Rest des Bauernheeres, von Furcht überwältigt, sich in den nahen Wäldern zerstreute, mußte sich die Stadt auf Gnade und Ungnade ergeben. Ein schreckliches Strafgericht erging über sie und mehr als hundert Bürger, nebst allen Bauern, die gefangen worden waren, fielen dem Nachrichter anheim. Sofort kehrte der entflohen gewesene Bischof zurück und unternahm alsobald eine „Blutreise“ durch sein Land. Wiederum wurden mehrere Hundert von Schuldigen oder auch nur Verdächtigen hingerichtet und an Brandschatzungen, Gütereinziehungen und Aehnlichem fehlte es ohnehin nicht. Nun stieß auch noch der Markgraf Kasimir von Brandenburg-Ansbach zu den Siegern und dieser machte



im Verein mit dem Truchseßen alsbald den Bamberger Bischof wieder zum Herrn seiner Hauptstadt wie seines ganzen Sprengels. Wie nun aber da erst gehaust wurde! Richtschwert und Brandfackel verbunden mit Augenausstechen und Lebendigspießen verbreiteten überallhin Entsetzen und bald herrschte im ganzen Frankenlande die Ruhe des Kirchhofs. Ganz dasselbe ist aus den Rheinlanden zu berichten, sowie aus dem Trier'schen, in welchen beiden weiten Provinzen der Kurfürst von der Pfalz und der Erzbischof von Trier die Ordnung gemeinsam wiederherstellten, und nur allein bei Pfeddersheim schlachtete man 4000 Bauern ab. Am längsten dauerte noch der Widerstand der Aufständischen in Oberschwaben; allein wie nun der Truchseß nach seiner Rückkehr aus dem Würzburgischen, unterstützt von dem tapferen Landsknechtobristen Georg von Frundsberg die bei Memmingen standhaltenden Allgäuer vernichtete, da liefen alle übrigen Bauernhaufen mit Windeseile auseinander und das Entsetzen über die Grausamkeit der Sieger legte jedes nochmalige Aufraffen lahm.

Ein solch' gräßliches Ende nahm der Bauernkrieg und wenn nun auch im Verlauf desselben über anderthalbtausend Klöster und Burgen zerstört worden waren, um nur zum geringen Theil wieder aufgebaut zu werden, welcher Nutzen erwuchs daraus für die Bauernschaft? Wahrhaftig kein Nutzen, sondern der entsetzlichste Schaden, denn die Rache der Sieger dauerte durch Jahrhunderte hindurch fort und wurde mit solcher Härte gehandhabt, daß die Feder sich sträubt, die Einzelheiten niederzuschreiben. Ja die Lage des Landvolks wurde nunmehr wo möglich noch schlimmer, als sie zuvor gewesen war, und erst in unseren Zeiten erhielt dasselbe die Menschenrechte, die es im Bauernkriege hatte erringen wollen.

## Fünftes Kapitel.

### Die Augsburger Confession und das Hebereinkommen von Mürnberg.

(1525—1532).

III' das Gräßliche, von dem ich im letzten Kapitel erzählt, ging vor sich, ohne daß die Reichsregierung irgendwie sich eingemischt hätte. Der Reichsverweser Erzherzog Ferdinand nämlich besaß, weil durch den ihm beigegebenen vielköpfigen Regimentsrath gehemmt, nur wenig Gewalt und überdem war er von persönlichen Angelegenheiten über und über in Anspruch genommen. Gährte es doch in seinen eigenen Landen ebenfalls gewaltig genug, so daß er Mühe hatte, den Aufruhr, der da und dort unter den Bauern losbrach, zu dämpfen, noch ehe derselbe größere Dimensionen annahm! Staß ihm doch damals schon das Erbe von Böhmen und Ungarn beständig im Kopfe, weil sein kinderloser und schwächlicher Schwager Ludwig, der Beherrscher jener beiden Länder, jeden Tag mit Tod abgehen konnte! Freilich trat dieser Todesfall, wie wir dem Leser jetzt schon mittheilen wollen, erst am 29. August 1526 ein, nemlich am Tage der Schlacht von Mohacs, in welcher der genannte Ludwig II. vom Türkenkultan Soliman II. nicht bloß aufs Haupt geschlagen, sondern auch getödtet wurde, und erst im Anfang des Jahres 1527 konnte sich der Erzherzog Ferdinand in den Besitz von Böhmen und Ungarn setzen; allein er behielt die Angelegenheiten dieser beiden Länder schon jetzt fest im Auge, um nicht später derselben verlustig zu gehen.

Also der Reichsverweser Ferdinand überließ die Bekämpfung der aufständischen Bauern rein bloß den einzelnen Reichsfürsten; warum aber griff der mächtige Kaiser Karl V. nicht ein? Einfach deswegen, weil er sich damals, in seiner Eigenschaft als König von Spanien und Neapel, in einen schweren Krieg mit Frankreich verwickelt sah, der alle seine Zeit und Kraft in Anspruch nahm. Deutschland selbst



war bei diesem Kriege nicht im geringsten interessirt, sondern es handelte sich bloß darum, wer künftig der tonangebende Herrscher im Westen Europas sein solle, ob der Enkel Maximilians I. oder der bereits in jungen Jahren ruhmgekrönte Franz I., König von Frankreich. Insbesondere zielte es den ersteren, daß die Stadt Mailand nebst deren großem Gebiete von Franz I. erobert worden war, weil dadurch seine Machtstellung in Italien, dessen ganzen unteren Theil er besaß, gefährdet wurde, und sowie er daher den Thron von Spanien und Neapel bestiegen hatte, erklärte er im Bündniß mit dem Papste (Leo X., wie uns bekannt) zu Ende des Jahres 1521 dem König der Franzosen den Krieg. Diesen Krieg übrigens führten die beiden Monarchen nicht persönlich, sondern durch ihre Feldherren, und zwar der französische Monarch durch seinen Marschall Lautrec, der Beherrscher von Spanien und Neapel dagegen durch den tapfern Ferrante d'Avalos von Pescara. Längere Zeit, bis zum Frühjahr 1522, schwankte der Sieg; als aber Maximilians I. Enkel unter dem Titel Karls V. Kaiser von Deutschland geworden war, gelang es ihm, den berühmten Georg von Frundsberg für seine Dienste zu gewinnen, und dieser erkämpfte ihm mit seinen Landsknechten im April 1522 den Sieg von Bicocca. Gleich darauf trat auch noch der Connetable Karl von Bourbon, der mächtigste Herr in Frankreich, wenn man dessen König selbst abrechnet, weil von Franz I. schwer beleidigt, auf die Seite Karls V. und nun verloren die Franzosen in Italien eine Position nach der andern. Ja bis zum Jahre 1524 besaßen sie keinen Fußbreit Erde mehr in jenem Lande und Karl V. konnte jetzt den Einmarsch in Frankreich selbst anordnen. Da strengte Franz I. seine äußersten Kräfte an und bot nicht bloß alle seine Ritter sowie die kriegerische Jugend Frankreichs auf, sondern warb auch 8000 Schweizer Söldlinge nebst 5000 deutschen Landsknechten, die schwarze Garde genannt, welche ihm der wilde Herzog Anton von Lothringen zusammen mit andern deutschen Herren zuführte. An der Spitze dieses gewaltigen Heeres — 2000 schwer Geharnischte und 30,000 Fußgänger — stieg er sofort bei Beginn des Jahres 1525 in die italienische Ebene hinab, natürlich nicht einen Augenblick lang zweifelnd, daß ihm der Sieg werden müsse. Doch ohne den Muth zu

verlieren, stellten sich ihm Karls V. Feldherren, der Connetable von Bourbon, der Marquis d'Avalos von Pescara und der Ritter Georg von Frundsberg mit ihren spanisch-italienisch-niederländischen Söldnern entgegen und am 24. Februar 1525 kam's bei Pavia zur Schlacht. Von beiden Seiten wurde mit der äußersten Tapferkeit gestritten, aber endlich gewann die Kraft der Frundsbergischen Landsknechte die Oberhand und der Tag endete mit der furchtbarsten Niederlage der Franzosen. Mehr als 10,000 derselben deckten das Schlachtfeld und von den Schweizern und der schwarzen Garde fielen fast eben so viele. Die Hauptsache aber war, daß Franz I. mit seinen edelsten Rittern gefangen wurde und sofort nach Madrid abgeführt werden konnte. Nunmehr schien es, als ob dem siegreichen Karl V. die Herrschaft über Europa auf ewige Zeiten bleiben müßte; allein der Schein trügte.

Bisher waren die Päpste auf Seiten Karls V. gestanden. So zuerst, wie wir früher schon gesehen haben, Leo X.; dann sein Nachfolger Hadrian VI. und endlich nach dessen schnellem Tode — er starb schon am 14. März 1523 und zwar ohne Zweifel an Gift, weil die ultrakirchliche Parthei einen Papst, der die Gebrechen des Papstthums so unumwunden zugestand, unmöglich leben lassen konnte — Clemens VII., als Kardinal früher Giulio de Medici geheißen. Diesen neuen Papst aber, der ganz in die Fußstapfen seiner Vorgänger trat, erfüllte die Uebermacht, welche nach der Schlacht von Pavia Karl V. in Italien erlangte, mit der entsetzlichsten Furcht, denn wer konnte denselben, der nun unbestritten wie über ganz Unteritalien, so auch über den wichtigsten Theil Oberitaliens, nemlich über Mailand und Gebiet, herrschte, hindern, auch noch Mittelitalien, das ist den Kirchenstaat, seinem Scepter zu unterwerfen? In aller Heimlichkeit wandte sich also der heilige Vater an die Staaten Oberitaliens, welche bis jetzt dem Kaiser Karl V. noch nicht gehorchten, besonders an Venedig und Florenz, und schloß mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß ab. Nicht minder gewann er in aller Stille die Urkantone der Eidgenossenschaft, daß sie ihm ein starkes Söldnerheer zu stellen versprachen, und selbst mit König Heinrich VIII. von England knüpfte er Unterhandlungen an. Vor allem aber zählte er auf Franz I. von Frank-



reich, und arbeitete also, dem Kaiser Karl V. immer noch die tiefste Ergebenheit heuchelnd, aufs eifrigste an dessen Befreiung aus der Gefangenschaft. Zu dieser Befreiung ließ sich auch wirklich Karl V. am 14. Januar 1526 herbei, doch nur unter den drückendsten Bedingungen. Franz I. mußte sich nemlich in dem sogenannten „Vertrag von Madrid“ durch einen theuren Eid verpflichten, nicht nur auf Mailand und alle anderen Besitzungen in Oberitalien, sondern auch auf Burgund und Artois, als zum Erbe Karls des Kühnen gehörig, auf ewige Zeiten zu verzichten, und hatte seine zwei jüngsten Söhne als Geißeln zu stellen. Kaum nun übrigens war der französische König frei, so entband ihn der Papst des geleisteten Eides und schloß mit ihm — zugleich im Namen von Florenz und Venedig — am 22. Mai 1526 zum Zweck der Brechung der Uebermacht Karls V. einen ewigen Bund, die heilige Liga genannt. Der Kriegssturm brach also von neuem los und mit Glück operirte ein päpstlich-venetianisch-florentinisch-französisches Heer gegen die Truppen Karls V., welche unter dem Oberbefehl des Connetable Karl von Bourbon standen. Letzterer litt besonders an tüchtiger Mannschaft Noth und wandte sich daher sowohl an Kaiser Karl V. als an dessen Bruder Ferdinand um Hülfe. Die Beiden aber wußten keinen andern Rath, als den alten Ritter von Frundsberg inständig zu bitten, daß er ein großes Heer von Landsknechten anwerbe, und letzterer, obwohl bei weitem nicht ausreichend mit den nöthigen Geldmitteln unterstützt, ließ sofort die Trommel rühren. Wie sie nun schaarenweise herbeieilten, die alten langgedienten Landsknechte! Der Name „Frundsberg“ hatte noch immer einen wunderbaren Klang bei ihnen gehabt, denn an seinen Namen war der Sieg gekettet und dann gab's regelmäßig reiche Beute. Dießmal aber kamen sie doppelt freudig, denn der alte Held ließ allerwärts verkünden, daß es gegen den mit den Franzosen liirten Papst gehe, und wie hätten da die wilden Gesellen, die sämmtlich vom Lutherthum angesteckt waren, zurückbleiben können? So brachte der alte Ritter trotz des Geldmangels mit Leichtigkeit 12,000 Mann zusammen und mit diesen überstieg er am Schluß des Jahres 1526 die Alpen. Im Februar 1527 vereinigte er sich dann bei Firenzuela mit dem Connetable Karl von Bourbon, und berieth sich sofort mit

ihm über den Feldzugsplan. Nach kurzem jedoch einigten sie sich dahin, sich gegen Rom selbst zu wenden, denn der Papst und kein Anderer war ja der Urheber dieses neuen Kriegs, und man handelte also ebenso rechtlich als klug, wenn man denselben in seiner eigenen Hauptstadt aufsuchte. Beinahe übrigens wäre aus diesem Zuge nichts geworden, indem die Landsknechte, denen man aus Mangel an Geld — trotz des goldreichen Amerika hatte Karl V. mit Finanznöthen zu kämpfen und noch schlechter stand es meistens um die Kasse seines Bruders Ferdinand — den versprochenen Sold nicht zahlen konnte, einen furchtbaren Aufstand erregten. Doch ließen sie sich endlich damit beschwichtigen, daß man ihnen die Plünderung Roms versprach, und nun ward im März 1527 der äußerst beschwerliche Marsch gegen die Hauptstadt der Welt, wie sich Rom stets nannte, angetreten. Gleich darauf starb der tapfere Georg von Frundsberg, vom Alter gebeugt, allein der Marsch wurde dadurch nur wenig aufgehalten, weil sofort nach der Wahl der Landsknechte der Ritter Konrad von Bemelberg — unter diesem commandirte dann wieder der tapfere Sebastian Schärtlin von Burtenbach — seine Stelle einnahm. Endlich nach sechs harten Marschwochen und nachdem man der Mühseligkeiten eine Menge hatte überwinden müssen — unter anderem war ein Heer der heiligen Liga, das sich dem Weitermarsch entgegenstemmte, zu zersprengen, und an Städten, die, weil sie ihre Thore schlossen, erobert werden mußten, fehlte es ohnehin nicht — stand das Heer am 5. Mai vor den Mauern Roms und sofort fand der Oberbefehlshaber, Karl von Bourbon, daß der Papst eine ganze Legion von Haßenschützen — über 5000 an der Zahl — angeworben habe, um dieselben zu vertheidigen. Er glaubte also, daß eine lange Belagerung nöthig sein werde; allein siehe da, schon am andern Tage, am 6. Mai, überstiegen etliche hundert deutsche und spanische Söldner mit der ungeheuersten Kühnheit eine minder gut bewachte Stelle und öffneten sofort den Kameraden eines der Thore. Nun ließ der Connetable Karl von Bourbon stürmen; zu seinem Unglück übrigens, denn von einer feindlichen Kugel getroffen, stürzte er sofort todt nieder. Darüber erhoben die Belagerten ein lautes Triumphgeschrei, hoffend, daß nun die Landsknechte voll Bestürzung zurückweichen würden.



Allein gerade umgekehrt ergriff diese die furchtbarste Wuth und bis zum Abend des 7. Mai befand sich ganz Rom mit Ausnahme der Engelsburg, wohin sich der Papst Clemens VII. geflüchtet hatte, in ihren Händen. Wie nun da gehaust wurde! Die Bandalen hatten es ihrer Zeit gewiß arg genug gemacht, aber sie waren, den deutschen und spanischen Landsknechten gegenüber — die letzteren übertrafen sogar noch die ersteren, obwohl sie sämmtlich zu den besten Katholiken gehörten —, wahre Engel und somit überhebe mich der Leser jeder näheren Beschreibung. Nur das sage ich, daß die Stadt volle vierzehn Tage lang geplündert (wobei ganz unerseßliche Kunstwerke verloren gingen) und gegen die Einwohner mit einer Zuchtlosigkeit vorgegangen wurde, welche Schmach und Elend über alle Familien brachte.

Doch wir verlassen nun den italienischen Kriegsschauplatz und wenden uns nach Deutschland zurück. Clemens VII., ein Papst im päpstlichen Sinne, sandte, gleich nachdem er den Stuhl Petri bestiegen, seinen Legaten Campeggi nach Deutschland, um die dortigen katholisch gebliebenen Fürsten und Bischöfe anzuspornen, daß sie der lutherischen Ketzerei mit Gewalt ein Ende machten, und der eifrige Campeggi brachte es auch in der That so weit, daß die süddeutschen Bischöfe mit den Herzogen von Baiern, mit denen sie im Juni 1524 in Regensburg zusammenkamen, den Beschluß faßten, dem Verlangen des Papstes gemäß vorzugehen. Dasselbe versprach auch der Erzherzog Ferdinand von Oestreich, des Kaisers Stellvertreter in Deutschland, obgleich er verhindert war, in Regensburg persönlich zu erscheinen, und sofort begannen sie alle zusammen, das Lutherthum in ihren Territorien aufs heftigste zu verfolgen. Die lutherischen Prediger wurden vertrieben oder eingekerkert oder gar hingerichtet und ebenso geschah den Laien, die nicht widerrufen wollten. Noch ärger steigerte sich die Verfolgung nach Beendigung des Bauernkriegs, da die Katholischen behaupteten, jener Krieg sei einzig und allein durch das Lutherthum hervorgerufen worden und man müsse daher mit allen Lutherischen „aufräumen“. Trotz allem dem machte die Reformation fast riesige Fortschritte und namentlich trat eine Reichsstadt nach der andern derselben bei. Uebrigens auch die Fürsten blieben nicht zurück

und unter diesen nennen wir, außer dem Markgrafen Georg von Brandenburg-Baireuth sowie den Herzogen Heinrich von Mecklenburg und Ernst von Braunschweig-Lüneburg, insbesondere den charakterfesten Landgrafen Philipp von Hessen, welchen man den Großmüthigen nannte. Nicht minder ist hervorzuheben, daß selbst der Tod des Kurfürsten Friedrichs des Weisen von Sachsen, der am 5. Mai 1525 erfolgte, für die Reformation eher günstig als nachtheilig war, denn sein Bruder Johann, der ihm folgte, trat noch weit entschiedener (er bekam deshalb den Beinamen des Beständigen) für die Sache Luthers in die Schranken und duldete keinen Geistlichen, welcher nicht das laute Wort Gottes, ohne allen menschlichen Zusatz predigte. Am meisten jedoch förderte das große Werk der Austritt des Deutschordenshochmeisters Albrecht von Brandenburg (des Bruders des Markgrafen Georg von Brandenburg-Baireuth) aus der katholischen Kirche, denn damit wurde der ganze Nordosten Deutschlands für die lutherische Sache gewonnen. Diesem hohen Kirchenfürsten, welchen die Deutschordensritter anno 1511, als derselbe erst zwanzig Jahre zählte, zu ihrem Hochmeister erwählten, gab Luther schon im Jahre 1523, als er beim Heimritt vom Nürnberger Reichstag durch Wittenberg kam, den Rath, nicht nur die Ordensregel zu verlassen und sich zu vermählen, sondern auch das Ordensland Preußen in ein erbliches Fürstenthum zu verwandeln, und besagten Rath befolgte der Hochmeister schon zwei Jahre später, im April 1525. Auch hatte der König Sigmund von Polen, der Oberlehnherr des Deutschordens (wie dies so kam, weiß der Leser aus dem früher Erzählten), hiegegen nichts einzuwenden, sofern Albrecht die Oberhoheit der polnischen Krone auch als weltlicher Fürst anerkenne, und nun, nachdem die feierliche Belehnung am 10. April 1525 zu Krakau stattgehabt, beeilte sich der Uebergetretene, sein ganzes Land zu reformiren. Es hielt nicht schwer, denn in den meisten Städten hatte sich die Reformation schon vorher eingebürgert und, was die Ordensritter anbelangt, so waren die Meisten ebenfalls froh, sich des Gelübdes, das sich längst überlebt hatte, entledigen zu können. Natürlich, denn sie wurden dadurch weltliche Barone, welche ihre bisherigen Komthureien zu Lehngütern erhielten und dieselben, wenn sie sich verheiratheten, auf ihre Söhne



vererben durften. Diejenigen unter ihnen aber, die sich zu einem solchen Schritt nicht entschließen konnten, zogen sich nach Süddeutschland zurück und wählten in Walthar von Kronberg einen neuen Hochmeister, der nunmehr seine Residenz in Mergentheim, ihrer großen Befestigung im Fränkischen, aufschlug.

Doch nicht bloß nach außen hin, also im Raumgebiet, befestigte sich die Reformation, sondern auch in ihrem Innern, ich meine in ihrer Ausbildung zu einem gegliederten Kirchenvesen. Mit der Verwerfung des Papismus nemlich, oder vielleicht besser gesagt, mit der Loslösung vom alten Kirchenglauben erfolgte allüberall die Vereinfachung des Gottesdienstes, verbunden mit der Einführung der deutschen Predigt, und nicht minder wurde allüberall mit der Aufhebung der Klöster auch die Priesterehe eingeführt. Selbst Luther ging mit gutem Beispiel voran und verheirathete sich am 13. Juni 1525 mit Katharina von Bora, einer früheren Nonne von großer Herzensgüte und Frömmigkeit. Ebenso that etwas später Melancthon und daraufhin begaben sich eine Menge von gewesenen Priestern, Mönchen und Nonnen in den Stand der heiligen Ehe. Was that man aber, wird der Leser fragen, mit den reichen Kloster- und sonstigen kirchlichen Gütern, welche durch die Aufhebung der Klöster und Abteien, sowie auch verschiedener Bisthümer vacant wurden? Ei, selbstverständlich zogen die Landesfürsten jene Besitzthümer und Herrschaften ein, um sie ihren Territorien einzuverleiben, den Ertrag derselben aber wiesen sie meist für kirchliche und Unterrichtszwecke (für Besoldung der Pfarrer und Schullehrer) an und sorgten dafür, daß hierin für die Zukunft kein Unterschleif stattfinden könne. Sie nahmen nämlich an — und auch Luther nebst den andern Reformatoren war dieser Ansicht —, daß die Gewalt, welche früher der Papst und die Bischöfe über Schule und Kirche ausgeübt hatten, auf sie, die neuen Territorialherren, übergegangen sei, und bestellten daher eigene geistliche Behörden (die nachherigen Consistorien), welche sich in ihrem Namen mit der Ordnung, Beaufsichtigung und Visitation der Kirchen und Schulen zu befassen hatten. Ja sogar eigene Kirchen- und Schulordnungen ließen sie entwerfen (Melancthon wurde deshalb beauftragt, zum Unterricht für die Visitatoren ein „Visitationsbüchlein“ zu verfassen und Luther

selbst schrieb als „Leitfaden für den neuen Glauben“ seinen großen und kleinen Katechismus, den größeren für die Geistlichen, den kleineren für Jugend) und ihr ganzes Territorium mußte sich hiernach richten. „Aber“, wirft vielleicht jetzt der Leser ein, „wie hielt man es denn in den Dörfern und Städten, welche etwa katholisch bleiben wollten?“ Ei, das ging einfach nicht, denn der jeweilige Territorialherr war vollkommener Herr in seinen Landen und somit galt der Grundsatz: *Cujus regio, ejus religio* (zu deutsch: „Wessen das Gebiet, dessen die Religion“) als unbestritten rechtsgültig.

Von solchen Fortschritten des Lutherthums hatten natürlich die katholisch gebliebenen Fürsten die genauesten Kenntnisse und darum schlossen sie sich auch, die Regensburger Uebereinkunft erneuernd, immer fester an einander an. Darin aber, sowie noch mehr darin, daß in dem Friedensvertrag von Madrid zwischen Karl V. und Franz I. ausdrücklich stipulirt worden war, gemeinsame Maßregeln gegen die Ketzer, so sich von dem Schooße der heiligen Kirche losgerissen, zu ergreifen, erblickten die lutherischen Fürsten eine nicht geringe Gefahr für sich und die Folge war, daß sich der Kurfürst Johann von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen schon im Februar 1526 bei einer persönlichen Zusammenkunft in Gotha die Hand darauf gaben, mit Gut und Blut für den neuen Glauben zusammenstehen zu wollen. Dieses Gelöbniß erneuerten sie am 12. Juni 1526 in Torgau, und ihrem Bündniß traten der Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, der Herzog Heinrich von Mecklenburg, der Markgraf Georg von Brandenburg-Baireuth, der Fürst Wolf von Anhalt und die beiden Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld nebst der damals sehr bedeutenden Stadt Magdeburg sofort bei. Es versteht sich aber von selbst, daß eine solche Abmachung, trotzdem man sich gegenseitig Stillschweigen gelobt hatte, nicht lange verborgen bleiben konnte und somit schlossen — so bezeugte wenigstens Otto von Padd, der frühere intime Rathgeber des Herzogs Georg von Sachsen-Thüringen — die katholischen Fürsten, nemlich der Erzbischof von Mainz, der Kurfürst Joachim von Brandenburg, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern-München und Baiern-Landshut, der Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Herzog Georg von Sachsen-Thüringen



und die Bischöfe von Salzburg, Würzburg und Bamberg mit dem Erzherzog Ferdinand, dem Verweser des deutschen Reichs im Namen Karls V., im Februar 1528 ganz in'sgeheim in Breslau ein festgegliedertes Gegenbündniß. Ein Jahr später ward vom Reichsverweser Erzherzog Ferdinand auf den April 1529 ein Reichstag nach Speier ausgeschrieben und auf diesem erschienen abgekartetermaßen fast sämtliche Stände katholischen Glaubens (besonders die Äbte, Bischöfe und Erzbischöfe), so daß sie unbedingt die Mehrheit bildeten. Man konnte also gleich merken, daß die Katholischen es auf einen Schlag gegen das Lutherthum abgesehen hatten, und sofort setzte in der That die Majorität den Beschluß durch, daß es nicht nur die Pflicht der Reichsstände sei, dem Weitergreifen der Reformation von nun an mit Gewalt ein Ziel zu setzen, sondern daß auch den geistlichen Herren, so aus den Pfarreien, Klöstern und Bisthümern vertrieben, ihr sämtliches verlorenes Besizthum zurückgegeben werden müßte. Nun wäre aber die Ausführung dieses Beschlusses der Todesstoß für die Reformation gewesen, wie auch dem Gutmüthigsten einleuchten mußte, und somit legten die lutherischen Stände am 19. April 1529 feierlichst Protest dagegen ein. „In Sachen des Glaubens könne sich die Minderheit der Mehrheit nicht unterwerfen, sondern da müsse Jeder für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben“, hieß es in dem Proteste und solchen unterschrieben von Fürsten: der Kurfürst Johann von Sachsen, der Markgraf Georg von Brandenburg-Baireuth, die Herzoge Ernst und Georg von Braunschweig-Lüneburg, der Landgraf Philipp von Hessen, sowie der Fürst Wolf von Anhalt, von Reichsstädten aber Ulm, Straßburg, Nürnberg, Constanz, Lindau, Memmingen, Rempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Isny, St. Gallen, Weissenburg und Windsheim. Unmittelbar nachdem das Protest-Schriftstück eingereicht war, verließen die Unterzeichner desselben den Reichstag, die zurückgebliebenen katholischen Stände aber gaben nunmehr den ausgeschiedenen den Namen „Protestanten“, und diesen Namen behielten fortan alle die bei, welche die Auctorität des Papstes sowie die Satzungen der römischen Kirche verwarfen.

Während dieß in Deutschland vorging, war der Krieg in Italien noch nicht einen Augenblick lang sistirt worden; sein Verlauf jedoch

gereichte, trotzdem die Landsknechtsarmee Rom der Pest wegen hatte verlassen müssen, der heiligen Liga keineswegs zum Vortheile. Vielmehr erlitt das päpstlich-französische Heer eine Niederlage nach der andern und so sah endlich Clemens VII. ein, daß er klüger daran thun würde, mit Karl V. Frieden zu schließen. Dieser von ihm so sehr begehrte Frieden kam auch richtig, weil Karl V. sich Vortheil davon versprach, am 29. Juni 1529 zu Barcelona zu Stande und dabei setzte seinerseits der Papst zwei Hauptbedingungen durch. Einmal die, daß ihm alle seine weltlichen Besitzthümer zurückerstattet werden müßten, und sodann die, daß gegen die Religionsneuerungen in Deutschland mit größter Strenge einzuschreiten sei. Gleich darauf, am 5. August 1529, vermittelte Clemens VII. zu Cambrai auch den Frieden zwischen Franz I. und Karl V. und der Erstere mußte sich dazu bequemen, auf Mailand und Gebiet zu verzichten, wogegen Karl V. seine Forderung wegen Burgund und Artois fallen ließ. Auch verpflichteten sich beide Monarchen, gegen die Feinde der Kirche gemeinsam vorzugehen, und aus Freude hierüber setzte der Papst dem Beherrscher Spaniens, Italiens, Amerikas, der Niederlande und Deutschlands am 24. Februar 1530 zu Bologna die Kaiserkrone auf. Daraufhin aber schrieb Karl V., um sein die Religionsneuerungen betreffendes Versprechen in Erfüllung zu bringen, auf den Sommer 1530 einen großen Reichstag nach Augsburg aus und traf sofort Anstalt, dahin abzureisen.

Die Gefahr für die Protestanten war also groß, denn man durfte darauf zählen, daß der Kaiser, dem der Katholicismus schon seiner gut katholischen Königreiche Spanien und Neapel wegen sehr am Herzen lag, alle seine Macht aufbieten würde, um dem Protestantismus ein Ende zu machen, und solches einsehend, drang der energische Landgraf Philipp von Hessen darauf, daß die vom Papstthum Abgefallenen in ihrer Gesammtheit, also ohne irgend welche Ausnahme, denn sonst seien sie viel zu schwach, den Katholischen die Waage zu halten, sich zum Widerstand rüsten müßten. Diesem Antrag aber widersetzte sich Luther in ganz energischer Weise. Es bestand, wie wir wissen, eine tiefe Kluft zwischen ihm und Zwingli in Beziehung auf die Abendmahlslehre, und somit erklärte er, unterstützt



von seinen näheren Freunden, daß man mit den Zwinglianern oder Sacramentirern, wie man sie nannte, in kein Bündniß treten dürfe. Vergebens wiederholte ihm der Landgraf, daß eine Einigung durchaus nothwendig sei, weil eine Zersplitterung der Kräfte — und zu Zwingli hielten außer den schweizerischen Eidgenossen sehr viele Reichsstädte, besonders im Schwaben und im Elsaß — noch immer zum Verderben geführt habe; der starrsinnige Reformator blieb dabei, daß die Lutheraner mit den Sacramentirern unmöglich Hand in Hand gehen könnten. Um nun das Letzte zu versuchen, drang der Landgraf auf eine persönliche Zusammenkunft zwischen Luther und Zwingli und diese Zusammenkunft fand in der That in den ersten Tagen des Octobers 1529 zu Marburg in Gegenwart des Landgrafen und vieler edler Herren statt. Den Luther begleiteten Melanchthon, Bugenhagen, Justus Jonas und Andere, den Zwingli Decolampadius, Bucer, Hedio und Sturm. Was war aber das Resultat des dreitägigen Wortkampfes? Ei natürlich, jeder Theil beharrte auf seiner Ansicht und die Spaltung hatte sich eher vergrößert als verringert.

Inzwischen nahte der Zeitpunkt, an welchem der Reichstag in Augsburg eröffnet werden sollte, und da es sich um Hochwichtiges handelte, so wollte kein einziger Reichsstand fehlen. Schon im Mai trafen einzelne Fürsten, Bischöfe, Grafen und Städteabgeordnete ein und am 13. Juni 1530 hielt der Kaiser Karl V. seinen feierlichen Einzug. Fünf Tage später, am 18. Juni, wurde der Reichstag eröffnet und die Sprache, welche der Kaiser in seiner Eröffnungsrede führte, konnte nicht mißverstanden werden. Um so fester schlossen sich also die lutherischen Stände an einander an und auf das Ansinnen des Kaisers, daß sie vor allem ihren mitgebrachten Theologen verbieten sollten, in Augsburg nach protestantischer Lehre zu predigen, erwiderte der Markgraf Georg der Fromme von Brandenburg-Baireuth die denkwürdigen Worte: „Ehe ich meinen Gott und sein Evangelium verläugnen wollte, eher wollte ich hier vor Eurer Majestät niederknien und mir lassen den Kopf abhauen.“ Nun hatten die lutherischen Fürsten, die damals in Torgau den Bund geschlossen, schon längst vor ihrem Erscheinen in Augsburg unter sich abgemacht, dem Reichstag ein wohlgeordnetes, klares und vollständiges Glaubens-

bekenntniß vorzulegen und mit der Ausarbeitung desselben den Melanchthon beauftragt, weil er viel gemäßigter und ruhiger zu schreiben verstand, als der feurige Dr. Luther. Auch war Melanchthon schnellstens ans Werk gegangen und die sofort von ihm verfaßte „Confessio“ (so hieß das Glaubensbekenntniß auf lateinisch, denn Melanchthon schrieb es zuerst in lateinischer Sprache und übersezte es dann wörtlich ins Deutsche) wurde von Luther selbst in allen ihren Theilen gutgeheißen. Kaum also war der Reichstag eröffnet, so übergaben die protestantischen Stände diese ihre Confession dem Kaiser und verlangten deren öffentliche Verlesung vor den versammelten Ständen. Solches zu verwilligen aber konnte der Kaiser nicht umhin und somit trug am 25. Juni 1530, einem Sonnabend, der kurfürstliche Kanzler Dr. Bayer das evangelische Bekenntniß in öffentlicher Sitzung mit weithindröhnender Stimme vor. Zwei Stunden lang, von 4 bis 6 Uhr Abends, dauerte die Verlesung und lautlos hörte die glänzende Versammlung zu. Der Eindruck aber, den die Schrift — man nannte sie von jetzt an die „Augsburgische Confession“ — machte, war ein außerordentlicher und selbst von den ärgsten Feinden des Protestantismus gestanden nachher Mehrere (wie z. B. der Bischof von Augsburg, Christoph von Stadion und der Herzog Wilhelm von Baiern-München), daß sie sich unter der lutherischen Ketzererei etwas ganz Anderes gedacht hätten. Selbstverständlich jedoch gaben sich sofort der anwesende päpstliche Legat Campeggi und der vertraute Minister Karls V., Granvella, secundirt von den gezeierten Theologen Dr. Eck und Cochläus, alle Mühe, diesen Eindruck zu verwischen, und die genannten beiden Theologen verfaßten alsbald auf Befehl Karls V. eine Widerlegung der Confession, welcher sie den Namen „Confutatio“ gaben. Auch diese Schrift wurde dann, am 3. August 1530, öffentlich verlesen und zugleich vom Kaiser nebst den tonangebenden katholischen Fürsten und Bischöfen die Erklärung beigefügt, daß dieselbe „unwiderleglich“ sei. Freilich blieben dessenungeachtet die protestantischen Stände die Antwort nicht schuldig, sondern ließen durch Melanchthon und Justus Jonas die „Apologie der Augsburgischen Confession“ verfassen, in welcher die Confutatio trotz ihrer Unwiderleglichkeit dennoch widerlegt wurde. Allein auf den Rath Granvella's



und Campeggi's nahm Karl V. die Apologie gar nicht entgegen, sondern blieb dabei, es sei jeder weitere Schriftwechsel unnöthig, weil die Confutatio die volle Wahrheit enthalte. Auf vielfaches Andrängen übrigens gestattete er, daß noch ein letzter Versöhnungsversuch gemacht werde, und in Folge dessen fanden vom 16. August an mehrere Tage lang Unterredungen oder besser gesagt Disputationen zwischen lutherischen (Melanchthon, Brenz und Schnepf) und katholischen (Ed, Cochläus und Wimpina) Theologen statt. Dieselben führten jedoch zu keinem Resultat, weil jede Parthei ihr Recht behauptete, und noch viel weniger ging Karl V. auf das ein, was Luther schriftlich anrieth. Persönlich nemlich konnte Luther auf dem Reichstag nicht erscheinen, weil die vom Kaiser auf ihn geschleuderte Acht noch nicht zurückgenommen war und auch nie zurückgenommen wurde; allein sein Gutachten verlangte man protestantischerseits bei jeder Gelegenheit und dieses ging schließlich darauf hinaus, daß die Wirren auf keine andere Weise zu lösen seien, als dadurch, daß man „Gewissensfreiheit“ gewähre. „Lasset“, schrieb er deßhalb an den Kurfürsten Albrecht von Mainz, „Jedermann glauben, was er will, und zwinget die Evangelischen nicht zum Papstthum, die Katholiken nicht zur Reformation; vielmehr gewährt Freiheit des Denkens und Gewissens.“ Hievon aber wollten die Päpstlichen unter keinen Umständen etwas wissen, weil ihr Refrain immer dahin lautete, daß die katholische Religion die alleinwahre und alleinseligmachende sei, und von einer Verständigung konnte also keine Rede sein. Da drängte endlich der Kaiser auf einen definitiven Reichstagsabschluß und ließ auf den Rath Granvella's und Campeggi's den Ständen eine Vorlage machen, deren wesentlicher Inhalt dahin ging, daß in Allem, was den Glauben und den Gottesdienst angehe, die früheren Zustände wieder herzustellen seien. Die Messe sollte bleiben, das Heirathen der Priester aufhören, das Klosterwesen wieder neu erstehen, das Abendmahl in der alten Form ausgetheilt werden, die Heiligenverehrung zu ihrer früheren Geltung zurückkehren, die Bibel in der lutherischen Uebersetzung verpönt sein und mit einem Worte die ganze religiöse Neuerung, weil durch und durch lehrerisch, aufhören. Also verlangte der Kaiser von den Ständen, und diese in ihrer Mehrheit stimmten nicht nur zu, sondern decretirten

sogar noch den Beisatz, daß Jeder, der wider solches Gebot handle, sein Vermögen wie sein Leben verwirkt habe. Aus besonderer Gnade aber gestattete Karl V. den Protestanten noch eine Bedenkzeit bis zum 15. April des nächsten Jahres und verband damit die Zusage, daß dann — nach der Rückkehr der Evangelischen in den Schooß der Kirche — eine allgemeine Kirchenversammlung zu Abstellung einschlicher Mißbräuche einberufen werden solle.

Also endigte der Reichstag zu Augsburg vom Jahre 1530 und am 19. November selbigen Jahres ward der „Abschied“ öffentlich verkündet. Nicht minder genehmigten die Stände damals auch die neue Strafproceß- und Gerichtsordnung, gewöhnlich nur „Carolina“ (Constitutio criminalis Carolina) genannt, welche der Kaiser wegen der großen Unordnung, die im Gerichtswesen herrschte (hier galt römisches Recht, dort das gewohnte Herkommen und wiederum anderswo griff man zu den urdeutschen Orbalien oder Gottesgerichten, als da sind Zweikampf, Feuerprobe u. s. w., zurück), schon seit Jahren hatte vorbereiten lassen; doch machten sie den Vorbehalt: „daß hierdurch den Kurfürsten, Fürsten, Bischöfen und Ständen an ihren alten wohlhergebrachten und billigen Gebräuchen und Rechten nichts benommen werden solle.“ Daraufhin reiste Karl V. von Augsburg nach Köln, wohin er auf den 21. December 1530 auch die Kurfürsten zur Erledigung eines wichtigen Staatsgeschäftes einlud, und sowie nun die Letzteren — die katholischen nemlich, denn die protestantischen blieben aus Erbitterung über den Ausgang des Augsburger Reichstags weg — sich eingestellt hatten, verlangte er von ihnen, daß sie seinen Bruder Ferdinand, den Beherrscher von Oestreich, Böhmen und Ungarn, zum römischen König, das ist zu seinem Nachfolger als Kaiser von Deutschland erwählen sollten. „Schon der Türken wegen,“ sagte er zu ihnen, „sei ein deutscher König nothwendig, denn er selbst könne nur zeitweise in Deutschland verweilen; zur besondern Empfehlung aber werde seinem Bruder der Umstand dienen, daß derselbe seiner gut katholischen Gesinnung wegen der rechte Mann dazu sei, das so eben in Augsburg Beschlossene durchzuführen.“ Hierin pflichteten die anwesenden Kurfürsten dem Kaiser vollständig bei und da nun dieser auch noch das von dem reichen Hause Fugger in Augsburg



entlehnte Geld mit vollen Händen austheilte, so wurde der Erzherzog Ferdinand am 5. Januar 1531 einstimmig zum römischen König erwählt.

Jetzt glaubten die Päpstlichen am Ziele ihrer Wünsche zu sein; allein je mehr sich die Gefahr steigerte, um so mannhafter zeigten sich die evangelischen Fürsten und Stände. Schon damals, als die katholischen Kurfürsten in Köln tagten, erneuerte der Landgraf Philipp von Hessen in Schmalkhalben seinen Bund mit dem Kurfürsten Johann von Sachsen und mit dem Beginn des Jahres 1531 erging von ihm eine Einladung an die übrigen evangelischen Stände, sich auf den kommenden Februar vollzählig in genannter Stadt einzufinden. Furchtlos erschienen die Meisten und schlossen, ohne langes Besinnen, am 29. des genannten Monats vorderhand auf neun Jahre ein Schutz- und Trutzbündniß zur Vertheidigung ihres Glaubens. Das war der berühmte Schmalkhaldische Bund und unterschrieben wurde derselbe von dem Kurfürsten Johann von Sachsen, dem Landgrafen Philipp von Hessen, den Herzogen Philipp, Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg-Grubenhagen, dem Fürsten Wolf von Anhalt, den Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, sowie endlich den Städten Straßburg, Ulm, Constanß, Reutlingen, Memmingen, Lindau, Biberach, Isny, Lübeck, Magdeburg und Bremen. Andere Fürsten, wie z. B. der Markgraf Georg von Brandenburg-Baireuth und die Herzoge von Pommern und Mecklenburg, sowie verschiedene Städte (dahin zähle ich besonders Nürnberg, Augsburg, Heilbronn, Rempten, Frankfurt, Eßlingen und Göttingen) hielten zwar noch zurück; aber man wußte, daß man im Fall der Noth auf sie zählen könne. Noch mehr, selbst der streng katholische Herzog Wilhelm IV. von Baiern-München trat dem Bunde bei, obwohl allerdings nicht des Glaubens wegen, sondern aus Haß gegen den Erzherzog Ferdinand, den neuernannten deutschen König, und durch seine Vermittlung sagte auch der König Franz I. von Frankreich seine Hülfe zu.

Runmehr sah Karl V. wohl ein, daß er ohne einen gewaltigen Krieg die Beschlüsse des Augsburger Reichstags unmöglich durchsetzen könne, und zugleich trat eine andere schwere Noth an ihn heran, die Osmanen- oder Türken-Noth nemlich. Von dem Vordringen der

Türken, die Donau entlang, habe ich früher schon berichtet und ich setze nun hinzu, daß die Lage Ungarns und des östlichen Europa's dadurch mit jedem Jahre eine bedrohlichere wurde. Insbesondere gefährlich stand es nach der Schlacht bei Mohacs, als Erzherzog Ferdinand die Krone Ungarns erbt, denn jetzt stellte sich ihm unter dem Großfürsten Johann Zapolya von Siebenbürgen eine mächtige Parthei entgegen, welche ihn, den Habsburger, nicht als König anerkannte, und diese Parthei machte sofort gemeinschaftliche Sache mit dem türkischen Sultan Soliman II. So gelang es letzterem, trotzdem König Ferdinand alle Mittel, die ihm zu Gebot standen, zur Vertheidigung seines Landes aufbot, die größere Hälfte von Ungarn zu erobern, und am Schlusse des Jahres 1531 erfuhr man, daß die Türken die großartigsten Rüstungen machten, um nicht bloß den Rest von Ungarn, sondern auch ganz Oestreich nebst den angrenzenden Ländern in ihre Gewalt zu bekommen. Einem solch' gewaltigen Feinde habsburgischerseits zu widerstehen, war rein unmöglich, wenn nicht ganz Deutschland wie Ein Mann sich erhob, und wie mußte es vollends erst kommen, wenn, während Soliman von Ungarn her anstürmte, die schmalkhaldischen Bundesgenossen von Deutschland her in Oestreich einfielen? Dann waren die Habsburger nothwendig verloren und mit den Träumen Karls V. von einer Weltherrschaft hatte es für immer und ewig ein Ende. Somit sah Letzterer augenblicklich ein, daß es keine andere Rettung für ihn gebe, als sich mit den protestantischen Fürsten und Ständen Deutschlands zu vertragen, und in Folge dessen leitete er im Sommer 1532 in Nürnberg Friedensunterhandlungen mit ihnen ein. Auch kam der gewünschte Frieden am 23. Juli 1532 richtig zu Stande und in diesem Uebereinkommen verpflichtete sich der Kaiser, die Vollziehung des Augsburger Reichstagsabschieds vom Jahre 1530 bis zum Zusammentritt eines allgemeinen Nationalconcils zu verschieben. Mit andern Worten, es wurde den Protestanten zugestanden, daß sie in ihrem Glauben und Cultus bis auf Weiteres ganz unbehelligt sein sollten, und daraufhin leisteten die evangelischen Fürsten und Stände sofort die erbetene Hülfe gegen die Türken. Auch wurden diese, nachdem sie, mit Umgehung von Wien, in zwei Kolonnen bereits bis nach Linz und Graz vorgeedrungen waren, glücklich zurück-



geschlagen und der tapfere Feldhauptmann Sebastian Schärtlin von Burtenbach brachte ihnen sogar eine schwere Niederlage bei.

Der Religionsfrieden von Nürnberg, der „erste“, wie man ihn gewöhnlich nennt, war, wenn man ehrlich sein will, kein eigentlicher Frieden, sondern nur ein Waffenstillstand; aber er brachte den Protestanten den unendlichen Vortheil, daß sie in der Zwischenzeit ganz unbehelligt die Reformation ausbauen und weitere Anhänger gewinnen konnten. Dagegen barg er den nie hoch genug anzuschlagenden Nachtheil, daß die Zwinglianer oder Reformirten stillschweigend von demselben ausgeschlossen wurden, und zwar einfach deswegen, weil sie in der Abendmahlslehre mit den Ansichten Luthers nicht harmonirten.

---

### Sechstes Kapitel.

Der Tod Luthers, der schmalkaldische Krieg und das Interim.

(1533—1548).

Der Haß zwischen den Katholiken und den „Neuerern“, wie die Päpstlichen ihre religiösen Gegner zu benennen liebten, sollte in Oberalemannien, das ist in der Schweiz, zuerst zum Religionskrieg führen. Dort hatte die Lehre Zwingli's, von Zürich ausgehend, allüberall in den Städten sowie in dem zu ihnen gehörigen Flachland begeisterten Anhang gefunden, besonders als auch noch das mächtige Bern anno 1528 der Reformation offen beitrug. In den Urkantonen dagegen, also im schweizerischen Hochland, das von einfachen Bauern und Hirten bewohnt wurde, hielt man am alten Glauben fest und enger und enger schlossen sich also Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern an einander an. Vergebens mahnten die patriotisch Gesinnten auf beiden Seiten zur Versöhnung und veranstalteten zu diesem Behufe im Mai 1526 in Baden ein sogenanntes Religionsgespräch. Der

Riß aber wurde dadurch nur noch klaffender, weil jede Parthei sich den Sieg zuschrieb und von der andern Unterwerfung verlangte. Zuerst begann daraufhin Luzern die „Neuerer“ auszutreiben oder sie gar, wie den Bilderstürmer Hottinger, mit dem Leben zu strafen, und alsbald fand dieß Beispiel in Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug Nachahmung. Dazu kam dann noch der Zorn der Urkantone darüber, daß der Reformator Zwingli auf die Abschaffung der verderblichen Sitte des Reislauferens (des Kriegsdienstnehmens für fremde Potentaten um schnöden Sold) drang, denn die Jugend in den Urkantonen, in denen die Armuth zu Hause war, wollte sich diesen herrlichen Verdienst nicht rauben lassen und noch weniger waren die Hauptleute, welche die kriegslustige Jugend ins Feld führten und dafür beträchtliche Jahrgelder bezogen, hiezu geneigt. So nahm, geschürt von den katholischen Priestern und Mönchen, die Erbitterung von Jahr zu Jahr zu und mit dem Jahre 1530 kündigten die obgenannten Urkantone der übrigen Eidgenossenschaft den längst bestandenen Bund auf. Daraufhin ordneten ihre Nachbarn, die Zürcher und Berner, eine Gränzsperre gegen die Urkantone an und brachten diese dadurch fast zur Verzweiflung. Natürlich, denn in den Bergen innen wuchs nur Gras zur Viehfütterung, das Korn und Mehl aber mußte von jeher von außen bezogen werden. Weil nun aber die Absperrung aller und jeder Zufuhr in den Gebirgskantonen eine entsetzliche Noth erzeugte, fielen diese im Herbst 1531 plötzlich, 10,000 Mann stark, ins Zürchergebiet ein und dieser verhältnißmäßig großen Macht konnten die Zürcher, welche gar nicht gerüstet waren, für den Augenblick nur ein kleines Corps entgegenstellen. Trotzdem stellten sich diese wenigen Hunderte ihren Feinden am 11. October 1531 bei Kappel kühnlich entgegen und mitten in ihren Reihen kämpfte auch Zwingli, weil jederzeit der erste Geistliche das Banner des Kantons geleitete. Der Ausgang des Kampfes konnte nicht zweifelhaft sein, denn wie hätten die Wenigen gegen die Uebermacht aufkommen können? Sie wurden also größtentheils erschlagen und Zwingli selbst starb ebenfalls den Heldentod. Schon dieß war ein ungeheurer Verlust; ein noch größerer aber bestand darin, daß die Zürcher sich sofort genöthigt sahen, einen drückenden Frieden einzugehen, in welchem stipulirt



wurde, es sei im Toggenburgischen, im Thurgau und im Rheingau der katholische Gottesdienst wieder herzustellen. Gleichsam zum Ersatz hiefür übrighens eroberte drei Jahre später Bern in Verbindung mit Genf das ganze Waadtland, um es zu reformiren, und von Genf aus verbreitete sich sodann durch Johann Calvin oder, wie die Franzosen sagen, Jean Chauvin, die verbesserte Zwinglische Lehre über einen großen Theil von Frankreich, dort später (die französischen Reformirten hießen sich Hugenotten, das ist Eidgenossen, weil eidlich mit den schweizerischen Religionsgenossen verbündet) schwere Kämpfe erzeugend. Auf das Nähere jedoch können wir uns hier nicht einlassen, weil es nicht zur deutschen Geschichte gehört, und somit wenden wir uns wieder zu unserem Vaterlande zurück.

In welcher Weise Thomas Münzer gewirkt und wie er insbesondere auch die Lehre verbreitete, daß alle Erwachsenen, weil die Taufe der Kinder keinen Werth habe, wiedergetauft werden müßten, haben wir weiter oben schon gesehen. Diese Lehre von der Wiedertaufe nun fand gleich von Anfang an eine Menge von Anhängern und es wollte nicht viel helfen, daß man da und dort mit den strengsten Strafen gegen sie einschritt. Nach der gräßlichen Niederlage der Münzerischen bei Frankenhausen aber schien es um die ganze Wiedertäufersekte geschehen zu sein und in der That konnte sie im Fränkischen, Sächsischen und Thüringischen ihr Haupt nie mehr erheben. Um so tiefer dagegen wurzelte die Schwärmerei am untern Rhein, besonders in Westphalen und den Niederlanden, und man begnügte sich dort bald nicht mehr mit der bloßen Verwerfung der Kindertaufe. Nein, man verlangte auch die geistige Taufe — die Wiedergeburt im Geiste — und träumte von der Stiftung des himmlischen Reichs auf Erden, verbunden mit der Gleichheit aller Christen in der vollkommensten Gütergemeinschaft. Insbesondere thätig in diesem Sinne waren drei Niederländer, einmal der Bäcker Johann Matthiesen aus Harlem, welcher sich, wie vor ihm Münzer, göttlicher Offenbarungen rühmte, sodann der Schneider Johann Bockold aus Leyden, den seine wilde Phantasie halb verrückt gemacht hatte, und drittens Gerrit Rippenbroek aus Amsterdam, genannt Gerrit der Buchbinder. Nun führte zu Anfang des Jahres 1532 die Stadt

Münster in Westphalen unter Anführung des Syndicus von Wyl und des reichen Tuchmachers Bernhard Knipperdolling trotz des heftigsten Widerspruchs des gut katholischen Bischofs Friedrich III. und seines Domkapitels die Reformation ein und berief den eifrigen Bernhard Rothmann, der sich stark zu den Wiedertäufern hinneigte, als ersten protestantischen Prediger. Darüber empört, dankte Friedrich III. ab und sein Nachfolger wurde der ultrapapistische Franz von Waldeck, der sogleich mit allen seinen Domherren die Stadt verließ. Noch mehr, der neue Bischof begann alsbald — im Sommer 1533 — ein Heer zu sammeln, das er gegen die von ihm abgefallene Bürgerschaft führen wollte, und daraufhin entstand natürlich unter dieser eine furchtbare Aufregung. Diesen Zeitpunkt ergriff der fanatische Matthiesen und eilte mit Bodold und andern Gesinnungsgenossen nach Münster, um Proselyten zu machen. Auch fiel es ihm nicht schwer, solche zu gewinnen, und selbst die reichen Bürger Knipperdolling, Krechting und Tilbeck nebst dem Pfarrer Rothmann traten zu ihm über. Raum aber hatte er festen Boden gewonnen, so trat er auch hier, wie früher in den Niederlanden, als Prophet auf und mußte durch seine glühenden Vorträge über die Gründung des Reichs der Heiligen, in welchem alle Christen gleich seien und in Gemeinschaft, ohne abgesondertes Eigenthum, leben sollten, einen großen Theil der Einwohnerschaft, vor allem den weiblichen, bis zur Tollheit zu exaltiren. Bald kam auch Zuzug aus den Niederlanden, worunter besonders viel entlaufene Nonnen, sowie andere Frauenspersonen, die ihr früheres unsittliches Leben durch ihre jetzige Schwärmerei wieder gutmachen wollten, und diese Alle genirte es gewaltig, daß eine gemäßigte Parthei unter den Bürgern, den edlen Syndicus von Wyl an der Spitze, sich ihrem wahnfinnigen Gebahren widersetzte. In aller Heimlichkeit beriethen sie sich also mit ihrem Propheten Matthiesen und in der stürmischen Winternacht vom 27. Februar 1534 hörte man plötzlich ein wüthes Gebrüll in den Straßen, aus dem man im Anfang nicht recht klug werden konnte. Bald aber begriff man Alles, denn die Brüllenden stürzten sich schaarenweise in die Häuser der Gemäßigten und rissen diese mit Gewalt und unter den furchtbarsten Drohungen aus den Betten. „Hinaus, ihr Gottlosen, hinaus!“ schriegen sie und halbnackt,



barfuß, ohne jegliche Habe trieb man dieselben, darunter auch den edlen von Wyl, zu den Thoren hinaus. Natürlich aber unterließ man es nicht, sich auch ihres sämmtlichen Eigenthums zu bemächtigen, und zugleich wurde der Prophet Matthiesen zum Dictator der Stadt ausgerufen. Dieser aber ließ sich nicht lange bitten, die Stelle, nach der er schon lange gedürstet hatte, anzunehmen und ernannte sofort die Bürger Knipperdolling, Krecking und Tilbeß, sowie seine „Mitstreiter in dem Herrn“, den Schneider Bockold und den Buchbinder Gerrit, zu seinen Adjutanten. Was nunmehr unter dieser Gewaltherrschaft für tolles Zeug ausgeheckt wurde! Alle Bücher, die es in der Stadt gab, darunter die herrliche Bibliothek des gelehrten Rudolph von Lange, verbrannte man — die Bibeln allein ausgenommen — auf einem großen Scheiterhaufen. Alles Geld und Gut mußte zusammengetragen werden, um es zur Verfügung der „heiligen Gemeinde“ zu stellen. Privateigenthum durfte Keiner mehr besitzen, sondern man lebte fortan in vollständiger Gütergemeinschaft. Jeder bezog sein Essen, sein Trinken, seine Kleidung aus der allgemeinen Vorrathskammer und Jedem wurde dafür seine Arbeit — worunter natürlich auch das Wachestehen und die Vertheidigung der Stadtmauern gegen den außen lagernden Feind, denn der Bischof hatte inzwischen ein kleines Heer gesammelt, gehörte — angewiesen. Das Allerverrückteste jedoch wurde in öffentlichen Umzügen geleistet, an denen sich besonders die Weiber betheiligten, und zu welchem Wahnmwitz erst die Kanzeln mißbraucht wurden, kann man sich denken. Merkwürdigerweise übrigens endete diese wahnwitzige Dictatur des Matthiesen schon nach kurzem und zwar in einer Weise, die nicht daran zweifeln läßt, daß derselbe kein Betrüger, sondern ein Tollhäusler war. Kaum nemlich hatte der Bischof die Belagerung der Stadt begonnen, so eilte der Prophet am hellen Mittag zu einem Thore, das er sich öffnen ließ, hinaus, laut verkündend, daß er durch die Allmacht Gottes die feindliche Armee ganz allein schlagen werde; allein nicht sobald sah ihn der Feind, so sprengten einige bischöfliche Reiter auf ihn zu und hieben ihn, ohne daß er sich gewehrt hätte, nieder. Mit seinem Prophetenthum war es also aus; das Prophetenthum selbst jedoch ging damit in Münster nicht zu Ende. Im Gegentheil riefen die Anhänger

des Getödteten jetzt augenblicklich den Schneider Bodold zum Propheten und Dictator aus, und dieser übertraf seinen Vorgänger noch bei Weitem. Ja, der Verstorbene war offenbar ein Stümper gegen ihn, den Meister im Wahnwitz gewesen, und jeder Tag brachte jetzt eine neue Erfindung. Insbesondere führte Bodold, weil durch den starken weiblichen Zuzug ein großer Ueberfluß an Frauen vorhanden war, die Vielweiberei ein und ließ sich dann unter dem Titel „Johann von Leyden“ zum „König der Gerechtigkeit“ über den ganzen Erdkreis ernennen. Dem wilden Knipperdolling aber übertrug er das „Schwert der Gerechtigkeit“ und derselbe mußte jeden hinrichten, der an der göttlichen Mission des neuen Königs einen Zweifel wagte. Doch wozu die vielen Einzelheiten? Genug, eine wahnwitzigere Wirthschaft hatte man nicht gesehen, so lange die Welt steht; aber um so schrecklicher war auch das Ende. Nachdem nemlich der Bischof Franz die Belagerung Münsters fast bis zum Schluß des Jahres 1534 ohne irgend welchen Erfolg — denn die Belagerten vertheidigten sich nach der Anweisung ihres Königs der Gerechtigkeit mit einem Muth, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre — fortgesetzt hatte, sah er endlich ein, daß er für sich allein viel zu schwach sei, die Stadt zu überwinden, und wandte sich an die benachbarten Fürsten um Unterstützung. Alle, auch der Landgraf Philipp von Hessen, trotzdem er sonst den papistischen Bischof haßte, entsprachen seiner Aufforderung mit Vergnügen, weil sie wohl einsahen, daß gegen ein solches Gebahren, wie das der Wiedertäufer in Münster, ein Exempel statuirt werden müsse, und von nun an wurde die Belagerung ganz anders betrieben. Endlich am 24. Juni 1535 konnte man zum Hauptsturm schreiten und derselbe endete natürlich mit der Eroberung der Stadt. Wie man aber jetzt mit denselben und ihren Einwohnern verfuhr! Glücklicherweise durften sich noch diejenigen preisen, welche den Tod im Kampfe gefunden hatten, und dieses Loos war sehr Vielen, Weibern wie Männern, darunter auch dem Prediger Rothmann und dem reichen Tilbeck, zu Theil geworden. Diejenigen dagegen, welche in Gefangenschaft geriethen, wurden sämmtlich unter den ausgesuchtesten Martern hingerichtet, und diese Marter-Torturen trafen besonders den Schneider Bodold, genannt Johann von Leyden, sowie die Bürger Knipper-



Dolling und Krechting, welche ebenfalls gefangen worden waren. Doch richtete man sie erst hin, nachdem man sie vorher ein halb Jahr lang in eisernen Käfigen als „rare Vögel“ in ganz Deutschland zur Schau herumgeführt und jeden Tag bis zum Tod gepeinigt hatte. Das war das Ende des Münster'schen Unwesens und man kann sich nun wohl denken, daß in die so furchtbar mitgenommene Stadt kein Einziger der früher Ausgetriebenen zurückkehren durfte, wenn er sich nicht zum strengsten Katholicismus bekannte, denn von jetzt ab blieb der Bischof vollkommener Herr derselben.

In die nemliche Zeit, da in Münster die wiedertäuferische Berrücktheit sich breit machte, fiel ein anderes höchwichtiges Ereigniß, das ebenfalls mit der Reformation aufs engste zusammenhing, ich meine die Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich von Württemberg in seine Stammlande. Warum, wann und durch wen der genannte Herzog aus Württemberg vertrieben worden sei, haben wir weiter oben gesehen und nicht minder wissen wir auch, auf welche Manier das bewußte Herzogthum in den Besitz Ferdinands von Oestreich, des neu creirten römischen Königs, gekommen war. Mit seiner Regierung übrigenß standen die Württemberger in ihrer großen Mehrzahl auf sehr gespanntem Fuße, denn der Statthalter, den er über das Land setzte, mußte auf seinen Befehl mit eiserner Strenge darüber wachen, daß der Geist der Reformation nicht aufkomme, während doch die meisten Bewohner, besonders die Bürger in den Städten (ihre nächsten Nachbarn, die Reichsstädte, waren ja fast alle längst lutherisch geworden), sich derselben nur allzugerne angeschlossen hätten. Nicht minder streng wurde gegen die verfahren, welche ihre Anhänglichkeit an den vertriebenen Herzog Ulrich nicht tief genug verbargen, und mancher ehrliche Württemberger mußte seine Loyalität mit dem Leben bezahlen. Durch solche Härte aber erzeugte die habsburgische Regierung gerade das Gegentheil von dem, was sie bezweckte, das nemlich, daß die Sehnsucht nach dem angestammten Regenten immer allgemeiner, daß der Haß gegen die habsburgische Occupation immer intensiver wurde. Inzwischen war das Innere des vertriebenen Herzogs Ulrich, der sich meist auf seiner während des Exils erworbenen Feste Hohentwiel aufhielt, durch das harte Geschick, das ihn betroffen,

vielfach geläutert worden, und er hatte nicht nur den übermüthigen Tyrannen, der er früher gewesen, sondern auch die katholische Religion abgelegt. Dadurch aber, daß er sich nunmehr dem Lutherthum mit vielem Eifer zuwandte, gewann er in dem tapferen und entschlossenen Landgrafen Philipp von Hessen, seinem Vetter (Philipps Vater Wilhelm war ein Schwestersohn Eberhards I., des ersten Herzogs von Württemberg gewesen), einen engen Freund und dieser beschloß sofort im Jahr 1533, seinem „lieben Uß“ die verlorne Lande mit Gewalt — mit allem Bitten und Klagen hatte man bis jetzt nichts erreichen können — wieder zu erobern. Auch schien der Augenblick sehr gut gewählt zu sein, denn der Kaiser Karl V. war in Spanien und sein Bruder Ferdinand, der neue römische König, in Ungarn abwesend; der schwäbische Bund aber hatte sich soeben factisch aufgelöst, weil seine Mitglieder, die zum Theil der protestantischen, zum Theil der katholischen Sache anhängen, sich gegenseitig hart anfeindeten. Wer sollte also dem Statthalter des Königs Ferdinand in Württemberg beistehen, wenn der Landgraf Philipp gegen ihn heranrückte? Solches Alles überlegte der Letztere mit Fleiß und sammelte im Winter von 1533 auf 1534 ein Heer von 24,000 Mann (das Geld dazu, 100,000 Söldnerthaler, ließ ihm der König von Frankreich aus Haß gegen das Haus Habsburg), zu welchem der vertriebene Ulrich mit einer kleinen Mannschaft stieß. Mit dem Beginn des Frühjahrs 1534 wurde dann der Feldzug gegen die habsburgische Herrschaft in Württemberg eröffnet und in Eilmärschen zog der Landgraf durch den Odenwald heran. Bei Lauffen am Neckar, zwei Stunden oberhalb Heilbronn, kam am 23. April 1534 zur Schlacht; da aber der habsburgische Statthalter, Pfalzgraf Friedrich, noch keine 10,000 Mann hatte aufbringen können, brachte ihm der Landgraf eine so entschiedene Niederlage bei, daß derselbe über Hals und Kopf entfloh. Daraufhin ergaben sich alle festen Plätze, in welchen habsburgische Besatzungen lagen, fast ohne Schwertstreich und mit unendlichem Jubel huldigte ganz Württemberg seinem wiedergekehrten Herzoge. Der Landgraf Philipp aber zog mit seinen siegreichen Truppen an die obere Donau hinauf und machte Miene, in Vorderösterreich einfallen zu wollen. Was blieb nun dem Könige Fer-



binand anders übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen? Er besaß kein Heer, dem Landgrafen entgegenzutreten, weil er alle seine Truppen in Ungarn gegen die Türken nothwendig brauchte, und Sympathieen im Württembergischen für ihn waren ohnehin nicht vorhanden. Somit erkaufte er den Frieden damit, daß er den wiedergelehrten Ulrich als Herzog von Württemberg anerkannte, mit dem Vorbehalt jedoch, daß das Herzogthum ein Austerlehen des Hauses Habsburg bleiben und an dieses zurückfallen solle, sobald der Mannsstamm der Württemberger aussterbe.

Die Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich in sein Stammland war ein großer Gewinn für die Reformation, denn alsbald wurde dieselbe zur großen Befriedigung der Bevölkerung in allen Städten und Dörfern des Landes eingeführt. Ueberdem trat der Herzog sofort dem Schmalkhaldischen Bund bei und endlich ließ sich durch die Lage Württembergs mitten innen zwischen den norddeutschen protestantischen Ländern und der schweizerischen Eidgenossenschaft eine friedliche Einigung zwischen Lutheranern und Zwinglianern anbahnen, zu welchem Behufe später Melancthon die sogenannte Wittenberger Concordienformel abfaßte. Als einen weiteren großen Gewinn für die Reformation bezeichne ich den anno 1535 erfolgten Tod des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, welcher während seiner ganzen Regierung überaus streng am Alten festgehalten hatte, denn sein Sohn und Nachfolger Joachim II., mit dem Beinamen Hektor, ließ, wenn er auch dem Schmalkhaldischen Bunde nicht beitrug, das Lutherthum überall freigewähren und bekannte sich, nachdem er die drei Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus seinem Staate einverleibt hatte, von 1539 an selbst zu der neuen Lehre. Ebenso thaten der Graf Wilhelm von Nassau, der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken und der Pfalzgraf Philipp von Neuburg, nebst noch einer Menge kleinerer Dynasten, und selbst die Bisthümer Lübeck, Schwerin, Ramin, Magdeburg, Halberstadt und Bremen schlossen sich, nachdem ihre Bischöfe sich ins Privatleben zurückgezogen hatten, der Reformation an. Umgekehrt aber brachte der Tod des Kurfürsten Johann von Sachsen (16. August 1532) derselben keinen Nachtheil, weil sein Sohn und Nachfolger Johann Friedrich durchaus und entschieden in seine

Fußstapfen trat. Was Wunder nun, wenn Angesichts solch' großer Fortschritte, welche die Reformation machte, die katholisch gebliebenen Stände sich ebenfalls enger als je aneinander angeschlossen und im Juni 1538 zu Nürnberg einen „heiligen Bund“ zur Abwehr des Protestantismus schlossen? Eine besondere Ausdehnung erhielt übrigens der Bund nicht, indem ihm außer dem römischen Könige Ferdinand, dem Beherrscher von Oestreich, Böhmen und Ungarn, nur die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, der Herzog Georg von Sachsen-Thüringen, die Herzoge Erich und Wilhelm von Braunschweig-Kalenberg und die Erzbischöfe von Salzburg und Mainz beitraten.

Inzwischen arbeitete Kaiser Karl V. beständig auf eine allgemeine Kirchenversammlung hin, denn durch eine solche, auf welche sich ja die Protestanten stets berufen hatten, hoffte er über die religiösen Neuerungen noch am ehesten Herr werden zu können. Somit drang er schon im Jahr 1532 in den Papst Clemens VII., ein Concil einzuberufen; allein dieser wich der Forderung stets unter allerlei Vorwänden aus und erklärte überdem mit Bestimmtheit, daß der Sitz der Versammlung, wenn je eine solche zu Stande käme, nie anderswo sein könnte, als in einer italienischen Stadt. Endlich, am 25. September 1534, starb Clemens VII. und ihm folgte der Cardinal Alexander Farnese unter dem Titel Paul III. Sofort eilte Karl V. in Person nach Rom und brachte es auch richtig so weit, daß der Papst in die Einberufung einer Kirchenversammlung willigte. Allein wo sollte dieselbe tagen? Nirgend anders, als in der Stadt Mantua, denn Paul III. wollte sich nicht nehmen lassen, sie genaustens zu überwachen, um alle seine Satzungen durchsetzen zu können. Hiegegen erhoben die deutschen Fürsten, selbst die katholischen, Einsprache und weil sie fest darauf bestanden, daß das Concil, um in seinen Beschlüssen völlig frei zu sein, in einer deutschen Stadt abgehalten werden müsse, verschob der Papst die Sache wieder auf die lange Bank. Ueberdem mußte sie auch Karl V. für jetzt ruhen lassen, weil er Oberitalien wegen im Jahr 1536 in einen neuen Krieg mit Frankreich verwickelt wurde, der wieder mehrere Jahre lang andauerte. Nachdem nun übrigens auch dieser Krieg sein Ende (Waf-



senstillstand von Rizza vom 18. Juli 1538) erreicht und ein zu Regensburg im Mai 1541 abgehaltenes Religionsgespräch zwischen Doctor Eck und Melancthon abermals zu keinem Resultat geführt hatte, kam Karl V. auf seine Concilsforderung zurück und zwar mit solchem Nachdruck, daß der Papst nothgedrungen einwilligen mußte. Somit wurde das Concil auf den November 1542 nach Trient ausgeschrieben und damit, erklärte der Papst, habe er dem deutschen Reich das äußerste Zugeständniß gemacht, denn Trient sei eine deutsche Stadt. Das hatte nun nominell seine Richtigkeit, allein auch nur nominell, weil Trient, auf italienisch Trento, damals schon längst total italifirt war. Ueberdem konnte es seiner Lage wegen — es gehört bekanntlich zu Welsch-Tyrol und gränzt unmittelbar an Italien — von den welschen Bischöfen weit bequemer besucht werden, als von Deutschland her, wo man erst die Alpen übersteigen mußte, und da nun der Papst noch die Bedingung hinzufügte, daß die Protestanten sich zum voraus verpflichten müßten, alle Mehrheits-Beschlüsse des Concils „unbedingt“ anzuerkennen, so weigerten sich die lutherischen Stände, dasselbe zu beschicken. Natürlich, denn es lag in der Natur der Sache, daß die Päpstlichen in Trient eine große Mehrzahl der Stimmen besitzen würden, und somit wäre dem Protestantismus mit der Annahme der genannten päpstlichen Bedingung der Todesstoß versetzt worden. All' der Streit hierüber jedoch erwies sich als praktisch werthlos, indem jetzt Karl V. — abermals wegen Mailand — in einen neuen — dritten — Krieg mit Franz I. von Frankreich verwickelt wurde, der jedes Friedenswerk an der Gränze Oberitaliens unmöglich machte und erst nach drei Jahren im Frieden von Crespy (18. September 1544) sein Ende fand. Jetzt freilich schrieb der Papst das Concil von neuem nach Trient aus und zwar auf den März 1545; allein die Bischöfe trafen so langsam in Trient ein, daß die Versammlung erst am 13. Dezember 1545 eröffnet werden konnte. Weil nun übrigens protestantischerseits aus obgenannten Gründen Niemand sich einstellte, schrieb Karl V. auf das Frühjahr 1546 einen großen Reichstag nach Regensburg aus, in der Hoffnung, es auf diesem dahin zu bringen, daß die protestantischen Fürsten ihren Widerstand aufgeben würden.

Kurz zuvor, ehe dieser Reichstag zusammentrat, am 18. Februar 1546, starb Doctor Martin Luther, der gewaltige Begründer der deutschen Reformation. Wenige Jahre zuvor hatte er noch die Freude erlebt, daß auch der Albertinische Theil von Sachsen mit Meissen und Thüringen zum Protestantismus übertrat und er in Leipzig die Kanzel besteigen konnte, denn am 24. April 1539 war der ultrakatholische Herzog Georg verstorben und sein Bruder und Erbe, Herzog Heinrich II., bekannte sich alsobald zur neuen Lehre. Freilich hatte Georg in seinem Testamente festgesetzt, daß in solchem Falle Heinrich vom Erbe ausgeschlossen sein solle; allein letzterer ging über diese Bestimmung hinweg, als ob sie gar nicht vorhanden wäre, und die Bewohner Meissens und Thüringens, die längst nur noch gezwungen sich zur papistischen Lehre bekannt hatten, jubelten ihm darob laut zu. Was nun übrigens die Persönlichkeit des Doctor Luther selbst anbelangt, so nahmen seine Kräfte vom Jahr 1544 an schnell ab und man darf sich hierüber nicht im geringsten verwundern, da er in den langen Jahren seiner Thätigkeit fast Riesiges geleistet hatte. Man bedenke nur seine Bibelübersetzung und die Masse von anderen Schriften, die er herausgab! Man bedenke ferner sein Amt als erster Prediger Wittenbergs, das ihn alle Sonntage auf die Kanzel rief, sowie seine Professur an der dortigen Universität mit all' den vielen damit verknüpften mühseligen Studien! Man bedenke endlich die Nothwendigkeit, alle seine Anhänger in ihren besonderen Angelegenheiten zu berathen, und den aufregenden Kampf, den er stets mit den Papisten zu bestehen hatte! Am 23. Januar 1546 reiste er auf die Bitte der Grafen von Mansfeld von Wittenberg nach Eisleben, um verschiedene Irrungen in deren Familie zu schlichten, und am 29. Januar dort angekommen, unterzog er sich diesem Geschäfte mit gewohnter Energie. Allein bald fühlte er sich so schwach, daß ihn öfters Ohnmachten anwandelten, und am Morgen des 18. Februar hauchte er in Gegenwart des Doctor Jonas und anderer Freunde seinen großen Geist aus. Vier Tage später brachte man seine Ueberreste nach Wittenberg, um sie dort beizusetzen.

Auf dem Reichstag zu Regensburg sollten die protestantischen Fürsten Deutschlands, wie schon gesagt, dahin gebracht werden, ihren



Widerstand gegen die Beschickung des Tridentinischen Concils aufzugeben; diejenigen aber, welche sich nicht hiezu bequemen würden, war Karl V. fest entschlossen, mit Gewalt in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen, und zu diesem Behufe ließ er insgeheim in den Niederlanden ein starkes Heer anwerben. Nicht minder unterhandelte er mit dem Papste, daß ihm derselbe Hülfsstruppen stelle, und endlich wurde auch noch der König Ferdinand beauftragt, in Ungarn und Böhmen ein Heer auf die Beine zu bringen. Umgekehrt dagegen hatte sich der König von Frankreich in dem Frieden von Crespy anheischig gemacht, die deutschen Protestanten weder mit Geld noch mit Mannschaft zu unterstützen, und somit waren diese rein auf sich selbst angewiesen. Kaiser Karl V. konnte also menschlicher Berechnung nach des Sieges gewiß sein; allein um diesen noch gewisser und sicherer zu machen, betrachtete er es als seine Hauptaufgabe, es auf dem Reichstag von Regensburg dahin zu bringen, daß die protestantischen Stände unter sich uneins würden. Sicherlich, an gar Nichts, was einen Sterblichen verführen kann, wollte er es fehlen lassen, um wenigstens Einzelne der protestantischen Fürsten auf seine Seite herüberzuziehen, und wenn ihm dieß gelang, war dann nicht der Schmalkhaldische Bund gesprengt und gelähmt? Darum, als nun am 5. Juni 1546 der Reichstag eröffnet wurde, trat er alsbald mit einigen kleineren protestantischen Dynasten, die persönlich erschienen waren — die größeren ließen sich durch Gesandte vertreten, weil in ihnen der Entschluß, das Concil nicht zu beschicken, zum voraus feststand und sie nicht in die unangenehme Lage kommen wollten, solches dem Kaiser ins Gesicht sagen zu müssen — in Unterhandlung, und zwar vor allem mit Zweien. Einmal nemlich mit dem Herzog Moriz von Sachsen-Thüringen, dem Sohne des Herzogs Heinrich II., der seinem Vater nach dessen Tode anno 1541 in der Regierung gefolgt war, und sodann mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Baireuth, dem Sohne und (seit 1541) Erben des Markgrafen Kasimir. Letzterer, genannt Alcibiades, ein eben so leichtsinniger und lieberlicher, als tollkühner und tapferer junger Herr ohne irgend welche moralische Grundsätze, ließ sich augenblicklich zu Allem herbei, was der Kaiser von ihm verlangte, sobald ihm dieser nur reiche Beute und

Blünderungen in Aussicht stellte. Der überaus kluge Herzog Moriz aber stellte weit schwerere Bedingungen, denn er wußte wohl, welchen Werth sein Abfall vom Schmalkhaldischen Bunde, dessen Mitglied er gleich nach dem Tode seines Vaters geworden war, für den Kaiser habe. Er erhielt übrigens Alles zugesagt, was sein furchtbarer Ehrgeiz, sowie sein lang eingewurzelter Haß gegen den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen (diesen Haß gab Johann Friedrich doppelt wieder heim, und die verschiedenen Versuche des Landgrafen Philipp von Hessen, dessen Tochter Moriz geehlicht hatte, die beiden Gegner zu versöhnen, erwiesen sich daher immer als vergebliche) ihn zu verlangen antrieb, und daraufhin legte er das feierliche Versprechen ab, sowohl die Beschlüsse des Tridentinischen Concils anzuerkennen, als auch dem Kaiser in dem bevorstehenden Kampfe gegen den Schmalkhaldischen Bund die treueste Hülfe zu leisten. Nachdem nun solches im Reinen, ließ der Kaiser den beiden Häuption des Schmalkhaldischen Bundes, dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen, den kategorischen Befehl zukommen, in Sachen des Concils unbedingte Folge zu leisten, und setzte drohend hinzu: „daß er andernfalls sein kaiserliches Ansehen gebrauchen und nach dem Rechte verfahren werde“. Das war deutlich gesprochen, und demgemäß riefen die beiden Bedrohten, den kaiserlichen Befehl als eine Kriegserklärung ansehend, unmittelbar darauf, am 17. Juni, ihre Gesandten von Regensburg zurück. Der Kaiser aber, eben so schnell entschlossen, sprach sofort die Reichsacht über dieselben aus und damit war die Brücke abgebrochen. Mit dem Schwert in der Hand sollten jetzt die langjährigen Religionsstreitigkeiten geschlichtet werden und wer den Sieg davon trug, der konnte dictiren: „mein Glaube ist allein der wahre Glaube“.

Der Kaiser hatte die Absicht, auf drei Seiten zugleich zu operiren. Von den Niederlanden her mit den dort von seinem umsichtigen Feldherrn, dem Grafen Maximilian von Büren, angeworbenen Truppen; von Italien her mit seinen Neapolitanern und Spaniern, welche der unerbittliche Herzog von Alba kommandirte, sowie mit dem Hülfsheer des Papstes, der — außer einem Geldbeitrag von 700,000 Kronen — 12,000 Mann Fußvolk und 500 geharnischte Reiter zu



stellen versprochen hatte; von Böhmen her mit einem Corps, das König Ferdinand dorten und in Ungarn sammelte. Ueberdieß sollte der Herzog Moriz von Sachsen-Thüringen zusammen mit dem wilden Markgrafen Albrecht Alcibiades dem Kurfürsten Johann Friedrich ins Land fallen, und schließlich erwartete man eine große Wirkung davon, daß der Papst sich noch extra anheischig gemacht hatte, das Kreuz gegen die beiden geächteten deutschen Fürsten predigen zu lassen. So war bei Karl V. geplant und so wurde es auch durchgeführt. Trotz allem dem aber verloren die beiden Geächteten den Muth nicht und, sich selbst schnellstens zum Kriege rüstend, forderten sie sofort alle Mitglieder des Schmalkhaldischen Bundes auf, die versprochene Bundeshilfe zu leisten. Da machten sie nun aber freilich die traurige Erfahrung, daß nicht Wenige der Verbündeten sich hinter Ausflüchte verbargen, wenn sie nicht gar, wie Baiern, dem Feinde Vorschub thaten. Um so schneller aber war der Herzog Ulrich von Württemberg mit seinem Aufgebot, daß er unter den Oberbefehl des tapferen Hans von Heideck stellte, bei der Hand und seinem Beispiele folgten mit nicht minder großem Eifer die Reichsstädte Augsburg, Ulm, Ravensburg, Reutlingen, Eßlingen und Andere, welche sämmtlich ihre Contingente von dem bewährten Feldhauptmann Sebastian Schärtlin von Burtenbach befehligen ließen. So kam in wenigen Wochen — bis Mitte Juli 1546 — ein mächtiges Heer von gegen 47,000 Mann (der Kurfürst von Sachsen stellte allein 16,000 Mann zu Fuß sowie 5000 zu Pferd, und der Landgraf von Hessen that ebenfalls sein Aeußerstes) zusammen und wenn nun schnell und einmüthig gehandelt worden wäre, so hätte Karl V. nothwendig unterliegen müssen. Dieser Letztere nemlich hatte um die Zeit, wo die Schmalkhaldischen Verbündeten schon mit ihrer ganzen Macht im Felde standen, erst ein Corps von nicht ganz 9000 Mann (worunter 2000 Spanier) bei einander, mit welchem er bei Regensburg stand, denn weder die päpstlichen, noch die niederländischen Truppen, noch auch die seines Bruders Ferdinand waren bis jetzt bei ihm eingetroffen. Allein leider bestand der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen trotz seiner geringen Kriegserfahrung und trotzdem, daß ihn seine immense Dickleibigkeit an jeder schnellen Bewegung (er konnte

sein schweres Pferd nur vermittelst einer Leiter besteigen und zum Absetzen bedurfte es auch einer besonderen Vorrichtung) hinderte, mit einem wahrhaft thörichten Eigensinn darauf, als oberster Commandant oder wenigstens als Mitcommandant zu fungiren, und eben so wenig wollte der Landgraf Philipp von Hessen den Schärtlin von Burtensbach, der ihm viel zu hitzig zu sein schien, etwas gelten lassen. Somit herrschte unter den Anführern ewiger Hader und in Folge dessen versäumte man es nicht nur, den Kaiser bei Regensburg zu überfallen, worauf der eben so tapfere als friegskundige Schärtlin gedrungen hatte, sondern man hinderte es nicht einmal, daß Karl V. im August die neapolitanischen und päpstlichen Hülfsstruppen an sich zog. Noch mehr, selbst dem Grafen von Büren mit seinem niederländischen Heere gelang es, sich am 4. September mit Karl V. zu vereinigen, und weil nun hiedurch der Letztere die Uebermacht bekam, mußten die Schmalkhaldischen nichts Besseres zu thun, als sich langsam zurückzuziehen. So verlief der Feldzug vom Jahr 1546 vollständig resultatlos und wie nun gar vollends der Kurfürst Johann Friedrich im Oktober die Nachricht erhielt, daß der von ihm so tief gehaßte Herzog Moriz in sein Kurfürstenthum eingefallen sei, da eilte er mit seinem ganzen Corps schnurstracks nach Hause. Nur Eines lag ihm jetzt am Herzen, das, die Eingedrungenen so schnell als möglich wieder hinauszumerfen; darum aber, was inzwischen aus seinen Verbündeten werden solle, bekümmerte er sich gar nichts. Zu was entschlossen sich nun die Letzteren? Ei, sie alle zusammen beeilten sich, der Heimath ebenfalls so schnell als möglich zuzuziehen, „denn“, meinte Jeder gleichsam zu seiner Entschuldigung, „der Winter steht ja vor der Thüre und vereinzelt kann man gegen den jetzt übermächtigen Kaiser ohnehin nichts ausrichten“.

Nunmehr stand dem Kaiser in Süddeutschland kein nennenswerther Feind mehr gegenüber und dem klugen Rathe Granvella's folgend benützte er diese für ihn so äußerst günstige Situation dazu, vor allem die kleineren evangelischen Stände (an die größeren sollte es nachher gehen, wie wir gleich sehen werden) so zu züchtigen, daß es ihnen nie mehr einfallen konnte, einem gegen ihn gerichteten Bündnisse beizutreten. Augenblicklich zog er also gegen die Städte



Bopfingen, Nördlingen, Dinkelsbühl und Rothenburg an der Tauber mit Uebermacht heran, legte ihnen schwere Strafgelder auf und nahm ihnen das eidliche Versprechen ab, dem Schmalkhaldischen Bunde für immer zu entsagen. Dann ging's gegen Augsburg und Ulm, von denen jenes 150,000, dieses aber 100,000 Goldgulden zahlen mußte, und ganz ähnlich wurden Memmingen, Heilbronn, Frankfurt a. Main und noch eine Menge anderer Reichsstädte behandelt, ohne daß auch nur eine einzige es gewagt hätte, sich zu widersetzen. Endlich kam die Reihe auch an den Herzog Ulrich von Württemberg und diesem wurde noch am schlimmsten mitgespielt. Nicht nur nemlich mußte er die schwere Summe von 300,000 Goldgulden zahlen, sondern auch kniefällig Abbitte leisten und zur Sicherung seiner künftigen Treue dem Kaiser drei seiner stärksten Festungen übergeben. Während dem nun übrigens Karl V. am Schlusse des Jahres 1546 sowie zu Anfang 1547 auf diese Art beschäftigt war, rückte der Kurfürst Johann Friedrich dem Herzog Moritz und seinem Verbündeten, dem Markgrafen Albrecht Alcibiades, scharf auf den Leib und schlug dieselben ohne große Mühe, da er die Uebermacht besaß, aus seinem ganzen Kurfürstenthum wieder hinaus. Dann überzog er das Meißensche und Thüringensche mit seinen Schaaren und nahm nicht nur den Markgrafen Albrecht Alcibiades bei Rochlitz gefangen, sondern eroberte auch alles Land bis auf die Städte Dresden, Leipzig, Zwickau und Pirna. Vergebens hoffte Moritz, daß ihm, wie abgemacht gewesen war, der König Ferdinand, des Kaisers Bruder, von Böhmen her mit einem starken Heer zu Hülfe ziehen werde; der König erschien nicht und zwar einfach, weil er nicht konnte. Die Böhmen nemlich weigerten sich, gegen ihre sächsischen Glaubensbrüder zu Felde zu ziehen, und erregten sogar einen gefährlichen Aufstand, als Ferdinand sie mit Gewalt zwingen wollte. So mußte Herzog Moritz immer weiter zurückweichen; doch siehe da, im März 1547 erhielt er die freudige Nachricht, daß der Kaiser selbst nahe. Dieser war in der That am Ende jenes Monats mit seinem völlig ausgeruheten Heere von Nürnberg aufgebrochen und stand am 5. April bereits bei Eger. Hier beeilte sich der Herzog Moritz mit seinen geringen Streitkräften zu ihm zu stoßen, und unmittelbar darauf

traf auch der König Ferdinand mit einem in Ungarn zusammenge-  
rafften Corps (die Böhmen waren immer noch aufständisch) dort ein.  
Nunmehr ging's in Eilmärschen vorwärts gegen das Meißnische zu,  
wo der Kurfürst Johann Friedrich alle seine Streitkräfte sammelte,  
um sich dem Kaiser entgegenzustellen, und am 22. April Nachts er-  
reichte Letzterer mit seinem Heere das Städtchen Mühlberg. Jetzt  
handelte es sich darum, die stark angeschwollene Elbe zu überschrei-  
ten, und glücklich gelang dieß am 23. mit Hülfe eines Müllers,  
welcher, um sich zu rächen (man hatte ihm Tags zuvor sächsischer-  
seits seine Pferde weggenommen), dem Herzog von Alba, dem An-  
führer der Spanier und Neapolitaner im kaiserlichen Heere, eine  
Furth verrieth. Am Tage darauf, den 24. April, erreichte dann  
der Kaiser den Kurfürsten, der sich eben über die Lothauer Heide  
nach Wittenberg zurückziehen wollte, und gab alsbald das Zeichen  
zum Angriff. Die Uebermacht war auf seiner Seite; doch muß man  
den Sachsen das Zeugniß geben, daß sie wie Männer kämpften und  
auch der Kurfürst selbst, der sich auf sein schweres Schlachtroß hatte  
setzen lassen, zeigte ritterlichen Muth. Am Abend jedoch hatten die  
Kaiserlichen entschieden die Oberhand und der Kurfürst selbst, um-  
ringt, sowie durch einen Schwerthieb über die Wange verwundet,  
mußte sich gefangen geben. Dasselbe Loos traf auch den Herzog  
Ernst von Braunschweig-Grubenhagen, der ihm zu Hülfe geeilt war,  
sowie noch viele tausend Andere von höherem oder niederem Stande.  
Die Zahl der Todten aber betrug über 3000, und so hätte die  
Niederlage des Kurfürsten Johann Friedrich nicht vollständiger sein  
können.

Nach kurzer Rast zog Karl V. über Torgau gegen Wittenberg,  
um mit Bezwingung dieser starken Feste das ganze Land in seine  
Gewalt zu bekommen. Die Festung aber leistete Widerstand, denn  
es lag eine beträchtliche Besatzung in ihr und diese Besatzung hatte  
die Gemahlin nebst den Kindern des gefangenen Kurfürsten, welche  
sich dahin zurückgezogen, zu vertheidigen. Da verlangte der Kaiser  
von seinem hohen Gefangenen, er solle dem Commandanten der  
Festung befehlen, dieselbe sofort zu übergeben, und wie sich der Kur-  
fürst dessen weigerte, ließ er ihn durch ein Kriegsgericht unter dem



Vorsitz des Herzogs von Alba als Rebellen zum Tode verurtheilen. Raum übrigens wurde dieß bekannt, so eilten schreckersfüllt der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und der Herzog Wilhelm von Cleve, Johann Friedrichs Schwager, herbei und drangen in den Kaiser, das Todesurtheil zurückzunehmen. Nach langem Bitten willigte dieser ein, aber nur unter furchtbar schweren Bedingungen. In der am 19. Mai abgeschlossenen sogenannten „Wittenberger Capitulation“ nemlich mußte der gefangene Johann Friedrich nicht nur den gefangenen Markgrafen Albrecht Alcibiades freigeben und dem Kaiser die Festungen Wittenberg und Gotha überliefern, sondern auch — und das war die Hauptsache — auf ganz Kursachsen mit sammt der daran haftenden Kurwürde zu Gunsten des Herzogs Moritz von Sachsen-Thüringen verzichten und erhielt dafür nichts als Weimar, Eisenach und Jena nebst einigen anderen kleinen Gebietstheilen Thüringens. Das war der Lohn, den sich der Herzog Moritz damals in Regensburg für seinen Verrath ausbedungen, und augenblicklich, nachdem der gefangene Johann Friedrich nothgedrungen den Verzicht unterschrieben hatte, belehnte der Kaiser den Moritz mit dem sächsischen Kurfürstenthum. So wechselte jetzt der ältere „Ernestinische“ Zweig des Hauses Wettin seine Rolle mit dem jüngeren „Albertinischen“; allein so groß auch das Opfer war, das Johann Friedrich für die Erhaltung seines Lebens brachte, so trug es ihm dennoch nicht einmal die Freiheit ein. Vielmehr mußte er Gefangener bleiben und erhielt nur die Vergünstigung, daß sein tief ergebener Freund, der Maler Lucas Cranach, das Gefängniß mit ihm theilen durfte.

Runmehr, nachdem Johann Friedrich, der bei weitem Mächtigste unter den Mitgliedern des Schmalkhaldischen Bundes, in solch' größlicher Weise für seinen Widerstand gegen den Kaiser gezüchtigt worden war, beeilte sich der Rest jenes Bundes, mit der alleinigen Ausnahme der damals höchst bedeutenden Stadt Magdeburg, dem Kaiser in den demüthigsten Worten seine Unterwürfigkeit anzuzeigen, und fast ohne Ausnahme erbot man sich sogar von freien Stücken, Bürgschaft für die künftige Treue zu leisten. Da fragte sich der Landgraf Philipp von Hessen, der bisher, weil noch immer erzürnt über den thörichtesten Eigensinn Johann Friedrichs während des vorjährigen Feld-

zugs, dem Vorrücken des Kaisers ganz unthätig zugeschaut hatte, was ihm unter den gegebenen Umständen zu thun übrig bleibe, und sofort mußte ihm sein Verstand antworten, daß jeder fernere Widerstand etwas durchaus Sinnloses sei. Natürlich, denn der Kaiser war übermächtig und er selbst, der kleine Landgraf, stand ganz isolirt. Es blieb ihm also nichts übrig, als sich zu unterwerfen, wenn er nicht Alles verlieren wollte, und da er nun durch seinen Tochtermann, den neuen Kurfürsten von Sachsen, der beim Kaiser in so hoher Gunst stand, leidliche Bedingungen zu erhalten hoffte, so knüpfte er sofort im Mai 1547 Unterhandlungen mit dem siegreichen Beherrscher Deutschlands an. Diese hatten einen anscheinend sehr günstigen Verlauf, denn der Kurfürst Moriz nahm sich seines Schwiegervaters aufs kräftigste an und brachte es auch in der That nach kurzem dahin, daß der Kaiser durch den Mund seines vertrauten Ministers Granvella festsetzte: „es habe sich zwar der Landgraf Philipp unbedingt mit fußfälliger Abbitte zu unterwerfen, sowie seine Geschütze und Festungen auszuliefern, dagegen aber solle er weder mit Schmälerung seines Landes noch auch mit einigem Gefängniß beschwert werden.“ Nachdem nun diese Capitulation beiderseitig unterschrieben war, stellte sich der Landgraf am 19. Juni in Halle, in welcher Stadt Karl V. sein Hoflager damals aufgeschlagen hatte, und leistete die fußfällige Abbitte. Am Abende dieses Tages aber, nach einem Schmause, den ihm der Herzog von Alba gab, erklärte ihm dieser, daß er sein Gefangener sei, und alle seine Protestationen halfen ihn nichts. Wohl eilte daraufhin der Kurfürst Moriz zu Granvella und beschwerte sich aufs bitterste über solchen Vertragsbruch, allein dieser Staatsmann, die rechte Hand des Kaisers, erklärte ihm lächelnd, daß nur versprochen worden sei, den Landgrafen nicht mit „ewigem“ Gefängniß zu beschweren, und zeigte ihm sogar zum Beweis dessen die „unterschiedene“ Capitulation, in welcher wirklich die Worte „mit ewigem Gefängniß“ statt „mit einigem Gefängniß“ zu lesen waren. Diese dreiste Fälschung des Vertrags, die man offenbar während des Abendschmauses, bei dem viel getrunken wurde, vorgenommen hatte, erfüllte den Kurfürsten mit dem bittersten Borne; allein weil ihm sein scharfer Verstand sagte, daß das Zurschautragen solchen Bornes das Schlimme nur



verschlimmern könne, barg er denselben tief im Herzen und zeigte dem Kaiser fortwährend ein durchaus zufriedenes Gesicht. Somit blieb der Landgraf gefangen und Karl V. hielt ihn dazuhin äußerst hart, indem er ihn, bewacht von rohen spanischen Soldaten, in ein elendes Gemach der Citadelle von Mecheln einsperren ließ. Den gewesenen Kurfürsten Johann Friedrich dagegen betrachtete der Kaiser weniger als Gefangenen, denn als ein Unterpfand für die fortwährende Untermüßigkeit der Protestanten, und behielt ihn daher stets in seiner nächsten Nähe, ihm durch seine eigenen Diener aufwarten lassend.

Mit dem Schmalkhaldischen Bunde hatte es also ein schmachliches Ende genommen und dieses Ausgangs froh, eilte König Ferdinand mit einem Heere, das ihm sein Bruder, der Kaiser, mitgab, nach Böhmen, um dieses Land wegen seines bewiesenen Ungehorsams zu züchtigen. Karl V. selbst aber zog nach Augsburg, wohin er schnell einen Reichstag ausschrieb, und mit Bestimmtheit rechnete er nun darauf, den Religionswirren ein definitives Ende zu bereiten. Demgemäß ging seine Absicht ursprünglich dahin, die deutschen Stände zur unbedingten Anerkennung des Tridentinischen Concils mit allem dem, was es beschließen würde, zu zwingen; allein siehe da, nach kurzem schon änderte er diesen seinen Vorsatz, weil eben jetzt der Papst seine höchste Unzufriedenheit erregte. Dieser nemlich hatte gehofft, es werde dem Protestantismus durch den Feldzug des Jahrs 1546 ein schnelles Ende bereitet werden, und wurde daher vom höchsten Borne erfaßt, als er die Erfahrung machen mußte, daß Karl V. nicht nur den Kurfürsten Moriz von Sachsen, sowie den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, zwei anerkannte Protestanten mit lauter protestantischen Unterthanen, auffallend begünstigte, sondern auch nach dem Tode des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz dessen Bruder und Erben Friedrich ohne irgend welche Bedingung dem Verstorbenen nachzufolgen gestattete, obwohl dieser Friedrich sich offen dem Lutherthum zuneigte. Sollten nun solche Halbkegereien noch länger geduldet werden? Nein, sicherlich nicht, und deshalb rief Paul III. sofort — zu Anfang des Jahrs 1547 — seine Hülfsstruppen, die er dem Kaiser gestellt, zurück. Jetzt hoffte er, werde der Kaiser einlenken und sofort mit allen protestantischen Fürsten aufräumen; allein siehe

da, Karl V. fuhr fort, dem neuen Kurfürsten von Sachsen, sowie den beiden andern genannten hohen Herren seine höchste Gunst zuzuwenden und es sogar ohne irgend einen Widerspruch zu dulden, daß in deren Ländern der Protestantismus ganz ungenirt fortflorirte. Dieß machte den Pabst noch wüthender und, um solche Wuth zu manifestiren, verlegte er das Tridentinische Conzil nach Bologna. Hier, in einer Stadt, welche als zum Kirchenstaat gehörig, dem päpstlichen Stuhl unmittelbar unterworfen war, durfte er gewiß sein, das Conzil noch mehr in der Gewalt zu haben, als bisher, und somit wollte die genannte Verlegung desselben nichts Anderes bedeuten, als „Unmöglichkeit aller und jeder Reform“. Gewiß, selbst die kleinste Aenderung des Bisherigen konnte der Pabst in Bologna durch seinen Einfluß verhindern und damit war der Zweck, den Karl V. verfolgte, „Verständigung innerhalb der Kirche“, total annullirt. Selbstverständlich also konnte der Kaiser dem Vorgehen des Pabstes seinen Beifall nicht schenken und es kam sofort zu heftigen brieflichen Erörterungen zwischen ihm und dem römischen Stuhle. Weil aber der heilige Vater halbstarrig blieb, wurde Karl V. ebenfalls unversöhnlicher und die erste Folge war, daß er dem Bologneser Conzil seine kaiserliche Anerkennung versagte. Die zweite aber — hervorgerufen durch die fortdauernde Halbstarrigkeit des Statthalters Christi — bestand darin, daß er sich mit dem im September 1547 in Augsburg zusammengetretenen Reichstag dahin einigte: „es solle in Deutschland alsbald eine Ordnung der Dinge geschaffen werden, mit der sich Katholiken wie Protestanten auf so lange zufrieden geben könnten, bis ein neues allgemeines Conzil, zu dessen Einberufung der Kaiser den Pabst zwingen werde, ein endgültiges Definitivum schaffe.“ Sofort erhielten nun die zwei gemäßigten oder wenn man so will billig denkenden katholischen Theologen Julius Pflug, Bischof von Raumburg, und Michael Holding, Weihbischof zu Mainz, zusammen mit dem protestantischen Doctor Johann Agricola, dem Oberhofprediger des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, den Auftrag, ein solches Provisorium zu entwerfen, und nach langer Berathung, in welcher der eben so eitle als hofmännisch-gefügige Agricola sich von seinen beiden katholischen Collegen, was man sagt, über den Löffel



barbieren ließ, kam der verlangte Entwurf zu Stande. Was aber enthielt er? Nun, den Protestanten wurde der Laienfelch (die Austheilung des Weins beim Abendmahle) gestattet und überdem sollte ihren Geistlichen, die sich verheirathet hatten, erlaubt sein, solche Ehe „bis auf Weiteres“, das ist bis zur Entscheidung des künftigen Concils, fortzusetzen. In allem, sage in allem Uebrigen aber stellte der Entwurf, den man „Interim“ (auf deutsch „Einstweilen“ oder „Unterdesse“, bis zur definitiven Entscheidung des Concils) nannte, nicht bloß den Katholizismus, sondern den reinen Papismus wieder her und der römische Oberpriester selbst hätte nicht mehr verlangen können. „Alle papistischen Ceremonien nemlich“, decretirte das Interim, „mit sammt der Messe, den Wallfahrten, dem Rosenkranz und dem Bilder- und Reliquiendienst, müßten sofort in allen protestantischen Ländern und Städten wieder eingeführt werden und nicht minder dürfe man künftig bei schwerer Pön mehr etwas gegen die papistischen Lehren, welche (wie die Transsubstantiation, den Ablass, den Dispens, die sieben Sacramente, den Primat des Papstes, das Klosterwesen, das Cölibat, den Bann und das Interdict) Luther und die andern Reformatoren als unchristlich verworfen hatten, auf der Kanzel, oder in der Presse oder auch im Privatleben vorbringen.“ Mit andern Worten also, das Interim decretirte die Ausrottung des Protestantismus und eben deswegen gefiel es den auf dem Augsburger Reichstag anwesenden katholischen Kirchenfürsten über die Maßen. Weil es aber ihnen gefiel, stimmten auch die katholischen Laien für dasselbe, und so wurde es mit großer Mehrheit — trotz des Widerspruchs oder vielmehr Murrens der Protestanten, denn offen und laut wagten sie in diesem Augenblick nicht zu protestiren — durchgesetzt. Kaum aber hatte der Reichstag sein Votum abgegeben, so ließ es der Kaiser am 15. Mai 1548 öffentlich verkünden und damit erlangte das Interim vollkommene Gesetzeskraft für ganz Deutschland.

---

## Siebtes Kapitel.

### Der Augsburger Religionsfrieden und die Abdankung Karls V. (1548—1555).

Man kann sich denken, welchen innerlichen Grimm die Verkündigung des Interims bei den Protestanten erzeugen mußte. Auf dem Reichstag zu Augsburg hatten sie es nicht gewagt, dem Kaiser offen Troß zu bieten, denn jeder Einzelne befürchtete, in derselben Weise behandelt zu werden, wie Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen. Allein damals schon nahm sich Einer wie der Andere von den protestantischen Ständen vor, das neue Gesetz als einen toten Buchstaben zu betrachten und nach Schluß des Reichstags fiel es daher keiner einzigen Reichsstadt, keinem einzigen Fürsten oder kleineren Dynasten ein, mit der Durchführung desselben Ernst zu machen. Selbst der neue Kurfürst Moritz von Sachsen brauchte Ausflüchte, und wenn er auch, um den Kaiser nicht zu reizen, einige wenige papistische Ceremonieen, welche ihm und seinen Theologen als etwas ziemlich Gleichgültiges erschienen, in den protestantischen Kirchen wieder herstellen ließ, so rüttelte er dagegen an dem wirklichen und eigentlichen protestantischen Glauben nicht im geringsten. Schon dieß berührte den Kaiser äußerst unangenehm; von dem heftigsten Borne aber wurde er erfaßt, wenn da und dort der Einführung des Interims offener Widerstand entgegengesetzt wurde, und sofort beschloß er, denselben mit Gewalt zu brechen. Zuvörderst zwang er die Reichsstädte, ihre Verfassung dahin zu ändern, daß sie den Patriziern oder Geschlechtern auf Kosten der seit vielen Decennien dominirenden Zünfte ihre alten Vorrechte, also die ganze Regierungsgewalt wieder einräumten, denn die bürgerlichen Handwerker vornehmlich hatten der Reformation Vorschub geleistet, während die Patrizier fast ohne Ausnahme so fest am Althergebrachten hingen, daß man von ihnen erwarten durfte, sie würden dem Interim mit



Bergnügen Geltung verschaffen. Den Anfang machte er mit Augsburg (3. August 1548) und zwei Tage später mußte Ulm nachfolgen. Weiße aber in diesen beiden Städten so leicht ging, entsendete er allüberallhin Commissäre, die Neuerung durchzuführen und in ihrer Angst gehorchten die meisten Reichsstädte. Freilich nur die meisten, nicht alle, wie denn z. B. Constanz sich hartnäckig weigerte, den vertriebenen Patriziern, die seit einem Jahrhundert schon in der Stadt gar nichts mehr zu sagen hatten, die Thore wieder zu öffnen. Sollte er nun aber solche Widersetzlichkeit dulden? Nein, denn er besaß ja die Macht, dieselbe zu brechen, und zu allererst machte Constanz diese Erfahrung. Unverweilt nemlich, schon am 8. August, schickte er ein spanisches Corps unter Alphonso Vives gegen die Stadt ab und da dieselbe ihre Thore sperrte, begann Vives die Belagerung. Sie dauerte nicht allzu lange, weil die Lebensmittel schon nach vierzehn Tagen ausgingen, und am letzten Tage des Monats August übergab sich die Stadt auf Gnade und Ungnade. Welches Schicksal aber wurde ihr nunmehr zu Theil? Nun, nicht das Interim mußte sie annehmen, sondern den vollen Katholicismus und überdem, was noch schwerer ins Gewicht fiel, verlor sie ihre Reichsfreiheit, um dafür wieder unter die habsburgische Landeshoheit zurückzukehren. Das war ein furchtbarer Strafact, und Constanz, zu einer vorderösterreichischen Provinzialstadt herabgedrückt, verlor bald alle Bedeutung; aber der Schrecken dieser Vergewaltigung wirkte so nachhaltig, daß selbst diejenigen Städte, die bisher Miene zum Widerstand gemacht hatten, wie Lindau, Regensburg, Nürnberg, Frankfurt und Straßburg, in tiefster Demuth dem kaiserlichen Machtgebot Folge leisteten. Dasselbe Loos, wie den Reichsstädten, bereitete Karl V. auch den deutschen Dynasten und Fürsten und den Reigen eröffnete er mit dem Herzog Ulrich von Württemberg. Sowie nemlich dieser keine Anstalt traf, das Interim in seinem Lande zur Geltung zu bringen, ließ er eine spanische Truppe — zu solchen Zwecken verwandte er überhaupt immer nur dickkatholische spanische Söldner, die er in immer größeren Massen nach Deutschland hereinzog — gegen Stuttgart marschiren, und ohne Widerstand zog dieselbe dort ein. Nicht minder wurden auch andere württembergische Städte und Festungen von den Spaniern

besezt und dieselben hausten daselbst wie in Feindesland. Was blieb nun dem Herzog Ulrich anders übrig, als sich zu unterwerfen und in seinem ganzen Lande den Gottesdienst nach den Vorschriften des Interims einrichten zu lassen? Raum aber sahen die anderen Fürsten Deutschlands solchen Ernst, so beeilten sie sich — besonders die kleineren — den Willen des Kaisers zu erfüllen, nur um das größere Uebel der spanischen Besatzungen abzuwenden, und jetzt erst, nachdem alles dieß geordnet war, verließ der Kaiser — im Spätherbst 1548 — Deutschland, um den Niederlanden einen zweijährigen Besuch abzustatten.

Mit der Annahme des Interims schien die protestantische Sache total lahm gelegt; allein in Wahrheit verhielt sich dieß doch anders. Die Annahme desselben war nemlich allüberall nur eine äußerliche, weil durch Gewalt erzwungen, und in seinem Innern fluchte jeder Protestant dieser „Erfindung des Satans“, wie man das Nachwerk nannte. Ja in vielen Städten spielte das niedere Volk den „Meßpfaffen“, die natürlich sofort zurückgekehrt waren, gar übel mit und die neuen regierenden Herren, die Patrizier, hatten nicht die Kraft, solchen Excessen zu steuern. Auch gewährte man da und dort den protestantischen Pfarrern, die wegen standhaften Festhaltens am lutherischen Glauben flüchten mußten, eine heimliche Zuflucht und pries mit lauten Worten den gefangenen Johann Friedrich, der sich durch alle Drohungen Karls V. nicht bewegen ließ, die Einführung des Interims in dem kleinen Ländchen, das er nun inne hatte, anzubefehlen. Am meisten jedoch stärkten sich die Gemüther an dem hochherzigen Widerstand, welchen einzelne norddeutsche Städte, wie Bremen, Braunschweig und Lübeck, dem kaiserlichen Befehle leisteten, und insbesondere war es Magdeburg, auf das damals die Augen von ganz Deutschland sich mit Bewunderung richteten. Die genannte eben so große und mächtige, als entschlossene und muthige Stadt, deren Bürger ohne Ausnahme gut lutherisch gesinnt waren, hatte schon anno 1547, als der schmalkaldische Bund sich so schmähhch auflöste, eine gegen den Kaiser höchst feindselige Stellung eingenommen und das Jahr darauf, als ihr die Einführung des Interims angeschlossen wurde, weigerte sie sich dessen standhaft. Diese Standhaftigkeit aber mehrte



sich noch, als eine große Anzahl vertriebener protestantischer Pfarrer innerhalb ihrer Mauern Zuflucht suchte, und sie wurde nun der eigentliche Heerd des Widerstands gegen die bewußte „Erfindung des Satans“. Beharnischte Flugschriften contra Interim erschienen duzendweise in ihr und nicht minder zahlreich waren die Spottgedichte, die man meistentheils noch extra mit grotesken Holzschnitten ausstaffirte. Ja sogar „Schandmünzen“ prägte man gegen das Interim und man nannte die Stadt nur „unseres Herrgotts Kanzlei“, weil hier Alles zu Tage gefördert wurde, was man gegen Interim, Papst und Kaiser auf dem Herzen hatte. Anfangs nun konnte solches ungestraft geschehen, weil der Kaiser die Stadt von den Niederlanden aus, wohin er, wie wir wissen, gezogen, nur durch Drohungen einzuschüchtern suchte; als derselbe aber im Sommer 1550 nach Deutschland zurückkehrte, um einen neuen Reichstag in Augsburg abzuhalten, erklärte er sofort die Metropole in die Acht und beauftragte den Kurfürsten Moritz von Sachsen, von dem er annahm, daß er besonders aufgebracht gegen sie sein müsse (in den Magdeburg'schen Flugschriften und Spottgedichten figurirte Moritz stets nur als Renegat und Apostat), mit der Vollziehung seines Spruchs. Mit Gewalt also sollte Magdeburg zum Gehorsam gezwungen werden und darum sammelte jetzt der Kurfürst Moritz im Namen des Kaisers ein mächtiges Reichsheer, mit dem er im September 1550 die Belagerung der Stadt begann.

Doch zu welchem Behufe hatte der Kaiser einen neuen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben? Am 10. November 1549 war Papst Paul III. verstorben und ihm folgte unter dem Namen Julius III. der Cardinal Giannmaria del Monte. Dieser aber erwies sich viel nachgiebiger als sein starrer Vorgänger, und ging sogleich auf das Verlangen Karls V. ein, das Concil von Bologna wieder nach Trient zurückzuverlegen. Jetzt erkannte der Kaiser dasselbe als vollberechtigte Kirchenversammlung an und sein Verlangen ging sofort dahin, die Protestanten zur Beschickung desselben zu vermögen. Das Interim war ja nur eine provisorische, nicht eine definitive Lösung der religiösen Wirren; vielmehr sollte dieses Definitivum von der Kirchenversammlung ausgehen, und damit deren Beschlüsse in ganz Deutschland Geltung hätten, war vor allem nothwendig, daß auch die Pro-

testanten sie beschickten oder wenigstens sich verpflichteten, ihre Rechtsgültigkeit nicht anzuzweifeln. Eben aber, um die protestantischen Stände hiezu zu vermögen, schrieb der Kaiser den neuen Reichstag auf den Juli 1550 nach Augsburg aus und es mußte ihn daher nicht wenig verdrießen, daß die meisten der protestantischen Fürsten nicht persönlich erschienen, sondern sich durch Gesandte vertreten ließen. Warum nemlich erschienen die Betreffenden nicht persönlich? Einfach deswegen, weil sie zum voraus fest entschlossen waren, die Betheiligung an der Kirchenversammlung zu verweigern und sich daher dem Einfluß des Kaisers auf ihre Person entziehen wollten. Das merkte der Letztere gar wohl und sparte nun weder Versprechungen noch Drohungen, um nachträglich das persönliche Erscheinen der Fürsten zu bewirken. Darüber aber ging eine geraume Zeit hin und trotzdem war der Erfolg nur ein sehr geringer. Die Fürsten blieben größtentheils weg und ließen durch ihre Gesandten erklären, daß sie das Concil unmöglich beschicken könnten, weil es klar sei, daß sie auf demselben vergewaltigt werden würden. Da legte sich endlich mit dem Beginn des Jahres 1551 der Kurfürst Moriz ins Mittel und schickte nicht nur von seinem Lager vor Magdeburg aus seine schriftliche Zustimmung zu den Wünschen des Kaisers ein, sondern forderte auch die übrigen Stände dringend auf, sein Beispiel nachzuahmen. Dieß wirkte, denn als Kurfürst von Sachsen hatte er unter den Protestanten das gewichtigste Wort, und so erfolgte denn am 13. Februar 1551 die allgemeine Zustimmung zur Beschickung des Concils.

Jetzt endlich glaubte Karl V. am Ziel seiner Wünsche zu sein, und da er sich sagen mußte, daß er solches einzig und allein dem Kurfürsten Moriz verdanke, so stieg letzterer noch höher in seiner Gunst. Ja ganz felsenfest wurde nun sein Vertrauen zu dem Günstling, und wer ihm gesagt hätte, der kluge Moriz habe all' dieß nur gethan, um ihn zu täuschen — nur, um ihn in Sicherheit einzuwiegen, den würde er als einen gemeinen Verläumder mit Verachtung zurückgewiesen haben. Trotzdem aber war solches der Fall, denn schon seit längerer Zeit trug sich der junge Kurfürst mit dem Gedanken, den Kaiser mit Krieg zu überziehen, und hiezu hatte er seine guten Gründe. Wir wissen, daß ihn schon die Fälschung des mit Gran-



volla abgeschlossenen Vertrags, worüber wir früher berichtet haben, mit dem tiefsten Zorn erfüllte, und solcher Zorn konnte wahrhaftig dadurch nicht gedämpft werden, daß ihm alle seine wiederholten Bitten um die Freilassung des Landgrafen von Hessen, seines Schwiegervaters, immer rundweg, obwohl mit süßen Worten, abgeschlagen wurden. Dazu kam noch die Furcht, der Kaiser, in der Absicht, aus Deutschland eine absolute Monarchie zu machen, gehe damit um, die Gewalt und Unabhängigkeit der deutschen Fürsten in derselben Weise zu brechen, wie dieß in den Nachbarreichen, besonders in Frankreich und Spanien, längst geschehen war; diese Furcht aber erschien keineswegs unbegründet, besonders wenn man in Betracht zog, daß der genannte Herrscher mit seinen gewaltigen Truppenmassen, die er gegen alles Recht (man erinnere sich des Versprechens, welches er bei seiner Wahl geleistet hatte) aus Spanien, Italien und den Niederlanden ins Reich zog, Alles durchsetzen konnte, was er wollte. Endlich gehörte der Kurfürst zu den wärmsten Anhängern des lutherischen Glaubens und da es für ihn eine Gewißheit war, daß das Tridentinische Concil, wenn man seine Beschlüsse als allgemein verbindlich anerkenne — von welcher Forderung der Kaiser nie lassen werde —, dem Protestantismus den Todesstoß geben würde, so mußte auf andere Weise für die Freiheit des Glaubens gesorgt werden. Ja zu dieser, der Glaubensfreiheit, konnte man, darüber blieb kein Zweifel übrig, unmöglich auf andere Weise gelangen, als dadurch, daß man mit den Waffen in der Hand einen Religionsfrieden erzwang, denn auf gutlichem Wege ließ sich der Kaiser seiner katholisch-papistischen Gesinnung wegen zu nichts herbei. All' dieß — einen guten Religionsfrieden, die Sicherung der fürstlichen Souveränitäten und die Befreiung des Landgrafen von Hessen, sowie nebenbei auch noch die Wiederherstellung seines guten Namens, der durch den begangenen Verrath von anno 1546 bedeutend nothgelitten hatte — hoffte der Kurfürst Moriz durch einen mit dem Kaiser glücklich geführten Krieg zu erreichen und deßhalb bereitete er im Verlauf des Jahres 1551 Alles gehörig vor, um mit dem Frühjahr 1552 loszuschlagen zu können.

Um des Sieges gewiß zu sein, war übrigens Zweierlei nothwendig. Erstens die Gewinnung von Bundesgenossen, um überlegene

Streitkräfte ins Feld führen zu können, und zweitens die vollständigste In-Sicherheit-Wiegung des Kaisers, damit dieser abgehalten werde, seinerseits Kriegsrüstungen zu treffen. Was nun den letzteren Punkt anbelangt, so war es aus verschiedenen Gründen nicht so gar schwer, den Kaiser zu täuschen. Einmal nemlich setzte derselbe, wie schon gemeldet, ein unbegränztes Zutrauen in den Kurfürsten Moriz und gab deßhalb entgegen gesetzten Einflüsterungen kein Gehör. Sodann hatte er seit dem Schluß des Augsburger Reichstags seine Residenz in Innsbruck aufgeschlagen, um dem Concil, das in Trient tagte, nahe zu sein, und schenkte somit dem, was im Norden Deutschlands vorging, keine besondere Aufmerksamkeit. Endlich war ja der Kurfürst Moriz mit der Eroberung Magdeburgs beauftragt, und da er hierzu eines starken Heeres bedurfte, so lag in der fortwährenden Anwerbung von Truppen kein Grund zum Mißtrauen. Freilich kapitulirte die Stadt am 6. November 1551 und man konnte nunmehr erwarten, daß der Kurfürst sein Heer, wenn nicht entlassen, so doch stark reduciren werde. „Allein leider“ — so ließ er sich in seinen Berichten an den Kaiser vernehmen — „sei ihm dieß unmöglich, denn zum Ersten müsse er in der noch immer unruhigen Stadt eine bedeutende Besatzung unterhalten, und zum Zweiten fehle es an Geld, den Truppen den rückständigen Sold zu bezahlen, was doch vor der Entlassung, wenn man keinen Aufruhr hervorrufen wolle, unumgänglich nothwendig sei.“ Ueberdem verstand es der Kurfürst vortrefflich, die kaiserlichen Commissäre über die Stärke seines Heeres zu täuschen, indem er die Standquartiere der einzelnen Abtheilungen in den Dörfern ringsum alle Augenblicke veränderte und so jede genauere Controle unmöglich machte. Kurz also, die In-Sicherheit-Wiegung des Kaisers gelang ohne große Schwierigkeiten und auch die Gewinnung von Bundesgenossen fiel dem Kurfürsten nicht schwer. Der erste, an den er sich wandte, war der Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Baireuth, und kaum hörte der wilde Geselle von einem Kriegszug, bei dem man nach Herzenslust plündern und brandschätzen könne, so schlug er freudig in die dargebotene Hand ein. Ebenso that aus denselben Gründen der kampflustige Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg. Der dritte aber, den der Kurfürst Moriz gewann, der junge





Im gleichen Verlag ist erschienen:

# Mysterien des Vatikan

oder

die geheimen und offenen Sünden des Papstthums  
von

**Theodor Griesinger.**

2 Bände. gr. 8°. Thlr. 2. — fl. 3. 30.

Erstes Buch: Der Papst und die Armuth. Zweites Buch: Der Papst und die Demuth. Drittes Buch: Der Papst und die Keuschheit. Viertes Buch: Der Papst und die Christlichkeit. Fünftes Buch: Der Papst und die Duldsamkeit. Sechstes Buch: Der Papst und die Unfehlbarkeit. Siebentes Buch: Der Papst und die Neuzeit.

Das Werk ist vollständig in 12 Lieferungen in gr. 8° à 5 Sgr. oder 18 fr., und kann nach Wunsch in regelmäßigen Zwischenräumen oder auf einmal bezogen werden.

## Die Jesuiten.

Vollständige Geschichte ihrer offenen und geheimen Wirksamkeit  
von der Stiftung des Ordens bis jetzt.

Von

**Theodor Griesinger.**

2 Bände. gr. 8°. Thlr. 2. 15. — fl. 4. 30.

Erstes Buch: Der Anfang der Jesuiten oder der heilige Ignaz von Loyola. Zweites Buch: Die Klugheit der Jesuiten und das Riesenthum ihres Wachsthum. Drittes Buch: Die Sittlichkeit der Jesuiten und ihr Gelübde der Keuschheit. Viertes Buch: Die Wohlthätigkeit der Jesuiten und ihr Gelübde der Armuth. Fünftes Buch: Die Ehrlichkeit der Jesuiten und der Sturm aus ihrer eigenen Mitte. Sechstes Buch: Die Daubarkeit der Jesuiten oder die Erlaubniß zu Mord und Todschlag. Siebentes Buch: Der Scheintod der Jesuiten und ihr schreckliches Wiedererwachen.

Druck von Carl Eberle in Stuttgart.



31. & 32. Heft.

Preis 4 ngr. — 12 kr. rh.

THEODOR  
GRISINOWSKI

Die  
Helden  
der  
Frankfurter  
Nationalversammlung



Stuttgart 1873.

Verlag von Paul Moser.







Landgraf Wilhelm von Hessen, der im Namen seines gefangenen Vaters die Regierung führte, stimmte natürlich noch viel schneller und eifriger zu, denn es galt ja die Befreiung seines Vaters und für diese war er bereit, Alles zu wagen. Weit größere Wichtigkeit übrigens hatte der vierte Bundesgenosse, nemlich der König Heinrich II. von Frankreich, der Sohn und Nachfolger des im Jahre 1547 verstorbenen Franz's I., allein ihn zum Genossen zu gewinnen, konnte ebenfalls nicht schwer fallen, da er in Allem so viel möglich in die Fußstapfen seines Vaters, des großen Rivalen Karls V., trat. In aller Heimlichkeit sandte also der Kurfürst Moriz den Markgrafen Albrecht Alcibiades an ihn und ließ ihm seine Anträge machen. Heinrich II. aber, hoch erfreut, dem Kaiser Karl V. eine Demüthigung bereiten zu können, ergriff die Gelegenheit mit beiden Händen und bevollmächtigte sofort den Bischof Fraxineus, mit dem Kurfürsten einen definitiven Vertrag abzuschließen. Die Beiden, der Bischof und der Kurfürst, kamen also am 5. October 1551 in dem einsamen Waldschlößchen Friedewald im Hessischen heimlich zusammen und setzten nachfolgende zwei Punkte fest. Nummer Eins: Der König Heinrich II. zahlt dem Kurfürsten Moriz während des Kriegs monatlich 240,000 Goldgulden Subsidien-gelder. Nummer Zwei: hiefür ist der genannte König berechtigt, diejenigen Städte Lothringens, in welchen welsch, d. i. französisch gesprochen wird, seinem Scepter zu unterwerfen. Ein kurzer, aber inhaltsschwerer Vertrag, durch welchen Deutschland schwer geschädigt wurde!

Unter solchen Vorbereitungen kam das Frühjahr 1552 heran und von der Gicht geplagt, lag der Kaiser Karl V. noch immer in Innsbruck, ohne an irgend eine Gefahr zu denken. Da brach am 20. März der Kurfürst Moriz plötzlich mit seinem ganzen Heere in Eilmärschen nach dem Süden Deutschlands auf. Am 25. stieß bei Schweinfurth der junge Landgraf von Hessen mit seinen Schaaren zu ihm und einige Tage später vereinigte er sich bei Rottenburg an der Tauber auch noch mit den Söldlingen des Markgrafen Albrecht Alcibiades sowie des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg. Am 13. März stand das gewaltige Heer bereits vor Augsburg und diese Stadt beeilte sich, der Bewegung beizutreten. Von hier aus wurden

nun zur Rechtfertigung des Kriegs fulminante Manifeste gegen den Kaiser erlassen, welche die bittersten Klagen über dessen Mißregierung enthielten, und zugleich erging eine dringende Einladung an alle protestantischen Stände, an dem Krieg gegen den „Tyranen und Unterdrücker“ Theil zu nehmen. Während nun aber dieß geschah, oder vielmehr schon einige Tage früher, am 13. März, war der König Heinrich II. von Frankreich in Lothringen eingefallen und hatte sich ohne viele Mühe in den Besitz von Toul und Verdun gesetzt. Schwerer fiel es ihm, auch das starke Metz in seine Gewalt zu bekommen; allein durch List, Verrath und Wortbruch ging auch diese Stadt am 10. April für Deutschland verloren und daraufhin zog der französische König ins Elsaß, um wo möglich der Stadt Straßburg dasselbe Loos zu bereiten. Auch unterließ er es nicht, seinerseits ebenfalls ein Manifest in Tausenden von Exemplaren in die Oeffentlichkeit zu geben, worin er, um seinen Raubeinfall zu beschönigen, erklärte, daß er nur „für die deutsche Freiheit“ kämpfe, und von dort ab sind die Franzosen, wenn sie wieder einmal ein Stück von Deutschland loszureißen beabsichtigten, stets „als unsere Befreier“ aufgetreten. Sie waren und blieben Räuber und fügten zu dem Raub noch oft und viel die Mordfaßel, sowie andere Niederträchtigkeiten aller Art; vor der Welt aber gaben sie sich den Anschein, als ob sie nichts beabsichtigten, denn unser Glück und Wohlergehen, und es gab immer Thoren und schlechte Subjecte genug, welche sich auf Seiten der welschen Liberatoren stellten.

Bis in sein Innerstes hinein erschraß Karl V., als er auf seinem Krankenlager zu Innsbruck in der ersten Woche des Aprils von diesen Hiobsposten erreicht wurde. Im Anfang schien ihm Alles ganz unglaublich, allein von Stunde zu Stunde liefen weitere Bestätigungen ein. Was nun thun? In Deutschland erhob sich keine einzige Hand für ihn, nicht einmal unter den strenggläubigen Katholiken, und die paar tausend Mann spanische Truppen, die er bei sich hatte (er glaubte ja, ganz Deutschland liege tief gedemüthigt zu seinen Füßen, und somit gab es keinen Grund für ihn, eine größere Truppe um sich zu versammeln), waren viel zu schwach, um mit ihnen dem mächtigen Heere des kriegskundigen Moriz Widerstand leisten zu können.





So blieb nichts übrig, als Unterhandlungen anzuknüpfen, und schnellstens sandte er seinem Bruder Ferdinand in Wien Botschaft, diese Mission für ihn zu übernehmen. Daraufhin lud Ferdinand den Kurfürsten Moritz zu einer Zusammenkunft in Linz ein und am 1. Mai fand dieselbe statt. Die Forderungen aber, die sofort der Kurfürst stellte, waren höchst weitgehender Natur und zeigten, welch' sicheren Boden er unter sich fühle. Er verlangte nemlich „Nummer Eins: augenblickliche und bedingungslose Freilassung seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen; Nummer Zwei: Errichtung eines beständigen und verbürgten Religionsfriedens zwischen Katholiken und Protestanten; Nummer Drei: Entfernung aller fremden, besonders der spanischen Minister und Angestellten bei der kaiserlichen Regierung, und dafür Besetzung solcher Stellen mit lauter Deutschen; Nummer Vier: Heimschickung aller fremden Truppen, vorzüglich der italienischen und spanischen, und Verpflichtung, solche nie mehr in Deutschland zu verwenden; Nummer Fünf: Besetzung des Reichskammergerichts mit ebensoviel protestantischen als katholischen Richtern; Nummer Sechs endlich: Erstattung des vielen Geschützes, welches der Kaiser aus Deutschland fortgeführt, um es in seinen Privatkriegen mit Frankreich zu verwenden.“ Das waren die sechs Hauptforderungen, von denen der Kurfürst für sich und im Namen seiner Verbündeten erklärte, unmöglich abgehen zu können; daneben aber gab es noch eine ziemliche Anzahl von Beschwerden, auf die er offenbar ein geringeres Gewicht legte und über welche man also debattiren konnte.

Der Erzherzog, König Ferdinand, befand sich in einer höchst peinlichen Lage, als er solches vernahm, denn vom Kaiser hatte er durchaus keine Vollmacht, in seinen Verwilligungen so weit zu gehen, und doch sollte der Kurfürst, der die Zwischenzeit von seiner Ankunft vor Augsburg bis heute dazu benützt hatte, um fast alle süddeutschen Städte, Herren und Fürsten auf seine Seite herüberzuziehen, um jeden Preis von jeden weiteren feindlichen Schritten abgehalten werden. Somit half Ferdinand sich damit, daß er dem Kurfürsten erklärte, er werde die gestellten Forderungen bei seinem Bruder, dem Kaiser, zu dem er sofort abzureisen bereit sei, mit allem seinem Einfluß befürworten, und bat dann Zeit und Ort zu bestimmen, an welchem, falls der

Kaiser, woran er nicht zweifle, die Forderungen wenigstens im Principe genehmige, die definitiven Friedensunterhandlungen begonnen werden könnten. Hierauf ging der Kurfürst ein und als Ort wurde Passau, als Eröffnungstag der Unterhandlungen aber der 26. Mai festgesetzt. Nun verlangte Ferdinand noch, daß bis zum Abschluß des definitiven Friedens Waffenstillstand sein solle; allein hierauf ließ sich der Kurfürst nicht ein. „Von dem Tage an“, erklärte er, „an welchem nach principieller Genehmigung meiner Hauptforderungen von Seiten des Kaisers die Friedensunterhandlungen in Passau beginnen, also voraussichtlich vom 26. Mai an, genehmige ich den Waffenstillstand; dagegen will ich von heute an bis zum 26. Mai in meiner freien Action nicht gehindert sein, denn ich weiß ja nicht, ob der Kaiser nicht vielleicht meine Forderungen ganz verwirft und die Zwischenzeit dazu benützt, um mit einem schnell angeworbenen Heere Alles auf die Spitze des Schwertes zu stellen.“ Damit mußte sich der König Ferdinand begnügen und reiste nun augenblicklich nach Innsbruck ab; der Kurfürst Moriz aber schlug den Rückweg nach Augsburg ein, in dessen Nähe seine Armee ein Lager bezogen hatte. Merkwürdig übrigens, jetzt zeigte sich augenblicklich, wie ganz richtig der Kurfürst den Kaiser beurtheilte, denn kaum war er wieder bei seiner Armee eingetroffen, so erfuhr er durch Rundschafter, daß in der That in Oberbaiern in aller Eile für den genannten Monarchen Truppen zusammengezogen würden. Dessen Absicht ging also offenbar dahin, den Kurfürsten so lange hinzuhalten, bis er selbst gehörig gerüstet sei; allein der kluge Moriz war nicht der Mann, sich in solcher Weise berücken zu lassen. Schnellstens brach er also am 9. Mai mit einem auserlesenen Corps in Eilmärschen in der Richtung nach Füssen auf und in der Nähe von Meutten stieß er auf die kaiserlichen Truppen. Sie waren zum Kriege noch nicht gehörig ausgerüstet und ließen sich wie Schafe fangen, als der Kurfürst am 18. Mai über sie herfiel. Daraufhin stürmte Letzterer am 19. Mai die Ehrenberger Klause, in welcher eine starke habsburg-tyrolische Besatzung lag, und nun, nachdem der Sturm glücklich gelungen, lag die Straße nach Innsbruck offen vor ihm da. In zwei Tagen konnte er diese Stadt erreichen und da er hoffen durfte, den Kaiser daselbst



zu überraschen, so gab er alsbald, schon am 20., Befehl zum Wiederaufbruch. Nunmehr aber verlangte das Meiffenbergische Regiment, welches bei der Erstürmung der Klause das Hauptsächlichste gethan, vorher, ehe es abmarschire, die Ausbezahlung des üblichen Sturmsoldeß und darüber ging eine kostbare Zeit verloren. Darum, wie nun der Kurfürst am Morgen des 22. in Innsbruck anlangte, fand er den Kaiser nicht mehr vor, denn dieser war die Nacht zuvor im schrecklichsten Regenwetter Hals über Kopf nach Trient entflohen. Sein ganzer Hofstaat, sein Bruder Ferdinand, der Friedensvermittler, ja selbst der gefangene Johann Friedrich — sie alle theilten seine Flucht, der Kaiser der Gicht wegen in einer Sänfte, die Andern zu Pferde oder zu Fuße, wie es ging, und die Bürger von Innsbruck hatten dazu mit Fackeln geleuchtet, weil der Weg über den Brenner sich im schlechtesten Zustande befand. Ihre Ankunft in Trient übrigens verbreitete einen solchen Schrecken, daß die ganze Kirchenversammlung augenblicklich auseinanderstiebt, und der Kaiser selbst hielt sich hier ebenfalls für so wenig sicher, daß er nach wenigen Stunden schon, trotz der rauhen ungebahnten Wege, seine Flucht nach Villach in Kärnthen fortsetzte. Er kam glücklich, obwohl an allen Gliedern gelähmt, daselbst an und gab sofort dem armen Johann Friedrich, weil ihm dieser freiwillig auch bis hierher gefolgt war, die Erlaubniß, in seine Heimath nach Sachsen zurückzukehren. Der Kurfürst Moriz dagegen that sich in Innsbruck gütlich und vertheilte die ganze üppige Hofeinrichtung, die natürlich nicht hatte mitgeführt werden können, unter seine tapferen Soldaten.

Inzwischen war die Zeit herangekommen, wo die Friedensverhandlungen in Passau beginnen sollten, und pünktlich stellte sich der Kurfürst Moriz mit seinen Verbündeten ein. Ebenfowenig fehlte der König Ferdinand, welchen der Herzog Albrecht von Baiern, der Erzbischof von Salzburg und die Bischöfe von Böhmen und Eichstädt begleiteten. Der beabsichtigte Frieden aber machte sich doch nicht so schnell, als man gehofft hatte, denn der Kaiser wollte sich im Anfang durchaus nicht zu allem dem bequemen, was der Kurfürst von ihm verlangte. Da drohte endlich der letztere mit der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten und machte auch in der That Anstalt, aus seiner

Drohung Ernst zu machen. Ueberdem beschlich den armen, verlassenen, in Villach krank darniederliegenden Kaiser die Angst, der König von Frankreich, der schon einen guten Theil von Lothringen an sich gebracht hatte, möchte nun auch noch die Niederlande, den Juwel unter den habsburgischen Besitzungen, wegnehmen, und so ließ er sich endlich am 2. August 1552 dazu herbei, den Friedensvertrag, gewöhnlich nur „der Passauer Religionsfriede“ genannt, zu unterzeichnen. Die obgenannten sechs Forderungen wurden vollständig gewährt; nur machte man noch drei Zusätze. Einmal den, daß die erhobenen weiteren Beschwerden auf dem nächsten, innerhalb sechs Monaten abzuhaltenden Reichstag endgültig ausgeglichen werden sollten; sodann den, daß der Religionsfriede fortzudauern habe, auch wenn später auf dem wieder einzuberufenden Concile zwischen Protestanten und Katholiken sich kein Ausgleich finden lasse; endlich den, daß der König von Frankreich von dem Frieden auszuschließen sei, weil er den mit dem Kurfürsten Moriz seinerzeit abgeschlossenen Vertrag durch seinen Einfall in das deutschredende Elsaß sowie durch die Eroberung des ebenfalls deutschredenden Metz gebrochen habe. Unmittelbar darauf wurde der Landgraf Philipp von Hessen aus seiner nun fünfjährigen Gefangenschaft entlassen und kehrte sofort — wie schon einige Monate früher sein Schicksalsgenosse Johann Friedrich — in sein Land zurück.

Raum war der Passauer Frieden unterzeichnet, so machte sich Karl V., der sich inzwischen von der Gicht so ziemlich erholt hatte, nach dem Elsaß auf und zog da, besonders aus den Niederlanden, nicht minder aber auch aus Spanien, so viel Truppen zusammen, als er nur aufbringen konnte. Er sah ein, daß der Besitz von Metz es den Franzosen nur allzuleicht machen werde, durch das Luxemburgische in die Niederlande einzudringen, und somit wollte er diese überaus wichtige Stadt und Festung um jeden Preis zurückerobern. Bald hatte er mit Hülfe seines Feldhauptmanns, des Herzogs von Alba, mehr als 56,000 Mann unter seinen Fahnen und sofort begann er, noch im October 1552, die Belagerung der Stadt. In diese hatte jedoch inzwischen der französische König eine äußerst zahlreiche Besatzung geworfen und der Commandant derselben, der Herzog Franz von Guise, war unermüdlich thätig gewesen, die ohnehin schon starken Befestigungs-



werke ganz unüberwindlich zu machen. Trotzdem wollte Karl V. die Eroberung unter allen Umständen erzwingen und drei Monate lang wurde unaufhörlich gestürmt. Endlich aber, nachdem theils in Folge des strengen Winters, theils durch die Ausfälle der tapferen Besatzung die Belagerungsarmee über den vierten Theil ihrer Stärke eingebüßt hatte, mußte im Januar 1553 die Belagerung aufgehoben werden und mit den Worten: „es giebt keine Männer mehr“ zog sich Karl V. nach Brüssel zurück. Den Krieg mit Frankreich dagegen setzte er noch zwei Jahre lang mit abwechselndem Glück fort und erst im Februar 1555 wurde ein Waffenstillstand geschlossen.

Inzwischen hatte auch in Deutschland der wilde Alcibiades, Markgraf von Brandenburg-Baireuth, den Kampf auf eigene Faust weitergeführt, ohne sich etwas um den Passauer Frieden zu bekümmern, und alle Ermahnungen, das Schwert in die Scheide zu stecken, waren vergeblich. Schon damals, als der Kurfürst Moriz gegen Innsbruck zog, hatte er sich von diesem getrennt und im Schwäbischen, alle Klöster und Bisthümer wie eine gute Beute betrachtend, mit Sengen und Brennen arge Verheerungen angestellt. Daraufhin wandte er sich gegen die Bisthümer Bamberg und Würzburg, und noch später in die mittleren Rheingegenden, gegen Speier und Worms, wo er fortfuhr, den Räuberhauptmann im Großen zu spielen. Endlich aber, wie der wilde Partheigänger gar noch Niedersachsen heimsuchte, einigte sich im April 1553 der Kurfürst Moriz mit dem Herzoge Heinrich von Braunschweig und einigen andern Dynasten geringeren Ranges, einem solchen Schandtreiben ein Ende zu machen, und stieß am 9. Juli bei Sievershausen im Lüneburgischen auf das Räuberheer. Das letztere wurde fast ganz vernichtet und sein toller Anführer, der Markgraf Albrecht Alcibiades, sah sich gezwungen, nach Frankreich zu entfliehen. Der Kurfürst Moriz aber ward in der Schlacht tödtlich verwundet und starb zwei Tage nachher, erst dreiunddreißig Jahre alt. Durch seinen Feldzug gegen den Kaiser Karl V. vom Jahr 1552 hatte er wieder gut gemacht, was er vier Jahre früher durch seinen Verrath verbrochen, und Deutschland betrauerte in ihm seinen Erretter aus den papistisch-katholischen Banden.

Karl V. sollte abgemachtermaßen innerhalb sechs Monaten nach dem Abschluß des Passauer Vertrags einen allgemeinen Reichstag ein-

berufen, um auf demselben den Religionsfrieden auf ewige Zeiten zu sichern. Allein theils die Execution gegen Albrecht Alcibiades, theils der Krieg gegen Frankreich nahm viel Zeit weg und so wurde es dem Kaiser möglich, unter plausibeln Gründen den Termin immer weiter hinauszuschieben. Die Zwischenzeit aber benutzten die protestantischen Stände, Reichsstädte wie Fürsten, dazu, ihr Kirchen- und Schulwesen zu verbessern und namentlich das verhaßte Interim über Bord zu werfen. So that insbesondere der Kurfürst August von Sachsen, der Bruder und Nachfolger des getödteten Kurfürsten Moriz, sowie der vortreffliche Herzog Christoph von Württemberg, der Sohn Ulrichs, welcher seinem Vater am 6. November 1555 in der Regierung nachgefolgt war. Uebrigens auch die Reichsstädte blieben nicht zurück, und die katholischen Ceremonien und Kircheneinrichtungen, welche ihnen durch Karl V. aufgedrungen worden waren, verschwanden mit einer Schnelligkeit, welche davon zeugte, wie furchtbar verhaßt sie waren. Nachdem nun übrigens die deutschen Stände sich fast drei Jahre lang geduldet hatten, drangen sie endlich in den Kaiser, den versprochenen Reichstag auszusprechen, und im Februar 1555 wurde derselbe in Augsburg eröffnet. Nicht aber Karl V. that dieß, sondern in seinem Namen sein Bruder Ferdinand, welchen er mit allen Vollmachten ausgerüstet hatte, denn er selbst wollte mit der Regierung Deutschlands, das ihm schon so viel Verdruß bereitet hatte, nichts mehr zu thun haben und trug sich damals schon mit dem Gedanken, sich vollständig ins Privatleben zurückzuziehen. Demgemäß sah man auf dem Reichstag von den Beschwerden ab, welche das persönliche Mißregiment desselben (seine spanischen Minister und Hofbediensteten, die spanische Sprache, Kleidung und was dergleichen mehr ist) betrafen, und richtete sein Hauptaugenmerk darauf, den in Passau errichteten Religionsfrieden zu befestigen, zu erweitern, zu verbessern oder auch — wenigstens katholischerseits — zu verschlechtern und zu annulliren. Es kostete aber viele Zeit und Mühe, bis man sich endlich am 21. September 1555 über nachfolgende Punkte einigte. Erstens: die Stände des deutschen Reichs sollten das Recht haben, fernerhin zwischen der alten Religion und dem Augsburgerischen Glaubensbekenntniß frei zu wählen, und es dürfe keiner derselben wegen



seines Glaubens künftighin mehr angefochten werden. Zweitens: die Unterthanen hätten regelmäßig der Religion des Landesherrn zu folgen (was man mit den bereits früher angeführten Worten: „Cujus regio, illius religio“ bezeichnete), denn man betrachtete den Landesherrn zugleich als den Herrn der Unterthanen. Drittens: die bisherige geistliche Gerichtsbarkeit der Erzbischöfe und Bischöfe erstreckte sich künftig nicht mehr auf den Glauben und Gottesdienst der Protestanten, sondern gehe auf die protestantischen Landesherrn über. Viertens: der Abzug aus einem Lande in das andere, der Religion wegen, sei unbedingt gestattet, ohne daß man das Vermögen des Abziehenden besteuern dürfe. Fünftens: jeder katholische geistliche Herr, er möge eine Stellung haben, welche er wolle, solle zwar berechtigt sein, nach seinem Belieben zum Protestantismus überzugehen; aber er müsse sein Erzbisthum oder Bisthum, oder wie die Pfründe sonst heißen möge, der katholischen Kirche abtreten. Sechstens endlich: der Adel und die Gemeinden innerhalb geistlicher Territorien, als da sind Äbte, Bisthümer und Erzbisthümer, welche schon seit längerer Zeit der neuen Lehre anhängen, dürfen von derselben nicht gewaltsam abgebracht, sondern müssen bis zur Vergleichung der beiden streitigen Glaubensbekenntnisse gänzlich in Ruhe gelassen werden. So entschied schließlich nach langem Kampfe der Augsburger Reichstag und solchen Entscheid publicirte König Ferdinand am 26. September 1555 als Reichsgesetz. Endlich, endlich, endlich also hatte man in Deutschland den religiösen Frieden errungen, der schon so lange Noth that; aber Zweierlei wird der Leser bei diesem Frieden doch vermissen. Einmal nemlich das, daß man sich nicht auf den Standpunct der schrankenlosen Gewissensfreiheit zu erheben vermochte, sondern die Religion der Unterthanen von der Religion der Landesherrn abhängig machte. Sodann das, daß man die Zwinglianer und Calvinisten oder wie man vielleicht besser sagt, die Reformirten von dem Religionsfrieden stillschweigend ausschloß, indem nur die Bekenner der Augsburgischen Confession als ächte Protestanten in dem Friedenswerk genannt wurden.

Fast unmittelbar nach dem Abschluß des Augsburger Religionsfriedens setzte Karl V. seinen Entschluß, sich ins Privatleben zurück-

zuziehen, durch. Schon im Juli 1554 hatte er seinem Sohne Philipp Neapel und die sonstigen italienischen Besitzungen abgetreten und am 25. October 1555 resignirte er nun auch zu seinen Gunsten auf die Regierung der Niederlande. Einige Monate später übertrug er ihm weiter noch die Krone von Spanien sowie den Besitz des weiten Amerika und von nun an nannte sich der neue Regent Philipp II. Endlich und schließlich am 3. August 1556 legte Karl V. seine letzte Würde, die Kaisermwürde von Deutschland, nieder und in dieser Würde folgte ihm, wie schon längst abgemacht war, sein Bruder Ferdinand, obwohl der Papst Paul IV. — weil Ferdinand den Religionsfrieden bewilligt hatte — aus heftigste dagegen protestirte. Gleich darauf zog sich Karl V. in die nächste Nähe des Klosters San Juste bei Plascentia in Spanien zurück und starb dort, mit seinem abgeschlossenen Leben gar nicht zufrieden, am 21. September 1558.

Runmehr bleibt uns nur noch übrig, auch auf die geistigen Wirkungen, welche die Reformation im Gefolge hatte, hinzuweisen. Bisher hatte eine geistige Knechtung stattgefunden, welche nur durch die furchtbarsten Schreckmittel aufrecht erhalten werden konnte; jetzt wurde diese Bevormundung abgeschüttelt, und der Laie erhielt die Berechtigung des freien Gedankens. Bisher beanspruchte jeder Dorfpfarrer und Bettelmönch, selbst der unwissendste und verdorbenste, eine Art göttlicher Weihe, welche ihn weit über den gewöhnlichen Menschen stellte; jetzt wußte man, daß kein Christ vor dem andern einen Vorzug habe und daß man keiner Mittelsperson bedürfe, um zu Gott und der ewigen Seligkeit zu gelangen. So mußte sich eine Geistesblüthe nach der andern entwickeln und vor allem gelangte die Philosophie zu ihrer Geltung. Mit der Philosophie aber auch die Geschichte, sowie die bisher total vernachlässigte Natur- und Himmelskunde. Weiter welchen Aufschwung nahmen nicht die Schulen, besonders die Volksschulen, die früher eigentlich kaum vorhanden gewesen waren! Endlich welche Geltung bekam nicht die Predigt, von der man ebenfalls so viel wie nichts gewußt hatte, obwohl in jeder Kirche eine Kanzel stand! Die Hauptsache aber, das Kirchenlied, ist es nicht erst durch die Reformation ins Leben gerufen worden und war es nicht gerade Luther, der dasselbe in Verbindung mit Paul Speratus der lateini-



ſchen Meſſe entgegenſtellte? War es nicht Er, der das Gewaltſied:  
„Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ dichtete und auch die Melodie dazu  
erfand? Das Kirchenlied aber weckte die Volksdichter, als deren erſten  
wir den berühmten Hans Sachs bezeichnen müſſen, und mit den Volks-  
dichtern wetteiferten die Volkslieder, deren Verfaſſer man meiſtens  
gar nicht mehr kennt. Dann welche Verbeſſerung der Sitten trat  
nicht durch die Reformation ein, ſo daß ſelbſt der Rückſchlag auf die  
Katholiken — man denke nur an die früheren Greuel des Mönchs-  
und Nonnenlebens ſowie an das ſchamloſe Prieſterconcubinat — nicht  
ausblieb! Kurz das ganze geiſtige Leben hob ſich durch die Reforma-  
tion und nur in einer einzigen Richtung war die Wirkung der-  
ſelben eine lähmende. Darin nemlich, daß die gothiſchen Kirchenbauten  
nunmehr ſtockten, denn man hatte einſehen gelernt, daß man ſich durch  
Beiträge zu dieſem oder jenem Dome keinen Freibrief in den Himmel  
erwerben könne, und ſo blieben gar manche Tempel und Tempel-  
thürme unvollendet.

## **Zweites Buch.**

# **Der große Kampf zwischen Katholicismus und Protestantismus.**

(1556—1648.)

## **Erstes Kapitel.**

**Friedrich I., die Jesuiten und das Concil von Orient.**

(1555—1564.)



chon vor dem Abschluß des Augsburger Religionsfriedens hatte sich die Reformation über halb Europa verbreitet. Nach Ungarn drang sie durch junge Studenten, die sich durch keine Abmahnungen katholischer Priester hatten abhalten lassen, die berühmte Universität Wittenberg zu besuchen, und schon zur Zeit des Bauernkriegs, anno 1525, erklärten sich fünf sogenannte Freistädte für den Lutheranismus. Einige Jahre später begann der Prediger Matthias Devay, dem man wegen seiner Begeisterung für die neue Lehre, sowie wegen der Energie, mit welcher er für sie auftrat, nach seinem Tode den Namen des „ungarischen Luthers“ beigelegt hat, seine Wirksamkeit, und sein Verdienst ist es,



daß sofort die Bibel ins Ungarische übersetzt wurde. Nicht übrigens der Lutheranismus allein setzte sich in Ungarn fest, sondern, seit dem Jahre 1544, auch der Calvinismus, der durch junge Gelehrte, welche Genf besuchten, verbreitet wurde; doch fand derselbe weniger unter dem Volk selbst Anhänger, als vielmehr unter den Höhergebildeten, sowie besonders unter den Adelsfamilien, die viel mit dem Auslande verkehrten. Auch muß ich noch weiter constatiren, daß all' dieß sich keineswegs ganz widerstandslos bewerkstelligen konnte, sondern daß vielmehr der König Ferdinand, der Bruder Karls V., die Weiterverbreitung der „Keterei“, wie er den neuen Glauben nannte, durch die strengsten Befehle zu sistiren suchte. Allein diese Befehle fruchteten um so weniger, als gar Viele der ungarischen Großen, unter denen der Palatin Thomas Nadasdy besonders hervorzuheben ist, dem neuen Glauben ihren mächtigen Schuß angedeihen ließen und hiedurch den König Ferdinand selbst nöthigten, von seiner Strenge nachzulassen. Wie in Ungarn, so ging es auch in dem anstoßenden Siebenbürgen und zwar begeisterten sich hauptsächlich die sogenannten Sachsen, das ist die Deutschen, welche im Jahre 1143 der König Genß II. vom Niederrhein ins Land gerufen hatte, um allda Cultur zu verbreiten, für die lutherische Lehre. Die Wallachen dagegen, welche den größten Theil der Bevölkerung Siebenbürgens ausmachen, blieben dem alten Glauben treu, denn unter ihnen herrschte die größte Unwissenheit und sie ließen sich also vollständig von ihren Priestern leiten. Nicht minder faßte die Reformation in Polen festen Fuß und in einzelnen Städten, besonders in denen, welche, wie Danzig, Thorn, Elbing und andere früher dem Deutschorden angehört hatten und also eine starke deutsche Bevölkerung besaßen, gewann sie sogar die Oberhand. Uebrigens auch von den slavischen Polen gingen Viele zu ihr über, aber nur von den Höhergestellten, denn das Landvolk wollte nichts von der Neuierung wissen und am allerwenigsten der weibliche Theil desselben. Ganz entschieden trat dagegen die schwedische Nation zu der Reformation über, und der berühmte Gustav Wasa errang nur dadurch so schnell einen vollständigen Sieg über seinen mächtigen Gegner, den König Christian II., daß er, um den Umtrieben des überreichen katholischen Clerus ein Ende zu machen, schon im Jahre 1524

den Katholicismus gänzlich abschaffte. Nicht minder traten die Norweger und Dänen der neuen Lehre in ihrer Gesammtheit bei und den Anfang machten die mit Dänemark verbundenen deutschen Provinzen Schleswig und Holstein. Schottland widerstand länger, denn sowohl König Jacob VI. als auch die nach seinem Tode für seine minderjährige Tochter Maria — die nachher durch ihr Unglück so berühmt gewordene Maria Stuart — eingesetzte Regentschaft eiferte mit Strenge für den alten Glauben. Allein wie von anno 1550 an der große Agitator Johann Knox für die calvinistische Lehre, welcher er in Genf beigetreten war, zu wirken anfang, da gingen dem Volke urplötzlich die Augen auf und bereits im Jahr 1560 sah sich das schottische Parlament genöthigt, die neue Lehre als vollberechtigt öffentlich anzuerkennen. In England ließ der gewaltthätige Tyrann Heinrich VIII. im Anfang seiner Regierung die Schriften Luthers, soweit sie auch auf der brittischen Küste Verbreitung fanden, öffentlich durch den Henker verbrennen und verlangte sogar von den deutschen Fürsten in kategorischer Weise, daß sie dem Verfasser dieser Schriften dasselbe Schicksal bereiten sollten, wie dem Huf. Als ihm aber der Papst nicht den Willen that, ihn von seiner ersten Gemahlin zu scheiden, erklärte er sofort — anno 1535 — aus eigener Machtvollkommenheit das Papstthum in England für abgeschafft, und nun gelang es dem aufgeklärten Thomas Cranmer, der rechten Hand des Königs, der Reformation solchen Vorschub zu leisten, daß bald der größere Theil der Engländer von derselben ergriffen wurde. Seither blieb sie auch dominirend und nur nach Irland mit seiner celtischen Bevölkerung konnte sie nicht vordringen. Einen weit weniger ergiebigen Boden fand sie in den beiden romanischen Ländern Spanien und Italien und in Anbetracht der Bildungsstufe, auf welcher die Einwohner dorten standen, wird man dieß nur natürlich finden. Ueberdem hatte nicht in Spanien, „dem Lande des Gehorsams“, sowie in Italien, „dem Lande der Priester“, die Inquisition ihr Lager aufgeschlagen und wüthete mit allen Schrecken des Scheiterhaufens gegen Jeden, der auch nur die Miene machte, vom Katholicismus abfallen zu wollen? In Frankreich dagegen gestalteten sich die Verhältnisse ganz anders, denn hier, wo der Romanismus vielfach von germanischem Blut durchkreuzt worden war, fand die



Lehre Calvins begeisterten Anhang und die Zahl der Hugenotten (wir haben derselben schon früher erwähnt) stieg bald auf Hunderttausende. Allein die französischen Könige, von Franz I. an bis zu Heinrich III. herab, standen fest zum Papstthum und boten alle ihre Kräfte auf, um dem Calvinismus so schnell als möglich ein blutiges Ende zu bereiten.

Was nun Deutschland selbst betrifft, so wäre sicherlich keine einzige Provinz, ja keine einzige Gemeinde dem Katholicismus treu geblieben, wenn nicht die Mehrzahl der regierenden Herren — in erster Linie Kaiser Karl V. und sein Bruder Ferdinand, sodann die Herzoge von Baiern und endlich die geistlichen Territorialherren, die Äbte, Bischöfe und Erzbischöfe — die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht hätten, der Weiterverbreitung des Protestantismus Einhalt zu thun. In ganz Nord- und Mitteldeutschland gab es mit der einzigen Ausnahme von Westphalen, das fast ganz unter geistlicher Herrschaft stand, zur Zeit des Augsburger Religionsfriedens keinen einzigen bedeutenden Reichsstand mehr, der sich nicht offen zur neuen Lehre bekannt hätte, und selbst im Westphälischen konnten es die Bischöfe von Münster, Baderborn, Minden und Osnabrück nicht verhindern, daß ihre Unterthanen in überwiegender Mehrzahl dieselbe acceptirten. Die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen dagegen, sowie die Bischöfe von Lübeck, Bremen und Halberstadt, deren Sitze meist jüngere Söhne der fürstlichen Häuser Brandenburg, Sachsen und Braunschweig inne hatten, traten der Reformation ganz unbedingt bei und da ihre Domcapitel mit ihnen einverstanden waren, so fiel es keinem einzigen von ihnen ein, des geistlichen Vorbehalts wegen, den die Katholiken, wie wir wissen, im Religionsfrieden durchgesetzt hatten, auf ihre Bisthümer und Erzbisthümer zu verzichten. Eben so große Verbreitung fand die Reformation in den Niederlanden, trotzdem der glaubenseifrige Karl V. kein Mittel scheute, um dieses „Gift“ von seiner Lieblingsprovinz abzuhalten, und nicht einmal die Erzbischöfe von Köln, Trier und Mainz, sowie noch viel weniger die Bischöfe von Straßburg, Worms und Speier konnten es verhindern, daß ein sehr beträchtlicher Theil ihrer Unterthanen vom alten Glauben abfiel. In Lothringen dagegen behielt überall, wo die französische Sprache und also der Romanismus vorherrschte, der Katholicismus die Oberhand

uno ebenso auch in den fränkischen Bisthümern Bamberg, Würzburg und Eichstädt, weil deren Beherrscher einen Hinterhalt an Baiern hatten. Um so eifriger bekannte sich das übrige Frankenland, insbesondere die dortige Reichsstadt Nürnberg, sowie die Markgraffschaften Brandenburg-Baireuth und Brandenburg-Anspach, zur neuen Lehre, und daß die Rheinpfalz, das Herzogthum Württemberg und die Markgraffschaft Baden sowie die schwäbischen Reichsstädte dieselbe in ihrer Gesammtheit ebenfalls eingeführt hatten, wird dem Leser noch wohl im Gedächtniß sein. So blieb als rein katholisches Land — außer den soeben genannten drei Bisthümern Bamberg, Würzburg und Eichstädt — eigentlich nur Baiern übrig, allein selbst sein Beherrscher (seit 1550), Albrecht V., der Sohn Wilhelms IV., (der mit seinem Bruder Ludwig bis 1537 gemeinsam, von da an aber allein regiert und jede protestantische Neuerung glücklich besiegt hatte) drang, so ein guter Katholik er sonst war, auf Verbesserung der katholischen Kirche und gab seinen Unterthanen gleichsam als Abschlagszahlung das Recht des Fleisshessens an Fasttagen sowie der Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt. Viel schlimmer noch gestalteten sich für den Katholicismus die Verhältnisse in den Habsburgischen Ländern, also in Oestreich, Steiermark, Krain, Kärnthen, Tyrol, Böhmen und Ungarn, denn deren Regent, der König Ferdinand, mußte der Türkennoth wegen in seinen Concessionen — obgleich es ihn schwer genug ankam — noch viel weiter als Albrecht V. gehen. Diese Türkennoth bestand nun schon seit mehr als hundert Jahren und nur sehr selten ließ sich das deutsche Reich dazu herbei, zu Abwehr des „Erzfeindes“, wie man die Türken oder Osmanen damals nannte, kräftige Maßregeln zu ergreifen. Vielmehr hatte man sich in Deutschland längst daran gewöhnt, solche Abwehr den Habsburgern ganz allein zu überlassen, wie wenn dieselbe eine östreichische Hausangelegenheit gewesen wäre, und insbesondere ließen die deutschen Fürsten den König Ferdinand, selbst nachdem er — wie wir gesehen — unter dem Namen Ferdinands I. Kaiser geworden war, gegen den Sultan Soliman II. im Stich. Somit sah sich Ferdinand I. rein bloß auf seine eigene Kraft angewiesen und diese war um so unmächtiger, als sich Johann Zapolya, der Voivode von Siebenbürgen, mit Soliman II.



verbündete. Auch wurde dieß nicht besser, als Zapolna kurze Zeit nach dem Abschluß des Augsburger Religionsfriedens starb, und am Ende blieb dem Kaiser nichts Anderes übrig, als im Jahre 1562 mit dem türkischen Sultan einen sehr demüthigenden Waffenstillstand abzuschließen. Kraft desselben nemlich mußte er an den Sohn Zapolna's, Johann Siegmund, außer Siebenbürgen auch noch Oberungarn bis nach Kaschau herauf abtreten und noch überdem an den Sultan für den Rest von Ungarn, der ihm verblieb, einen Tribut von jährlichen 300,000 Goldgulden bezahlen. Wenn er nun aber so ohnmächtig da stand, wie hätte er es wagen können, seinen Unterthanen gegenüber in Sachen der Religion schroff aufzutreten? Er mußte sie, wenn er sie nicht zur Empörung reizen und dadurch seine Lage noch verzweifelter machen wollte, einfach gewähren lassen und so kam es denn, daß sowohl in Böhmen, wo die Utraquisten (die gemäßigten Hussiten, wie wir wissen) sich beeilten, die Augsburgerische Confession anzunehmen, als auch in den andern österreichischen Provinzen (Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und Tyrol) der größte Theil der Einwohnerschaft dem neuen Glauben huldigte. Noch mehr, der gläubens-eifrige Ferdinand I. sah sich sogar genöthigt, gar viele Stellen in der Verwaltung seiner Lande mit Protestanten zu besetzen, denn die adeligen Herren dorten waren fast sämmtlich vom Katholicismus abgefallen und fremde — etwa spanische — Beamte hereinzuziehen, ging gegen Gesetz und Herkommen. Ja, um der Sache die Krone aufzusetzen, so neigte sich sein ältester Sohn und Erbe, Maximilian, ein herrlicher Jüngling, den fast alle fürstlichen Tugenden zierten, sichtbarlich — den Keim hiezu legte sein Jugendlehrer Wolfgang Stiesel, genannt Severus, ein heimlicher Anhänger Luthers, in ihn — der neuen Lehre zu und ließ sich von dieser seiner Ueberzeugung nicht einmal dadurch abbringen, daß die drei geistlichen Kurfürsten, die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, eine Zeitlang Miene machten, ihn nicht zum römischen König, das ist zum Nachfolger seines Vaters auf dem Kaiserthron, wählen zu wollen. Hievon übrigens kamen die genannten Kurfürsten bald wieder zurück, nachdem ihnen Ferdinand I. durch seinen Beichtvater Zithardus die Versicherung gegeben hatte, daß in Sachen der Religion sein Sohn über den Partheien stehe, und so

wurde denn der Erzherzog Maximilian im November des Jahres 1562 in Frankfurt am Main einstimmig zum römischen König ausgerufen.

Um das Papstthum stand es also schlecht in jenen Tagen, so schlecht sogar, daß zu befürchten stand, es werde seiner Oberherrschaft der größere Theil Europas oder wenigstens die ganze germanische Völkerfamilie entrissen werden. Da aber erhielt dasselbe plötzlich eine neue Stütze und zwar eine Stütze, die sich viel mächtiger erweisen sollte, als all' das Truppenaufgebot, welches der Kaiser Karl V. für die römische Curie vergeblich ins Feld geführt hatte. Ein junger spanischer Officier aus altadeliger Familie, Don Innigo (oder Ignatius) von Loyola, sah sich in Folge einer schweren Verwundung, die er im Jahre 1521 bei der Vertheidigung Pampelunas gegen die Franzosen erhalten hatte, an ein langes Krankenlager gefesselt und wurde da durch das Lesen von Lebensbeschreibungen der Heiligen („Flores sanctorum“ war der Titel des Buchs) so entflammt, daß er beschloß, selbst ein Heiliger zu werden. Vorher, ich meine vor der Verwundung, war sein glühender Wunsch gewesen, als ein anderer Cid Campeador oder auch als ein spanischer Bayard die Welt in Erstaunen zu setzen; jetzt aber konnte daraus nichts mehr werden, weil die schwere Wunde, obwohl geheilt, ihn zum Halbinvaliden gemacht hatte, und so schwärmte er jetzt dafür, es ebensoweit zu bringen wie ein Sanctus Medardus oder Dionysius oder Januarius, oder wie diese halbmythischen Personen sonst hießen. „Welches Staunen“, dachte er, „wird die Welt ergreifen, wenn ich die Kraft bekomme, Blinde sehend, Taube hörend, Stumme redend, Lahme gehend zu machen! Wenn ich wie ein Vogel durch die Luft fliege und trockenen Fußes durch das tiefste Wasser wandle! Wenn ich Todte erwecke, Teufel austreibe und endlich nach Besiegung der Hölle lebendig in den Himmel auffliege!“ Also phantasirte er und sowie er nun genesen, im März 1522, wallfahrtete er nach Montserrat in Catalonien, um sich dort in dem gebenedeiten Gnadenorte der Mutter Gottes fürs Leben zu weihen. Da belehrte ihn einer der dortigen Priester, an den er sich wandte, daß das beste Mittel zur Erlangung des Heiligenglorienscheins die Bekehrung der Heiden sei, denn jeder gewonnene Heide stelle eine Staffel in den Himmel dar, und auf diese Bekehrung hin beschloß



Ignaz sofort, alle Muhammedaner in Christen zu verwandeln. Bettelnd und sich kasteiend, dazu im elendesten Anzug, pilgerte er darauf nach Italien und im Sommer 1523 in Venedig angekommen, gelang es ihm, auf einem nach Jaffa bestimmten Schiffe freie Ueberfahrt nach Palästina zu erhalten. Von Jaffa pilgerte er nach Jerusalem und hier meldete er sich alsbald bei dem Vater Provinzial der Franziskaner, um ihn mit seinem großen Türkenbekehrungsplane bekannt zu machen. Nun aber zeigte sich, daß der Bekehrungseifrige nicht nur kein Wort türkisch verstand, sondern überhaupt noch furchtbar tief in der Unwissenheit steckte. Außer dem Lesen und Schreiben und einigen Brocken des Italienischen verstand er auch nicht das Geringste und über die christlichen Grundwahrheiten befragt, konnte er keinerlei Auskunft geben. Der Vater Provinzial schickte ihn also augenblicklich wieder nach Europa zurück, indem er ihm den Rath gab, vorher etwas zu lernen, ehe er sich erühne, als Missionär auftreten zu wollen, und nach verschiedenen kleinen Abentheuern stieg Ignatius im Frühjahr 1524 in Barcellona ans Land. Sein erster Versuch, ein großer Glaubensheld zu werden, war also schmäzlich mißlungen, allein dafür hatte er die Einsicht gewonnen, daß ihm vor Allem Eines Noth thue, die Verbesserung der großen geistigen Mängel, die ihm in Folge seiner vernachlässigten Erziehung (er hatte als Sohn eines Cavaliers und selbst zum Cavalier bestimmt, wie schon angedeutet, außer den nothdürftigsten Elementarkenntnissen nichts gelernt als Fechten, Reiten, Tanzen, Singen und Musciren) anklebten. Gewiß, das sollte anders werden und deswegen meldete er sich jetzt sogleich, obgleich er bereits dreiunddreißig Jahre zählte, bei Hieronymus Arbadale, einem Lehrer der lateinischen Grammatik in Barcellona, als Schüler. Es war eine furchtbar harte Aufgabe für ihn, mitten unter lauter Knaben als Erwachsener die Anfangsgründe des Lateinischen zu studiren; seine unbezwingliche Energie jedoch ließ ihn alle Schwierigkeiten überwinden und schon nach zwei Jahren siedelte er nach der Universität Alcalá über, um sich in den Anfangsgründen der Philosophie umzusehen. Endlich nachdem er auch in Salamanca einige Zeit lang Collegien gehört — die Mittel zur Existenz erwarb er sich meist durch Betteln — pilgerte er zu Anfang des Jahres 1528 nach Paris, und hier

endlich, nachdem er sich durch sechs Jahre hindurch bei großen Entbehrungen unsägliche Mühe gegeben, erwarb er sich im Jahre 1534 die philosophische Magisterwürde. Von noch viel größerem Werth für ihn aber war es, daß er sich hier, in Paris, endlich klar wurde, wodurch allein er den Ruhm eines Glaubenshelden erringen könne. Um jene Zeit hatte sich ein ganz neuer Geist der Menschheit bemächtigt und durch die Reformatoren Luther, Zwingli und Andere wankte der bisher herrschende Glaube in seinen Grundfesten. Hievon wurde dem Ignatius natürlich weder in Spanien noch in Italien etwas bekannt, denn wofür hätte man denn in jenen beiden Ländern die heilige Inquisition gehabt; in der Weltstadt Paris dagegen gingen ihm die Augen auf, denn nicht nur sprach man allgemein von den Reformatoren und ihren Bestrebungen und nicht nur wurden ihre Schriften in Tausenden von Exemplaren verbreitet, sondern es gab auch eine Menge von Solchen, welche von dem „Pesthauche, der aus Deutschland herüberwehte“ — solche Ausdrücke brauchten die Strenggläubigen — nur allzusehr angesteckt waren. Sollten sich nun, fragte sich Ignatius, der natürlich durch und durch für Rom und den Papst glühte, keine Mittel finden lassen, dem gräßlichen Verderben entgegenzutreten? Er selbst wurde sich hierüber nicht ganz klar; allein er fand Genossen gleicher Gesinnung, mit denen er sich oft und viel besprach, und so kam endlich eine gewisse Ordnung in seine Gedanken. Das unzählige Heer der Mönche — der Benedictiner, Dominikaner, Franziskaner, Minoriten, Augustiner, Cistercienser, oder wie sie sonst hießen —, durch welche Rom im Mittelalter die Herzen der Menschheit zu beherrschen verstand, hatte durch eigene Schuld seinen Einfluß auf die Christenheit verloren und man wies überall mit Fingern auf die unwissenden Dickhäute. Auch die übrige Geistlichkeit, die Bischöfe wie die Pfarrer, war wegen ihrer Anmaßung, Viederlichkeit und Ignoranz in die tiefste Verachtung gerathen und der Glaube an sie konnte nicht mehr aus dem Grabe erweckt werden. Wie nun aber, wenn man dem Papstthum neue Rüstzeuge zuführte? Natürlich jedoch Rüstzeuge ganz anderer Art, ganz anderen Geistes, ganz anderen Ansehens, ganz anderer Kraft, als die bisherigen! Don Innigo oder Ignatius dachte sich Jesum Christum als den Generalissimus des Himmels, der mit



den Engeln und Heiligen gegen den Teufel und die Hölle beständig im Felde liege, um schließlich das ganze satanische Reich mit Stumpf und Stiel auszurotten; wie nun, wenn er nach diesem Vorbilde auf Erden ein Heer von geistlichen Rittern bildete, welches unter einem Feldherrn, der Christi Stelle zu vertreten hätte, die Teufel dieser Welt, die Ketzer und Lutheraner, auf Tod und Leben zu bekämpfen sich zur Aufgabe machte? Es handelte sich also bei ihm in Wahrheit um nichts Anderes, als um die Gründung eines neuen Ordens und um nun den Anfang zu dieser Gründung zu machen, kam er am 15. August 1534, am Feste der Himmelfahrt Mariä, mit seinen Genossen bei Anbruch des Tages in einer vereinsamten Kapelle des Montmartre bei Paris zusammen, damit sie gleich ihm den Eid leisteten, ihr Leben von nun an der „geistlichen Ritterschaft“ zu widmen. Diesen Eid leisteten sie, Einer nach dem Andern, und wie sie geschworen hatten, zeichnete Ignaz von Loyola die Buchstaben: «J. H. S.» in großer Schrift auf den Altar. „Was sollen die drei Buchstaben bedeuten?“ fragten ihn seine Genossen. „Sie sind“, erwiderte er mit feierlicher Stimme, die Anfangsbuchstaben der Worte: Jesus Hominum Salvator, das ist: Jesus, der Erretter der Menschheit, und wir selbst wollen nichts Anderes sein, als die Soldaten dieses Erretters.“

Man sieht, die Anfänge des neuen Ordens waren sehr bescheiden, denn nur sechs Genossen standen zu Ignatius, die drei Spanier Jacob Lainez, Alphons Salmeron und Nicolaus Bobadilla, der Savoyarde Pierre le Fèvre (zu deutsch Peter Faber), der Navarrese Franz Xavier und der Portugiese Simon Rodriguez. Allein diese Sechse besaßen Verstand und Willenskraft und zudem erfüllte sie die größte Begeisterung für ihr heiliges Vorhaben. Sie kamen also von jetzt an jeden Tag zusammen und arbeiteten gemeinsam an dem beabsichtigten Unternehmen weiter. Gemeinsam entwarfen sie die Regeln des neuen Ordens; gemeinsam setzten sie seinen Wirkungskreis fest und gemeinsam beriethen sie über die Mittel, durch welche sie zum Ziele gelangen wollten. Endlich wie sie Alles wohl durchdacht hatten, reiste Ignaz von Loyola im Jahr 1537 nach Rom, um dem Papst, Paul III., seinen Plan vorzulegen, und siehe da, wie der heilige Vater Kenntniß von demselben genommen hatte, rief er: „Das ist

Gottes Finger". Nicht so aber dachten Viele unter den Cardinälen, sondern sie meinten vielmehr, die Kirche besitze der Mönchsgesellschaften schon übergenuß und es sei räthlicher, die alten abzuschaffen, als neue zu stiften. Indessen beauftragte der Papst den Cardinal Contarini mit der Prüfung des ihm von Ignaz von Loyola vorgelegten Statuts und weil dieser Kirchenfürst, obwohl erst nach Verfluß von sehr langer Zeit, einen äußerst günstigen Bericht über dasselbe abstattete, beschloß Paul III. den Orden zu bestätigen. Es geschah dieß am 27. September 1540 und der neue Orden nannte sich: «Societas Jesu», zu deutsch: „Gesellschaft Jesu“, denn sein unsichtbarer Generalissimus sollte Jesus Christus sein. Welches, so müssen wir jetzt fragen, waren nun aber die Regeln des neuen Ordens und welches seine Ziele, sowie die Mittel, diese Ziele zu erringen? Die Regeln bestanden vor allem darin, daß die Mitglieder der Gesellschaft Jesu oder die Jesuiten, wie man sie bald gewöhnlich nannte, keine Mönche im eigentlichen Sinne des Wortes sein sollten. Sie legten zwar ebenfalls die drei Ordensgelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ab; aber sie verbanden damit noch ein viertes Gelübde, das „des unbedingten Gehorsams gegen den Papst“, denn sie wollten nichts sein als eine Armee von Streitern, welche sich rein dem Dienste des römischen Stuhls hingabe. Eben deßhalb sollten sie auch nicht in Klöstern zusammenwohnen, um ein beschauliches Leben zu führen, sondern sie betrachteten sich vielmehr als Soldaten, welche, ohne mehr einen eigenen Willen, ja ohne eine Familie und ein Vaterland zu haben (die Mitglieder verpflichteten sich zu vollkommener Unterordnung mit Verläugnung der eigenen Persönlichkeit), jederzeit parat sein mußten, bald dahin, bald dorthin im Dienste der Kirche versandt zu werden. Damit war auch bereits der Zweck des Ordens ausgesprochen. Er sollte in der Welt wirken zur Wiederaufrichtung und Weiterverbreitung der Papstmacht, und das Letztere, die Weiterverbreitung der Papstmacht, wollte man durch Missionen zu entfernten heidnischen Völkern, das Erstere aber, die Wiederaufrichtung der Papstmacht, dadurch erreichen, daß man die weiten Gebiete, welche dem Katholicismus durch die Reformation entrißen worden waren, demselben zurückerobere. „Streiter Jesu“



sollten die Jesuiten sein; aber unter dem Jesus verstanden sie nichts als den Papst und die römische Kurie, und der Feind, den sie zu bekämpfen auszogen, war der lehrerische Protestantismus. Weil sie aber natürlich nicht mit dem Schwert und der Lanze, sondern mit dem geistigen Wort den Sieg erringen sollten, betrachteten sie als ein Hauptmittel zum Ziel die Erziehung der Jugend. Nicht übrigens die der gewöhnlichen Bauernjugend, sondern die der Jugend aus den besseren Ständen, denn von den Söhnen der Vornehmeren hofften sie, daß dieselben, wenn sie einmal herangebildet seien, durch die Stellung, die sie dann in der Welt einnehmen würden, der Ketzerei den stärksten Damm entgegensetzen könnten. Uebrigens wollten sie von dieser Jugend die besten Köpfe für sich selbst behalten, das heißt als active Mitglieder in ihre Gesellschaft aufnehmen, um sie später entweder als Lehrer an ihren verschiedenen Erziehungsanstalten, oder als Professoren auf den Universitäten, oder als Mentoren vornehmer Jünglinge, oder als Beichtväter von Regenten, oder endlich als Kanzelredner zu verwenden. Die Verwendung selbst aber sollte nicht etwa davon abhängen, zu welcher Branche von Thätigkeit das einzelne Mitglied hinneige, sondern einzig und allein von dem Dictat des Ordensgenerals, der als Stellvertreter Jesu Christi, oder vielmehr als „verkörperter Jesus“ eine noch viel absolutere Herrschergewalt auszuüben habe, denn der Höchstkommmandirende einer Armee im Felde.

In solcher Weise, total verschieden von den anderen Mönchsorden, richtete sich die Gesellschaft Jesu ein, und Paul III. hatte also ganz Recht gehabt, auszurufen: „Das ist Gottes Finger!“ Wenn von irgendwoher Hülfe für das Papstthum kommen konnte, so war es von Seiten der Jesuiten, denn sie wollten sich ja einzig und allein dem Berufe, den Protestantismus auszurotten, widmen und besaßen durch ihre Organisation auch die Kraft, einen solchen Riesenkampf aufzunehmen. Auch gingen sie alsbald ans Werk, sowie ihre Gesellschaft sich durch verschiedene neue Mitglieder, die sie sofort gewannen, verstärkt hatte, und der zum Ordensgeneral gewählte Ignaz von Loyola wies jedem von ihnen seinen bestimmten Wirkungskreis an. So sandte er den Pater Franz Xavier nach Indien, die Heiden zu

belehren, und den Vater Rodriguez nach Portugal, um die Gunst des dortigen Regenten zu gewinnen. So die Patres Araoz und Villanouva zu demselben Zwecke nach Spanien und die Patres Brouet und Codure nebst einigen Andern nach England und Frankreich, hauptsächlich, um Rekruten zu werben. So endlich die Patres Lainez und Salmeron wegen ihres besonderen Wissens als päpstliche Legaten nach Trient zum Conzile und die Patres Lejay, Bobadilla und Le-Fèvre als die einzigen der ganzen Gesellschaft, die etwas deutsch verstanden, nach Deutschland, das ist ins Land der Reher. Diese Patres alle aber kamen ihrer Aufgabe so vortrefflich nach, daß ihre Gesellschaft schon nach wenigen Jahren mächtig anschwoll, und der Pabst Paul III. ihr, „weil sie ein fruchtbarer Acker sei, welcher zur Vermehrung des Reiches Gottes durch Unterricht und andere Mittel sehr viel beitrage und deßhalb wohl verdiene, durch besondere Begünstigungen belohnt zu werden“, die ausgedehntesten Privilegien ertheilte. Mit diesem Allem übrigens können wir uns selbstverständlich nicht weiter befassen, sondern müssen uns auf diejenige Thätigkeit der Jesuiten beschränken, welche auf die Geschicke unseres Vaterlandes Einfluß hatte, und vor allem verfolgen wir demgemäß die Schritte der nach Deutschland entsendeten Patres Lejay, Bobadilla und Le Fèvre oder Faber. Letzterer begab sich nach dem Rhein, insbesondere nach Mainz und Köln, an die Höfe der dortigen Kurfürsten, um sie in ihrem Verhalten gegen das auch in ihren Territorien überhand nehmende Reherthum zu berathen, und hatte das Glück, in Mainz eine roberung von dem ungeheuersten Werthe zu machen. Er brachte nemlich den Peter Canisius aus Rymwegen, der damals in Mainz Theologie studirte, dazu, anno 1543 in den Orden Jesu einzutreten und dieser Canisius war nicht nur eine geistige Kraft, mit welcher sich damals fast keine andere in Deutschland messen konnte, sondern besaß auch eine Gewandtheit und Beredtsamkeit, der sich alle die fügen mußten, welche er für seine Zwecke gewinnen wollte. Wie hätte also die Societät Jesu von ihm nicht den größten Nutzen ziehen sollen? Seinen außergewöhnlichen Scharfsinn übrigens bewies er gleich in den ersten Monaten nach seinem Eintritt in den Orden damit, daß er sofort dem Ordensgeneral in Rom den Rath ertheilte,



dorten nach dem Muster des «Collegium romanum» ein deutsches Colleg, das nachher so berühmt gewordene: «Collegium germanicum» zu gründen, weil nur durch ein solches der Orden Jesu seinen Zweck in Deutschland erreichen könne. Man bedenke doch, außer ihm, dem Canisius, gehörten alle bis jetzt gewonnenen Mitglieder der Societät der romanischen — der spanischen, italienischen oder französischen — Nationalität an; wenn man aber in Deutschland, wo es doch des Lutherthums wegen am allernothwendigsten war, wirken wollte, so mußte man deutschredende und mit deutschem Wesen vertraute Jesuiten haben und folglich mußte es eine Pflanzschule geben, in welcher alle diejenigen herangebildet wurden, die sich künftig an die Spitze der in Deutschland für den Papismus Wirkenden zu stellen hätten. Ignaz von Loyola sah dieß auch sogleich ein, und rief sofort mit Hülfe seiner hohen Gönner das gewünschte Colleg ins Leben. Pater Canisius aber sandte ihm in den nächsten Jahren schon eine solche Menge von rheinischen Zöglingen zu, daß für die Zukunft kein Mangel an solchen Mitgliedern der Gesellschaft Jesu, die sich für Deutschland eigneten, eintreten konnte. Weniger Glück als Pierre le Fèvre hatte der Pater Bobadilla, denn aus Regensburg, wohin er sich zuerst wandte, mußte er über Hals und Kopf flüchten, weil ihn das über seine Schmähungen gegen den Protestantismus, die er in einer Predigt vom Stapel ließ, erbitterte Volk sonst in der Donau ersäuft hätte. Einen besseren Boden schien er in München, wohin er von Regensburg aus ging, zu finden, indem er es sehr gut verstand, sich bei dem glaubenseifrigen Herzog Wilhelm IV. einzuschmeicheln; allein auch hier konnte er das Schimpfen nicht lassen und dehnte dasselbe auf alle Lauen und Unentschiedenen aus. So mußte ihn der Herzog, da derselbe selbst die Höchstgestellten nicht verschonte, endlich aus München verbannen und sofort berief ihn Loyola nach Rom zurück, um ihn beim Collegium germanicum zu verwenden. Wenn nun übrigens der Pater Bobadilla weniger Geschick zeigte, so besaß dessen um so mehr der Pater Lejay, der vom ersten Anfang an seinen Wirkungskreis in Wien aufschlug. Nicht nur bezauberte er Jedermann durch seine Liebenswürdigkeit im Privat Umgang und brachte den halben Theil der Einwohnerschaft —

besonders den weiblichen — dazu, ihm nachzulaufen, wenn er in dieser oder jener Kirche die Kanzel bestieg; nicht nur wußte er sich in den ersten Familien als Rathgeber der Väter und Instructor der Söhne einzuschleichen, und beeinflusste sogar den Doctor Urban Textor, den Beichtvater und Hofprediger des Königs (nachherigen Kaisers) Ferdinand, so sehr, daß ihn derselbe ohne Reid in Allem gewähren ließ; nicht bloß dieß, sondern er gewann auch die Gunst des Königs Ferdinand in dem Maße, daß dieser ihn anno 1546 durchaus zum Bischof von Triest machen wollte. Solche Ehre befahl ihm nun zwar sein Ordensgeneral in Rom auszuschlagen; dagegen aber wirkte sich der geschmeidige Mann eine andere Gnade vom Könige aus. Die nemlich, daß ihm Letzterer eines der von seinen Mönchen verlassenen Klöster, deren es damals in Wien mehrere gab, überließ, um dasselbe in eine Erziehungsanstalt zu verwandeln. Letzteres war bald geschehen und schon im Frühjahr 1551 konnte er die Anstalt, nachdem einige Lehrkräfte aus dem Collegium germanicum eingetroffen waren, mit mehr als zwanzig Zöglingen eröffnen. Das war das erste jesuitische Collegium auf deutscher Erde und sein Ordensgeneral in Rom ernannte ihn natürlich zum Rector desselben.

In solch' bescheidener Weise begann die jesuitische Wirksamkeit in Deutschland; aber das ursprünglich so schwache Reisklein fand einen guten fetten Boden und schoß schnell zu einem gewaltigen Baume empor. Nachdem nemlich der Vater Lejay schon im Jahr 1552 verstorben war, beförderte Ignaz von Loyola den Vater Peter Canisius auf den vakant gewordenen Rectorsposten am Wiener Colleg und dieser wußte sich innerhalb weniger Monate so sehr in die Gunst des Königs Ferdinand einzuschleichen, daß ihm derselbe im Mai 1554 das schöne geräumige frühere Carmeliterkloster schenkte, um das bewußte Colleg dahin zu verlegen. Nicht minder floß ihm von Seiten des hohen Adels so viel Geld und Gut zu, daß er sich im Stande sah, nach einander noch drei Erziehungsinstitute in Wien ins Leben zu rufen, nemlich ein bürgerliches Convict, ein Seminar für ärmere Theologen und ein sogenanntes Collegium illustre, das ist eine Pension und Erziehungsanstalt für hochadelige Jünglinge. Endlich wurden ihm vom Könige Ferdinand auch noch die Mittel und das



Areal angewiesen, um in Innsbruck in Tyrol ein prachtvolles Jesuitencolleg zu errichten, und auf dieses folgte die Gründung der nicht minder großartigen Collegien von Prag in Böhmen, sowie von Tyrnau in Ungarn. Damit übrigens gab sich der eifrige Pater Canisius noch lange nicht zufrieden, sondern er reiste jetzt auch mit Empfehlungsbriefen des Königs Ferdinand wohl versehen nach München, wo seit dem anno 1550 erfolgten Tode des Herzogs Wilhelm IV. dessen noch viel glaubenseifrigerer Sohn Albrecht V. regierte, und brachte es durch seine süßen Vorstellungen bald so weit, daß Albrecht sich im Dezember 1555 verpflichtete, dem Orden Jesu auf der Universität Ingolstadt ein splendides Collegium zu erbauen. Das Jahr darauf war dasselbe schon fertig und sofort zogen zehn junge Jesuitenpatres, die im Collegium germanicum in Rom ihre Bildung empfangen hatten, dort ein, die Ingolstadter Universität von nun an gänzlich beherrschend. Noch mehr, auch in München selbst entstand durch die Munificenz Albrechts V. ein Jesuitencollegium, das schönste von allen bisher errichteten, und zum ersten Rector desselben ernannte der General zu Rom den Pater Theodor Canisius, den Stiefbruder des Wiener Rectors. Wenn nun aber die Beherrscher Baierns und Oestreichs mit so gutem Beispiel vorangingen, konnten dann die deutschen Kirchenfürsten zurückbleiben? Nein, sicherlich nicht, und zwar um so weniger, als sie in der Berufung der Jesuiten, diesen geschwornen Bekämpfern alles Ketzerthums, das beste Mittel sahen, dem Weitergreifen des schlimmen Lutherthums auf ihren Territorien ein bindendes Ziel zu setzen. Darum beeilte sich der Cardinalbischof Otto von Augsburg, ein geborner Truchseß von Waldburg, den frommen Vätern anno 1563 in Dillingen ein Colleg zu errichten, und zugleich übertrug er ihnen die Leitung der dortigen — schon vierzehn Jahre vorher ins Leben gerufenen — Universität. Weitere Ansiedlungen der Jesuiten erfolgten im Jahr 1564 in Würzburg durch den Bischof Friedrich, einen gebornen Grafen von Wirsberg, im Jahr 1568 in Mainz und in Aschaffenburg durch den Erzbischof Daniel, und im Jahr 1570 in Trier durch den Erzbischof Jacob III. Diesen aber reichten sich etliche Jahre später noch Fulda, Heiligenstadt auf dem Eichsfeld, Köln, Koblenz, Speier, Regensburg, Hildesheim

und Baderborn an, und bald gab es in Deutschland fast gar keine krummstabliche Stadt mehr, in der nicht die Jesuiten ihre Collegien, Noviziate, Seminarien, Convicte oder wie ihre Erziehungsanstalten sonst hießen, gehabt hätten. Hiedurch aber gewannen sie eine ungeheure Gewalt über die gesammte katholische Jugend der besseren Stände, und wie nun, wenn diese Jünglinge, nachdem sie Männer geworden, in hohe Staatsämter eintraten? Mußten sie dann nicht im Sinne der Jesuiten wirken und so dem Papismus nothwendig den endlichen Sieg sichern?

Die römische Curie hatte also alle Ursache, mit den Leistungen der Gesellschaft Jesu im höchsten Grade zufrieden zu sein; den allergrößten Dienst jedoch leistete die genannte Gesellschaft dem Papstthum auf dem Concil von Trient. Dieses Concil, mehrmals einberufen, aber immer wieder unterbrochen oder verlegt, hatte es lange Jahre hindurch zu keinen greifbaren Beschlüssen bringen können und schien nach der Abdankung Karls V. ganz einschlafen zu wollen. Da berief dasselbe der Papst Pius IV. auf das Andrängen Kaiser Ferdinands I. am Schluß des Jahrs 1560 von neuem ein und endlich, nachdem alle Hindernisse beseitigt waren, konnte es am 18. Januar 1562 unter dem Vorſize des Cardinallegaten Herkules, Prinzen von Gonzaga-Mantua, eröffnet worden. Protestantischerseits kam natürlich Niemand, weil man zum voraus wußte, daß man majorisirt werden würde. Uebrigens auch die katholischen Bischöfe Deutschlands fanden sich nur höchst spärlich ein und überließen das Feld den Franzosen, Ungarn, Spaniern und Italienern. Die Gefahr lag also nahe, daß abermalen nichts Ersprießliches herauskommen werde und um nun dieß zu verhindern, forderte der Kaiser Ferdinand I. den Papst auf, unter allen Umständen Reformanträge stellen zu lassen. Auch bezeichnete er drei Verbesserungen als in erster Linie dringend, nemlich einmal die Gestattung des Laienkelches, sodann die Aufhebung der Fastengebote und endlich die Wiedereinführung der Priesterhehe. „Der Laienkelch“, erklärte er, „oder die Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt müsse schon deswegen gewährt werden, weil in der Bibel stehe: Nehmet hin und trinket alle daraus; die Fasten aber seien nichts als eine jüdische Satzung, welche mit dem Christenthum



nichts zu thun habe, und ihre strenge Einhaltung arte nothwendig zu einem wahren Joch der Dienstbarkeit aus. Endlich stehe im neuen Testamente kein Wort davon, daß ein Geistlicher nicht heirathen dürfe und das Cölibat, welches die Päbste erfunden, führe, wie die Erfahrung beweise, (bei einer damals vorgenommenen kirchlichen Visitation im Oestreichischen hatte man auf jedem Pfarrhof zwei bis drei Aebserinnen und in zehn Klöstern mit zusammen 436 Mönchen nicht weniger als 199 Concubinen, 55 entlaufene Ehe weiber und 443 Kinder gefunden) zu den gemeinsten Ausschweifungen.“ Auf diesen drei Reformen bestand also der Kaiser und ihm schloß sich auch der Herzog Albrecht V. von Baiern, sowie der französische König an. Darüber aber kam der Pabst in die größte Verlegenheit, denn des Fastengebotes konnte er schon deswegen nicht wohl entbehren, weil damit die sehr viel Geld eintragenden Dispense wegfallen mußten, und noch viel weniger wollte er das Cölibat fallen lassen, weil darauf die Macht des Pabstthums (nur auf Priester, die durch die Ehelosigkeit weder an die Familie noch ans Vaterland gekettet waren, konnte Rom sich in allen Stücken verlassen) großentheils beruhte. Was war nun zu thun? Die Gefahr lag nahe, daß, wenn die drei kaiserlichen Forderungen auf dem Conzile vom Pabste befürwortet wurden, die ungarischen und französischen Bischöfe mit den deutschen Hand in Hand gehen und so diese Reformen durchsetzen könnten. Nicht minder aber konnte man nicht daran zweifeln, daß der Kaiser aufs höchste beleidigt sein würde, wenn der Pabst die Forderungen auf dem Conzile todt schweige, und so entstanden zwei Calamitäten, welche um jeden Preis abgewendet werden sollten. In dieser großen Noth nun wandte sich der Pabst an den Jesuitengeneral in Rom und dieser, schnell besonnen, rieth sofort zu einer Kriegsklist. „Das Conzil“, solle der Pabst erklären, „sei souverain und die römische Curie könne ihm also nicht vorschreiben, was es zu thun oder zu lassen habe; eben deshalb befinde er, der Pabst, sich außer Stand, die kaiserlichen Forderungen zu befürworten und werde sich, wenn dieselben zur Sprache kämen, ganz neutral verhalten.“ Mit diesem Rathe allein aber begnügte sich der Jesuitengeneral nicht, sondern er verband damit noch eine solenne Versicherung. „Wenn der Pabst die Forderungen nicht befürworte“,

erklärte er, „und also keinen Druck auf das Concil ausübe, so stehe er, Jacob Laynez (nach dem Tode des Ignaz von Loyola anno 1556 war dieser zum Ordensgeneral erwählt worden), dafür ein, daß in Trient kein Beschluß gefaßt werde, welcher der römischen Curie nicht genehm sei, denn dafür würden die Patres Salmeron und Couvillon, die dort als päpstliche Theologen fungirten, gar wohl zu sorgen wissen.“ Es war ein kühnes Wort, welches der Jesuitengeneral so kaltblütig aussprach, allein er wußte wohl, daß er es zur Wahrheit machen könne. War er ja doch früher (bis zum Tode des Loyola) selbst auf dem Concile thätig gewesen und wußte gar wohl, daß von den spanischen und italienischen Bischöfen alle ohne Ausnahme, von den übrigen aber, besonders von den französischen, wenigstens ein großer Theil gänzlich auf seiner Seite standen! Sein Wort ging auch wirklich in Erfüllung und in Nichts, selbst nicht einmal im Geringsten wurde durch den fast allmächtigen Einfluß der Jesuiten die katholische Kirche, trotz ihrer notorischen Verderbniß und der vielen Irrlehren, die sich mit der Zeit eingeschlichen hatten, auf dem Tridentinischen Concile reformirt. Es blieb bei der Tradition, als der mit der heiligen Schrift gleich berechtigten Erkenntnißquelle der Religion. Es blieb bei der Vulgata, jener fehlerhaften lateinischen Uebersetzung des Alten und Neuen Testaments, welche man für eben so authentisch als den Urtext erklärte. Es blieb bei der bisherigen Lehre vom Abendmahl, vom Messopfer, von der Buße und von der letzten Oelung. Es blieb bei den sieben Sacramenten und der Priesterweihe. Es blieb beim Eölibate, beim Fegfeuer und beim Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienst. Es blieb bei dem Speisenverbot und den Fasten, bei den Klostersgelübden und selbst bei dem Ablass. Mit einem Worte, es blieb Alles beim Alten, gerade wie wenn der Katholicismus versteinert werden sollte. Um nun aber der Sache die Krone aufzusetzen, so rief am Schlusse der letzten Sitzung (4. Dezember 1563) der durch und durch jesuitisch gesinnte Cardinal von Lothringen mit lauter Stimme: „Verflucht seien alle Ketzer!“ und mit donnerähnlichem Getöse schrieen die sämtlichen anwesenden Prälaten ihm nach: „Verflucht! Verflucht!“ so daß der weite Dom von den Verwünschungen wiederhallte.



Am 26. Januar 1564 bestätigte der Papst die Beschlüsse des tridentinischen Concils in ihrem ganzen Umfange, und dieselben wurden sofort in Portugal, Spanien, Italien und Polen unbedingt anerkannt. Nicht so in Frankreich, Ungarn und Deutschland, wo die Regierungen wie die Stände gegen sie protestirten. Der Protest galt aber nicht sowohl den Glaubensdecreten, als vielmehr jenen andern Satzungen, welche sich mit der Regierung der Kirche sowie mit den Sitten und äußern Einrichtungen befaßten.

---

## **Zweites Kapitel.**

**Die Kaiser Maximilian II. und Rudolph II., oder die Anfänge der Gegenreformation.**

(1564—1608).

Ein halb Jahr nach Beendigung des tridentinischen Concils am 25. Juli 1564 starb Kaiser Ferdinand I. und ihm folgte auf dem Kaiserthron unter dem Titel Maximilian II. sein ältester Sohn, welcher, wie wir wissen, schon einige Jahre früher mit der Würde eines römischen Königs bekleidet worden war. Die habsburgischen Erblande übrigens erhielt er nicht alle, sondern nur Oestreich, Ungarn, Böhmen und Mähren, denn Tyrol und Vorderösterreich hinterließ Ferdinand I. seinem Zweitgeborenen, gleich ihm Ferdinand geheißen, und Steiermark, Kärnthen und Krain (nebst Istrien, Görz und Triest) seinem Jüngsten, mit Namen Karl. Auf Letzteren, der sich schon von Jugend auf durch großen Vigottismus auszeichnete, werden wir später zu sprechen kommen; von Erzherzog Ferdinand dagegen ist nicht viel Sonstiges zu berichten, als daß er im Jahr 1550 die wunderschöne Philippine Welser, die Tochter des Augsburger Bürgers und Handelsmanns Franz Welser, trotz ihres bürger-

lichen Standes und ihres protestantischen Glaubens heimlich heirathete und, nachdem er die Verzeihung seines im Anfang schwer erzürnten Vaters erhalten (Ferdinand I. erhob damals — anno 1558 — die Philippine zur Markgräfin von Burgau und diesen Titel erbten dann ihre Söhne), auf Schloß Ambras in der Nähe von Innsbruck dreißig Jahre lang ein äußerst glückliches Leben mit ihr führte. Was endlich den Kaiser Maximilian selbst anbelangt, so zeichnete er sich, wie wir bereits früher andeuteten, durch eine Menge von hervorragenden guten Eigenschaften aus, von denen ich Herzensgüte, Leutseligkeit, Wahrheitsliebe und Freisinnigkeit in religiösen Dingen besonders hervorhebe. Sehr beklagenswerth dagegen war es, daß es ihm an der nöthigen Entschiedenheit mangelte, denn dadurch ließ er sich oft und viel zu halben Maßregeln, sowie zu einer Nachgiebigkeit verleiten, die man nicht wohl anders, denn als Schwäche bezeichnen kann. Ja diese seine Schwäche ging sogar so weit, daß er des ehelichen Friedens wegen seiner überfrommen Gemahlin Maria, einer Schwester des Königs Philipp II. von Spanien, gestattete, den sämmtlichen ihrer Ehe entsprossenen Söhnen und Töchtern eine ultra strengaltgläubige Erziehung zu geben, trotzdem er selbst, wie schon gesagt, sehr freisinnige Ansichten hatte, und daß dieß sehr schlimme Folgen nach sich zog, werden wir gleich nachher sehen.

Gegen Außen hin herrschte beim Regierungsantritt Maximilians II. vollständig Ruhe und solche wußte der neue Kaiser auch zu erhalten. Frankreich nämlich war damals durchaus mit sich selbst beschäftigt, indem sich Katholiken und Hugenotten aufs heftigste bekämpften, wobei übrigens auf beiden Seiten sowohl deutsche als schweizerische Soldknechte mitfochten; die Türken aber ließen sich damit beschwichtigen, daß Maximilian II. mit ihrem Sultan Selim, dem Nachfolger Solimans II., anno 1568, den früher von seinem Vater abgeschlossenen Waffenstillstand auf weitere acht Jahre erneuerte und den jährlichen Tribut von 300,000 Goldgulden fortbezahlte. Nach Innen hin, also im Reiche selbst, wurde die Ordnung ebenfalls nicht gestört, außer durch die sogenannten Grumbachischen Händel, sowie durch den Aufstand der spanischen Niederlande, welch' letzteren aber der Kaiser als Deutschland nicht näher berührend ansah. Was nun zuerst die



die Grumbach'schen Händel anbelangt, so hatte Wilhelm von Grumbach, ein angesehener fränkischer Reichsritter, früher, in der Zeit, wo der wilde Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Baireuth gegen die Bisthümer wüthete, dem Bischof Melchior Zobel von Würzburg sehr ersprießliche Dienste geleistet, war aber wegen der Ansprüche, welche er hierauf gründete, mit dem genannten Bischof in schwere Händel gerathen, so daß sich dieser anno 1553 veranlaßt sah, die im Würzburgischen gelegenen Grumbach'schen Güter einzuziehen. Grumbach klagte deßhalb beim Reichskammergericht und setzte es auch durch, daß dieses ein sogenanntes Restitutionsmandat erließ, das heißt, daß es dem Bischof befahl, die Güter herauszugeben. Um diesen Richterspruch bekümmerte sich aber Letzterer nicht im geringsten und ebensowenig fand Grumbach bei Kaiser Ferdinand I. Gehör. Nunmehr beschloß der Ritter, sich selbst Recht zu verschaffen, und ließ dem Bischof, als derselbe am 15. April 1558 auf die Jagd ritt, am Wirthshaus zum Schmelzenhof bei Würzburg durch seine Leute auf-lauern. Seine Absicht war, denselben gefangen zu setzen, das Unglück aber wollte, daß der hohe geistliche Herr im Handgemenge erschossen wurde. Darüber brütete der Nachfolger des Getödteten, Bischof Friederich von Wirsberg, nach Rache und von Herausgabe der Grumbach'schen Güter war jetzt vollends nicht die Rede. Draufhin resolvirte sich der Ritter von Grumbach dahin, mit Gewalt zu nehmen, was ihm gehörte, und gewann seine Freunde Wilhelm von Stein, Ernst von Mandelslohe, Albrecht von Rosenberg, Jobst von Zedtwitz und Andere für seinen Plan. In Wahrheit übrigens handelte es sich bei ihnen nicht bloß darum, die Grumbach'schen Güter zurückzuerobern, sondern die Uebermacht der großen Territorialherren zu brechen und die Reichsunmittelbarkeit der ganzen Ritterschaft wiederherzustellen. Mit andern Worten, der frühere Plan des berühmten Franz von Sickingen lebte wieder auf und die Verschworenen hofften, daß, so wie nur erst der Bischof von Würzburg gedemüthigt sei, alle deutschen Ritter sich mit ihnen verbinden werden. Um nun übrigens gleich von Anfang an mit großer Kraft auftreten zu können, sah sich Wilhelm von Grumbach nach einem höher gestellten Verbündeten um und dabei fiel sein Auge auf den Herzog Johann Friederich von Sachsen-Weimar (Sachsen-

Thüringen). Dieser ehrgeizige, aber mit wenig Verstand begabte Fürst, der Sohn und Erbe des unglücklichen früheren Kurfürsten Johann Friederich von Sachsen, konnte es nicht verschmerzen, daß seinem Vater das Kurfürstenthum Sachsen entrißen worden war, und wie ihm nun von Grumbach, der sich deshalb mit dem Kanzler Christian Brück, der rechten Hand Johann Friederichs, verständigte, vorgespiegelt wurde, daß es leicht sein werde, mit Hülfe des Königs von Frankreich, welcher unter der Hand für den Plan schon gewonnen sei, das Kurfürstenthum in Besitz zu nehmen, da verband sich im Jahre 1560 der genannte Herzog mit den Verschworenen auf Tod und Leben. Jetzt glaubte Grumbach nichts mehr zu riskiren, wenn er den Bischof Friederich mit Krieg überziehe, und nachdem er mit seinen Freunden Mandelslohe, Stein, Rosenberg und Zedtwitz ein kleines Heer angesammelt hatte, begann er im Jahre 1562 die Fehde. Im Anfang konnte er nicht viel ausrichten, aber am 4. October 1563 gelang es ihm, die Stadt Würzburg zu überrumpeln, und der schwer gedemüthigte Bischof Friederich mußte ihm nun Alles bewilligen, was er ihm dictirte. Kaum übrigens war Grumbach von Würzburg wieder abgezogen, so wandte sich der Bischof, den mit Grumbach abgeschlossenen Vertrag für erzwungen erklärend, an die benachbarten Fürsten um Hülfe und beschwor zugleich den Kaiser Ferdinand I., den frechen Landfriedensbrecher nach Gebühr zu strafen. Solches zu thun, verspürte Ferdinand I. eine große Neigung in sich und sprach deshalb über den Grumbach sowie über alle seine Verbündeten die Acht aus. Allein ehe noch etwas Ernstliches geschah, starb Ferdinand I. im Juli 1564 und sein Nachfolger Maximilian II. hatte Nothwendigeres zu thun, als sich gleich bei Beginn seiner Regierung mit den Grumbach-Würzburgischen Händeln zu befassen. Endlich jedoch zu Anfang des Jahres 1566 erneuerte er die Ahtserklärung und ermahnte zugleich den Herzog Johann Friederich, an dessen Hof sich Wilhelm von Grumbach und die andern obgenannten Ritter aufhielten, um ihre Pläne weiter zu betreiben, sehr dringend, die Geächteten auszuliefern. Eben darauf drangen auch die benachbarten Fürsten, besonders der Kurfürst Friederich von der Pfalz, dessen Tochter Elisabeth Johann Friederichs Gattin war, und ihnen schloß sich selbst Jo-



hann Friederichs eigener Bruder, Johann Wilhelm, welcher nach des Vaters Tode Koburg geerbt hatte, an. Umgekehrt dagegen umgarneten Wilhelm von Grumbach und der von ihm gewonnene Kanzler Brück den geisteschwachen Johann Friederich immer enger und gaukelten ihm schließlich gar noch vor, daß er dazu bestimmt sei, deutscher Kaiser zu werden. Demgemäß erklärte der arme bethörte Herzog voll Troß, daß er den Grumbach und seine Genossen nie und nimmer ausliefern werde, und schloß sich mit ihnen in dem stark befestigten und durch den Grimmenstein gedeckten Gotha ein. Jetzt blieb dem Kaiser Maximilian II. keine andere Wahl, als auch den Johann Friederich in die Acht zu erklären, und mit der Vollziehung dieses Spruchs beauftragte er den Kurfürsten August von Sachsen. Dieser aber war natürlich gleich bei der Hand, da ihm ja Johann Friederich sein Kurfürstenthum hatte nehmen wollen, und schritt sofort im December 1566 mit einem beträchtlichen Heere zur Belagerung Gotha's und des Grimmensteins. Vier Monate lang wehrten sich die Eingeschlossenen mit vieler Tapferkeit, allein am 4. April 1567 brach unter den gemietheten Söldnern, weil man kein Geld mehr hatte, ihnen die Löhnung auszuzahlen, eine Meuterei aus und in Folge derselben fiel es dem Kurfürsten nicht schwer, sich am 13. April sowohl der Stadt Gotha als der Feste Grimmenstein zu bemächtigen. Bei dieser Action wurden der Herzog Johann Friederich, der Ritter von Grumbach, der Kanzler Brück und die Ritter von Stein, von Rosenberg und von Zedtwitz nebst vielen andern Betheiligten gefangen, und nur ein Einziger, der Ritter Ernst von Mandelslohe, wußte diesem Schicksale durch die Flucht zu entgehen. Sofort berief der Kurfürst August ein Kriegsgericht zusammen und der Spruch desselben war ein fürchterlicher. Wilhelm von Grumbach nemlich und der Kanzler Brück wurden, nachdem man sie vorher der härtesten Tortur unterworfen, schon am 18. April lebendig geviertheilt; die drei adeligen Mitverschworenen aber, der von Stein, der von Rosenberg und der von Zedtwitz, mußten ihr Haupt auf's Schaffot legen und denselben Tod erlitten auch noch einige andere minder hochgestellte Personen. Den Herzog Johann Friedrich selbst ließ der Kaiser nach Wienerisch-Neustadt in lebenslängliche Gefangenschaft abführen und dort starb derselbe erst

nach achtundzwanzig Jahren am 9. Mai 1595. Doch gewährte man ihm die Erleichterung, daß vom Jahre 1572 an seine treue Gattin die Gefangenschaft mit ihm theilen durfte, und überdem war Maximilian II. nicht so grausam, seinen beiden Söhnen Johann Kasimir und Johann Ernst das väterliche Erbe, nemlich das Herzogthum Sachsen-Weimar, vorzuenthalten.

Eine unendlich größere Bedeutung, als die eben beschriebenen Händel, hatte der Aufstand der spanischen Niederlande; allein da diese durch den Kaiser Karl V. dem Könige Philipp II. von Spanien zugetheilt worden waren, ohne daß die deutschen Stände auch nur die geringste Einrede dagegen gehabt hätten, so dürfen wir jene Lande von dieser Zeit an keineswegs mehr als einen wirklichen Bestandtheil des deutschen Reichs betrachten und müssen uns daher mit einer verhältnißmäßig kurzen Schilderung des besagten Aufstandes begnügen. Wie nach und nach die siebzehn Provinzen, in welche sich die Niederlande theilten, in die Hände der Herzoge von Burgund kamen, haben wir früher schon gesehen; unter diesen Herzogen aber, welche alles Raubritterthum mit starker Hand auszurotten verstanden, gediehen die niederländischen Städte ganz ausnehmend, und nicht nur brachte ihnen ihre Gewerbthätigkeit, sowie ihr Handel zu Land und zur See bedeutende Reichthümer ein, sondern sie erlangten auch, gleich den Reichsstädten im Süden und den Hansestädten im Norden Deutschlands, große Freiheiten, Privilegien und Vergünstigungen, über welche sie sorgfältig wachten. Ganz in gleicher Weise gediehen die Niederlande auch unter den Habsburgern, nachdem Maximilian I. durch Heirath der Erbe Karls des Kühnen geworden war, und die Städte Brügge, Brüssel, Namur, Lüttich, Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Leyden, Haarlem, Nymwegen und andere konnten sich mit den ersten Europas messen. Nun kam in der Zeit, in welcher die Niederlande dem Kaiser Karl V. gehörten, die Reformation, und da sich dieselbe dort um so leichter verbreitete, als überall, wo die Einwohner durch den Handel mit fremden Nationen in Berührung kommen, ein freier Geist weht, so kann man sich denken, von welchem Zorne der genannte glaubenseifrige Kaiser erfaßt werden mußte. Mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln trat er den Neuerungen entgegen und man hat be-



rechnet, daß auf seinen Befehl über 50,000 Niederländer ihres Glaubens wegen unter der Hand des Richters endeten. Dessenungeachtet kam es nirgends zu einem Aufstande, denn einmal hütete sich Karl V. gar wohl, die althergebrachten Gerechtsame der Städte, durch welche diese zu Wohlstand und Reichthum gekommen waren, anzutasten, und zum andern verstand er es als geborener Niederländer (er sprach am liebsten Niederländisch und behielt auch stets niederländische Sitte bei), sich bei allen Ständen beliebt zu machen. Ganz anders wurde dieß, als sein Sohn Philipp II., ein so kalter Tyrann wie Einer und überdem Spanier von Geburt und von Denkungsweise, an die Regierung kam. Zwar allerdings schwur er bei der Uebnahme derselben einen feierlichen Eid, die Freiheiten der niederländischen Städte und Provinzen strengstens achten zu wollen, allein kaum hatte er den noch von seinem Vater geerbten italienisch-spanisch-französischen Krieg durch den Frieden von Chateau-Cambresis (April 1559) beendet, so konnte man aus den Maßregeln, die er ergriff, den Schluß ziehen, daß er innerlich gesonnen sei, dieselbe Willkürherrschaft, wie in Spanien, auch in den Niederlanden einzuführen und namentlich die Ketzerei, die sich trotz der Strenge Karls V. inzwischen immer weiter verbreitet hatte, auf spanische Manier mit der Wurzel auszurotten. Schon das mußte Jedermann mit dem größten Mißtrauen erfüllen, daß er, als er noch im Jahre 1559 nach Spanien ging, um von nun an dort zu bleiben, keinen eingeborenen Niederländer, wie entweder den Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien, den reichsten und zugleich begabtesten Edelmann im Lande, den der verstorbene Kaiser Karl V. stets besonders ausgezeichnet hatte, oder den Grafen Lamoral von Egmont, Fürsten von Gavre, den Sieger in den Schlachten von St. Quentin und Gravelingen, durch welche Frankreich zum Frieden von Chateau-Cambresis gezwungen worden war, oder endlich den Grafen Philipp von Hoorne, den tapferen Admiral der niederländischen Flotte, zum Statthalter der sieben Provinzen ernannte, sondern daß er vielmehr diesen hohen Posten seiner Halbschwester Margarethe, Herzogin von Parma (einer natürlichen Tochter Karls V.), übertrug und ihr zugleich den Cardinal Antonio Perenotti Granvella, Bischof von Arras (wir kennen ihn schon von früher, als Rathgeber Karls V.) zum

ersten oder besser gesagt, zum dominirenden Minister bestellte. Einen noch schlimmeren Eindruck machte es, daß die spanischen Söldlinge, welche Philipp II. in großen Massen nach den Niederlanden geworfen hatte, auch nach Beendigung des Kriegs mit Frankreich nicht entfernt wurden, obwohl es zu den Gerechtsameiten der Niederlande gehörte, keine fremden Truppen unter sich dulden zu müssen. Am allerempfindlichsten aber fühlte man sich dadurch berührt, daß jetzt plötzlich (im Jahre 1560) die Herzogin Margarethe oder vielmehr der Cardinal Granvella von Madrid aus den Befehl erhielt, die vier Bisthümer, so bisher in den Niederlanden bestanden, auf sieben, nemlich auf drei Erzbisthümer und vierzehn Bisthümer, zu vermehren, denn welcher Zweck allein konnte dieser Maßregel zu Grunde liegen? Nun natürlich, die geistliche Gerichtsbarkeit wurde auf das Vierfache gebracht, um der überhandnehmenden Ketzerei mit um so größerer Kraft entgegentreten zu können, und damit hing auch der weitere Befehl zusammen, künftighin nur noch strenggläubige und zugleich glaubenseifrige Geistliche anzustellen. Weil nun aber die genannte Maßregel mit den Privilegien der sieben Provinzen in geradem Widerspruche stand, protestirte der niederländische Staatsrath gegen dieselbe und die drei vornehmsten Mitglieder der genannten Behörde, der Prinz von Oranien, sowie die Grafen von Egmont und von Hoorne, sprachen sogar davon, ihre Entlassung zu nehmen, wenn auf den Protest keine Rücksicht genommen werde. Trotzdem führte der Cardinal Granvella die Neuerung durch und die neu creirten ultrakatholischen Erzbischöfe und Bischöfe begannen sofort ihre Thätigkeit damit, daß sie allerorten in ihren Sprengeln die ihnen denunciirten lutherisch oder calvinistisch Gesinnten (die letzteren überwogen in der Anzahl) gefänglich einzogen, um sie nach erlangtem Geständniß hinrichten zu lassen. Solche blutdürstige Grausamkeit erzeugte natürlich den bittersten Haß und es entstanden da und dort Zusammenrottungen, welche — man entriß den Henkern ihre Schlachtopfer — mit Waffengewalt auseinander getrieben werden mußten. Zugleich verfolgte man den Cardinal Granvella, als den Hauptfeind der Ketzerei, mit den bittersten Satyren und machte ihm dadurch das Leben in den Niederlanden zur wahren Hölle. Nicht minder erneuerten die vornehmsten Mitglieder des Staatsraths



den schon früher erhobenen Protest und zwar dießmal in einer Weise, die an Offenheit und Kraft der Sprache nichts zu wünschen übrig ließ. So entstand in der Statthalterin Margarethe die Angst, es möchte gar zu einer Revolution kommen, und demgemäß unterstützte sie das Verlangen Granvella's, von seinem Posten abberufen zu werden, beim Könige Philipp II. aufs dringendste. Letzterer besann sich lange; doch endlich ertheilte er dem Cardinal die Erlaubniß, im Verlauf des Jahres 1564 die Niederlande zu verlassen. Hieraus nun wollten Viele den Schluß ziehen, der König sei jetzt gegen die Niederlande milder gestimmt worden; allein wer so dachte, befand sich in einem schweren Irrthum, denn der Milde und Nachgiebigkeit war ein Philipp II. nicht fähig. Deshalb erhielt schon zu Anfang des Jahres 1565 die Statthalterin Margarethe den Befehl, die Ketzer mit verdoppelter Strenge zu behandeln, und im October desselben Jahres langte gar noch die Ordre an, die spanische Inquisition in allen siebenzehn Provinzen zu gleicher Zeit einzuführen. „Das bisherige Unheil“, schrieb der König, „verdanke man nur der Nachlässigkeit der regelmäßigen und gesetzlichen Behörden; deswegen müsse jetzt zu einer außerordentlichen Maßregel geschritten werden und dazu taue am besten die Inquisition, wie sie in Spanien bestehe.“ Das war ein Blutbefehl, der alle Herzen in den Niederlanden erstarren machte. Ueber die Wirksamkeit der Inquisition in Spanien nemlich war man nur allzugut unterrichtet und man kannte namentlich die großen Autodafé's oder Hinrichtungsfeste, auf welchen im Beisein des Königs und des ganzen Hofes, der dabei wie auf einem Ball in höchster Gala erschien, Hunderte von Ketzern auf einmal verbrannt wurden. Man wußte auch, wie furchtbar blutig die Inquisition unter den armen Indianern in Amerika aufräumte, obwohl dieselben nichts verschuldet hatten, als daß in ihren Augen die papistischen Heiligen und Reliquien keinen größeren Werth besaßen, als ihre eigenen Gözenbilder. Und diese selbe Inquisition sollte nun in den Niederlanden ihre Geißel schwingen? Sie sollte dort einkertern, martern und hängen dürfen ganz nach Willkühr, ohne nach den bestehenden Gesetzen nur im geringsten zu fragen? Nein, das durfte man nicht dulden, wenn man sich nicht selbst ans Messer liefern wollte, und — „wir

dulden es nicht“, rief sofort ein Bürger dem andern zu. Nicht aber bloß die Bürger in den Städten riefen so, sondern auch die Edelleute auf dem Lande, deren es damals noch eine Menge gab, und zwar die katholischen so gut wie die, welche sich zum Protestantismus hinneigten, denn die Maßregel erfüllte Alle ohne Ausnahme mit der größten Erbitterung. Darum wie nun in der That die Statthalterin Margarethe bei Beginn des Jahres 1566 mit der Installirung der Inquisitionsgerichte befohlenermaßen den Anfang machte, einigten sich sofort unter Anführung der beiden Grafen Heinrich von Brederode und Ludwig von Nassau, eines jüngeren Bruders des Prinzen von Nassau-Dränien, an die vierhundert niederländische Edelleute dahin, daß sie die spanischen Blutgerichte in ihrem Vaterlande nicht aufkommen lassen wollten, und beschloßen diesen ihren Protest in Form einer geharnischten Bittschrift der Statthalterin in Person zu überreichen. In dieser sogenannten Bittschrift aber setzten sie auseinander, welche Gefahren die gewaltsame Einführung der Inquisition nothwendig bringen müßte, und verlangten demgemäß von der Statthalterin einmal, daß sie diese Gefahren dem Könige Philipp II. recht eingehend schildern möge, und sodann, daß sie einstweilen, bis zum Eintreffen der königlichen Antwort, die Wirksamkeit der Glaubensgerichte sistire. Am 5. April 1566 begaben sich sodann die vierhundert Edelleute in einem langen Zuge aufs Schloß von Brüssel, wo die Statthalterin residirte, und beim Anblick einer solchen Macht erbleichte die hohe Dame unwillkürlich. Da rief der neben ihr stehende Graf von Barlaimont, ein eifriger Anhänger Philipps II.: „Ce n'est qu'un tas de gueux“, zu deutsch: „Es ist nur ein Haufe Bettler“, und dieses höhnische Wort, welches darauf anspielte, daß sich unter den vierhundert Grafen und Baronen gar Manche befanden, welche in ihren Vermögensverhältnissen herabgekommen waren, machte nicht nur sofort die Runde im Saale, sondern gab auch der Statthalterin ihren Muth wieder. Sie empfing also die Bittsteller, welche fast die Hälfte der Niederlande repräsentirten, mit Würde, und erwiderte ihnen, daß sie die Petition bei Seiner Majestät jedenfalls sehr dringend befürworten werde. „Was aber die einstweilige Sistirung der Inquisitionsgerichte betreffe“, setzte sie weiter hinzu, „so könne sie hierein ohne



Erlaubniß des Königs nicht willigen, dagegen verspreche sie dafür zu sorgen, daß die Gerichte sich in den Schranken der Mäßigung halten und jedenfalls keine Bluturtheile gefällt werden sollten.“ Mit dieser Antwort begnügten sich die verbündeten Edelleute vorerst; allein schon nach drei Tagen verlangten sie Bürgschaft dafür, daß die Inquisitionsgerichte nicht hart verfahren dürften, und beruhigten sich erst, als sie von den beiden Hofbeamten Hoogstraten und Berty die Versicherung erhielten, daß bereits an alle Statthalter der Befehl ergangen sei, die Bluturtheile bis auf Weiteres einzustellen. Am Abend dieses Tages feierten sie sodann ein großes Bankett und wie auf demselben die obgemeldete Aeußerung des Grafen von Barlaimont zur Sprache kam, brachte der Graf von Brederode plötzlich den Toast aus: „Vivent les gueux“, zu deutsch: „Es leben die Geussen (die Bettler)!“ Solches Wort zündete, und von nun an nannten sich die Edelleute den Bund der Geussen. Dieser Bund aber bedeutete in den Augen des Volks nichts anderes als den Bund der niederländischen Patrioten gegenüber der spanischen Fremd- und Zwingherrschaft.

Das Auftreten der Geussen fachte den Muth der Bürger in den Städten, sowie auch des Landvolks in den Dörfern so sehr an, daß nunmehr auch diejenigen, welche bisher nicht aus innerer Ueberzeugung, sondern bloß aus Angst beim Katholicismus geblieben waren, offen dem protestantischen Glaubensbekenntniß beitraten, und Tausende und Abertausende versammelten sich in den Kirchen oder auch auf dem freien Felde, um den calvinistischen und lutherischen Predigern, die sofort in großer Menge theils aus Frankreich, theils aus Deutschland herbeieilten, zu lauschen. Nicht aber bloß Prediger traten auf, sondern auch redegewandte Laien, welche (wie einst zur Wiedertäuferzeit die Fanatiker Matthiesen, Bodold und Gerrit) das Papstthum und die ganze Clerisei mit Hohn und Spott überschütteten, und dazuhin regnete es Flugschriften, die das Nonnen- und Mönchswesen in allen seinen Auswüchsen an den Pranger stellten. So konnte es nicht fehlen, daß da und dort ein furchtbar aufgeregter Menschenhaufen sich in die Kirchen und Klöster stürzte, um mit der „heidnischen Abgötterei“, wie man sich ausdrückte, d. i. mit den Statuen, Gemälden, Crucifixen und Reliquien aufzuräumen, und aus diesem wilden Treiben

entstand am Ende in vielen Städten eine förmliche Bilderstürmerei. So geschah in Antwerpen, in Amsterdam, in Leyden, in Utrecht, in Mecheln, in Delft, in Tournay, in Valenciennes, in Ypern und in Dudenarde und unermessliche Kunstschätze gingen dabei zu Grunde. Gegen solche Volkswuth sah sich die Statthalterin ohnmächtig und hilfselehend wandte sie sich an die damals einflußreichsten Männer der Niederlande, an den Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien, an den Grafen von Egmont und an den Grafen von Hoorne; diese aber setzten sich sofort mit den Geussen, deren Bund sie bis jetzt noch nicht beigetreten waren, in Rapport, um gemeinsam mit ihnen zu handeln. Abgemacht wurde dann, man wolle der Statthalterin mit geeinten Kräften gegen die schlimmen Ruhestörer beistehen, aber nur unter zwei Bedingungen. Einmal unter der, daß sie die Inquisition mit ihren blutigen Ketzeredicten für die Niederlande alsbald abschaffe, und sodann unter der, daß sie allen Niederländern vollkommene Bekenntniß- und Gewissensfreiheit gewähre. Die Statthalterin erbleichte, als man ihr diese Propositionen machte, allein was blieb ihr in ihren schweren Nöthen anders übrig, als auf dieselben einzugehen? Sie unterschrieb also den Vertrag, obwohl mit schwerem Herzen, denn sie mußte nur zu gut, daß sie deshalb von König Philipp II. mit Vorwürfen überhäuft werden würde. Der Prinz von Oranien und die Grafen von Egmont und von Hoorne dagegen beeilten sich, in Verbindung mit den Geussen, deren Bund inzwischen auf fast zweitausend Köpfe — und jeder Kopf hatte eine Anzahl Bewaffneter zur Verfügung — angewachsen war, der Bilderstürmerei zu wehren, und es gelang ihnen dieß meist ohne Blutvergießen, nur durch das Ansehen, in dem sie überall standen.

Solches Alles geschah im Laufe des Jahres 1566 und am Schluß jenes Jahres war auch endlich die Antwort auf die Vorstellung oder Bittschrift der Geussen eingetroffen. Sie lautete nicht direct ablehnend, enthielt aber ebensowenig die gewünschten Zugeständnisse. Vielmehr sprach sich der König dahin aus, daß er demnächst selbst die Niederlande besuchen werde, um nach genommener persönlicher Einsicht alles bestens zu ordnen. Hierauf bauten nun Viele große Stücke; auch der Graf Lamoral von Egmont. Besonders aber diejenigen,



welche zwar durchaus gegen die Inquisition, durch die wilde Bilderstürmerei dagegen tief in ihrem Innern verletzt worden waren, und darunter befanden sich auch viele Mitglieder des Geuſſenbundes. Sie Alle also hofften das Beste von der persönlichen Anwesenheit Philipp II. und rechneten mit Bestimmtheit darauf, daß er wirklich kommen werde. Umgekehrt aber erfuhr der Prinz von Oranien theils durch heimliche Warnungen von Freunden in Madrid, theils durch einen Brief des spanischen Gesandten am französischen Hofe, welcher in unrechte Hände fiel, daß Philipp II. gegen die Niederländer furchtbar erbittert und gar nicht gewillt sei, denselben irgend eine Conzession zu machen. Deswegen versammelte er zu Anfang des Jahres 1567 die maßgebendsten Männer des Geuſſenbundes, sowie die Vorstände der Guilden in den Städten heimlich um sich, um ihnen die Frage vorzulegen, was zu thun sei, wenn der König, statt als milder Herrscher aufzutreten, von Neuem Gewaltmaßregeln anbefehle. Die Meinungen waren getheilt. Die Einen, die Grafen von Brederode und Ludwig von Nassau an der Spitze, sprachen sich dahin aus, daß man sich rüsten müsse, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die Andern aber, wie der Graf Lamoral von Egmont, der Graf Philipp von Hoorne und die Vielen, welche sich in dem letzten Kriege gegen Frankreich durch ihre Tapferkeit große Verdienste erworben hatten, blieben dabei, daß man an den Worten Philipps II., in Person Alles gütlich beilegen zu wollen, nicht zweifeln dürfe, und wollten daher von einer Auflehnung gegen den rechtmäßigen Herrn und König nichts wissen. Nun lief nur wenige Wochen später die verbürgte Nachricht ein, daß Philipp II. nicht selbst kommen werde, sondern sich vielmehr entschlossen habe, an seiner Statt seinen Feldherrn Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, zu senden, und daraufhin versammelte der Prinz von Oranien die obgenannten Herren abermalen um sich. Dießmal jedoch legte er ihnen nicht die Frage vor, was zu thun sei, sondern drang vielmehr in sie, in aller Schnelligkeit gemeinsame Rüstungen zu treffen. „Man kenne“, sprach er zu ihnen, „die furchtbare Härte und den blutgierigen Sinn dieses finsternen Herzogs und wisse also, was man von ihm zu gewärtigen habe.“ Allein er mochte sagen, was er wollte, der Graf von Egmont und dessen Freunde

blieben dabei, daß der König das Wort der Milde, das er gesprochen, nicht brechen werde, und wollten von ihrer Loyalität nicht weichen. So spalteten sich damals die Edelsten des niederländischen Volkes in zwei Partheien und weil somit klar war, daß ein großartiger Widerstand mit geeinten Kräften nicht organisirt werden könne, erklärte sofort der Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien, daß er für seine Person dem kommenden Sturme aus dem Wege zu gehen im Sinne habe. Diesen Entschluß führte er auch in der That aus, indem er noch im Frühjahr 1567 nach Nassau in Deutschland übersiedelte. Seinem Beispiele folgten alsbald der Graf von Brederode, der Graf Ludwig von Nassau und noch über zweihundert andere Edelleute, welche sich ebenfalls sämmtlich ins Ausland begaben. Ja selbst von den Bürgern in den Städten wanderte ein sehr beträchtlicher Theil, im Ganzen gegen 100,000 Köpfe, aus, und zwar gerade der wohlhabendste und gewerbsleißigste, denn die Furcht vor dem grausamen Herzog von Alba war allzugroß, als daß man den zum Theil nicht geringen Geldverlust, den man durch solche Auswanderung erlitt, weiter in Anschlag gebracht hätte.

Die Nachricht über die wirkliche Gesinnung des Königs Philipp II., wie sie der Prinz von Oranien mitgetheilt, beruhte auf vollkommener Wahrheit. Der finstere Despot war über die Vorgänge in den Niederlanden von dem furchtbarsten Ingrimm erfaßt worden und hatte sofort den unabänderlichen Entschluß gefaßt, die feyerlichen Aufrührer dorten durch einen Gewaltstreich, sozusagen mit einem einzigen Schlag zu vernichten. Deswegen ließ er mit dem Beginn des Jahres 1567 seiner Halbschwester, der Statthalterin Margarethe, heimlich — nebst den nöthigen Geldmitteln — die Weisung zugehen, in aller Stille durch vertraute Personen in Niederdeutschland und unter den Wallonen an der deutschen Gränze ein Heer von 10,000 Mann, das bis auf den Spätsommer parat sein müsse, anwerben zu lassen. Zugleich aber befahl er ihr auch, einstweilen in ihrem Regierungssystem Alles beim Alten zu lassen, damit die Niederländer in Sicherheit eingelullt würden. Die Hauptsache aber war, er beorderte den Herzog von Alba mit einem auserlesenen Heere von 12,000 Spaniern nach den Niederlanden und gab ihm die ausgedehntesten Vollmachten,



deren Bewohner durch massenhaft vergossenes Blut wieder in tiefdemüthige gutkatholische Unterthanen zu verwandeln. Im Mai 1567 landete der Herzog mit seinem Heere in Genua (diesen Weg mußte er wählen, weil der König von Frankreich den Durchmarsch durch sein Land verweigerte) und zog dann über die Alpen durchs Burgundische und Lothringische den Rhein hinab, ohne daß man deutscherseits ihn auch nur zu belästigen versucht hätte. Nicht weit von Luxemburg stießen die von der Statthalterin Margarethe angeworbenen Truppen zu ihm und am 22. August 1567 stand er mit 20,000 Mann vor den Thoren von Brüssel. Todesstille empfing ihn, als er am andern Tag die Stadt besetzte, denn alle Welt zitterte vor dem, was die Zukunft bringen werde. Die Statthalterin selbst erblickte in ihm anfangs nur den Oberbefehlshaber der Truppen, indem ihr der König, ihr Bruder, kein Wort davon schrieb, daß sich in ihrer Stellung als Regentin der Niederlande etwas geändert habe. Wie ihr jedoch jetzt der Herzog von Alba seine Vollmachten vorwies, fand sie sogleich, daß ihm von Philipp II. alle Gewalt übertragen sei, und gab also, um keine unwürdige Rolle als Scheinregentin spielen zu müssen, noch am selben Tage ihre Entlassung ein. Nun wurde die Angst der Niederländer eine noch größere und Viele, die bisher mit ihrer Flucht noch gezögert hatten, beeilten sich, ein sicheres Versteck zu suchen. Doch siehe da, der Herzog von Alba benahm sich gegen Jedermann auf das Zuvorkommendste, wie er auch namentlich den Grafen von Egmont mit Artigkeiten überhäufte, und Niemand, nicht ein Einziger, wurde wegen des Vergangenen zur Verantwortung gezogen. „Welche Thorheit, vor einem solch' humanen Stellvertreter des Königs zu flüchten!“ rief man sich jetzt zu und die Meisten — so auch der Graf von Hoorne — kehrten aus ihrem Verstecke wieder nach Brüssel oder in ihre sonstige Heimath zurück. Raum aber hatte der Herzog von Alba dieses Ziel erreicht — darauf, auch den Prinzen von Oranien und seinen Bruder Ludwig von Nassau nebst dem Grafen von Brederode und andern hohen Compromittirten wieder nach den Niederlanden zu locken, worauf wohl sein Hauptaugenmerk gerichtet war, mußte er übrigens verzichten, denn diese ließen sich durch die Verstellung des Herzogs nicht blenden und blieben, wo sie waren —, so zeigte er

plötzlich die ächte Farbe und machte den Anfang des ihm aufgetragenen Henkeramtes damit, daß er plötzlich am 9. September 1567 die Grafen von Egmont und von Hoorne, die er als Freunde zu sich eingeladen, unter der Beschuldigung der Ketzerie und des Hochverrathsversuchs verhaften ließ. Bis in ihr innerstes Herz hinein erschauern die Niederländer, als sie von dieser Verhaftung hörten, und Jedermann konnte sich nun denken, was folgen werde. Doch nein, man konnte es sich nicht denken, denn es begann von da an ein Regiment des Schreckens, das weder vor- noch nachher in der Welt je erhört worden ist. Als bald nemlich setzte Alba ein „Blutgericht“ der scheußlichsten Art ein — er selbst nannte dasselbe den „Rath der Unruhen“ — und da in demselben nur geborene Spanier oder gemeine niederländische Verräther, wie der bereits genannte Graf von Barlaimont nebst dem niederträchtigen Hesses, Platz fanden, so wurde Jeder für schuldig befunden, den der Herzog als einen Schuldigen bezeichnete. Auch gab es keine Abstufungen in der Strafe, sondern man fällte nur Todesurtheile und verband damit regelmäßig Vermögensconfiscation. Schuldig war also vor Allem jeder Neugläubige, mochte er nun dem Calvinismus oder Lutherthum angehören. Schuldig dann Jeder, welcher die Bittschrift gegen die Inquisition unterzeichnet oder an der Bilderstürmerei Theil genommen hatte. Schuldig weiter Jeder, der nicht beweisen konnte, daß er das Unterschreiben der Bittschrift oder die Theilnahme an der Bilderstürmerei mit allen Kräften zu verhindern gesucht habe. Schuldig auch Jeder, welcher jemals eine protestantische Predigt mit anhörte, oder einem Protestanten eine Zuflucht gewährte. Schuldig nicht minder Jeder, der Mitleid fühlte für die Opfer der Tyrannei oder gar das Blutgericht ein grausames nannte. Schuldig endlich Jeder, der daran zweifelte, daß König Philipp II. das Recht habe, die Niederlande des begangenen Aufruhrs wegen ihrer verfassungsmäßigen Freiheiten zu berauben, oder der nicht freudig mitrief, wenn Einer schrie: „Es lebe der König von Spanien.“ Ja daran genügte es noch nicht einmal, sondern weil, wie schon gesagt, mit jedem Todesurtheil Einziehung des Vermögens verbunden war, zog man jeden Reicheren schon seines Reichthums wegen in Untersuchung, und wer sich einmal in den Händen des Blutgerichts



besand, der durfte sicher sein, verurtheilt zu werden. So vollzog man denn in den nächsten vier Jahren nicht weniger als 18,000, sage achtzehntausend Bluturtheile und unter den Gemordeten befanden sich, sofern sie sich nicht durch die Flucht gerettet hatten, die Edelsten des Landes, wie namentlich die Grafen von Egmont und von Hoorne, die man am 5. Juni 1568 auf dem Marktplatz zu Brüssel öffentlich enthauptete.

Währenddem nun der Herzog von Alba in solch' gräßlicher Weise wüthete, legte der ebenso kluge als energische Prinz Wilhelm von Nassau-Dränien, den man den „Schweigsamen“ nannte, weil er mehr dachte als sprach, seinerseits die Hände ebenfalls nicht in den Schooß, sondern sammelte mit Hülfe seines älteren Bruders, des Grafen Johann von Nassau-Dillenburg, ein Heer von deutschen Söldlingen, mit welchem er den Krieg gegen den Herzog von Alba eröffnete, und da sich ihm alsbald in den Niederlanden viele Mißvergnügte anschlossen, so erreichte er im Anfang einige Vortheile. Allein wie ihm nun am Schluß des Jahres 1568 der Herzog von Alba mit seinen abgehärteten und wohleingeübten Schaaren in Person entgegentrat, wurde er bei Gröningen geschlagen und gleich darauf ließen ihm alle seine Söldlinge, weil er sie nicht mehr bezahlen konnte, davon. Jetzt legte sich der schreckliche Alba vollends keine Zügel mehr an und nicht nur mußte das Blutgericht seine Todesurtheile verdoppeln, sondern er schrieb nun auch Steuern aus, die ganz unerschwinglich waren. Von allem Vermögen forderte er den hundertsten, vom Verkauf unbeweglichen Eigenthums den zwanzigsten und vom Verkauf des beweglichen gar den zehnten Pfennig des Werths; wer aber nicht zahlte, den trieb er von Haus und Hof und nahm Alles, was sich irgend vorfand. Da bemächtigte sich der Meisten eine gränzenlose Verzweiflung und wer es nur irgend möglich machen konnte, floh in das Ausland. Andere aber, denen, weil ihnen gar nichts geblieben war, selbst die Flucht unmöglich gemacht wurde, rotteten sich unter selbstgewählten Anführern entweder in Wäldern zusammen und begannen als sogenannte „Buschgeussen“ den kleinen Krieg gegen die Spanier, oder verwandelten sie, wenn sie sich auf das Seefahren verstanden — und solches war bei fast allen Bewohnern der nördlichen Provinzen, be-

sonders bei denen von Holland, Seeland, Friesland und Utrecht der Fall —, ihre kleinen Schiffe und Schaluppen, mit denen sie sonst den Fischfang und Küstenhandel betrieben hatten, in Raperschiffe und nahmen nicht nur alle Handelsfahrzeuge und Proviantschiffe der Spanier weg, sondern landeten auch da und dort, um schwächere spanische Besatzungen zu überfallen. Diese Letzteren, „Wassergeusen“, zu deutsch „Bettler zur See“ genannt, erlangten bald eine große Wichtigkeit, da sie von England aus — dort regierte damals die protestantische Königin Elisabeth, welche alle Ursache hatte, den König Philipp II. zu hassen — bedeutend unterstützt wurden, und so gelang es ihnen am 1. April 1572, die Stadt Briel wegzunehmen. Jetzt war ein fester Punkt gewonnen, von dem aus man gegen die Spanier operiren konnte, und darauf sich stützend, erschien Wilhelm von Oranien alsbald mit einem neu angeworbenen Heere zum zweiten Male im Felde. In Folge dessen aber hob sich der Muth der Nordholländer so gewaltig, daß in mehreren Städten, wie in Bliessingen, Haarlem, Mecheln und Alkmaar, das Volk revoltirte und die kleinen spanischen Besatzungen, die sie hatten, mit Beilen und Aexten todt schlug. Ja in kurzer Zeit standen in den Nordprovinzen Holland, Seeland und Utrecht über siebenzig größere Gemeinden unter den Waffen, und sofort wurde auf einer Delegirten-Zusammenkunft vom 15. September 1572 in Dordrecht der Prinz von Oranien zum Statthalter der Niederlande ausgerufen, während man zugleich vollkommene Religions- und Gewissensfreiheit proclamirte. Wie nun der Herzog von Alba vor Wuth schäumte! Mit einer Energie, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, und mittelst der ungeheuren Geldsummen, die ihm Philipp II. aus Spanien zufließen ließ, brachte er durch neue Anwerbungen sein Heer auf die beträchtliche Stärke von 40,000 Mann und mit diesem Heere machte er sich sofort an die Belagerung der aufständischen Städte. Es gelang ihm, einzelne derselben wieder zu nehmen, und natürlich wüthete er gegen die Besiegten mit Henken, Ersäufen, Enthaupten und Vierteltheilen in ganz entsetzlicher Weise. Die meisten der größeren Gemeinden jedoch widerstanden mit einer solchen Tapferkeit, Aufopferung und Ausdauer, daß der gräßliche Wütherich endlich einsah, er könne des Aufstandes



nimmermehr Herr werden. Zudem vernichteten die Wassergeuſſen drei ſpaniſche Flotillen hintereinander und bemächtigten ſich all' der reichen Zufuhren, welche für das ſpaniſche Heer beſtimmt geweſen waren. Jetzt ſah man endlich auch am Hofe von Madrid ein, daß man mit der Entſendung des Herzogs von Alba nach den Niederlanden einen ſchweren Fehler begangen habe, und wie nun Letzterer, an ſeinem Erfolge verzweifelnd, im December 1573 um ſeine Abberufung einkam, bewilligte man ihm dieſe ſogleich. Somit lehrte er am Schluß des Jahres 1573 nach Spanien zurück und man nannte ihn von da an nie mehr anders, als den „Henker der Niederlande“.

Von jenem 15. September 1572, ich meine von der Dortrechter Union an, datirt ſich die Unabhängigkeit des nördlichen Theiles der Niederlande und wir können nun füglich über den weiteren Verlauf des Aufſtandes mit kürzeren Pinſelſtrichen hinweggehen. Der Nachfolger des Herzogs von Alba wurde der Großcomthur Bunniga v. Requeſens und dieſer, ein ebenſo ausgezeichnete Feldherr als gewiegter Staatsmann, hatte im Frühjahr 1574 das Glück, dem Prinzen Wilhelm von Oranien auf der Noorder Heide bei Nymwegen eine ſchwere Niederlage beizubringen. In Folge deſſen ſahen ſich die Aufſtändiſchen für die nächſte Zeit auf den Seekrieg ſowie auf die Vertheidigung ihrer Städte beſchränkt und am 26. Mai 1574 begann Requeſens die Belagerung der mächtigen Stadt Leyden, mit deren Bezwingung er den ganzen Aufſtand zu Ende zu bringen hoffte. Die Bürger Leydens jedoch vertheidigten ſich, trotz der gräßlichen Hungersnoth, die ſich bald bei ihnen einſtellte, auf's tapferſte und durchſtachen ſogar die Meeresdämme, um durch das eindringende Waſſer den Feind zu vernichten. Das Waſſer drang auch ein und überfluthete die ganze Gemarkung, alle Landhäuſer, Gärten, Felder und Wieſen verwüſtend. So hoch aber ſtiegen, widriger Winde wegen, die Wellen nicht, daß ſie die Schanzen der Spanier unmittelbar vor den Mauern der Stadt erreicht hätten, und ſo ſchien das große Opfer der Verwüſtung umſonſt gebracht worden zu ſein. Endlich aber am 3. October 1574 ſchwellte ein heftiger Weſtwind die Fluthen an und welch' ein Schreck nun für die Spanier, als ihre Schanzgräben ſich mit Waſſer zu füllen begannen! Welch' ein Entſetzen aber erſt, als die furchtbaren Waſſer-

geussen, die schon lange außen auf dem Meere gelauert, auf ihren kleinen Schiffen mit Windeiseile heranstürmten und ihre Donnerbüchsen Tod und Verderben spieen! Jetzt flohen die Belagerer, so schnell sie fliehen konnten; aber ihrer mehr als Fünfzehnhundert ertranken in den Fluthen und mindestens ebensoviel wurden von den nachsehenden Wassergeussen niedergemetzelt. Das war eine schlimme Niederlage, durch welche das ganze spanische Heer tief entmuthigt wurde, und so befand sich der Großcomthur Requesens in Folge derselben nunmehr ganz in derselben traurigen Lage, in der sich die Aufständischen nach seinem Siege auf der Mooker Heide befunden hatten. Er sah also von größeren kriegerischen Operationen ganz ab und beschränkte sich darauf, die südlichen Provinzen der Niederlande mit ihrer romanisch-wallonischen (Wallonisch ist gleichbedeutend mit Wallisisch oder Welsch) Bevölkerung, insbesondere Brabant, Namur, Hennegau, Lüttich und West-Luxemburg (also das ganze jetzige Belgien), von den nördlichen abzu ziehen. Es gelang ihm solches theilweise, weil diese welsche Bevölkerung der katholischen Religion größtentheils noch mit vielem Eifer anhing, während die Einwohner der Nordprovinzen, welche fast alle ohne Ausnahme deutschen Ursprungs waren, sich ebenso eifrig dem Protestantismus zugewandt hatten. Obwohl nun übrigens der Großcomthur auf diese staatsmännischen Actionen seine Hauptzeit verwandte und einstweilen den großen Krieg ruhen ließ, so hörte dagegen der sogenannte kleine Krieg nicht einen Augenblick lang auf und wurde gegenseitig mit einer Wildheit geführt, die das Erbarmen gar nicht mehr kannte. Man dachte hüben wie drüben nur an Eines, an die Vernichtung des Feindes, und jeder errungene kleine Vortheil endete mit dem Morde der gefangenen oder verwundeten Gegner. Nun starb Requesens am 6. März 1576 ganz unerwartet schnell und nicht lange hernach brach in der spanischen Armee eine furchtbare Meuterei aus. Während des Wirrwarrs nemlich, der unmittelbar nach dem Tode des Statthalters in den spanischen Regierungskreisen herrschte (und zwar so lange herrschte, bis Philipp II. einen Nachfolger ernannt hatte), konnte man die Gelder nicht aufreiben, um die Armee, die natürlich, wie alle damaligen Heere, aus lauter Söldnern bestand, zu bezahlen und somit beschloßen diese wilden Horden, sich durch Plünderung selbst bezahlt



zu machen. Der Beschluß wurde alsbald zur That und in verhältnißmäßig ganz kurzer Zeit fielen mehr als hundertundzwanzig kleinere Städte und Gemeinden der Zügellosigkeit der Meuterer anheim. Ihr Appetit wuchs aber während des Essens und nachdem es ihnen gelungen war, Maastricht total auszurauben, wollten sie sich auch der ebenso reichen als mächtigen Stadt Gent bemächtigen. Diese hatte bis jetzt ihres Vortheils wegen zur spanischen Parthei gehalten, obwohl sehr viele ihrer Bürger reformirt gesinnt waren; allein wie nun die gräßliche Meuterersarmee sich heranwälzte, trat die Gesamtbürgerschaft alsbald zu den Dortrechter Unionen über und verschaffte sich damit von Seiten des Prinzen von Oranien eine starke protestantische Besatzung. Auf diese Art wandte Gent das Schicksal Maastrichts von sich ab, denn die Meuterer dachten nicht daran, sich mit der Belagerung der Stadt lange aufzuhalten, sondern warfen sich sofort unversehens auf Antwerpen, das damals noch viel reicher und blühender war, als selbst Gent. Auch gelang es ihnen richtig, diese herrliche Stadt durch Ueberrumpelung zu gewinnen, weil deren Bürger bis jetzt immer treu zur königlichen Parthei gehalten hatten und also gar nicht daran dachten, daß es auf sie abgesehen sein könne. Wie nun aber hausten die Meuterer in Antwerpen? Nun, sie plünderten dasselbe nicht nur total aus, sondern hieben auch Jeden nieder, der sein Eigenthum schützen wollte (auf diese Weise verloren über 5000 Bürger ihr Leben) und machten sich schließlich noch das Vergnügen, den Feuerbrand in die Häuser zu werfen, so daß deren gegen siebenhundert von den Flammen verzehrt wurden. Das war doch über alle Maßen scheußlich und da nun die spanischen Behörden gar nichts thaten, um den Antwerpenern beizuspringen, erfaßte die sämtlichen wallonisch-katholischen Provinzen eine solche Wuth, daß sie sofort beschloßen, sich jetzt ebenfalls von der spanischen Sache loszusagen. Sie traten also augenblicklich in Einigungsunterhandlungen mit den nördlichen Provinzen und schon am 8. November 1576 kam zu Gent die sogenannte „Genter Pacification“ zu Stande, welche Dreierlei festsetzte. Erstens, daß in allen niederländischen Provinzen ohne Ausnahme keine spanischen oder überhaupt auswärtigen Soldaten mehr zu dulden seien. Zweitens, daß die Blutgesetze des Herzogs von Alba für immer außer Kraft gesetzt

werden mußten. Drittens endlich, daß der Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien die Stände der sieben Provinzen, Generalstaaten genannt, so schnell als thunlich zu einer Versammlung einzuberufen habe, um die nöthigen Beschlüsse zur Sicherstellung der religiösen wie der bürgerlichen Freiheit zu fassen. Indessen hatte Philipp II. seinen Halbbruder, den tapferen Don Juan d'Austria (Johann von Oestreich, einen natürlichen Sohn Karls V., den diesem eine Regensburger Patrizierstochter gebor), den Sieger in der großen Seeschlacht von Lepanto gegen die Türken, zum Statthalter der Niederlande ernannt, und wie nun dieser am Schluß des Jahres 1576, mit großen Geldsummen versehen, in Brüssel anlangte, machte er es sich vor Allem zur Aufgabe, die meuterischen Truppen zum Gehorsam zurückzubringen. Es gelang ihm ohne allzugroße Mühe, weil er ihnen vollkommene Straflosigkeit für alles Begangene zusagte; allein trotzdem sah er nur zu gut ein, daß er in Folge der Genter Einigung für jetzt mit Gewalt nicht viel ausrichten könne, und beschloß also auf anderem Wege zu seinem Ziele zu kommen. Dieser Weg war der Weg der Verstellung und plötzlich die Miene annehmend, als ob es ihm um nichts als um Versöhnung zu thun sei, erkannte er die Genter Pacification als zu Recht bestehend an. Nun hätte er, wenn es ihm damit Ernst gewesen wäre, augenblicklich die spanisch-italienischen Söldner entlassen und die Alba'schen Blutgesetze außer Kraft setzen müssen, allein er that keines von beiden und somit konnte man, wenn man die Augen aufthat, sofort merken, daß es ihm nur darum zu thun sei, zu andern Machinationen Zeit zu gewinnen. Worin nun übrigens bestanden diese Machinationen? Nun, einmal darin, daß er die Häupter der Aufständischen unter sich zu veruneinigen (und namentlich den ehrgeizigen Herzog von Arschott gegen den Prinzen von Oranien aufzuheben) versuchte, sowie sodann darin, daß er sich alsbald wieder an die wallonische Bevölkerung wandte, um diese von den protestantischen Bewohnern der Nordprovinzen abzuführen. Nicht minder betrieb er bei Philipp II. eifrigst die Zusendung eines neuen Heeres, und nachdem dieses endlich unter Führung des jungen Alessandro Farnese, Herzogs von Parma (dieser war der Sohn des Herzogs Ottavio Farnese und der Margarethe von Parma, welche wir längst



kennen), angekommen war, eröffnete er augenblicklich wieder die Feindseligkeiten gegen den Prinzen Wilhelm von Oranien. Noch mehr, er sprach es jetzt unumwunden aus, daß er es auf einen Vernichtungskrieg gegen diesen Prinzen abgesehen habe, dieweil, so lange Oranien lebe, die gänzliche Unterwerfung der Niederlande unmöglich sei, und warb deshalb immer weitere Truppenkörper an. Mit dieser seiner Uebermacht gelang es ihm, den Prinzen im Februar 1578 bei Gamblour aufs Haupt zu schlagen, und weil nun dessen Sache verloren schien, fiel augenblicklich ein großer Theil der Wallonen von der Genter Pacification ab. Ehe nun aber der siegreiche Don Juan seine errungenen Vorthelle weiterverfolgen konnte, starb er (ohne Zweifel an Gift, welches ihm sein eigener Bruder, Philipp II., reichen ließ, weil derselbe befürchtete, der Held von Lepanto und Gamblours könnte sich zum König der Niederlande aufwerfen wollen) am 1. October 1578 schnell weg und zu gleicher Zeit erhielt Wilhelm von Oranien einen bedeutenden Zuzug von Hülfsstruppen aus Deutschland. So wurde der Nachtheil, welchen die verlorene Schlacht von Gamblours den Aufständischen gebracht, so ziemlich wieder gut gemacht; allein seinerseits ernannte nun Philipp II. den Alessandro Farnese zu seinem Statthalter in den Niederlanden und einen glücklicheren Griff hätte er nicht thun können. Dieser nemlich war ein ebenso berühmter Staatsmann als Krieger und bewies seine außerordentliche Klugheit gleich damit, daß er die Bemühungen, die wallonisch-katholische Bevölkerung der Südstaaten von der deutsch-protestantischen der Nordstaaten zu trennen, mit großem Glück fortsetzte. Da ermannten sich die Nordstaaten Holland, Seeland, Utrecht, Geldern (oder Zütphen) und Friesland zu einem kühnen Schritt und errichteten am 23. Januar 1579 die sogenannte Utrechter Union, welcher gleich nachher auch noch die Staaten Oberyssel und Gröningen beitraten. An die Spitze dieser ihrer Union aber stellten sie unter dem Titel eines Generalstatthalters den Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien und statteten ihn in Beziehung auf die Kriegsführung mit fast souveränen Rechten aus. Merkwürdigerweise übrigens wurde formell die gänzliche Losreißung von Spanien damals noch nicht ausgesprochen, sondern der Generalstatthalter sollte, obwohl durchaus unabhängig, so doch nominell unter

der Firma des Königs von Spanien regieren, und bei dieser Firma blieb man noch volle zwei Jahre lang stehen. Allein wie nun Philipp II. den Prinzen Wilhelm nicht bloß in die Acht erklärte, sondern auch einen Preis auf seinen Kopf setzte, kündigten die genannten sieben Provinzen am 26. Juli 1581 dem spanischen Monarchen, als einem Tyrannen, allen und jeden Gehorsam auf und constituirten sich als unabhängige „Republik der Vereinigten Niederlande.“ Damit wurde die Trennung der nördlichen Staaten von den südlichen, das ist die Trennung Hollands (weil nemlich diese Provinz durch Umfang, Bevölkerung, Reichthum und Einfluß vor den anderen sechs hervorragte, gab man der neu errichteten Republik später den Namen Holland) von Belgien zur vollendeten Thatfache, und als gleich darauf Spanien den Doppelkrieg gegen Frankreich und England aufnehmen mußte, sah Alexander Farnese nur allzugut ein, daß ihm die Unterwerfung der Nordstaaten nie mehr gelingen könne. Es war ja dieß unmöglich gewesen, als Philipp II. noch seine Gesamtkräfte gegen die Aufständischen verwenden konnte; wie viel weniger durfte man jetzt daran denken, wo zwei weitere mächtige Feinde zu bekämpfen waren! Der kluge Farnese beschränkte sich also auf die Vertheidigung oder vielmehr auf die Gewinnung der wallonisch-romanischen Provinzen mit ihrer katholischen Bevölkerung und änderte in diesem seinem Systeme selbst dann nichts, als der Prinz Wilhelm von Oranien am 10. Juli 1584 durch einen von Philipp II. gedungenen Meuchelmörder sein Leben verlor. Auch wurde an des ermordeten Vaters Stelle sofort von den Generalstaaten dessen Sohn Moritz zum Generalstatthalter ernannt und unter ihm kämpften die vereinigten Lande so tapfer, daß Philipps II. Nachfolger, der erbärmliche Schwächling Philipp III., befahl, den Krieg ganz einzustellen. Ja endlich im Jahre 1609 schloß er sogar einen zwölfjährigen Waffenstillstand mit der holländischen Republik ab und dieser Waffenstillstand, den kein Theil kündigte, verwandelte sich nach Beendigung des dreißigjährigen Kriegs in einen definitiven Frieden. Was nun übrigens die Bemühungen des klugen Farnese anbelangt, dem spanischen Monarchen wenigstens die Südstaaten zu erhalten, so fiel es ihm nicht besonders schwer, den wallonischen Adel für sich zu gewinnen, denn dieser wollte von einer



Republik, wo, wie in den Nordstaaten, das bürgerliche Element den Ton angab, nichts wissen. Von den größeren Städten dagegen, in welchen meistens ein großer Theil der Bürgerschaft zu der Reformation übergetreten war, setzten ihm mehrere einen hartnäckigen Widerstand entgegen und diese mußte er alle im Sturme erobern. So Dänkirchen, Maastricht, Herzogenbusch, Mecheln, Kortryk, Gent, Brügge, Doornick, Dudenarde, Ostende und Antwerpen. Dabei übrigens war es ihm von großem Nutzen, daß in jeder der genannten Gemeinden wenigstens ein Theil der Bürgerschaft noch am Katholicismus hing und alsbald gemeinschaftliche Sache mit ihm machte, sowie er zur Belagerung schritt. Doch genug, der ganze Aufstand der Niederlande endigte, um dieß zu recapituliren, damit, daß sieben Provinzen sich zu einer unabhängigen Republik umgestalteten, während die andern zehn bei der spanischen Herrschaft blieben. In den letzteren wurden augenblicklich alle protestantischen Bürger vertrieben und mit ihnen verschwanden die Betriebsamkeit, der Handel und der Reichthum. Das republikanisch-protestantische Holland dagegen entwickelte sich zu einem ganz außerordentlichen Flor und überflügelte durch seine Thätigkeit bald alle übrigen Staaten Europas. Schon während des Kriegs setzte es sich auf Java, in Japan, auf den Molukken, in Calicut und in Amerika fest und Amsterdam wurde an der Stelle des immer tiefer herabsinkenden Antwerpen der Mittelpunkt alles Unternehmungsgeistes zur See. Von Deutschland aber blieb es von nun an total getrennt und scheute sich, wenn es sein Vortheil erheischte, sogar nicht im geringsten, feindselig gegen dasselbe aufzutreten.

Alle diese furchtbaren Kämpfe zwischen den Niederlanden und Spanien wurden ausgefochten, ohne daß sich die deutsche Regierung irgendwie eingemischt hätte, denn, wie ich schon früher bemerkte, man betrachtete die Niederlande, seit sie Karl V. zu Spanien geschlagen, als keine deutsche Provinz mehr und meinte nicht nöthig zu haben, sich um ausländische Händel zu kümmern. Im Uebrigen erfreute sich das deutsche Reich, solange Maximilian II. lebte, der größten Ruhe und derselbe konnte deßhalb auch daran gehen, das Gerichtswesen in Etwas zu verbessern. Diese Verbesserung bestand darin, daß er dem Kaiserlichen Hofrath in Wien gleichfalls die Zuständigkeit eines ober-

sten deutschen Gerichtshofes ertheilte und so in die fast unerträgliche Schwerfälligkeit des bisherigen Gerichtsverfahrens einigen Schwung brachte. Auch erkannte man die Verbesserung allseitig an und wandte sich von jetzt ab viel lieber an den Kaiserlichen Reichshofrath nach Wien, als an das Reichskammergericht in Speier, welches viel langsamer und theurer arbeitete. Der Hauptvorzug der Regierung des Kaisers Maximilian II. bestand übrigens in etwas ganz Anderem, darin nämlich, daß es damals keine religiösen Wirren gab, und sehr viel trug hiezu der Kaiser selbst bei. Er huldigte demselben Grundsatz der Duldsamkeit, den nachher der große König Friedrich II. von Preußen auf seine Fahnen schrieb, und gewährte daher nicht nur in seinen eigenen Erblanden allen Ständen vollkommene Religionsfreiheit, sondern sorgte auch mit Eifer dafür, daß kein Theil den andern seines Glaubens wegen schmähte und verunglimpfte. Seinem Beispiele folgte man in allen übrigen deutschen Ländern oder Provinzen nach und so verschwand die frühere schroffe Haltung der Katholiken und Protestanten gegen einander fast gänzlich. Beide Theile lernten sich vertragen und wohnten sogar, wie besonders in nicht wenigen Reichsstädten und in den Gebieten der Herren Bischöfe und Erzbischöfe (den sogenannten Krummstabgebieten) vielfach neben und unter einander, ohne sich im geringsten anzuseinden. Solche Duldsamkeit aber erregte die Bewunderung der ganzen Welt und es berichtete darüber der am Kaiserhofe accreditirte venetianische Gesandte in einem langen Briefe vom Jahre 1564 an den Senat von Venedig Nachfolgendes: „Ein jeder Theil“, heißt es dorten, „hat sich so sehr bequemt, den andern zu dulden, daß in den Orten mit gemischter Bevölkerung wenig darauf geachtet wird, ob man katholisch oder protestantisch ist. Aber nicht allein Ortschaften sind auf solche Weise gemischt, sondern auch Familien, und es giebt Häuser, wo die nächsten Verwandten einer andern Confession angehören. Ja Katholiken und Protestanten verheirathen sich unter einander und Niemand achtet darauf oder stößt sich daran. Was mich aber noch mehr mit Bewunderung erfüllt, viele katholische Kirchenfürsten stellen theils an ihren Hofhaltungen, theils in ihren Gebieten Protestanten als Räte, Richter und Vögte an, ohne sich um den Tadel des heiligen Vaters in Rom zu beküm-



nen, und ich kenne selbst einen solchen Protestanten, welchen der Bischof Johann Georg von Bamberg als seinen Vicedom über seine hochstiftlichen Besitzungen in Kärnthen gesetzt hat.“ So sah es zu den Zeiten Maximilians II. in Deutschland aus und welch' ein Glück, wenn es so geblieben wäre! Den Papst in Rom aber, sowie noch mehr die bei ihm in so hohem Ansehen stehenden Jesuiten erfüllte ein solcher Zustand mit der größten Erbitterung und wie daher der Kaiser Maximilian II. am 12. Oktober 1576 in Regensburg die Augen schloß, machten sie augenblicklich Anstalt, demselben ein Ende zu machen.

Zu seinem Nachfolger nemlich, das ist zum römischen Könige, hatten die Kurfürsten bereits im Oktober 1575 seinen ältesten Sohn Rudolph erwählt und dieser bestieg sofort nach dem Tode seines Vaters als Rudolph II. den deutschen Kaiserthron. Von seinem zwölften Jahre an bis zu seinem zwanzigsten war er auf Betrieb seiner Mutter am Hofe Philipps II., ihres Bruders, in Madrid erzogen worden und wie er von da zurückkam, kann man sich denken. Er wollte ultrakatholisch und dazuhin durchaus absolutistisch regieren, wie sein genannter Ohm, und damit verband er einen abergläubischen, trübsinnigen und unzugänglichen Character, der ihn ganz unfähig zu einem guten Regenten machte. Ja er hatte außer dem Bigottismus für nichts Sinn, als für Weiber, Alchymie und Sterndeuterei, und gefiel sich nur in der tiefsten Abgeschlossenheit auf seinem Schlosse zu Prag. Deßhalb fiel er auch alsbald in die Hände der Jesuiten, welche ihn durch den Vater Lorenz Magius total beherrschten, und gleich bei seiner Thronbesteigung beschenkte er sie mit dem sehr reichen Sanct-Annakloster in Wien. Nicht minder bedachte er ihr Collegium in Olmütz aufs freigebigste und rief in Brünn ein neues ins Leben. Ebenso that er in Glatz in Schlesien, sowie in Thurocz in Ungarn und die Herren Patres von der Gesellschaft Jesu konnten theils durch sich selbst, theils durch seinen mit ihnen innigst verbundenen Kammerdiener Lang, theils endlich durch seinen Kanzler Glesel (Khlesl), einen Bäckersohn, der es aber mit Hülfe der Jesuiten bis zum Cardinal brachte, überhaupt Alles von ihm erhalten, nach was ihnen gelüstete. Ein solcher Kaiser war nun natürlich nicht fähig, den in

Deutschland gesetzlich geltenden Religionsfrieden mit starker Hand aufrecht zu erhalten, und somit hielten die genannten Patres jetzt die Zeit für gekommen, wo sie mit der Vernichtung des Protestantismus wenigstens den Anfang machen könnten. Kein anderes war ja, wie wir wissen, ihr letztes Ziel, und daß sie dieses anstrebten, darauf hatten sie die katholische Welt schon seit einiger Zeit vorbereitet. Der Leser erinnert sich doch wohl noch des klugen Peter Canisius, der in Wien und München so segensreich für den Orden Jesu zu wirken mußte. Nun gut, dieser Canisius überzeugte sich nach kurzer Lehrthätigkeit von Zweierlei; einmal davon, daß fast aller Religionsunterricht in Deutschland in den Händen der Protestanten sei, und sodann davon, daß sich die Lehrer dabei fast ausnahmslos an den von Luther verfaßten Katechismus hielten, welcher die Grundanschauungen des evangelischen Glaubens in kurzen klaren Zügen widerspiegelte. Wie stand es dagegen mit den Lehrhülfsmitteln in der katholischen Welt? Hier gab es nichts Aehnliches, auch nicht einmal annähernd, sondern der ganze Religionsunterricht beschränkte sich auf verschiedene äußere Andachtsübungen, sowie auf das Herplappern der Credos, der Paternoster, der Ave-Maria's und was dergleichen mehr ist. Unwillkürlich kam also der Vater Canisius auf den Gedanken, solch' schrecklichem Mangel dadurch abzuhelfen, daß er nach dem Muster des großen lutherischen Katechismus ein Handbuch der katholischen Glaubenslehre herausgebe, und dasselbe erschien bereits anno 1554 unter dem Titel: „Summa doctrinae christianae“, das ist: „Zusammenfassung der christlichen Glaubenslehre“. Nicht minder verfaßte Canisius, dem kleinen lutherischen Katechismus entsprechend, einen Auszug aus der Summa, welchen er „Institutiones christianae pietatis seu parvus Katechismus Catholicorum“ (zu deutsch: „Lehrsätze der christlichen Frömmigkeit oder kleiner Katechismus für die Katholiken“ nannte, und diese beiden Religionsbücher — das Eine für die Lehrer, das Andere für die Schüler — fanden sofort die ungeheuerste Verbreitung. In allen katholischen Ländern wurden sie auf Befehl des Papstes eingeführt, und zwar natürlich immer in die Landessprache übersetzt, so daß jeder Laie, selbst der ungebildetste, wenn er nur des Lesens nicht unfundig war, sie verstehen konnte.



Beil aber der Pabst selbst die Einführung der beiden Canisius'schen Katechismen anbefohlen hatte, galt ihr Inhalt selbstverständlich als die reine unverfälschte katholische Lehre und jedem guten Katholiken wurde bei Verlust der ewigen Seligkeit eingeschärft, Alles zu thun und zu glauben, was darinnen vorgeschrieben sei. Und nun, welcher Geist wehte in diesen „Lehrsätzen der christlichen Frömmigkeit?“ Etwa der Geist der christlichen Liebe und Milde? Nein und dreimal nein, sondern der Geist der Unduldsamkeit, des Glaubenshasses und des religiösen Fanatismus. „Nur der sei ein wirklicher Christ“, stand darinnen zu lesen, „der den Pabst als Christi Stellvertreter anerkenne; wer dieß aber nicht thue, der ver falle den ewigen Höllestrafen.“ Weiter wurde schon das bloße Sprechen mit Kettern als etwas höchst Strafbares und zugleich Gefährliches bezeichnet; „ein freundschaftlicher Umgang mit ihnen dagegen oder gar vollends die eheliche Gemeinschaft mit einem Protestanten führe nothwendig zur ewigen Verdammniß.“ Endlich, um der Sache die Krone aufzusetzen, lehrte der Canisius'sche Katechismus schließlich noch, „daß man zwar sehr wohl daran thue, die Ketzer wie Aussäzige zu meiden, daß es aber daran noch nicht genüge; nein, man müsse sie auch bekämpfen, gleichwie man die Pflicht hat, das Böse zu bekämpfen, und je mehr Einer zur Vernichtung des Ketzerthums beitrage, um so herrlicher sei seine Belohnung im ewigen Leben.“ Also lehrten die Jesuiten durch den Canisius'schen Katechismus und nie hat eine Drachensaat giftiger gewirkt. Wurde doch nunmehr die ganze heranwachsende katholische Jugend im Geiste des Glaubenshasses erzogen! Hielt es doch von jetzt an jeder gute Katholik für seine höchste Pflicht, sein Lehen an die Vertilgung des Protestantismus zu setzen!

Die Jesuiten hielten also dafür, daß jetzt die Zeit gekommen sei, den Protestanten auf den Leib zu rücken, und sie waren sogar fest überzeugt, daß der Sieg ihnen ohne große Kämpfe zu fallen müsse. Diese Ueberzeugung aber gewannen sie beim Anblick der protestantischen Welt, mit welcher, seit sie in Folge des Religionsfriedens nicht mehr um ihre Existenz zu kämpfen hatte, großmächtige Veränderungen vorgegangen waren. Zu den Zeiten Luthers und seiner Mitreformatoren, welcher Eifer, welcher Schwung, welche Kraft,

welche Begeisterung! Jetzt von allem dem nicht eine Spur mehr und dafür Haß, Haß und Verfolgung unter sich selbst! Den Streit zwischen Zwingli und Luther wegen des Abendmahls kennt der Leser. Luther stellte sich auf den Standpunkt des Wortglaubens, das heißt die Worte des Neuen Testaments waren ihm unantastbar. Zwingli dagegen berief sich auf die Vernunft und ließ diese gleich viel gelten, wie das geschriebene Wort. Nun hatte natürlich jeder der beiden Reformatoren seine Anhänger und somit dauerte auch der Streit nach Luther's und Zwingli's Tod fort. Ja er wurde sogar jetzt noch weit heftiger geführt, weil die Nachfolger der Reformatoren weder deren Geist noch deren Duldsamkeit besaßen. Dazu kam noch, daß sowohl die Lutherischen als die Zwinglianer auch noch unter sich selbst Händel bekamen; die Ersten deswegen, weil der Eine diese oder jene Worte des Neuen Testaments „so“, der Andere aber „nicht so, sondern entgegengesetzt“, auslegte; die Zweiten deswegen, weil nach dem Auftreten des rigorosen Calvin die Lehre von der Prädestination oder Vorherbestimmung des Menschen ein solcher Zankapfel wurde, daß ein großer Theil der Zwinglianer sich nunmehr in Calvinisten umtaufte. Kurz, allüberall im protestantischen Lager herrschte unter den Theologen Zank und Streit und weil natürlich Jeder mit dem furchtbarsten Eigensinn darauf beharrte, allein recht zu haben, so bekämpfte man sich bald mit einer Erbitterung, die intensiver gar nicht hätte sein können. Insbesondere war dieß der Fall auf den beiden Universitäten Wittenberg und Jena und ich werde nicht im Unrechte sein, wenn ich diese geradezu als die Hauptheerde des edelhaften Geflüßs bezeichne. In Wittenberg wurde nach Luthers Tod der vielgebildete Melancthon die tonangebende Persönlichkeit, und es versteht sich von selbst, daß dieser nicht bloß weit milder und versöhnlicher auftrat, als der gewaltige Reformator, sondern daß er auch das Recht der Vernunft dem starren Buchstabenglauben gegenüber anerkannte. Nun mußte, wie wir wissen, der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen sein Kurfürstenthum an den Herzog Moriz abtreten und damit verlor er auch die Universität Wittenberg. Der Verlust dieses Kleinods, das sein Vater, Friedrich der Weise, gestiftet, ging ihm aber so sehr zu Herzen, daß er, nachdem er sein neues



Besitzthum, das Herzogthum Sachsen-Weimar, angetreten, alsbald beschloß, eine neue Universität zu gründen, welche der älteren Schwester den Rang ablaufen sollte. So entstand anno 1552 die Universität Jena und diese wurde von Johann Friedrich in jeder Weise gehegt und gepflegt. Noch mehr aber hegte, pflegte und hätschelte sie nach seinem Tode sein gleichnamiger Sohn und Erbe, der Herzog Johann Friedrich der Jüngere, ein höchst eitler und eingebildeter Herr, an den sich der Leser von der Grumbach'schen Fehde her noch erinnern wird, denn er hoffte durch sie ein solches Ansehen bei den protestantischen Ständen zu gewinnen, daß sie ihm die Oberleitung ihrer Religionsangelegenheiten übertrügen. Nun erfuhr der genannte Herzog, daß die Wittenberger Professoren, auf welche, wie schon gesagt, der klar denkende Melancton einen großen Einfluß ausübte, in Sachen des Abendmahls sich zur Zwingli-Calvinischen Lehre hinneigten, und sofort beschloß er, in Jena nur streng lutherische, am Buchstabenglauben festhaltende Professoren zu dulden, welche es sich zur Aufgabe machen mußten, die Kryptocalvinisten in Wittenberg als Ketzer niederzudonnern. So wurde der unselige Streit gleichsam absichtlich hervorgerufen und der Hauptwortsführer Jena's war — außer Nicolaus von Amßdorf und Erhard Schnepf — Matthias Flacius, genannt Juxericus, ein eben so gewaltthätiger, als engherziger und überspannter Mensch. Zu ihm hielten übrigens auch noch viele auswärtige Theologen und Geistliche, wie Johann Stössel zu Weimar, Simon Musäus zu Gotha, Erasmus Sarcerius zu Mannsfeld, Maximilian Mörlin zu Coburg, Joachim Mörlin zu Braunschweig, Nikolaus Gallus zu Regensburg und Matthias Juber zu Magdeburg, während auf der Seite des Melancton und der Wittenberger Professoren der Superintendent Georg Major zu Eisleben, der Superintendent Justus Menius in Leipzig, der Doctor Johannes Agricola in Berlin (genannt der Magister von Eisleben), der Hofprediger Andreas Osiander in Königsberg, der Professor Jacob Andrea in Tübingen und der berühmte Johann Brenz, Probst zu Stuttgart, standen. Da stritt man sich denn Tag für Tag über die Lehre vom Abendmahle, sowie über die von der Erbsünde. Dann wieder über den Werth oder Unwerth der guten Werke oder auch über die Frei-

heit und Unfreiheit des menschlichen Willens. Kurz man stritt sich über Glaubensartikel der verschiedensten Art und daß man sich dabei der heftigsten Worte bediente — ja daß man sich gegenseitig verletzerte und verdamnte, versteht sich von selbst. Weil nun aber die Geistlichen die Streitigkeiten auch auf die Kanzel brachten, um von dort herab ihre Gegner zu verdammen, so ergriffen selbst die Laien Parthei, und dadurch kam in jede protestantische Familie eitel Haß und Zwietracht. Vergebens drangen jetzt verschiedene aufgeklärtere deutsche Fürsten, wie der Herzog Christoph von Württemberg und der Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz, darauf, daß die Jenenser und Wittenberger sich vertrügen; die Jenenser erklärten, nur nachgeben zu wollen, wenn die Wittenberger vorher ihre Ketzerei eingestünden. Vergebens veranstaltete man zu Coswig und Worms sogenannte Colloquia oder Religionsgespräche; man trennte sich unverrichteter Dinge und war nach der Trennung noch erbitterter als zuvor. Während nun aber die Jenenser und Wittenberger sich gegenseitig Ehre und Reputation abschnitten, entbrannte durch eine Schrift des Hamburger Predigers Westphal ein nicht minder heftiger Kampf zwischen entschiedenen Calvinisten (den Wittenbergern warf man nur Kryptocalvinismus, d. h. eine heimliche Zuneigung zum Calvinismus, nicht entschiedenen Calvinismus vor) und strengen Lutheranern und das Geschrei: „Ketz! Ketz!“ erscholl von daher wie von dorthen mit Macht. Auf Seiten der Calvinisten führte das große Wort Johann von Lasco und Heinrich Bullinger, auf Seiten der Lutheraner der obgenannte Westphal und der Bremische Pfarrer Johann Timmann. Die beiden Letzteren blieben übrigens nicht lange allein, sondern es gesellten sich sofort die sämtlichen Geistlichen von Magdeburg, Eisleben, Hildesheim, Lübeck, Lüneburg, Braunschweig, Hannover, Wismar, Schwerin, Husum und Nordhausen zu ihnen, und weil ihrer nun so viele waren, so wollten sie mit ihren Gegnern gewaltsam aufräumen. Demgemäß ruhten sie nicht, als bis verschiedene Geistliche, als des Calvinismus verdächtig, wie insbesondere der Bremische Domprediger Albrecht Hardenberg (ihn denuncierte Johann Timmann), von ihren Stellen entfernt waren, und von da an artete das Streiten in die grausamste Verfolgungswuth aus. Insbesondere wüthend



geberdete sich der Doctor Tilemann Heßhus, den im Jahr 1558 der streng-lutherische Kurfürst Otto Heinrich von der Pfalz (der Nachfolger des viel milderen Friedrichs II.) als Generalsuperintendenten und ersten Professor der Theologie nach Heidelberg berief, und auf sein Andrängen mußte der Kurfürst alle Professoren jener Universität, die nicht ultra-lutherisch gesinnt waren, ohne weiteres absetzen. Gleich darauf gerieth Heßhus auch mit dem Diaconus Wilhelm Klebisch in Streit, weil dieser beim Abendmahl das Brod brach, was jener für leherisch erklärte, und schon war es nahe daran, daß auch Klebisch in die Verbannung, das ist ins Elend gejagt worden wäre. Da starb am 12. Februar 1559 der Kurfürst Otto Heinrich und sein Nachfolger Friedrich III., der sich dem Calvinismus zuneigte, gab sofort dem Heßhus den Abschied. Noch mehr, Friedrich III. führte jetzt die calvinische Glaubenslehre in seinem ganzen Kurfürstenthum ein und alle Prediger des Landes, sowie alle Professoren Heidelbergs, die nicht augenblicklich ebenfalls zum Calvinismus übertraten, bekamen sofort ihren Abschied. Dieß aber erbitterte die alt-lutherischen Theologen im übrigen Deutschland so sehr, daß sie — jeder von ihnen geberdete sich, als wäre er ein anderer Gregor VII. — die entsetzlichsten Flüche über die Pfalz ausschütteten und einzelne Fürsten, wie auch der Herzog Christoph von Württemberg, ließen alsbald alle ihre Geistlichen eine Schrift unterzeichnen, in der sie sich zum strengsten Lutherthum bekennen mußten.

Nun starb Melancthon am 19. April 1560; aber hörte deshalb das elende Gezänke auf? Im Gegentheil steigerte es sich jetzt noch und bald gab es in ganz Deutschland weder ein Dorf noch eine Stadt mehr, worin sich nicht die Partheien, jede unter Berufung auf das Neue Testament, mit dem furchtbarsten Haß gegenüber gestanden wären. Kurz es kam so weit, daß auf einer Versammlung der deutschen Stände in Nürnberg, im Januar 1561, wo sie eingeladen wurden, das Concil von Trient zu besuchen, der päpstliche Gesandte Cardinal Commendone den Protestanten ins Gesicht sagen konnte, sie wüßten gar nicht, was sie wollten, ohne daß seine Vorwürfe von Jemandem hätten widerlegt werden können. „Wie viel Zwist“, rief er ihnen zu, „herrscht nicht unter euch über die Lehrsätze Luthers?“

Wie Wenige pflichten denselben unbedingt bei? Wie viel Anhänger hat Melancthon? Wie viel Zwingli, Decolampadius, Calvin? Wie viel hundert Andere, die in den wichtigsten Lehren mit Luther und mit einander selbst uneinig sind? Keine Stadt, ja kein Haus ist frei von diesem Zwiste. Frauen streiten mit ihren Männern, die Söhne und Töchter mit ihren Eltern über den Glauben und das Verständniß der Schrift. In Gesellschaften, in Wirthshäusern, bei Trinkgelagen und Spielen entscheiden Weiber und Kinder über die heiligsten Wahrheiten und so schwimmt ihr gleichsam in einem Meer von Irrthümern, von euch Protestantismus genannt, dahin.“ Diese derbe Zurechtweisung war wohlverdient; trotzdem aber dauerten die edelhaften Händel fort und noch weit eifriger, als bisher, nahmen die streitenden Paffen die Hülfe ihrer Regierungen in Anspruch, um ihre Gegner zum Schweigen zu bringen. Die Regierungen aber, weil selbst Parthei, waren stets bereit, Gewalt anzuwenden und scheuten selbst vor Todesurtheilen nicht zurück. So verdamnte man in Genf schon anno 1555 den Michael Servet unter Mitwirkung Calvins einfach deswegen, weil er glaubte, daß Christus kein eigentlicher Gott, sondern ein Mensch gewesen sei, zum Scheiterhaufen und vollzog dieses Urtheil am 27. Oktober 1555. So wurde der preussische Hofprediger Johann Funk mit zwei Collegen Horst und Schnell am 28. Oktober 1566 wegen Partheinahme für den Kryptocalvinismus zu Königsberg auf dem Kneiphöfischen Markte öffentlich enthauptet, während einige andere Mitschuldige, wie die Lehrer Steinbach und Stalich, in die Verbannung ziehen mußten. So ließ der Kurfürst August von Sachsen alle Prediger seines Landes, welche dem Flacianismus nicht eidlich absagten, über die Gränzen bringen und Flacius selbst endete anno 1575 sein Leben zu Frankfurt am Main im tiefsten Elende. So warf man den Heidelberger Geistlichen Adam Neuser, weil er sich zur unitarischen Lehre (Abläugnung der Dreieinigkeit) hinneigte, mit seinen Anhängern Johann Sylvan, Inspektor zu Ladenburg, Jacob Suter, Pfarrer zu Weidenheim, und Matthias Behe, Diaconus zu Lautern, im August 1570 ins Gefängniß und er entging der Hinrichtung nur dadurch, daß er mit Lebensgefahr über Siebenbürgen zum Sultan Selim II. — der ihn



glauben ließ, was er wollte — flüchtete. Den Johann Sylvan dagegen enthauptete man am 24. Dezember 1572 auf dem Markte zu Heidelberg und seine beiden Mitschuldigen, Behe und Suter, hätten sein Schicksal getheilt, wenn sie nicht kniefällig ihre Ketzerrei abgeschworen hätten. Solch' Gräßliches geschah damals in deutschen Landen der Religion wegen, oder wie man sagte: „zur Ehre Gottes“ und man merkte gar nicht, daß man damit die Religion selbst schändete. Die protestantischen Fürsten aber, meist Despoten der ärmlichsten Classe, welche ihre Unterthanen als nichts Anderes betrachteten, denn als ihr bewegliches Eigenthum, mit dem sie schalten und walten konnten, wie sie wollten, gefielen sich darin, den Papst-Herrgott zu spielen und als oberste unfehlbare Instanz in Glaubenssachen zu entscheiden. Da ließ endlich, um den Frieden herzustellen, der Kurfürst August von Sachsen anno 1577 durch seine Hoftheologen in Verbindung mit Jacob Andrea aus Tübingen, David Chyträus aus Rostock, Martin Chemnitz aus Braunschweig und Christoph Körner aus Frankfurt an der Oder die sogenannte „Concordienformel“ (Concordia heißt bekanntlich auf deutsch „Einigkeit“) anfertigen; allein was halfs? Dieselbe wurde anerkannt in Kursachsen, in Kurbrandenburg, in Kurpfalz, in Braunschweig und noch verschiedenen andern Fürstenthümern, Grafschaften und Reichsstädten; allein in Hessen, in Zweibrücken, in Anhalt, in Pommern, in Holstein, in Dänemark, in Schweden, in Norwegen, in Nürnberg, in Straßburg und anderswo wollte man nichts von ihr wissen. Ja selbst, wo sie anerkannt war, wie z. B. durch den Kurfürsten Ludwig in der Kurpfalz (Friedrich III. hatte hier, wie wir weiter oben gesehen, den Calvinismus eingeführt, sein Sohn und Nachfolger Ludwig aber huldigte dem Lutherthum und decretirte also, daß alle seine Unterthanen wieder lutherisch werden müßten) wurde sie später wieder abgeschafft, weil nach dem Tode Ludwigs sein sehr calvinistisch gesinnter Bruder Johann Kasimir als Vormund für den unmündigen Friedrich IV. dem Lutherthum wieder den Abschied gab, um dafür den Calvinismus zu rehabilitiren. Allein abgesehen von der Nicht-Anerkennung der Concordienformel in so vielen Städten, Gauen und Fürstenthümern Deutschlands brachte sie da, wo man sie gelten ließ, den ersehnten Frieden?

Nein, sondern der Haß flammte wo möglich noch heftiger auf, als zuvor, und man ersieht dieß am besten aus den Vorgängen im Kurfürstenthum Sachsen. Dort kam nach dem Tode des Kurfürsten August sein sehr toleranter und keineswegs streng-lutherisch gesinnter Sohn Christian I. an die Regierung, und dessen Erstes war, daß er anno 1589 seinen Günstling, den Juris-Doctor Nikolaus Krell zu seinem Kanzler (Justizminister und Premier) ernannte. Dieser Krell aber, ein aufgeklärter Kopf, trat sofort der starren Unduldsamkeit der lutherischen Geistlichen, welche in den letzten Regierungsjahren des Kurfürsten August — also nachdem derselbe alterschwach geworden war — allein maßgebend geworden waren, mit Energie entgegen und so konnten die sogenannten „Philippisten“ (d. i. die Anhänger des Philipp Melancthon, den man, wie wir wissen, des Kryptocalvinismus beschuldigt hatte) ihr Haupt wieder ungestraft erheben. Hierüber erhoben natürlich die Orthodoxen ein Wuthgebrüll, allein der Kurfürst erließ auf den Rath Krells ein Decret, welches „alles unzeitige, unnöthige und ärgerliche Gebiß, Gezänk und Certiren“ sowohl in Schriften, als auf der Kanzel und in Gesellschaft bei Gefahr der Landesverweisung verbot. Noch mehr, eine Menge von Stellen, sowohl am Hofe als in der Kirche und auf der Universität, wurden durch Krell mit versöhnlichen, milddenkenden und aufgeklärten Persönlichkeiten besetzt und unter diesen hebe ich besonders hervor die Hofprediger Salmuth, Steinbach und Schönfeld in Dresden, nebst den beiden Geistlichen Harrer und Guntermann in Leipzig und dem Superintendenten Urban Pierius (eigentlich Birnbaum) in Wittenberg. Um aber diese Männer anstellen zu können, hatten vorher einige Ultraorthodoxe, wie der bisherige Hofprediger Mirus und der Superintendent Polikarp Leyser, das Feld räumen müssen, und diese „Gemaßregelten“ erhoben nun in dem nahen Braunschweig, wo sie sofort wieder Anstellung fanden, ein solches Geschrei, daß man hätte glauben können, es handle sich um des Himmels Einsturz. Dessenungeachtet fuhr der Kanzler Krell ganz ungestört fort, an dem Versöhnungswerk zwischen Lutheranern und Calvinisten zu arbeiten und bahnte sogar, um der großen katholischen Parthei, die jetzt von den Jesuiten so sehr aufgewühlt wurde, mit geschlossener Phalanx ent-



gegentreten zu können, eine innige Verbindung mit dem calvinistischen König Heinrich IV. von Frankreich (er erlaubte dem Fürsten Christian von Anhalt im Jahre 1591 in Sachsen, Meissen und Thüringen ein Heer von 14,000 Mann zu Fuß und 20 Fähnlein zu Pferd anzuwerben, um sie dem französischen Monarchen zuzuführen) an. Was Wunder nun, wenn die Calvinisten jubelten? In Frankreich wie in England gehörten die Regenten ihrem Glauben an, und in Deutschland standen in den Niederlanden der Generalstatthalter Prinz Moritz von Oranien, in der Pfalz der Pfalzgraf Johann Casimir, in Hessen der Landgraf Wilhelm, in Sachsen endlich der Kurfürst Christian I. auf ihrer Seite. Der Sieg über den starren Ultralutheranismus schien ihnen also sicher; allein siehe da, am 25. September 1591 starb plötzlich der Kurfürst Christian I. und für seinen minderjährigen Sohn, den nachmaligen Kurfürsten Christian II., übernahm sofort nach Familienstatut der nächste Agnat, der Herzog Wilhelm Friederich von Altenburg, ein strenger Lutheraner, die Regierung. Was geschah nun? Auf das Andringen der Orthodoxen wurde schon am 27. October 1591, am Tage vor dem Leichenbegängniß Christians I., der Kanzler Krell verhaftet, und dasselbe Loos traf gleich darauf die Hofprediger Salmuth und Steinbach, sowie alle anderen hervorragenden Philippisten. Dann forderte man diese Letzteren, sowie die beiden Hofprediger auf, ihrer Ketzerei zu entsagen, und weil sie sich dessen weigerten, nahm man die Tortur zu Hülfe. Schließlich, nachdem sie endlich, durch die lange Pein zur Verzweiflung gebracht, widerrufen hatten, trieb man sie mit ihren Familien ohne alle Subsistenzmittel aus dem Lande und freute sich innigst, wenn sie im Elend verfielen. So verfuhr man gegen die Häupter der Philippisten, und noch weit summarischer behandelte man die untergeordneteren Persönlichkeiten. Die Regierung ernannte nemlich sofort eine aus 7 Theologen und 12 Juristen bestehende Commission und schickte diese im ganzen Lande herum, um nach heimlichen Calvinisten zu fahnden. Hatte man aber eine Parthie aufgefunden — und daß man sie fand, dafür sorgten die Denuncianten, deren es eine Masse gab — so legte man ihnen allen eine Abschwörungsformel des Calvinismus vor und fügte die Drohung hinzu, daß Jeder, der nicht

unterschreibe, alsbald per Schub über die Gränze gebracht werde. Dieß wirkte, denn Niemand wollte ins Exil wandern, und so wurde ganz Sachsen in kürzester Frist zum orthodoxen Lutherthum zurückgebracht. Endlich machte man sich auch daran, den Kanzler Krell, den man inzwischen auf den Königstein gebracht hatte, zu richten; allein gegen ihn war der Haß allzugroß, als daß man sich mit der Landesverweisung hätte begnügen können. Nein, ans Leben wollte man ihm und deßhalb sammelte man alle Denunciationen, die man nur irgend aufreiben konnte. Man fand aber trotz aller Aufmunterung zur Lüge nichts, als die Beschuldigung: „daß er eine gefährliche Lehre eingeführt und als ein gottloser Mensch viel Unheil gestiftet habe.“ Daraufhin konnte kein ehrlicher Richter ein Todesurtheil fällen, allein es wurde deßwegen doch gefällt. Durch Bestechung gelang es, ein auswärtiges Gericht, die böhmische Appellationskammer, zu gewinnen, und diese verurtheilte den Kanzler, nachdem er zehn Jahre gefangen gesessen, am 22. September 1601 zum Tode. Daraufhin holte man den Armen, der durch das lange harte Gefängniß bereits ganz siech geworden war, am 5. October 1601 vom Königstein nach Dresden herunter und schlug ihm auf dem Judenhofe daselbst am 9. October das Haupt ab. Also thaten die Strenglutherischen zu Anfang des 17. Jahrhunderts im Lande Sachsen, und nachdem wir nun über diesen Justizmord berichtet, wäre es vom Uebel, wenn wir noch weitere Beispiele ihrer Verfolgungswuth anführen wollten.

Von all' diesen mehr als traurigen Vorgängen waren die Söhne Loyola's, wie man die Jesuiten auch nennt, natürlich ganz genau unterrichtet und eben daher schöpften sie die Ueberzeugung, daß die protestantische Parthei, trotz ihrer ungeheuren numerischen Ueberlegenheit, gar nicht fähig sei, den Katholiken, wenn diese einen festgeschlossenen Bund bildeten, siegreich zu widerstehen. „Wir werden sie“, sagten die Jesuiten, „einzeln angreifen und niederschlagen und Keiner wird dem Andern helfen, weil alle mit einander im tödtlichsten Haß leben.“ Um nun übrigens vollständige Gewißheit darüber zu erlangen, daß diese Calculation auf Wahrheit beruhe, beschlossen sie zuerst eine kleine Probe zu machen und diese Probe spielte sich im Kölnischen ab. Dort legte im September 1577 der Erzbischof-Kurfürst Salentin,



aus dem Geschlechte der Grafen von Isenburg, seine hohe Würde nieder, um sich mit der Gräfin von Ligne-Aremberg zu vermählen, und sein Nachfolger wurde, trotzdem der Kaiser Rudolph II. die Wahl des Domprobstes Ernst, eines geborenen Herzogs von Baiern, gerne gesehen hätte, der Domprobst Gebhard aus dem Hause der Truchsesse von Waldburg. Der Papst bestätigte ihn sogleich, obwohl er erst dreißig Jahre zählte, denn in Rom hoffte man, daß der junge Kirchenfürst in die Fußstapfen seines Oheims, des Cardinals Otto Truchseß, Bischofs von Augsburg, der ein sehr eifriger Katholik war, treten werde. Diese Hoffnung aber schlug gänzlich fehl. Zwei Jahre später nemlich erblickte der leidenschaftliche Gebhard bei Gelegenheit einer Prozession die wunderschöne Agnes, Gräfin von Mannsfeld, welche die Stelle eines Stiftsfräuleins zu Birresheim bekleidete, und alsbald wurde er von der heftigsten Liebe zu ihr entzündet. Einseitig aber liebte er nicht, sondern die schöne Agnes erwiderte nach kurzem schon seine Zuneigung in gleich heftiger Weise und von da an lebten die Beiden zuerst in'sgeheim auf dem Schlosse zu Kaiserswerth und dann ganz ungescheut auf dem Schlosse zu Bonn wie Eheleute zusammen. Solches Treiben konnte also selbstverständlich den Brüdern der jungen Dame, den regierenden Grafen von Mannsfeld, nicht allzulange verborgen bleiben, und sofort eilten sie im Jahre 1582 nach Bonn, wo sie dem Verführer die Wahl ließen, entweder augenblicklich zu sterben oder aber ihre Schwester durch die Ehe wieder zu Ehren zu bringen. Gebhard gelobte das Letztere und ließ sich, nachdem er im December 1582 den Katholicismus öffentlich abgeschworen, am 2. Februar 1583 durch den reformirten Prediger Zacharias Ursinus mit der Geliebten trauen. Nun fragte es sich, ob er gleich seinem Vorgänger Salentin als Erzbischof-Kurfürst ab danken solle, oder nicht. Salentin hatte ersteres gut möglich machen können, weil seine Frau reich war; Gebhard dagegen besaß als jüngerer Sohn so viel wie nichts und ebenso traurig stand es um die Vermögensverhältnisse der schönen Agnes. Somit beschloß Gebhard, seinen hohen Posten, der ihm ein mehr als fürstliches Einkommen sicherte, zu behaupten, und dabei rechnete er natürlich auf den kräftigen Beistand der großmächtigen protestantischen Parthei in Deutschland. Gewiß, diese mußte sich — so dachte er

— unbedingt auf seine Seite stellen, denn sie hatte ja den größten Vortheil davon, wenn es einen katholischen Kurfürsten weniger im Reiche gab. Ueberdem ließ sich mit Bestimmtheit voraussagen, daß die meisten Bewohner des Erzbisthums, dem Beispiele ihres Gebieters folgend, ebenfalls in kürzester Zeit vom Katholicismus abfallen würden, während sich bis jetzt besonders die Stadt Köln durch ihre Rechtgläubigkeit hervorgethan hatte, und darin lag doch gewiß ein weiterer Grund, dem Gebhard beizustehen. Inzwischen drängten die Jesuiten den Papst, an dem abgefallenen Erzbischof ein Exempel zu statuiren, und somit erfolgte am 1. April 1583 der päpstliche Bannfluch, mit welchem natürlich die Absetzung Gebhards von allen seinen Würden und Aemtern verbunden war. Daraufhin trat das gut katholische Domcapitel augenblicklich zu einer Neuwahl zusammen und aus ihr ging der Domprobst Ernst von Baiern als Gewählter hervor. Dieser aber beeilte sich, weil Gebhard das Erzstift nicht von freien Stücken räumte, ein mächtiges Heer auf die Beine zu bringen, und dabei ging ihm durch die Bemühungen der Jesuiten sein Vetter, der Herzog Wilhelm V., der Fromme, von Baiern (Albrechts V. Sohn und Nachfolger) sowie noch mehr der spanische Statthalter im katholischen Theil der Niederlande, der Prinz Alexander Farnese von Parma, mit großem Eifer an die Hand. Jetzt also mußte es sich entscheiden, ob die protestantischen Fürsten Deutschlands wirklich für den Erzbischof Gebhard eintreten würden, und der calvinistische König Heinrich IV. von Frankreich drängte sie durch eine eigene Gesandtschaft, sich in diesem Sinne zu entscheiden, denn eine solche Gelegenheit, den Katholicismus zu demüthigen, biete sich nicht leicht wieder. Allein was thaten nun die protestantischen Dynasten, vor allem die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg? Sie, als gute Lutheraner, waren höchst ergrimmt darüber, daß Gebhard bei seinem Uebertritt sich nicht für das lutherische, sondern für das calvinistische Glaubensbekenntniß ausgesprochen hatte, und somit erhielt der französische Gesandte Segur von ihnen die schriftliche Antwort, daß sie mit einem solch' gräßlichen Irrgläubigen, wie der Calvinist Gebhard sei, nichts zu thun haben wollten. Dieselbe Antwort erhielt der genannte Gesandte auch von den Herzogen von Braunschweig, von Württemberg und von Mecklen-



burg, und schließlich gaben auch noch die kleineren protestantischen Stände eine ganz gleichlautende Erklärung ab. Dem Gebhard aber ließen diese Herren, als derselbe in der dringendsten Weise um ihre Hülfe flehte, gar vollends sagen, daß ihnen die papistischen Gräuel noch keineswegs so teuflisch erschienen, wie die calvinistischen, und daß sie also den katholischen Ernst viel lieber auf dem Kölner Erzstuhle sähen, als ihn, den Erzkaiser Gebhard. So sah sich der Letztere von all' den Seiten, auf deren Unterstützung er mit Bestimmtheit gerechnet hatte, verlassen und nur allein sein calvinistischer Glaubensgenosse, der Pfalzgraf Johann Casimir, führte ihm ein kleines Heer zu. Leider aber liefen diese Soldtruppen, weil weder der Pfalzgraf, noch Gebhard selbst Geld hatten, sie zu bezahlen, bald wieder auseinander und ebensowenig hielten die wenigen tausend Mann, die Gebhard im Römischen aufgebracht hatte, Stand. Was war aber die Folge? Natürlich die, daß der neugewählte Ernst von Baiern durch die Uebermacht seiner Waffen — wobei die spanisch-wallonischen Söldnertruppen die Hauptaction übernahmen — ein Stück des erzbischöflichen Gebietes nach dem andern eroberte und am Ende — zu Anfang des Jahres 1584 — seinen Nebenbuhler Gebhard zwang, nach Straßburg zu entfliehen. Dort lebte derselbe als Dechant des damals unter beide Religionspartheien getheilten Domcapitels noch sechzehn Jahre, ohne daß die Straßburger etwas gegen sein Verheirathetsein gehabt hätten; der neue Erzbischof Ernst von Köln aber beeilte sich, den Calvinismus, der durch das Beispiel Gebhards sich bereits da und dort im Erzbisthum eingenistet hatte, schnellstens wieder auszurotten, und dieß gelang ihm mit Beihülfe seiner Freunde, der Jesuiten, auch richtig vollständig.

Die Probe, von der ich oben gesprochen, war also vollständig gewonnen und die Jesuiten wußten jetzt, daß sie sich wegen des Partheihaders der Protestanten unter einander Alles erlauben dürften. Somit beschloßen sie, das Eisen zu schmieden, so lange es warm sei, und brachten zuerst den Erzbischof Daniel von Mainz dazu, daß er die protestantischen Gemeinden seines Sprengels, unter welchen Duderstadt und Heiligenstadt die größten waren, durch Verjagung der evangelischen Pfarrer und Uebergabe der Kirchen derselben an die Patres

vom Orden Jesu zur alleinseigmachenden Kirche zurückführte. Ebenso geschah in Fulda durch den Abt Balthasar von Dernbach, sowie in Würzburg durch den Bischof Julius Echter von Mespelbrunn, den Stifter des berühmten Julius Hospitals. Noch gründlicher säuberte mit Hülfe der Jesuiten der Bischof Theodor von Baderborn, ein geborener Graf von Fürstenberg, sein ganzes schon seit 1567 durch den Prediger Hoitbrand zu neun Zehnthellen lutherisch gemachtes Gebiet vom Ketzerthum, denn es wurden nicht bloß alle protestantischen Geistlichen verjagt und ihre Kirchen den Jesuiten übergeben, sondern der Herr Fürstbischof ließ seinen sämtlichen Unterthanen nur die Wahl, entweder sofort zum Katholicismus zurückzukehren oder mit Hinterlassung des zehnten Theils vom Vermögen auszuwandern. Freilich kam es darob zu einem kleinen Aufstand; allein diese „Rebellion gegen die rechtmäßige Obrigkeit“, wie man die Gegenwehr der Unterdrückten nannte, wurde durch angeworbene Soldtruppen mit Leichtigkeit niedergeworfen und das confiscirte Vermögen kam den neu gegründeten Jesuitencollegien zu gut. Ganz die gleichen Resultate erzielten die Patres Jesu in Bamberg durch den Bischof Mitsart aus dem Geschlechte derer von Thüngen (viele Protestanten gab es übrigens weder in Würzburg noch in Bamberg, sondern nur einige wenige Gemeinden an der Gränze gegen Baireuth, Anspach und Nürnberg), sowie in Trier durch den Erzbischof Lothar von Metternich, welcher die Festung Ehrenbreitstein erbaute. Ja selbst in einigen wenigen Reichsstädten, in welchen der größere Theil der Bürgerschaft den alten Glauben nicht verlassen hatte, wie in Ueberlingen, Weilderstadt und Pfullendorf, gelang es den Jesuiten, den Protestantismus auszurotten, indem man den Bürgern von Magistratswegen nur die Wahl ließ, entweder fortzuziehen, oder sich wieder zum Protestantismus zu bekennen.

Man sieht, die Söhne des Ignatius von Loyola hatten jetzt die Maske abgeworfen und steuerten rasch darauf los, den Protestantismus mit der Wurzel auszurotten. Allein die Resultate, welche sie bis jetzt erzielt, waren, wenn man das ganze große Deutschland in Betracht zog, doch nur gering und neun Zehnthelle des Reichs bekannten sich noch immer zum evangelischen Glauben. Ihr Bestreben



ging also jetzt dahin, in einem größeren Landestheile, ich meine in einem compacten weitgedehnten Fürstenthum der Reformation ein Ende zu bereiten, und da fiel ihr Auge sofort auf das sogenannte „Innerösterreich“, das ist auf die vereinigten Herzogthümer Steiermark, Kärnten und Krain, welche zusammen mit den Grafschaften Istrien, Görz und Triest vom Kaiser Ferdinand I. seinem drittgeborenen Sohn Karl testamentarisch vermacht worden waren. Dieser Karl nemlich, ein ebenso beschränkter als bigotter Herr, hatte die bayerische Prinzessin Maria, eine Tochter des Herzogs Albrecht V. und Schwester Wilhelms V., welchen man den Frommen nannte, als Gemahlin heimgeführt und auf ihren Wunsch — sie beherrschte ihn total — schon im Jahre 1573 die Jesuiten in seiner Residenz Grätz installirt. Auch wußten sich die Herren Patres alsbald häuslich einzurichten und da sie der Herzog reichlich mit Geld und Gut bedachte, so entstanden schnell auf einander verschiedene jesuitische Erziehungsanstalten, wie namentlich ein Colleg, das später die Rechte einer Universität erhielt, ein Priesterseminar und ein adeliges Convict. Nun stand es aber allüberall in ganz Innerösterreich um die Sache der katholischen Religion sehr schlecht, denn weit über die Hälfte der Bewohner bekannte sich zum Protestantismus. So namentlich die adeligen Grundbesitzer auf dem Lande mit ihren bäuerlichen Unterthanen, und so noch mehr die Bürger in den Städten, unter welchen ich Judenburg, Klagenfurth und Laibach besonders hervorhebe. Ja selbst in Grätz, wo doch der fromme Herzog Karl residirte, hatte das Lutherthum das Uebergewicht und es war schon vorgekommen, daß katholische Geistliche, die im Ornat über die Straße gingen, mit Hohn und Spott verfolgt wurden. Hierob entsetzten sich natürlich die frommen Patres vom Orden Jesu und drangen sofort in den Herzog Karl, gegen den Protestantismus mit Strenge vorzugehen. Auch wäre dieser augenblicklich hiezu bereit gewesen, wenn er nur auf Zweierlei nicht hätte Rücksicht nehmen müssen. Einmal auf das Oberhaupt der Familie, den Kaiser Maximilian II., solange dieser lebte, und sodann nach dessen Tode auf die innerösterreichischen Landstände. Die Türken nemlich machten damals beständige Einfälle in Croatien und man mußte also Truppen gegen sie aufstellen. Das Geld aber, das diese Truppen kosteten, war un-

möglich aufzutreiben, wenn es die Landstände nicht verwilligten, und diese verwilligten keines außer unter der Bedingung, daß der Religionsfrieden in voller Kraft erhalten werde. So blieb Innerösterreich, trotz des immerwährenden Schürens und Hezens der Jesuiten, zu drei Viertheilen protestantisch, so lange der Herzog Karl regierte; mit seinem im Jahre 1590 erfolgten Tode aber sollte Alles schnellstens anders werden. Sein ältester Sohn und Erbe Ferdinand nemlich, geboren anno 1578, wurde schon im zarten Alter den Grazer Jesuiten zur Erziehung übergeben und kaum hatte er das zwölfte Jahr angetreten, so sandte ihn sein Vater nach Baiern zum Bruder seiner Frau, damit er unter dessen Aufsicht zugleich mit dem jungen Maximilian, dem Sohne und Erben Wilhelms V., in die Grundsätze der rechtgläubigen Staatsweisheit eingeweiht werde. Beide Jünglinge, durch gleiche Neigungen innigst verbunden — Maximilian war übrigens um fünf Jahre älter als Ferdinand — brachte Wilhelm V. sofort nach der hohen Schule von Ingolstadt, wo bekanntlich die Jesuiten dominirten, und hier prägte man ihnen in erster Linie ein, daß, weil Religionszwist immer noch Unordnung in einen Staat gebracht habe, alles Glück und aller Segen des Regiments an die Wiederherstellung und Aufrechterhaltung der Einheit des katholischen Glaubens geknüpft sei. Eben darum dürfe ein Fürst, welchen die Vorsehung in dieser Zeit der Religionstrennung zur Regierung berufe, den Gegnern der wahren Kirche durchaus keine Nachsicht gewähren; er dürfe kein Mittel für zu streng und kein Opfer für zu groß halten, um die durch die Religionstrennung erschütterte Grundlage der menschlichen Gesellschaft wieder zu befestigen, denn die Macht der Ketzer habe nur durch die Unentschlossenheit und das Schwanken derer, welche sie hätten bekämpfen sollen, Bestand und Stärke gewonnen. In solchen Grundsätzen, denselben, in denen auch Philipp II. von Spanien aufwuchs, erzog man die beiden Jünglinge und sie athmeten also denselben glühenden Haß gegen die evangelische Lehre ein, wie Philipp II. Nicht minder aber auch dieselbe Verläugnung aller Treue, dasselbe frevelhafte Spiel mit der Heiligkeit des Eides, dieselbe Fühllosigkeit gegen das Elend der im Todeskampfe sich krümmenden Völker, dieselbe starre Hartnäckigkeit in Verfolgung der einmal gefaßten Vorsätze.



Wie sie also anno 1596 mit einander die hohe Schule von Ingolstadt verließen, stand es fest in ihnen Beiden, daß sie der glorreichen Aufgabe der Ketzervertilgung ihr ganzes Leben widmen wollten, und mit diesem Vorsatze trat der Erzherzog Ferdinand sofort die Regierung der ihm von seinem Vater hinterlassenen Länder (diese waren inzwischen vormundschaftlich verwaltet worden) an. Das erste nun, was der neue Regent von Innerösterreich that, war, daß er an seine protestantischen Unterthanen sozusagen die Sonde anlegte, um zu erforschen, wie wenig oder wie viel sie sich wohl gefallen lassen würden, denn seine Klugheit, ich meine die Klugheit seiner Rathgeber, der Jesuiten, sagte ihm, daß er, wenn er gleich im Anfang mit einem großartigen Gewaltact aufträte, gar leicht eine schwer zu bezwingende Revolution hervorrufen könnte. Somit begann er mit kleinen Bedrückungen, damit, daß er protestantische Beamte absetzte oder da und dort eine protestantische Kirche schließen ließ, und siehe da, der Erfolg erfüllte ihn mit unendlicher Freude. Die Bedrückten nemlich klagten allerdings, aber sie klagten nur mit Worten, ohne diesen Worten durch irgend eine That Nachdruck zu geben. Daraus zog Ferdinand den Schluß, daß seine protestantischen Unterthanen sich, weil ihre Religion ihnen unbedingte Loyalität zur Pflicht mache, Alles gefallen lassen würden, und nunmehr, wie er sich hievon überzeugt hatte, wollte er mit der Purification seiner Lande nicht mehr länger zaudern. Doch glaubte er sich vorher den Segen des Himmels zum Gedeihen seines Werkes ersuchen zu müssen, und pilgerte also im Frühjahr 1598 nach Rom, wo er im Profeßhause der Jesuiten sein Quartier nahm. Nicht minder wanderte er von Rom nach Loretto, und erst nachdem er an diesem berühmten Gnadenorte vor dem Bilde der heiligen Mutter Gottes den Schwur gethan, das Ketzerthum gründlichst auszurotten, kehrte er im Sommer 1598 nach Grätz zurück. Hier berief er sofort seinen Beichtvater Bartholomäus Viller, sowie die Rectoren Hauer und Neufirch nebst dem Stadtpfarrer Lorenz Sunabenter vor sich und berieth sich mit ihnen über den Feldzugsplan gegen die Protestanten. Diesem Plane gemäß mußte Sunabenter in einer Immediateneingabe an den Erzherzog sich darüber beschweren, daß die evangelischen Prädicanten sich erdreisteten, in Grätz

zu taufen, zu copuliren und andere ähnliche seelsorgerliche Handlungen vorzunehmen, und wie nun die Pfarrer, zur Verantwortung gezogen, die Wahrheit dieser Angabe keineswegs bestritten, sondern sich einfach darauf beriefen, daß sie hiezu seit vielen Jahren vollkommen berechtigt seien, erließ Ferdinand alsbald am 13. September 1598 einen Befehl an den Landeshauptmann von Steiermark, alle protestantischen Kirchen und Schulen innerhalb vierzehn Tagen zu schließen. Gleich darauf, am 23. September, wurden die protestantischen Prediger und Lehrer von ganz Innerösterreich durch ein zweites Decret aufgefodert, alsobald das Predigen und Lehren einzustellen und überdem innerhalb acht Tagen das Land zu verlassen. Endlich, vier Wochen später, erschien ein drittes Decret, welches allen evangelischen Laien, sie mochten einem Stande angehören, welchem sie wollten, einfach die Wahl ließ, entweder augenblicklich zur katholischen Religion zurückzukehren oder aber mit Zurücklassung des zehnten Theils vom Erlös der Habe ins Ausland zu ziehen. Es handelte sich also bei den Protestanten Innerösterreichs in Wahrheit um Sein oder Nichtsein, und da sie die große Mehrheit bildeten, so hätten sie bei einmüthigem Widerstande ihre Rechte unter allen Umständen siegreich behaupten können. Allein fand sich ein solcher Widerstand? Nun ja, einzelne wenige Gemeinden, wie z. B. Klagenfurth, setzten sich zur Wehre; die bei weitem meisten dagegen beschränkten sich aus lauter Unterthanendemuth auf Bitten und Beschwerden und so wurde es dem Erzherzoge leicht, die Gegenwehr der renitenten Minderheit mit seinen angeworbenen Truppen zu brechen. Daraufhin, nachdem die kleine Revolte niedergeschlagen, errichtete derselbe ein großes Inquisitionstribunal, bei welchem natürlich die Jesuiten die Hauptrolle übernahmen, und die Mitglieder dieses Tribunals durchzogen, je von einer Schaar Reifigen gefolgt, durch volle fünf Jahre hindurch jeden District von Steiermark, Kärnthen und Krain, um die Purification dieser Herzogthümer vom Protestantismus vollständig zu machen. Was verstand man aber unter dieser vollständigen Purification? Nun, man verbrannte alle deutschen Bibeln sowie alle protestantischen Erbauungsbücher, die man bei Ausfuchung der Häuser von Verdächtigen vorfand, auf großen Scheiterhaufen und demolirte die sämtlichen protestantischen Kirchen, die sich



nicht für den katholischen Gottesdienst eigneten. Für die Einwohner aber errichtete man vor jeder Ortschaft einen Galgen und drohte ihnen, sie daran zu hängen, wenn sie sich beifallen ließen, in ihren keßerischen Irrglauben zurückzufallen. So wurde Innerösterreich bis zum Jahre 1603 vollständig vom Protestantismus gereinigt und von da an übernahmen es die Kapuziner, die Compagnone der Jesuiten, den Bürger und Landmann mit der alten Kirche wieder auszuföhnen.

Die Leichtigkeit, mit welcher der Erzherzog Ferdinand die Gegenreformation in seinen Landen durchführte, gab auch dem Beherrscher Oesterreichs, Ungarns und Böhmens, also dem Kaiser Rudolph II., den Muth, in den genannten Staaten ein Gleiches zu versuchen, und zwar wollte er mit Oesterreich den Anfang machen. Somit ertheilte er seinem Bruder Ernst, dem Statthalter von Oesterreich (er selbst blieb stets in Prag, in dessen Königsburg er sich einschloß), den Befehl, die protestantischen Pfarrer zu verjagen und deren Kirchen zu verschließen; allein kaum machte dieser hiezu Anstalt, so traten die österreichischen Landstände zusammen und ließen dem Erzherzog Ernst durch ihre Führer, die Barone von Roggendorf, von Lichtenstein, von Auersberg, von Altthann und von Trautmannsdorf, bedeuten, daß sie solche Gewaltthatigkeiten unter keinen Umständen dulden würden. Diese ernste Sprache wirkte und der Erzherzog nahm sofort seinen protestantenfeindlichen Befehl zurück. Noch weniger geschah in Ungarn und Böhmen, denn hier stand die Türkengefahr immer im Hintergrunde und man durfte also die Unterthanen nicht vor den Kopf stoßen. Dagegen überhäufte Rudolph II. die Jesuiten, von denen namentlich die Väter Georg Scherer, Wilhelm Lamormain, Jacob Geranus und Johannes von Mellen zu seiner steten Umgebung gehörten, mit Reichthümern und Vorrechten aller Art, und gestattete ihnen, die gemeinsten Schmähungen über die Protestanten zu verbreiten. Noch mehr, selbst zur Vertilgung der Ketzer mit den Waffen in der Hand durften sie ungescheut auffordern und darin zeichneten sich besonders die Väter Christoph Ungersdorf, Conrad Better, Anton Possevin, Adam Tanner, Paul Winded und Vitus Ebermann aus. „Wozu“, schrieben sie, „haben wir Gelder, Soldaten, Säbel und Kanonen, als um sie gegen unsere Feinde zu gebrauchen? Was zaudern wir also, den Ketzern

auf den Leib zu rücken? Was zaudern wir, die lutherischen und calvinistischen Gräuel mit Stumpf und Stiel auszurotten? Tödtet sie, schlägt sie nieder, reißt sie zu Boden, macht ihnen den Garauß, zündet ihnen die Häuser über dem Kopfe an und überhäuft sie mit Allem, was Schlimmes erdacht werden kann, damit die verhaßte Brut endlich von dem Erdboden verschwinde.“ Das war die Sprache der Patres vom Orden Jesu und es konnte deshalb in Deutschland kein Zweifel mehr darüber sein, daß sie nichts Geringeres bezweckten, als einen großen Vernichtungskrieg gegen den Protestantismus.

Als eine Art Einleitung zu diesem Kampfe dürfen wir die Art und Weise ansehen, in der damals der Herzog Maximilian I. von Baiern der Stadt Donaumörth mitspielte. Von der ganz außerordentlichen Katholicität des Herzogs Albrecht V. von Baiern, sowie seines Sohnes Wilhelm V., der von 1579 bis 1596 regierte, haben wir dem Leser bereits berichtet. Nun erhielt nach der Abdankung Wilhelms V., der sich anno 1597 ins Münchener Jesuitencollegium zurückzog, dessen Sohn Maximilian I. den baierischen Herzogshut, und diesem Maximilian, einem höchst begabten Fürsten voll Kühnheit und Ehrgeiz, hatten die Jesuiten, bei denen er, wie wir wissen, in Ingolstadt erzogen wurde, die Ueberzeugung beigebracht, daß er das Werkzeug sei, welches Gott ausersehen habe, um ganz Deutschland zur Glaubenseinheit zurückzuführen. Gewiß würde er also in seinen Erbländen denselben Eifer in Vertilgung des Protestantismus gezeigt haben, wie sein Jugendfreund und Schwager (seit 1600, wo der Erzherzog Ferdinand die Prinzessin Maria Anna, Maximilians I. Schwester, heimführte) in Innerösterreich, wenn dieß in Baiern nur überhaupt möglich gewesen wäre; allein Albrecht V. und Wilhelm V. hatten das Aufkommen des Ketzerthums mit starker Hand verhindert und in Folge dessen gab es im ganzen Herzogthum Baiern nur gute Katholiken. Um so sicherer dagegen durfte man darauf rechnen, daß Maximilian I. alsbald zum Schwert greifen würde, wenn sich anderwärts eine Gelegenheit zeige, seinen Glaubenseifer zu beweisen, und diese Gelegenheit wurde ihm durch die Jesuiten schon sehr bald verschafft. In der sonst durchaus protestantischen schwäbischen Reichsstadt Donaumörth hatte der Magistrat das Benedictinerkloster zum



heiligen Kreuze fortexistiren lassen, weil es unter dem Schutze des Bischofs von Augsburg stand, und zu diesem Kloster hielten einige wenige vorstädtische Einwohner, ohne daß man sie deshalb belästigte. Im Gegentheil bestand zwischen den beiden Partheien seit dem Religionsfrieden ein ganz freundliches Verhältniß, und um dieses Verhältniß aufrecht zu erhalten, verstanden sich die Mönche gerne dazu, ihren Gottesdienst auf das Innere ihrer Kirche zu beschränken. Selbst bei katholischen Begräbnissen durfte kein Licht und kein Kreuz vgetragen werden und religiöse Aufzüge außerhalb der Kirche waren ohnehin streng verboten. Nun gelang es nach dem Tode des sehr toleranten Abts Christoph Gerung (anno 1602) den Jesuiten, mit Hülfe der Fürsprache des Bischofs Heinrich V. von Augsburg die Mönche dahin zu bringen, daß sie den Leonhard Hörmann, ein ultrakatholisches bairisches Landeskind, zum Abte erwählten, und auf diesen Leonhard bekam sofort der Pater Johann Buslidius, der jesuitische Beichtvater Maximilians I., einen großen Einfluß. Es wurde also unter ihnen abgemacht, daß der Abt sich das Verbot der öffentlichen kirchlichen Aufzüge nicht mehr gefallen lassen solle, und in der Kreuzwoche des Jahres 1605 veranstaltete derselbe richtig mit seinen Klosterbrüdern und den wenigen katholischen Einwohnern Donaumörth eine große Prozession durch die Stadt. Staunend sahen die übrigen Bürger — also die überaus große Mehrzahl der Einwohnerschaft — auf das seit fünfzig Jahren ungewohnte Schauspiel; ließen aber die Prozession ruhig vor sich gehen. Dagegen verbat sich Tags darauf der Magistrat Aehnliches für die Zukunft, weil durch solche Umzüge das protestantische Gefühl verletzt werde und also leicht Mißhelligkeiten daraus entstehen könnten. Wäre es nun nicht auf einen Streit abgesehen gewesen, so würde sich der Abt die Sache zu Herzen genommen und versprochen haben, es künftighin beim Alten zu lassen; allein mit Nichten, sondern er klagte vielmehr wegen Religionsbedrückung beim kaiserlichen Reichshofrath in Wien und dieses aus lauter guten Katholiken bestehende Gericht gab schon am 24. Oktober 1605 den Entscheid, daß das Kloster zum heiligen Kreuz in Donaumörth das Recht habe, öffentliche Prozessionen nach Belieben zu veranstalten. Hiegegen remonstrirte natürlich der Donaumörther

Magistrat, sich auf das Herkommen seit fünfzig Jahren berufend, und warnte zugleich den Abt, den gemeinen Mann nicht durch Wiederholung solcher Aufzüge zu reizen. Dessenungeachtet beschloß der Abt Leonhard auf den 11. April 1606 eine noch prunkhaftere Prozession zu veranstalten, und machte dieß den Tag zuvor von der Kanzel herab in höhnischer Weise bekannt. Die Folgen konnten natürlich nicht ausbleiben und als nun am 11. die Prozession wirklich vor sich ging, begrüßte der Pöbel dieselbe nicht nur mit einem Steinhagel, sondern riß auch eine vorgetragene Fahne in Fetzen. Ueber solchen Frevel aber lief sofort beim Reichshofrath sowohl von Seiten des Abts als auch des Bischofs von Augsburg eine noch viel heftigere Klage ein, als die erste gewesen war, und der Reichshofrath gab daraufhin die Erklärung ab, es sei, weil der Magistrat von Donauwörth offenbar zu schwach sei, um die übelgesinnte Bürgerschaft im Zaume zu erhalten, der deutsche Kaiser verpflichtet, die dortigen Katholiken gegen ferneren Unglimpf zu schützen. Das war's, was die Jesuiten bei diesem offenbar abgekarteten Handel bezweckt hatten, denn jetzt wurde es ihnen leicht, den Kaiser Rudolph II. zu bestimmen, daß er den Schutz der Katholiken in Donauwörth dem Herzog Maximilian I. von Baiern als dem nächstgelegenen katholischen Fürsten übertrug. Sofort sandte Maximilian I. zwei Beamte nach Donauwörth, um die nöthigen Anordnungen für das gesicherte Abhalten künftiger Prozessionen zu treffen; diese beiden Herren aber, Freunde des Pater Johann Buslidius, traten mit solchem Uebermuth auf, daß Einzelne aus der höchst aufgeregten Bürgerschaft den Ruf ausstießen, man solle die Pfaffenknechte todt schlagen. Nunmehr beeilten sich die zwei Räte, wieder nach München zu kommen, und berichteten dorten, daß die Stadt Donauwörth sich in offenem Aufruhr gegen Kaiserliche Majestät befinde. Der Herzog Maximilian I. aber verlangte daraufhin vom Kaiser die Ermächtigung, die Stadt durch Strenge zum Gehorsam zu bringen, und stellte augenblicklich sein Heer auf den Kriegsfuß. Der Kaiser besann sich einige Zeit, ob er dem Verlangen des Herzogs willfahren solle, und dieses sein Zaudern wurde hauptsächlich dadurch veranlaßt, daß jetzt ein Schreiben des Magistrats von Donauwörth bei ihm einlief, worin derselbe in aller



Untermwürfigkeit meldete, daß die eigentlichen Unruhestifter, ein paar herabgekommene muthwillige Männer, bereits zur Haft gebracht seien, um sie zur verdienten Strafe zu ziehen. Allein die jesuitische Umgebung Rudolphs II. ruhte nicht, als bis dieser am 3. August 1607 die Aichtserklärung über die Stadt aussprach und mit der Vollziehung derselben den Herzog von Baiern beauftragte. Kaum hatte der letztere diesen Befehl in der Tasche, so ließ er sein Executionsheer — 20 Fähnlein Fußvolk, 6 Schwadronen Reiter, 14 Geschütze und 82 Wagen mit Belagerungswerkzeugen — unter dem Oberst Alexander von Haslang marschiren und am 15. Dezember 1607 stand dasselbe vor Donauwörth. Die Thore waren geschlossen; von einer Bertheidigung aber konnte der großen Uebermacht gegenüber nicht die Rede sein. Somit erschien alsbald eine Deputation beim Oberst, welche erklärte, daß die Stadt bereit sei, sich zu ergeben, wofern die Einwohnerschaft an Leib, Leben und Gut gesichert und in der Religion nichts geändert würde. Hierauf ging der Oberst, den Maximilian I. mit allen Vollmachten ausgerüstet hatte, ein und am andern Tag konnte er durch die weitgeöffneten Thore einziehen. Was aber geschah nun? Das Erste war, daß der Magistrat seines Amtes entsetzt wurde. Zum Zweiten mußten alle Waffen abgeliefert werden. Zum Dritten verhaftete man die Wortführer unter den Bürgern, um sie nach Baiern in den Kerker abzuführen. Zum Vierten verjagte man alle protestantischen Pfarrer und übergab ihre Kirchen den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu. Zum Fünften ließ man nach Verfluß von etlichen Wochen den Bürgern nur die Wahl auszuwandern oder zur alleinseligmachenden Religion zurückzukehren. Zum Sechsten und Letzten incorporirte Maximilian I. die Stadt, um sich für die Kriegskosten bezahlt zu machen, seinem Lande Baiern und von nun an blieb dieselbe mit Verlust aller ihrer bisherigen Freiheiten eine bayerische Provinzialstadt. Nachdem aber all' dieß zu Ende gebracht war, berichtete Maximilian I. an den Papst zu Rom: „es sei mit der Bücktigung der Stadt Donauwörth der katholischen Religion ein großer Vorschub geschehen und werde dieses Exempel zu viel guter und mehrerer Consequenz taugen.“

„Und dieß Alles duldeten die protestantischen Stände Deutsch-

lands?“ wird man jetzt erstaunt fragen; die Antwort aber ist: „Ja, sie duldeten es gerade so gut, als sie die gewaltsame Purificirung Innerösterreichs geduldet hatten.“ Später jedoch, als Alles längst vorbei war, kam doch einige Unruhe in sie und insbesondere war es der sehr energische Fürst Christian von Anhalt, der ihnen klar machte, was die katholische Parthei offenbar im Schilde führe. Auf seine Veranlassung kam deshalb der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz mit dem Herzog Johann Friedrich von Württemberg, dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, den Markgrafen Christian und Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach und dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach am 2. Mai 1608 im früheren Kloster Anhausen im Anspachischen persönlich zusammen und schlossen da am 4. Mai zur Vertheidigung des evangelischen Glaubens ein Schutz- und Truxbündniß, welches den Namen der protestantischen Union erhielt. Das Directorium dieser Union ward dem Kurfürsten von der Pfalz übertragen und den Oberbefehl erhielt der Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg-Anspach, welchem man den Fürsten Christian von Anhalt als Generaloberstlieutenant beigab. Nicht minder traf man noch verschiedene andere Anordnungen, um den Bund lebensfähig zu machen, und namentlich gingen auch nach Paris und London Gesandtschaften ab, um den Schutz Frankreichs und Englands zu erhalten. Das Erfreulichste aber an der Sache war, daß jetzt zum ersten Male lutherische und calvinistische Fürsten, die sich bisher als geschworne Feinde auf Tod und Leben bekämpft hatten, in ein Bündniß zusammentraten, denn zum Calvinismus bekannten sich die Kurpfalz, Baden-Durlach und Anhalt, während Württemberg, Neuburg und Anspach dem Lutherthum angehörten. Die Purificirung Innerösterreichs und die Gewaltthat gegen Donaumörth sagte ihnen, daß ihnen schwereres Leid bevorstehe, wenn sie nicht durch Einigung ihre Kräfte mehrten, und so stellten sie sich endlich auf einen höheren Standpunkt, als ihre ewig kläffenden Theologen. Eben deshalb fand die Union auch allgemeinen Anklang und es beeilten sich die meisten übrigen protestantischen Stände, dem Bündnisse beizutreten. So namentlich der Kurfürst Johann Sigmund von Brandenburg, der Landgraf Moriz von Hessen-Kassel (er war ein Enkel des Landgrafen



Philipp, der das Land unter seine Söhne theilte, so daß jetzt die zwei Linien Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt entstanden), der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, der Graf Gottfried von Hohenlohe-Dehringen und die Reichsstädte Straßburg, Ulm, Metz, Rottenburg, Windsheim, Schweinfurth, Wasserburg, Nördlingen, Hall, Heilbronn, Memmingen und Rempten. Nur Sachsen und Hessen-Darmstadt hielten sich von der Union fern, denn die Regenten dieser beiden Länder, besonders der ewig betrunkene Kurfürst Christian II. von Sachsen, wollten von einem Pact mit den Calvinisten nichts wissen und mieden überdem ängstlich Alles, was sie in einen Conflict mit dem Hause Habsburg bringen konnte. Indessen rief die Stiftung der Union alsbald eine Gegenstiftung hervor, die der nachmals so berühmt gewordenen heiligen Liga. Kaum nemlich hatte Maximilian I. Kunde von dem protestantischen Bündnisse erhalten, so einigte er sich am 10. Juli 1609 in München mit den Erzbischöfen von Trier, Mainz und Köln zu Schutz und Trutz gegen die Protestanten und dieser Schutz- und Trutz-Liga traten später noch die Kirchenfürsten von Straßburg, Bamberg, Salzburg, Würzburg, Speier, Passau, Worms und Regensburg nebst einigen kleineren Prälaten (wie dem Abte von Rempten und dem Probst von Ellwangen) bei. Die Seele des Bündnisses aber war der Herzog Maximilian und natürlich erhielt er auch den Oberbefehl über die von den Mitgliedern zu stellenden Truppen. So spaltete sich Deutschland durch die Heterereien der Jesuiten damals schon in zwei große feindliche Heerlager, welche nur des Zeichens ihrer Führer harreten, um sich gegenseitig zu zerfleischen.

---

### Drittes Kapitel.

#### Die Vorspiele zum dreißigjährigen Kriege.

(1609—1618).

Den Anfang des großen Glaubenskriegs hätte beinahe schon das Jahr 1609 gebracht. Am 25. März selbigen Jahres war der Herzog Johann Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg kinderlos verstorben, ohne, weil halb blödsinnig, über seine Erbnachfolge eine Disposition getroffen zu haben, und nun meldeten sich sofort um das Erbe drei Hauptbewerber, der Kurfürst Johann Sigmund von Brandenburg, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg für seinen Sohn Wolfgang Wilhelm und der Kurfürst Christian II. von Sachsen. Alle drei beriefen sich auf ihre nahe Verwandtschaft mit dem Verstorbenen; in der Art und Weise aber, ihre Ansprüche geltend zu machen, schlugen sie verschiedene Wege ein. Der Kurfürst von Brandenburg nemlich besetzte so schnell er konnte das Herzogthum Cleve nebst den Grafschaften Mark und Ravensberg und ebenso that der Pfalzgraf von Neuburg für seinen Sohn mit Jülich und Berg. Der Kurfürst von Sachsen dagegen wandte sich an den Kaiser, der hier ganz allein zu entscheiden habe, und verlangte von ihm einen Spruch zu seinen Gunsten. Nun war es etwas höchst Eigenthümliches, daß die drei Bewerber sämmtlich dem lutherischen Glaubensbekenntniß angehörten, während die Einwohner der genannten drei Herzogthümer wenigstens zum großen Theil bei der katholischen Religion geblieben waren, und somit kam dem Kaiser Rudolph II. der Gedanke, das ganze Territorium als erledigtes Reichslehen in Besitz zu nehmen, um es später einem katholischen Fürsten zu verleihen. In diesem Gedanken bekräftigte ihn der König von Spanien, dem es höchst widerwärtig gewesen wäre, wenn ein protestantischer Fürst sich als Nachbar Belgiens (der spanischen Niederlande) installirt hätte, und so gab der Kaiser seinem Vetter, dem Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg und



Passau (er war ein jüngerer Bruder des Erzherzogs Ferdinand von Innerösterreich), den Auftrag, das herrenlose Land zu sequestriren. Solchem Befehle leistete der Erzherzog, ein sehr kriegerischer Herr trotz seiner gedoppelten bischöflichen Würde, alsbald Folge und bemächtigte sich mit Hülfe eines schnell angeworbenen kleinen Corps der Festung Jülich. Weiter konnte er aber nicht vordringen, weil der Kurfürst von Brandenburg sich jetzt schnellstens mit dem Pfalzgrafen von Neuburg in Dortmund dahin einigte, die Jülich-Cleve-Bergischen Länder gemeinsam zu verwalten, statt sich wegen derselben zu bekriegen, und dem Erzherzog mit Waffengewalt entgegenzutreten. Zugleich wandten sie sich an die protestantische Union sowie an den König Heinrich IV. von Frankreich um Beistand, und solcher wurde ihnen auch von beiden Seiten zugesagt. Jetzt stand es schlimm um den Erzherzog Leopold, denn der Feind hatte die große Uebermacht. Er sah sich also ebenfalls nach Bundesgenossen um und fand solche in der katholischen Liga, sowie in dem König von Spanien, der ihm von Belgien aus beizuspringen versprach. So begann denn im Frühjahr 1610 der Krieg damit, daß ein von einem französischen Corps unterstütztes Unionsheer in die liguistischen Bisthümer einfiel und zugleich gegen die vom Erzherzog Leopold besetzte Stadt Jülich vorrückte; allein in diese Bewegungen kam sofort dadurch einiger Stillstand, daß am 14. Mai 1610 der König Heinrich IV. von Navailles ermordet wurde. Doch gelang es, am 2. September 1610 die Festung Jülich zu erstürmen und damit dem Erzherzog Leopold oder besser gesagt der katholischen Parthei den letzten Besitzstand in Jülich-Cleve-Berg zu entreißen. Da starb am 19. September 1610 das Oberhaupt der Union, der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, und der Vormund seines minderjährigen Sohnes (des nachherigen Kurfürsten Friedrich V.), der Herzog Johann von Zweibrücken, hatte gar keine Lust, den Krieg gegen die liguistisch-katholische Parthei fortzusetzen. Eben so wenig wollte die Königin von Frankreich, Maria von Medicis, welche nach der Ermordung Heinrichs IV. für den unmündigen Thronerben das Regiment führte, und da nun der ganz und gar unmächtige Kaiser Rudolph II., der in der Hofburg von Prag weniger regierte als vegetirte, nach der Eroberung Jülichs gar

keine Hoffnung mehr hatte, seine Absichten auf das Erbe des verstorbenen Johann Wilhelm mit Gewalt durchzusetzen, so wurde von allen Hauptbetheiligten — den ewig betrunkenen Kurfürsten von Sachsen, den man gar nicht befragte, ausgenommen — am 24. Oktober 1610 in München ein Waffenstillstand auf Kündigung abgeschlossen. Kraft dessen blieben die beiden ersten „Possedenten“ (diesen Titel gab man ihnen amtlich), der Kurfürst Johann Sigmund von Brandenburg und der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, vorderhand im gemeinschaftlichen Besitz der bewußten Länder, und zwar so, daß Brandenburg das Clevesche mit Mark und Ravensberg, Neuburg aber das Jülich-Bergische occupirt hielten; seine definitive Erledigung aber sollte der Erbschaftsstreit erst später auf einem zu Köln abzuhaltenden Kongresse erhalten. Somit ruhten jetzt die Waffen und die Befürchtung, es möchte über jenes Erbe zu einem großen Kampfe zwischen der Union und der Liga kommen, schien beseitigt. Allein nur zu bald machte sich jene Befürchtung von neuem geltend. Die Abmachung nemlich, daß die beiden possedirenden Fürsten die drei Herzogthümer gemeinsam verwalten sollten, führte zu vielen Streitigkeiten und so kam man endlich auf den Gedanken, den jungen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm mit der Prinzessin Anna Sophia, Tochter des Kurfürsten Johann Sigmund, zu vermählen, um in solchem Ehebund allen Hader zu begraben. Allein nun verlangte der Bräutigam, daß ihm bei der Hochzeit der brandenburgische Antheil als Morgengabe abgetreten werde, und darüber wurde der Kurfürst Johann Sigmund so wüthend, daß er demselben einen Schlag ins Gesicht versetzte. Aus der Hochzeit wurde also nichts. Vielmehr dachte von jetzt an jeder Part nur noch daran, wie er dem andern seinen Antheil auf geschickte Art entreißen und sich in den Besitz des Ganzen setzen könne. Daraufhin flüsterte auf den Rath der Jesuiten der spanische Gesandte dem jungen Wolfgang Wilhelm ins Ohr, er wüßte für ihn ein ganz probates Mittel, seinen Zweck zu erreichen, nemlich durch eine Heirath mit der bairischen Prinzessin Magdalena, der Schwester des Herzogs Maximilian I., denn diese Heirath sichere ihm den Beistand sowohl Maximilians als auch der heiligen Liga; solcher Rath aber leuchtete dem höchst ehrgeizigen Wolfgang Wilhelm so gut



ein, daß er alsbald — im Sommer 1612 — nach München eilte, um die bewußte Heirath zu betreiben. Maximilian I. zeigte sich nicht abgeneigt und eben so wenig dessen Schwester. Nur, meinten sie, müsse vorher ein kleines Hinderniß beseitigt werden, das Hinderniß der Verschiedenheit der Religion. Mit andern Worten, sie verlangten, daß Wolfgang Wilhelm zum Katholicismus übertrete. Eine Zeitlang schwankte dieser, denn er war bis jetzt wie sein Vater und seine ganze Familie ein äußerst strenger Lutheraner gewesen. Allein schon nach kurzem ließ er sich durch den Jesuiten Johann Buslidius eines Bessern belehren und schwur dann — obwohl allerdings in aller Heimlichkeit, um seinen Vater, den alten Pfalzgrafen Philipp Ludwig, zu schonen — am 14. Juli 1613 seinen bisherigen Glauben ab. Daraufhin fand am 11. November 1613 die Hochzeit in München statt und gleich nachher siedelten die Neuvermählten nach Düsseldorf über. Hier merkte aber der junge Convertit bald, daß ihn sein Uebertritt wenig nütze, wenn er ihn nicht öffentlich mache, denn ohne diese Veröffentlichung konnte weder der Schwager Maximilian noch die heilige Liga vor aller Welt seine Parthei ergreifen. Somit bekannte er sich am 25. Mai 1614 laut zum Katholicismus und dieses hatte zweierlei zur Folge. Einmal das, daß sein Vater, der alte Pfalzgraf Philipp Ludwig, schon am 12. August selbigen Jahres vor Gram starb, und sodann das, daß Wolfgang Wilhelm sofort nicht bloß den Herzog von Baiern und die Liga, sondern auch auf Befehl des Königs von Spanien den Statthalter der spanischen Niederlande zu Verbündeten bekam. Er hätte also jetzt hoffen können, über seinen Gegner, den Kurfürsten von Brandenburg, den Sieg zu erringen, wenn nur Eines nicht gewesen wäre. Das nemlich, daß Letzterer sofort zum reformirten Glauben übertrat und sich damit die Hülfe des Prinzen Moritz von Nassau-Oranien, des Generalstatthalters der holländischen Republik, sicherte. Darum, wie noch im Herbst 1614 der spanische Feldherr Spinola mit einem Heere von 30,000 Mann von Brüssel gegen das Clevesche ausbrach, marschirte Prinz Moritz mit einer eben so starken Macht gegen das Jülich'sche heran, und nunmehr schien der Ausbruch des großen Kampfes zwischen der katholischen und protestantischen Parthei unvermeidlich. Der Kampf

brach aber deswegen doch nicht aus, denn sowohl Spinola als der Prinz Moriz scheuten sich den zwischen Spanien und der holländischen Republik erst vor wenigen Jahren abgeschlossenen Waffenstillstand zu brechen, weil dadurch der Krieg in den Niederlanden abermals entzündet worden wäre, und während sie nun beide zu Anfang des Winters ein festes Lager — die Spanier bei Wesel und die Holländer bei Rees — bezogen, verglichen sich die beiden Erbschaftsrivalen am 12. November 1614 auf einer Zusammenkunft zu Xanthen gütlich. Ein jeder von ihnen behielt, was er vorher hatte, nur vollständig abgetrennt; nemlich der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm die Herzogthümer Jülich und Berg, der Kurfürst Johann Siegmund aber das Herzogthum Cleve mit den Grafschaften Mark und Ravensberg. Was hatte also der junge Pfalzgraf durch das Abschwören seines Glaubens gewonnen? Nun an Land und Leuten nichts und an Ehre noch viel weniger. Um so größer dagegen war der Vortheil, den die Jesuiten aus seiner Convertirung zogen, denn sie ruhten nicht, als bis derselbe die sämtlichen Bewohner seiner Herrschaft — auch des Neuburgischen Gebiets, welches ihm natürlich nach dem Tode seines Vaters zugefallen war — mit brutaler Gewalt in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurücktrieb und ihnen selbst Collegien zu Neuburg und Düsseldorf errichtete. Ganz anders benahm sich der Kurfürst von Brandenburg und man muß es ihm zum Ruhme nachsagen, daß er die Katholiken im Cleveschen nicht einen Augenblick lang beunruhigte. Vielmehr führte er dort vollkommene Religionsfreiheit ein und da in Folge dessen Lutheraner, Reformirte und Katholiken ganz friedlich neben einander wohnten, so wurde das kleine Ländchen bald eine Perle, um die man den Johann Siegmund allgemein beneidete. Im Uebrigen fiel diesem vortrefflichen Regenten eben damals eine noch weit wichtigere Erbschaft zu, denn als mit dem Herzog Albrecht Friedrich anno 1618 das von dem früheren Hochmeister des Deutschordens, Albrecht von Brandenburg, gegründete Haus der Herzoge von Preußen erlosch, war er der nächste Erbe und so kam Preußen, obwohl allerdings für jetzt noch unter der Oberhoheit der Krone Polen, an Kurbrendenburg.

Während alles dieß im Westen Deutschlands vorging, gestalteten



sich die Verhältnisse im Osten, besonders in dem zu Oestreich gehörigen Ungarn immer trostloser. Wie hätte dieß aber auch anders sein können, da der Beherrscher jenes Landes, der Kaiser Rudolph II., sich beständig in seinem Schlosse zu Prag von aller Welt abschloß, um Alchymie und Astrologie zu treiben oder auch mit lüderlichen Weibern zu schwelgen, und die Dinge in seinen Staaten gehen ließ, wie sie gingen? Da beschloß, hierüber fast zur Verzweiflung getrieben, der ungarische Magnat Stephan Botskai, sein Vaterland von einer solch' erbärmlichen Herrschaft zu befreien, und mit Hülfe der Türken sowie der sehr zahlreichen protestantischen Bewohner Ungarns, die sich in der letzten Zeit durch die jesuitischen Umtriebe schwer geschädigt fühlten, gelang es ihm, sich in kurzem zum Meister von Siebenbürgen sowie eines großen Theils von Ungarn zu machen. Ja sogar Oestreich selbst wurde von ihm bedroht, ohne daß deßhalb Rudolph II. sich aufgerafft hätte, und es lag also die Gefahr nahe, daß das Haus Habsburg seiner ganzen bisherigen Machtstellung gegen Osten hin verlustig gehen könnte. Nunmehr berief der sehr ehrgeizige Erzherzog Matthias, der älteste Bruder Rudolphs II. und von diesem nach dem Tode des Erzherzogs Ernst zum Statthalter von Oestreich ernannt, im Frühjahr 1606 alle Mitglieder des Hauses Habsburg nach Wien zu einem Familienrath zusammen und sofort einigte man sich dahin, daß Rudolph II. „wegen seiner überhandnehmenden Gemüthsblödigkeit“ längst ganz unfähig geworden sei, die Interessen des Hauses zu wahren. Aus diesem Grunde ernannten die Versammelten den Matthias am 25. April 1606 zu ihrem Familienoberhaupte und verpflichteten sich, ihm in allen Stücken willfährig zu sein. Solchen Beschluß machte Matthias dem Botskai bekannt und trat sofort mit ihm in Unterhandlungen. Diese Unterhandlungen aber führten am 23. Juni 1606 zu einem Abkommen, in welchem dem Botskai das Großherzogthum Siebenbürgen abgetreten wurde, während die protestantischen Ungarn unter der Bedingung unbedingter Religionsfreiheit zum Gehorsam gegen das Haus Habsburg zurückkehrten. Nicht lange hernach, am 11. November 1606, fand sich Matthias auch mit den Türken ab und sie versprachen gegen Abtretung der Festungen Gran und Kanischa für die Zukunft Ruhe zu halten. Wie verhielt sich

nun zu all' dem der Kaiser Rudolph II.? Er sah in seinen lichten Augenblicken wohl! ein, daß es sein Bruder Matthias auf nichts Anderes abgesehen habe, als ihn seiner verschiedenen Throne zu berauben, und protestirte also nicht nur gegen die Ernennung desselben zum Familienoberhaupte, sondern erklärte auch im Jahr 1607 die mit den Ungarn und Türken abgeschlossenen Verträge für null und nichtig. Noch mehr, er berief am Schluß des Jahres 1607 einen Reichstag nach Regensburg, um von den deutschen Fürsten und Ständen Hülfe gegen seinen Bruder zu erlangen, denn er war endlich fest entschlossen, demselben mit den Waffen in der Hand entgegen zu treten. Umgekehrt aber fettete der Erzherzog Matthias jetzt auch noch die Desterreicher dadurch fest an sich, daß er ihnen dieselbe Religionsfreiheit gewährte, wie den Ungarn, und brachte es dann so weit, daß die österreichischen und ungarischen Stände am 1. Februar 1608 ein Schutz- und Trutzbündniß gegen jeden, der sie dieser Freiheit berauben wolle, unter sich abschlossen. Daraufhin brach er im April 1608 mit einem Heere von 20,000 Mann und 48 Kanonen nach Mähren auf, um von da aus in Böhmen einzurücken, und unterwegs stieß eine solche Menge des vornehmsten österreichischen und ungarischen Adels zu ihm, daß sich seine Macht bald verdoppelte. Jetzt erwachte Rudolph II. aus der todähnlichen Lethargie, in die er bereits wieder versallen war, und einsehend, daß es um ihn geschehen sei, wenn er den Bruder bis nach Prag vorrücken lasse, beschwor er ihn durch eine Gesandtschaft, sofort seine Forderungen zu stellen. Matthias machte also in Eßlau Halt und verlangte die Abtretung von Ungarn, Desterreich und Mähren. Rudolph II. aber froh, daß ihm wenigstens Böhmen bleibe, willigt augenblicklich ein und am 17. Juni 1608 ward der betreffende Vertrag ausgefertigt.

Die Desterreicher und Ungarn also erlangten deswegen vollständige Religionsfreiheit, weil der Erzherzog Matthias nur durch Gewährung derselben seinen Ehrgeiz hatte befriedigen können; anders aber stand es mit den Böhmen. Zwar allerdings, so lange Maximilian II. lebte, waren die dortigen Protestanten, mit denen sich die Utraquisten, wie wir wissen, längst verschmolzen hatten, ihres Glaubens wegen nie angefochten worden; allein unter Rudolph II., dem



Jesuitenfreunde, mußten sie sich nur zu viel gefallen lassen. Klagten sie über die maßlosen Schmähungen der Patres vom Orden Jesu, deren wir weiter oben schon erwähnt, so wurden sie einfach abgewiesen, und kam es wegen eines kirchlichen Besizthums, oder wegen eines Begräbnißplatzes, oder wegen der Anstellung eines Geistlichen oder aus sonst einem Grunde zu einem Streite, so behielten die Katholiken stets recht. Ueberdem behandelte man die Calvinisten, deren es ziemlich viele gab, sowie die sogenannten „Brüder“, die letzten Reste der früheren Taboriten, als völlig rechtslos und warf ihre Pfarrer ohne weiters ins Gefängniß. Endlich verlautete, daß die jesuitischen Rathgeber Rudolphs II. in Verbindung mit den sehr einflußreichen ultrakatholischen Grafen Slavata, Martiniß und Lobkowitz, dem genannten traurigen Monarchen das Versprechen abgepreßt hätten, mit dem Protestantismus in Böhmen gerade eben so zu verfahren, wie der Erzherzog Ferdinand in Innerösterreich gethan, und diese Nachricht fand darin ihre Bestätigung, daß der Kaiser durch ein Decret vom 1. September 1608 den protestantischen Bürgern von Prag anbefahl, nicht bloß an allen katholischen Prozessionen Theil zu nehmen, sondern auch alle Fasttage zu halten. Demgemäß ordneten die protestantischen Mitglieder des böhmischen Landtags, der sich im Januar 1609 in Prag versammelte, am 26. jenes Monats eine Deputation an Rudolph II. ab und diese Deputation, deren Wortführer Wenzel von Budowiß war, mußte für alle „evangelische Christen Böhmens“ (so nannte man die vereinigten Lutheraner, Calvinisten, Utraquisten und Taboriten oder Brüder) vollständige Religionsfreiheit verlangen. Sie wurde aber höchst ungnädig abgewiesen und gleich darauf der Landtag aufgelöst. Damit, glaubten die Jesuiten, sei die Sache abgethan; allein sie täuschten sich bitterlich, denn der protestantische Theil des Landtags versammelte sich nun auf eigene Faust, um zu berathen, was in dieser schlimmen Zeit zu thun sei. Es wurde Zweierlei beschlossen: Einmal das, daß man sich unter der Hand an den Erzherzog-König Matthias, den jetzigen Beherrscher von Ungarn, Oestreich und Mähren, wenden solle, um seinen Beistand zu erhalten, und sodann das, daß mit den Schlesiern gemeinschaftliche Sache zu machen sei. In dem Herzogthum Schlesien,

welches seit Kaiser Karl IV. als selbstständiges Nebenland von Böhmen mit eigener Verwaltung behandelt wurde, war die Bevölkerung der meisten Städte, wie besonders die von Breslau, Liegnitz, Schweidnitz, Jauer und Glogau, längst in weitaus überwiegender Anzahl protestantisch geworden und so lange Maximilian II. lebte, hatte die Regierung hiegegen nichts einzuwenden gehabt. Seitdem aber Rudolph II. den Thron bestiegen, sahen sich die Neugläubigen den größten Bedrückungen ausgesetzt, wie denn z. B. in Troppau auf Befehl des Erzbischofs von Olmütz, Cardinals von Dietrichstein, im September 1607 alle protestantischen Kirchen mit Gewalt geschlossen werden mußten. Noch schlimmer wurde dieß, als das Breslauer Domkapitel im Jahr 1608 den Erzherzog Karl, den jüngsten Bruder des Erzherzogs Ferdinand von Innerösterreich, zum Bischof erwählte, denn dieser nahm sich natürlich den Ferdinand zum Muster und verhängte über alle Ungläubigen die furchtbarsten Strafen. Vergebens bestürmten die schlesischen Landstände den Kaiser Rudolph II. mit ihren Klagen; sie erhielten entweder gar keine oder eine streng abweisende Antwort. Um so freudiger also begrüßten sie die Aufforderung der böhmischen Protestanten, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, und schon zu Anfang des Sommers 1609 kam ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß zwischen den Beiden zu Stande. Ja die neuen Verbündeten organisirten sich sogleich; das heißt, sie errichteten eine „Defensionsordnung“ und wählten nicht bloß einen Defensions- (Vertheidigungs-) Ausschuß, genannt das Directorium der Dreißig, mit Wenzel von Budowicz an der Spitze, sondern ernannten auch in der Person des Grafen Heinrich Matthias von Thurn einen Oberbefehlshaber, welchem man den Feldmarschall Leonhard Colonna von Fels sowie den Oberstwachmeister Johann von Bubna als Untergenerale beigab. Es war also den Protestanten Böhmens und Schlesiens offenbar bitterer Ernst, sich ihre Religion nicht nehmen zu lassen und Rudolph II. erschrad furchtbar, als er von dieser Defensionsordnung hörte. Wahrhaftes Entsetzen aber flößte ihm die weitere Nachricht ein, daß sein Bruder Matthias dem Defensionsausschuß seine Bereitwilligkeit gemeldet habe, mit einem mächtigen Heere in Böhmen einzurücken, sobald man es wünsche, denn worauf



konnte es dieser einzig und allein abgesehen haben? Ei natürlich nur darauf, auch noch den böhmischen Thron zu erwerben und so ihn, den Kaiser Rudolph II., vollends gänzlich zu depossediren. Um nun solch' gräßliches Schicksal von sich abzuwenden, wandte sich der Kaiser am 9. Juli 1609 gleichsam bittend an den Defensionsausschuß und versprach ihm nicht bloß, von nun an allen Bedrückungen der Protestanten zu steuern, sondern denselben auch vollständige Religionsfreiheit zu gewähren, sowie sie ihm dafür den böhmischen Königsthron garantiren würden. Hierauf ging natürlich der Defensionsausschuß ein und am 12. Juli unterschrieb Rudolph den sogenannten „Majestätsbrief“, das ist das Document, worin er den Ländern Böhmen und Schlesien für ewige Zeiten unbedingte Gewissens- und Religionsfreiheit mit seinem Königsworte verbürgte. Nunmehr fühlten sich die Protestanten der beiden Länder, welche, wie wir wissen, die große Mehrzahl der Bevölkerung bildeten, vollkommen befriedigt und Rudolph II. hätte bis ans Ende seines Lebens ganz ungestört fortregieren können, wenn er nur seinem Königsworte getreu geblieben wäre. Allein zu seinem großen Unglück befand sich der höchst traurige Regent ganz in den Händen der Jesuiten und Jesuitischgesinnten und diese waren wüthend über die Gewährung des Majestätsbriefs. So wüthend sogar, daß der erzherzogliche Bischof Karl von Breslau förmlich gegen denselben protestirte und die beiden Grafen von Martiniz und von Slavata in ihrer Eigenschaft als Geheimeräthe ihre Unterschrift unter das Document verweigerten. Man kann sich also denken, mit welchem Eifer die jesuitische Umgebung Rudolphs II. in ihn drang, den Majestätsbrief wieder zu annulliren, und der Monarch wäre auch gerne hiezu bereit gewesen, wenn er nur die Angst vor einer Rebellion der Protestanten hätte loswerden können. Allein diese Angst mußten die Jesuiten bald zu überwinden, indem sie dem Kaiser den Rath ertheilten, durch seinen Vetter Leopold, den kriegerrischen Bischof von Straßburg und Passau, ganz in der Stille ein Heer anwerben zu lassen, mit dem man einen etwaigen Aufstand niederschlagen könne. Der Erzherzog Leopold erhielt also im Frühjahr 1610 den bewußten Auftrag und sammelte nun in der That, trotzdem ihm Rudolph II. nur wenig Geld senden

konnte, im Verlauf des genannten Jahres in Passau ein ziemlich beträchtliches Corps an. Kaum aber war er damit unter Beihülfe seines Kriegsobersten Rame fertig geworden, so rückte er mit demselben im Anfang des Jahres 1611 plötzlich im Böhmischem ein, nahm die protestantische Stadt Budweis durch eine Kriegslist weg, und mußte sich sogar am 10. Februar 1611 der sogenannten Kleinseite von Prag durch Ueberrumpelung zu bemächtigen. Jetzt konnten es die böhmischen Protestanten mit Händen greifen, um was es sich handle, und es entspannen sich sofort blutige Kämpfe zwischen den Bewohnern der Prager Altstadt — meist Protestanten — und dem Passauischen Kriegsvolk. Nicht minder kam durch den Grafen Matthias von Thurn in kürzester Frist Zuzug aus dem übrigen Böhmen und man konnte nun schon Angriffsweise gegen die Katholischen zu Werke gehen. Um aber des Sieges ganz gewiß zu sein, forderte der Defensionsausschuß den Erzherzog Matthias, den Beherrscher von Oestreich und Ungarn, abermalen auf, in Böhmen einzurücken, und machte sich zugleich verbindlich, ihm die böhmische Krone aufzusetzen, wenn er sich dafür verpflichte, den Majestätsbrief zu beschwören. Jetzt stand es um Rudolph II. wieder einmal sehr schlimm und in der Todesangst, auch noch seine letzte Krone zu verlieren, raffte er all sein Geld zusammen, um das Passauische Corps durch Bezahlung des Soldrückstands zum Abmarsch aus Prag und Böhmen zu bewegen. Am 11. März 1611 brachte er dieß endlich zu Stande, obwohl der Erzherzog Leopold und sein Kriegsoberster Rame sich nur schwer dazu verstanden; allein wenn nun der traurige Monarch meinte, die böhmischen Protestanten werden jetzt, nach dem Abzug der Passauer, alsbald zum Gehorsam zurückkehren, so befand er sich in einer argen Täuschung. Vielmehr bemächtigte sich sofort, schon am 12. März, der Graf von Thurn des Hradschin, das ist der Prager Königsburg, und dadurch wurde die Lage Rudolphs II. die eines Gefangenen. Inzwischen war der Erzherzog-König Matthias schon am 8. März 1611 mit einem ansehnlichen Heere von Wien aufgebrochen und nachdem er am 24. März Prag erreicht hatte, versammelte er augenblicklich die böhmischen Stände, um sich die Krone von Böhmen übertragen zu lassen. Jetzt wußte Rudolph II., daß er



abgesetzt werden würde, und erbot sich, gänzlich entmuthigt, am 11. April, dem Matthias das Königreich Böhmen freiwillig zu übertragen, wenn ihm dieser nur wenigstens das Kaiserdiadem lasse. Hierauf ging Matthias ein und am 23. Mai ward derselbe feierlichst gekrönt. Somit blieb dem armseligen Rudolph jetzt nichts mehr, als der Kaisertitel, der aber nichts war, als ein Spott auf seine Ohnmacht, und zudem durfte er auf dem Gratschin mit einem kärglichen Einkommen von 300,000 Gulden, die ihm Matthias ausbezahlen ließ, fortvegetiren.

Lange überlebte er sein Elend nicht, denn schon am 20. Januar 1612 raffte ihn der Tod hinweg und nun fragte es sich, wer Kaiser werden solle. Der spanische Gesandte brachte seinen Herrn und König Philipp III. in Vorschlag; die deutschen Kurfürsten aber gaben dem Könige Matthias den Vorzug (die katholischen deswegen, weil sie wohl wußten, daß er innerlich so gut katholisch gesinnt sei, als Einer, und die protestantischen theils deswegen, weil sie, wie besonders der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen, der Nachfolger des am 2. Juli 1611 verstorbenen Christians II., dessen vornehmstes Talent im Weintrinken bestanden war, dem Chef des Hauses Habsburg persönlich zugethan waren, theils noch mehr deswegen, weil Matthias den Oestreichern und Böhmen Religionsfreiheit bewilligt hatte) und so fand am 13. Juni 1612 dessen einstimmige Wahl statt. Jetzt endlich sah sich der ehrgeizige Fürst am Ziele seiner Wünsche; allein leider klopste bereits das Alter bei ihm an und zudem konnte er sich nicht verhehlen, daß er weder in seinen Erbstaaten noch im Reiche allzuviel zu sagen habe. In den habsburgischen Erbländen, in Ungarn wie in Oestreich und in Schlesien wie in Böhmen, hatten sich die protestantischen Stände gleichsam zu Herren der Situation gemacht und die öffentlichen Zustände nahmen dort so zu sagen einen republikanischen Zuschnitt an. Das Reich aber war, wie wir wissen, in zwei feindliche Partheien, die protestantische Union und die katholische Liga gespalten und weder die Eine noch die Andere beachtete die kaiserlichen Befehle. Al' dieß — so nahm sich der ehrgeizige Kaiser vor — sollte anders werden, und um freie Hand zu bekommen schloß er vor allem am 26. Januar 1615 einen zwanzigjährigen

Waffenstillstand mit den Türken. Dann suchte er sein Ansehen in seinen Erbländern zu stärken und es gelang ihm dieß auch nothdürftig in Oestreich. Die Böhmen und Ungarn dagegen beharrten auf der Stellung, die sie sich errungen, und der Kaiser mußte froh sein, wenn man ihm wenigstens äußerlich die gebührende Ehre nicht versagte. Nun versuchte er es endlich auch noch mit dem Reiche und erklärte nach dem Rathe seines vertrauten Ministers, des Cardinals Elesel (eigentlich schrieb er sich Khlesl), am 3. April 1617 plötzlich aus kaiserlicher Machtvollkommenheit sowohl die Union als die Liga für aufgelöst. „Im Reiche“, so motivirte er diesen seinen Schritt, „sei der Kaiser das allein rechtmäßige Oberhaupt und die Reichsstände hätten nur ihm zu gehorchen, nicht aber einem selbstgewählten Partheioberhaupte.“ Das war ein kühnes Wort, allein zu seiner tiefen Beschämung mußte er nun die Erfahrung machen, daß weder die Liga noch die Union etwas darauf gaben. Im Gegentheil erneuerten die protestantischen Stände am 23. April 1617, ihm zum Troß, auf einem Tag zu Heilbronn ihren Bund auf weitere drei Jahre und die Mitglieder der Liga erklärten den Herzog Maximilian I. von Baiern als den Einzigen, dem sie gehorchen würden. Nunmehr sah Matthias ein, daß er einen großen Fehler begangen und durch diesen seinen Fehler sogar den Bestand des Hauses Habsburg in Gefahr gebracht habe. Wie denn, wenn er jetzt schnell wegstürbe, was bei seinem Körperbefinden gar nicht unwahrscheinlich war? Würden dann nicht die katholischen Kurfürsten alles daran setzen, um den Herzog Maximilian auf den Thron zu erheben? Wenn aber ein Nicht-Habsburger das Kaiserdiadem erhielt, lag es dann nicht auf der Hand, daß auch die Ungarn und Böhmen vom Hause Habsburg abfallen und sich protestantische Oberhäupter geben würden? Diese Angst lastete schwer auf ihm und bald sah er ein, daß es nur ein einziges Mittel gebe, die drohende Gefahr abzuwenden, das nemlich, sich schon bei Lebzeiten einen habsburgischen Nachfolger zu sichern. Doch wer sollte der besagte Nachfolger werden?

Er selbst war kinderlos und in derselben Lage befanden sich auch alle seine Brüder, die lebenden (der Erzherzog Maximilian, Hochmeister des Deutschritterordens in Mergentheim und zugleich





In demselben Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Geheimnisse der Bastille.

Historisch-biographische Bilder aus der Vergangenheit

von

Olfr. Anlius.

Mit Illustrationen.

2 Bände in fl. 8.

(Ladenpreis früher Rthlr. 2. 17 1/2. — fl. 4. 15.)

jetzt Rthlr. 1. — fl. 1. 45.

Ferner:

# Polizeigeheimnisse.

Aus dem Französischen

von

C. Homburg.

3 Bände.

(Ladenpreis früher Rthlr. 1. 18. — fl. 2. 45.)

Alle 3 Bde. zusammen für 15 fgr. — 54 fr.

Inhalt: Bd. I. Die französische Polizei vor der Revolution.

Bd. II. Die Polizei während der Revolution und des Kaiserreichs.

Bd. III. Die Polizei unserer Tage.

Zur Empfehlung dieses höchst interessanten Werkes sei nur erwähnt, daß die französische Orig.-Ausgabe (10,000 Ex. stark) an einem einzigen Tage vergriffen war.

Druck von Carl Eberle in Stuttgart.



33. & 34. Heft.

Preis jeder Liefg. 4 sgr. — 12 kr. rh.



Stuttgart 1873.

Verlag von Paul Moser.







Statthalter in Tyrol und Vorderösterreich, sowie der Erzherzog Albrecht, Statthalter in den spanischen Niederlanden) sowohl, als die todten (der Kaiser Rudolph II. und der Erzherzog Ernst). Dagegen hatte sein Oheim, der Erzherzog Karl, von dem wir dem Leser bereits erzählt haben, verschiedene Söhne hinterlassen und von diesen konnte man den Einen oder den Andern auslesen. Aber welchen? Das Augenmerk der Gesellschaft Jesu war längst auf den ältesten derselben, den Erzherzog Ferdinand, gerichtet, weil er, der Beherrscher Steiermarks, Kärnthens und Krains, den eklatantesten Beweis geliefert hatte, daß er sowohl den Willen als die Kraft besäße, den Protestantismus auszurotten. Gerade gegen diesen aber hegte der Kaiser Matthias einen tiefen persönlichen Widerwillen, weil ihm Aeußerungen desselben hinterbracht worden waren, welche für ihn, den Kaiser, keineswegs schmeichelhaft lauteten. Es galt also, die Abneigung des Kaisers zu besiegen und solches suchten die Jesuiten auf gedoppeltem Wege zu bewerkstelligen. Einmal dadurch, daß sie den Erzherzog Maximilian, den Lieblingsbruder des Matthias, durch eines ihrer Mitglieder, den Pater Christoph Scheiner, der bei dem Erzherzog Alles galt, durchaus auf ihre Seite brachten, und sodann dadurch, daß es ihnen gelang, ein anderes ihrer Mitglieder, den Pater Peter Pazmann, nachdem derselbe zum Schein aus dem Orden getreten, auf den Erzstuhl von Gran zu befördern, durch welche Stellung derselbe den größten Einfluß auf den Kaiser Matthias gewann. Diese Beiden nun, der Erzherzog Maximilian und der ungarische Primas, Erzbischof von Gran, arbeiteten beim Kaiser unaufhörlich dahin, daß er den Erzherzog Ferdinand zu seinem Universalerben erkläre, und vor allem entsagte Maximilian für sich selbst allen Erbansprüchen. Eben dahin brachte er auch seinen Bruder Albrecht, den spanischen Statthalter in den Niederlanden, und das Gleiche that auf den Antrieb der Jesuiten der König Philipp III. von Spanien, ob schon er als Sohn einer Tochter Maximilians II. mindestens eben so nahe Ansprüche hatte, als der steirische Ferdinand. So von allen Seiten gedrängt konnte der Kaiser Matthias nicht mehr umhin, dem Wohle des Hauses Habsburg seine bisherige Abneigung zum Opfer zu bringen und den genannten Ferdinand, den Liebling der Jesuiten,

zum Erben zu erwählen. Auch machte er mit der Erbeinsetzung alsbald, schon Anfangs Juni 1617, den Anfang, und schlug auf dem damals in Prag versammelten Landtag den böhmischen Ständen seinen Vetter Ferdinand zum künftigen Könige vor; die Stände aber konnten, da Ferdinand in der That wegen der Kinderlosigkeit der Brüder des Matthias das nächste Erbrecht hatte, hiegegen nichts einwenden und machten nur die Bedingung, daß der Erzherzog zuvor die Heilighaltung sowohl des Majestätsbriefs als überhaupt der Rechte und Freiheiten der böhmischen Nation feierlichst beschwöre. Diesen Schwur leistete Ferdinand sofort bereitwilligst und wurde dann am 9. Juni zum böhmischen Thronnachfolger proklamirt. Ganz das Gleiche geschah unmittelbar nachher in Ungarn, Oestreich, Mähren und Schlesien und jetzt blieb nur noch übrig, dem neuen Könige — diesen Titel gab man dem Erzherzog Ferdinand von jetzt an — auch die Nachfolge im deutschen Reiche zu sichern. Zu diesem Behufe reiste der Kaiser Matthias selbst nach Sachsen und da es ihm dort mit Leichtigkeit gelang, den Kurfürsten Johann Georg I., den getreuen Freund des habsburgischen Hauses, für seinen Plan zu gewinnen, so konnte — weil die drei geistlichen Kurfürsten natürlich ebenfalls auf Seiten des gut katholischen Habsburgs standen — Ferdinand mit größter Bestimmtheit darauf zählen, nach dem Tode des Matthias durch Stimmenmehrheit zum deutschen Kaiser erwählt zu werden.

Mit dem Jahre 1617, in welchem dem Erzherzog oder König Ferdinand die Thronnachfolge in allen habsburgischen Erblanden zugesprochen wurde, hörte eigentlich der Kaiser Matthias zu regieren auf. Seine Gesundheit hatte schon lange geschwankt; jetzt aber fing die Gicht ihn so entsetzlich zu plagen an, daß er zum Denken wie zum Handeln gänzlich unfähig wurde. Er ernannte also sofort den Ferdinand zum Mitregenten und überließ ihm von nun an alle Geschäfte. Dieser aber ergriff die Zügel der Regierung alsbald mit straffer Hand und das Erste, was er that, war, daß er alle bisherigen Rathgeber der Krone entfernte, um dafür jesuitisch-gesinnte zu berufen. Einzelne ließ er sogar gefangen setzen, wie insbesondere den Cardinal Giesel, obwohl der Kaiser Matthias von seinem Krankenbette aus aufs heftigste dagegen protestirte, und diese Gefangen-



Schaft des Cardinals — sein Kerker war das Schloß Ambras — dauerte bis zum Jahr 1623, wo endlich der Papst seine Freilassung bewirkte. Was also von jetzt an von Regierungswegen geschah, ist nicht auf Rechnung des Matthias zu schreiben, sondern auf die seines Mitregenten, des nachherigen Kaisers Ferdinand II., und so können wir nicht umhin, von dem Tode des Matthias jetzt schon zu berichten. Dieser erfolgte am 20. März 1619 und in seiner Sterbestunde mag er es aufs bitterste bereut haben, einem solch' Undankbaren, wie dem Ferdinand, alle seine Lande hinterlassen zu müssen.

Die Jesuiten hatten die Wahl Ferdinands durchgesetzt, weil sie hofften, durch ihn die Vernichtung des Protestantismus in ganz Deutschland bewirken zu können, und sowie daher die Zügel der Regierung in seinen Händen lagen, steuerten sie ihrem großen Ziele mit vollen Segeln und unter wehendem Banner zu. Den Anfang aber wollten sie mit Böhmen machen, weil sie der von den dortigen Protestanten ertroßte Majestätsbrief mit dem furchtbarsten Ingrimm erfüllte. Offen und ohne Scheu stellten sie daher den Satz auf: „Novus rex, nova lex“, das ist: „Ein neuer König, ein neues Gesetz“, und erklärten, daß der Eid, welchen Ferdinand bei seiner Erwählung zum Thronnachfolger in Böhmen geschworen, die böhmischen Protestanten eben so wenig schützen werde, als er die Inneröstreicher geschützt habe. Offen und ohne Scheu predigte der Vater Andreas Neubauer von der Kanzel herab, der Majestätsbrief sei der nothgedrungenen Erlaubniß von Bordellen in großen Städten gleich zu achten. Offen und ohne Scheu kündigte der Vater Scioppius in seiner Lärmtrommel an, der einzige Weg, um Deutschland den kirchlichen Frieden wieder zu geben, sei ein Strom von Blut, erzeugt durch den Mord aller Protestanten. Schon hiedurch wurden die protestantischen Böhmen aufs höchste mißtrauisch gemacht und als nun vollends der König Ferdinand den Grafen Matthias von Thurn des Burggrafenamtes von Karlstein, wo man die böhmische Krone und die Reichsurkunden verwahrte, seines Protestantismus wegen entsetzte, während zugleich die ultrakatholischen Grafen von Slavata, Martiniß, Lobkowitz und Sternberg zu Statthaltern von Böhmen — Ferdinand selbst residirte in Wien — ernannt wurden, da durfte man mit Gewißheit

annehmen, daß ein Schlag gegen den Protestantismus im Werke sei. Von Stunde zu Stunde stieg daher in Böhmen die Aufregung, und so darf man sich nicht darüber verwundern, daß ein an sich geringfügiger Vorfall, den man leicht hätte schlichten können, wenn man nur gewollt hätte, die Veranlassung zum Ausbruch des schon längst erwarteten großen Glaubenskampfes zwischen Katholizismus und Protestantismus wurde. Die beiden Städte Klostergrab und Braunau hatten jede eine protestantische Kirche zu bauen angefangen und hiezu waren sie kraft des Majestätsbriefes vollkommen berechtigt. Trotzdem verboten die katholischen Grundherren jener Städte, für Klostergrab der Erzbischof von Prag und für Braunau der Abt von Braunau, die Fortsetzung des Baues; die böhmischen Stände aber ermächtigten die Städte ausdrücklich zum Gegentheile. Die Kirchen wurden also ausgebaut; allein kaum war dieß mit dem Schluß des Jahrs 1617 geschehen, so ließ zu Anfang des Jahrs 1618 der Erzbischof von Prag nach dem Willen der Jesuiten die Kirche von Klostergrab niederreißen und schleifen, während der Abt von Braunau die in Braunau zu sperren befahl und alle Bürger, die sich hiegegen setzten, ins Gefängniß warf. Das waren zwei höchst gewaltthätige Handlungen, welche unter den böhmischen Protestanten den höchsten Unwillen erzeugten. Deswegen berief der Graf von Thurn im Namen des Defensionsausschusses die böhmischen Stände auf den März 1618 nach Prag und in einer stürmischen Sitzung wurde alsbald eine energische Vorstellung an die kaiserliche Regierung abgeschickt, in welcher die Stände auf sofortige Abbestellung der bedrückenden Maßregeln drangen. Die Antwort — sie ging dem Namen nach vom Kaiser Matthias, in Wahrheit aber vom König Ferdinand und seinen Rathgebern aus — lautete durch und durch abschlägig und war noch überdem in der Form höchst ungnädig, wenn nicht gar beleidigend. Somit versammelten sich die Stände am 23. Mai abermalen im Collegium Carolinum zu Prag, um Weiteres zu beschließen, und wie nun die vier Statthalter von Sternberg, von Lobkowitz, von Slavata und von Martiniß in der Versammlung erschienen, um die Auflösung derselben zu decretiren, da wurden dieselben heftig darüber zur Rede gestellt, wer das ungnädige Schreiben verfaßt habe. Man wußte aber ganz



genau, daß die Haupturheberschaft den beiden Grafen von Slavata und von Martiniß zuzuschreiben sei, während die von Sternberg und von Lobkowitz dagegen gerathen hatten. Auf die Zuredestellung erwiderte der Graf von Slavata in herrischer wegwerfender Weise, daß die Stände gar nicht berechtigt seien, derlei Fragen zu stellen, und befahl ihnen abermalen, augenblicklich auseinander zu gehen. Damit aber steigerte er die Erbitterung der Anwesenden bis zur Siedhize und schnellstens entfernte man jetzt die Grafen von Sternberg und von Lobkowitz aus dem Saale, um sie in Sicherheit zu bringen. Kaum aber war dieß geschehen, so stürmten ihrer Zwölfe oder noch mehr auf den Grafen von Martiniß ein und stürzten ihn nach altböhmischem Brauche aus dem Fenster des hochgelegenen Saales in den Graben hinab, welcher um das Carolinum herumfließ. Ebenso geschah den Augenblick darauf dem Grafen von Slavata sowie seinem Geheimschreiber Fabricius, und damit hatten die böhmischen Protestanten eine That begangen, welche die furchtbarsten Folgen nach sich ziehen sollte. Freilich an sich war das Hinabwerfen der drei Genannten keineswegs etwas so besonders Schreckliches, denn einmal hatte man in Böhmen früher schon manchmal ähnliche wilde Scenen erlebt, und zum andern nahmen die Hinabgestürzten keinen erheblichen Schaden, indem sie auf einen Berg von Dünger fielen. Allein von jener schlimmen Stunde an datirt sich der von den Jesuiten schon so lange vorbereitete Glaubenskrieg, welcher Deutschland dreißig Jahre lang verwüsten sollte, und insofern kann man sich nichts Furchtbareres denken, als die That vom 23. Mai 1618.

Ehe wir nun übrigens zur Schilderung des genannten Glaubenskrieges selbst übergehen, müssen wir noch einen Blick auf die Zustände werfen, welche während der eben geschilderten Periode in Deutschland herrschten; allein leider habe ich nicht viel Erfreuliches zu berichten. Das deutsche Reich als solches existirte eigentlich nicht mehr und war dem Auslande gegenüber gleich Null. Nicht einmal dem Vordringen der Türken wurde von der Gesamtnation ein Widerstand entgegengesetzt, sondern man überließ diesen einfach den Gränzländern. Unter solchen Umständen dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn ganze Provinzen an das Ausland verloren gingen, wie z. B. Meß, Toul

und Verdun an Frankreich, Preußen an Polen, Schleswig-Holstein an Dänemark und die katholischen Niederlande an Spanien, während die protestantischen Niederlande wie auch die schweizerische Eidgenossenschaft sich unabhängig machten. Mit der Ohnmacht des Kaiserthums war also die staatliche Auflösung Deutschlands ins Riesige fortgeschritten und statt eines dominirenden Reichstags gab es jetzt zwei große kirchliche Lager, welche jeden Tag bereit waren, sich gegenseitig zu zerfleischen. Um so üppiger gediehen dagegen die einzelnen Dynastien, die Herren Grafen, Fürsten, Herzoge und Kurfürsten, und jeder von ihnen dachte sich eine Majestät zu sein. Ihre kleineren oder größeren Territorien beherrschten sie mit Allgewalt und weil das Land ihnen gehörte, machten sie auch auf die Bewohner des Landes Eigenthumsrechte geltend. Nur allein in Geldangelegenheiten fühlten sie sich beengt, indem sie, wenn es sich darum handelte, eine neue Steuer umzulegen oder ein Anlehen zu machen, regelmäßig vorher ihre Landstände um die Bewilligung angehen mußten. Das war aber ganz und gar nicht nach ihrem Geschmade und bei jeder Gelegenheit suchten sie daher die Gewalt der Landtage zu brechen. Insbesondere thaten sich die protestantischen Fürsten durch solche Bestrebungen hervor, denn sie hatten ja mit der Reformation die frühere bischöfliche und päpstliche Gewalt in ihren Territorien erlangt und regierten also im Namen Gottes mit göttlicher Machtvollkommenheit. In dieser Beziehung erinnere ich an den Herzog Friedrich von Württemberg, der es ganz zu Anfang des 17. Jahrhunderts versuchte, mit Hülfe seines Kanzlers Matthäus Enslin die Verfassung des Landes umzustürzen, wofür aber der genannte Kanzler nach des Herzogs Tode mit dem Leben büßen mußte. Dann weiter an den Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der mittelst seines Kanzlers Jagemann Aehnliches anstrebte, sowie an seinen Sohn und Nachfolger, den Herzog Friedrich Ulrich, welcher in seinen drei schlimmen Geheimräthen Wobermann, Streithorst und Rheden willige Werkzeuge fand, um alle Domainen und Einkünfte des Landes zu verschleudern. Endlich an den Herzog Edzard II. von Friesland, der nicht ruhte, als bis er den Wohlstand der Stadt Emden, die durch calvinistische Einwanderung aus Holland zur Zeit des Wütherichs Alba groß, reich und mächtig geworden war, gründlich vernichtet



hatte, und zwar einfach deswegen, weil er als strenger Luthieraner die Calvinisten haßte. Also absolute Herrscher von Gottes Gnaden wollten die Herren Fürsten werden und nicht minder viel lag ihnen daran, den Umfang ihrer Herrschaften zu vermehren. Jedes Mittel, von dem sie glaubten, daß es zum Ziele führe, war ihnen recht und insbesondere scheuten sie sich auch nicht, mit dem Ausland zu diesem Behufe hochverrätherische Verbindungen einzugehen. Der Eine rief die Spanier herbei, der Andere die Niederländer, der Dritte die Franzosen und der Vierte gar die Türken oder die Polen. Das Bewußtsein, daß sie untergeordnete Mitglieder eines großen Ganzen seien, war ihnen gänzlich abhanden gekommen und am liebsten hätten sie es gesehen, wenn sich das Reich vollends ganz aufgelöst haben würde. Je strammer nun übrigens die Macht der Fürsten anwuchs, um so tiefer sank die der übrigen Stände, insbesondere die des Adels und der Städte. Seit dem Falle des tapferen Sickingen hatten die meisten Reichsritter, wie wir schon früher gesehen, ihre Selbstständigkeit als Reichsstände verloren und fast Alle verstanden sich jetzt dazu, Dienste bei den reicheren und mächtigeren Fürsten zu nehmen. Sie traten also entweder in das Heer ein, wo es in Folge dessen bald keine andere Offiziere mehr gab, als adelige; oder meldeten sie sich zum Staatsdienst, wobei sie ebenfalls immer die fettesten Weidengründe in Anspruch nahmen; oder endlich wußten sie am Hofe selbst unterzukommen, um als Hofmarschälle, Hofjägermeister, Hofstallmeister und Hofmundschenke oder wenigstens als Kammerherrn und Kammerjunker zu prunken. Dieses ihres Andrängens aber waren die Fürsten und Herzoge sehr froh, denn einmal erhielten ihre Hofhaltungen dadurch einen erhöhten Glanz, und sodann mußten sich die in ihre Dienste getretenen Ritter ohne Ausnahme in lehenspflichtige Vasallen verwandeln. In solcher Weise machte sich jetzt der Adel geltend und darauf, daß vielleicht ein Bürgerlicher mehr Talent, mehr Bildung, mehr Kenntnisse und mehr Arbeitskraft besaß, wurde auch nicht die geringste Rücksicht genommen. Was nun endlich die Städte anbelangt, so hatte die Hanse, wie wir schon früher gesehen, ihre politische Bedeutung längst eingebüßt und nachdem die Holländer sich unabhängig gemacht, verlor sie an diese auch noch eine Handelsposition

nach der andern. Kam es doch bald so weit, daß diese Holländer den Hanseaten die Mündungen des Rheins verschlossen, ohne daß, obwohl die Städte Köln, Mainz, Speier, Straßburg und Andere dadurch furchtbar geschädigt wurden, Kaiser und Reich die Fähigkeit und Kraft gehabt hätten, solcher Anmaßung entgegenzutreten! Ueberdem begannen nun auch die Engländer und Scandinavier, besonders die Dänen, ihre Flügel zu rühren, und deren Regenten nahmen den Hanseaten nach und nach alle Vorrechte, welche sie denselben früher eingeräumt hatten. Selbst die berühmte Niederlassung in Nowgorod ging in dieser Zeit an die Russen verloren und die Schweden versperrten den Seeweg nach der Narva. Noch schlimmer fast erging es den nordischen Binnenstädten, denn mit der Schifffahrt nahm auch das Großgewerbe ersichtlich ab und insbesondere fehlte es der sonst so schwunghaft betriebenen Weberei bald an Absatz. Die süddeutschen Reichsstädte aber, welche, wie Augsburg, Ulm und Nürnberg, ihren Reichthum fast ganz allein dem Verkehr mit den oberitalienischen Seestädten zu verdanken gehabt hatten, litten höchst empfindlich durch die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, denn die Erzeugnisse des Orients nahmen nun ihren Weg nicht mehr über Genua, Pisa und Venedig. Ueberdem welchen Nachtheil brachte es nicht den Reichsstädten, daß die Zünfte, seitdem durch das Interim ihre Herrschaft gebrochen war, sich von den Patriziern der Einschränkungen eine Menge gefallen lassen mußten, und endlich, wie eifrig bestrebten sich nicht die Fürsten, ihren verhassten republikanischen Gränznachbarn die Flügel in jeder Weise zu stutzen! Kurz die Reichsstädte geriethen in eine eben so große Abnahme, als die Hanse, und so war in Deutschland, mit Ausnahme der Fürstengewalt, Alles im Niedergang begriffen.

Noch trostloser gestalteten sich in dieser Periode die socialen und geistigen Zustände. Jene erbärmlichen theologischen Zänkereien brachten jeden Aufschwung zum Stillstand und durch das starre Festhalten am Buchstaben wurde der Volksgeist selbst beengt. Die Wissenschaft stockte, die Poesie verstummte, die Kunst starb ab und selbst die Sprache wurde undeutsch, weil man spanische Worte mit ihr vermengte. Die Vernunft selbst aber wurde geradezu mit Füßen getre-



ten und man widersezte sich selbst den nothwendigsten Verbesserungen, wenn man für sie keine anderen, als bloß Vernunftgründe, anführen konnte. In dieser Beziehung erinnere ich insbesondere an den neuen Kalender, welchen Pabst Gregor XIII. feststellen ließ, der aber von den Protestanten Jahrzehnte lang zurückgewiesen wurde, obwohl man sich bei der alten julianischen Rechnung in einer totalen Zeitsälschung befand. Weil aber der starre Buchstabenglaube alles gesunde geistige Leben vernichtete, mußte sowohl das Leben als der Geist auf Abwege gerathen und daraus entstanden Zustände, die nur in verkommenen Staaten möglich sind. Ein gräßlicher Aberglauben kam in Schwung und alle Welt trieb Alchymie, Magie und Astrologie. Sterndeuter gab es in Masse und noch mehr florirten die Goldmacher, besonders an den Höfen der kleinen Fürsten, deren Finanzen nicht in der besten Ordnung waren. Andere aber suchten nach dem Stein der Weisen, um sich eine ewige Jugend zu verschaffen, und wieder Andere fabrizirten Liebespulver, welche reißenden Absatz fanden. Mit dem Aberglauben Hand in Hand ging der Teufelsglauben und aus diesem folgte wieder der Glaube an Teufelsbanner, sowie an Hexen und Hexenmeister. Dieser Glaube an sich übrigens wäre noch zu entschuldigen gewesen, allein man schritt nun auch zur Strafe derer, welche mit dem Teufel zu thun hatten, und die Richter bewiesen in den vielen Hexenprozessen damaliger Zeit eine Verfolgungswuth und Mordlust, als hätten sie alles Menschliche gänzlich abgestreift gehabt. Ueberhaupt war eine ausgesuchte Grausamkeit an der Tagesordnung und wir lesen von Todes- und anderen Strafen — Abschneiden der Brüste, Abhauen der rechten Hand, Zwicken mit glühenden Zangen, Ersäufen, Rädern, Lebendig-aufs-Rad-flechten, Lebendig-begraben, Lebendig-viertheilen —, welche uns beim bloßen Lesen schon schaudern machen. Denken wir aber vollends an die Folterwerkzeuge, sowie an die verschiedenen Grade der Folterung, so entsetzen wir uns förmlich, denn unter denen, die gefoltert und hiedurch zum Geständniß gebracht wurden, waren notorisch die Meisten unschuldig. Aus allem dem folgt, daß die damalige Menschheit in eine furchtbare Rohheit versunken war, und diese Rohheit manifestirte sich bei den höheren und höchsten Klassen besonders auch durch ihre

Jagdwuth. Das Jagen an sich wäre ganz unschuldig gewesen, aber die hohen Herren veranstalteten bei jeder Gelegenheit die großartigsten Hezjagden, bei denen die Bauern in der Frohne treiben und ihre eigenen Saaten zertreten mußten. Ueberdem legten alle Fürsten und Grafen in ihren Forsten ungeheure Wildparke an, in denen man die Säue und Hirsche nach Tausenden zählen konnte, und diese Thiere richteten in den nahen Feldern die gräßlichsten Verheerungen an. Wenn aber dann ein Bauer oder sonstiger „gemeiner Mann“, über solche Verwüstung seines Eigenthums wüthend, ein Wild erlegte, so faßte man ihn als Wilderer und strafte ihn härter, als man einen Menschenmörder straft. Doch so schlimm auch die Jagdwuth in ihren Folgen war, so gab es doch noch etwas Schlimmeres, nemlich die Gemeinheit und Völlerei, deren sich die „Edlen“ damaliger Zeit befließigten. Sieben Stunden lang und länger saß man an den Fürstenthöfen an der Tafel und überall ahmte man diese fürstliche Sitte nach. Der Genuß aber bestand nicht im Fein-Essen und Fein-Trinken; nein, er bestand im Viel-Essen und Viel-Trinken, und besonders die Trinksucht erreichte eine Höhe, welche man früher — und doch waren die Deutschen schon in Urzeiten als starke Trinker berüchtigt — nie gekannt hatte. Was aber trank man? Nun Thee und Kaffee kannte man damals noch nicht, und vom Zuckerwasser wollte man nichts wissen. Also blieb nichts übrig, als Bier und Wein, sowie Branntwein, dessen Fabricirung jetzt eben (am Ende des 16. Jahrhunderts) auch bei uns bekannt wurde, und von diesen Getränken schüttete man bei jedem Gelage so viel und so lange in sich hinein, bis man viehisch betrunken unter dem Tische lag. So lesen wir, daß der Kurfürst Christian II. von Sachsen fast immer betrunken war und jeden Tag für verloren erachtete, an dem er nicht total sinnlos zu Bette gebracht werden mußte. Nicht minder stark soff auch der Herzog Friedrich von Liegnitz und im trunkenen Zustande wüthete er dann so furchtbar, daß endlich nichts übrig blieb, als ihn gefangen zu setzen. Sein Ebenbild aber wurde sein Sohn und Erbe Heinrich, der mit seinem ewigen Gesellschafter, dem lustigen Junker Hans von Schweinichen, Alles so gründlich durch die Gurgel jagte, daß er in den letzten Jahren seines Lebens betteln mußte. Selbst des berühmten



Herzogs Christoph Sohn und Erbe, der Herzog Ludwig von Württemberg, der so fromm war, daß man von ihm sagte, er könnte, wenn Gott je abhanden käme, dessen Stelle vertreten, ging äußerst selten zu Bette, ohne sich vorher seinen Rausch angetrunken zu haben, und eben so hielt es auch der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig. Ja Letzterer schüttete einmal (anno 1613) in Prag bei einem Gastmahl, daß ihm der nachmals so berühmte gewordene Graf von Slavata gab, so viel Wein in sich hinein, daß er auf der Stelle todt blieb, und Aehnliches könnte ich noch von vielen anderen Fürsten und vornehmen Herrn berichten. Es genüge jedoch anzuführen, daß der Reichstag von Frankfurt vom Jahr 1577 nachfolgenden Beschluß faßte: „Es solle allen Kurfürsten, Fürsten und Ständen anbefohlen werden, daß sie ihren Unterthanen zum Exempel das übermäßige Trinken und Zutrinken gänzlich meiden, es auch an ihren Höfen und in ihren Landen ernstlich abthun sollen. Auch sollen sie ihren Predigern befehlen, das Volk alle Sonntage von der Kanzel herab von diesem Laster abzumahnern, das den Deutschen bei allen fremden Nationen Verachtung zugezogen und aus welchem Gotteslästerung, Mord, Todtschlag, Ehebruch und noch viele andere Laster hervorgehen.“

Es waren also höchst traurige Zustände, welche sich unmittelbar nach der großen Reformationserhebung geltend machten; ich darf aber auch nicht vergessen anzuführen, daß sich in dieser gräßlich rohen Finsterniß einige wenige Lichtpunkte finden, nemlich die großen Entdeckungen, welche eben damals die beiden großen Astronomen Kopernikus und Keppler machten. Nikolaus Kopernikus, anno 1473 in Thorn geboren, aber von Westphalen herkommend, fand das wahre Weltssystem, wie die Planeten sich um die Sonne drehen, und man hat Recht, wenn man ihn den Schöpfer der neuen Astronomie nennt; Johannes Keppler aber, geboren im Jahr 1571 zu Wärgstadt im Württembergischen, entdeckte die Geseze des Planetenlaufs und diese Geseze — *Regulae Keppleri* genannt — sind es, auf die sich die ganze neue Theorie des Planetensystems gründet. So sind diese beiden Gelehrten wahre Glanzpunkte der astronomischen Wissenschaft geworden; allein nicht bloß diese — die astronomische Wissenschaft — zog Nutzen von ihnen, sondern auch die Theologie und Philosophie,

denn eben jene astronomischen Entdeckungen erschütterten den starren Buchstabenglauben und man durfte von da an an der mosaischen Schöpfungsgeschichte zweifeln, ohne deßhalb als Atheist verschrieen zu werden. Eben an diesem starren Buchstabenglauben rüttelte übrigens auch die neue religiöse Geistesrichtung, welche von den beiden Anstiftern Jacob Böhme (geboren anno 1575 zu Altheidenberg unweit Görlik) und Johannes Arnd (geboren im Jahr 1555 zu Ballenstadt im Anhaltischen) ausging und sowohl die Theologie als die Philosophie zu neuem Leben erweckte.

---

## Viertes Kapitel.

### Der dreißigjährige Krieg.

(1618—1648).

Die protestantischen Stände Böhmens wußten nur zu gut, daß ihnen König Ferdinand die rasche That vom 23. Mai nie verzeihen würde, und deßhalb beschlossen sie sofort — ihr Kopf und ihr Arm war der Graf Matthias von Thurn — zu handeln, ehe der König zu ihrer Unterdrückung noch gehörig gerüstet sei. Alsobald, gleichsam im Sturm, ward also der Defensionsausschuß erneuert und dieser richtete sich augenblicklich als revolutionäre Regierung ein. Seine erste Handlung war, die öffentlichen Kassen mit Beschlag zu belegen; seine zweite, die sämtlichen Beamten in Eid und Pflicht zu nehmen oder sie durch protestantische zu ersetzen; seine dritte, alle Jesuiten aus dem Lande zu jagen, und seine vierte, so schnell als möglich Truppen anzuwerben. Nicht minder beeilte man sich, auswärtige Hülfe zu gewinnen und wandte sich deßhalb an alle politischen Feinde des Hauses Habsburg. So namentlich an Bethlen Gabor — er hieß eigentlich Gabriel Bathory —, dessen Familie sich nach dem Ausster-



ben der Zapolya mit Hülfe der Türken des Fürstenthums Siebenbürgen bemächtigt hatte, und an die protestantische Union, welche auch in der That alsbald unter dem Oberkommando des Grafen Ernst von Mansfeld den Böhmen ein kleines Hülfskorps zusandte. So schnell nun übrigens auch gehandelt wurde, so ging doch überall dem eine geraume Zeit vorbei, und erst mit dem Schlusse des Jahres 1618 konnte die revolutionäre Regierung Böhmens sich rühmen, daß sie — einige wenige feste Punkte, wie Budweis, Pilsen und Krummau, in welchen kaiserliche Besatzungen lagen, abgerechnet — vollkommene Herrin von Böhmen sei. Inzwischen war König Ferdinand natürlich auch nicht müßig geblieben und schon gegen den Schluß des Jahres 1618 hin konnte er ein kleines Heer unter dem bewährten General Boucquoi, einem Spanier von Geburt und Zögling Spinolas, gegen die Auführer entsenden, während ein anderer seiner Generale, Dampierre, ein geborner Franzose, ein zweites an sammelte. Eben aber weil Boucquoi noch so wenig Truppen unter sich hatte, wurde es dem Grafen von Thurn leicht, ihn zur Seite zu werfen und sodann im Frühjahr 1619 durch Mähren, dessen Bevölkerung ihn mit Jubel empfing, ins Oestreichische einzurücken. Bereits zu Anfang des Monats Mai standen die Böhmen vor Wien, wo König Ferdinand residirte, und daraufhin gerieth die Stadt in eine fürchterliche Gährung. Die dortigen Protestanten griffen zu den Waffen, fest entschlossen, mit den Böhmen gemeinschaftliche Sache zu machen, und die östreichischen Stände, die eben versammelt waren, beschloßen, die Zeitumstände zu benützen, um vom Könige Ferdinand die Gewährung eines Majestätsbriefs gleich dem böhmischen zu erzwingen. Letzterer befand sich also in großer Noth, da die Besatzung, die er in die Stadt geworfen hatte, nur eine geringe war; aber dennoch blieb er unerschütterlich fest und alles Andrängen sowohl der Stände als der protestantischen Bürgerschaft machte keinen Eindruck auf ihn. Da beschloßen die Stände endlich einmal Ernst zu machen, und eine am 6. Juni 1619 an den König entsendete Deputation sollte denselben geradezu zwingen, den Majestätsbrief zu unterschreiben. Aber siehe da, wie eben diese Deputation im Begriff war, zu Handgreiflichkeiten — der Deputirte Evergassing hatte den Mo-

narchen bereits an den Knöpfen seines Wamseß gefaßt — überzugehen, schmetterten Trompeten im Schloßhofs und fünfhundert Kürassiere, welche General Dampierre durch das unbewachte Fischerthor in die Stadt geführt hatte, rückten auf. Jetzt machte sich die Deputation, so schnell als sie konnte, aus dem Staube und entfloß ins Lager Thurns. Umgekehrt aber ermannte sich die katholische Bürgerschaft und bildete am 9. Juni zusammen mit der Wiener Studentenschaft ein bewaffnetes Corps von 2000 Mann. So verlor der Graf von Thurn immer mehr die Hoffnung, sich Wiens bemächtigen zu können, und wie nun vollends am 22. Juni die Hiobspost bei ihm einlief, daß der General Boucquoi, dessen Corps einstweilen durch die Anwerbungen Dampierre's bedeutend angewachsen war, den Grafen von Mannsfeld bei Budweis aufs Haupt geschlagen habe, gab er sofort die Belagerung der österreichischen Hauptstadt auf, um so schnell als möglich zur Deckung Prag's nach Böhmen zurückzueilen.

Jetzt konnte König Ferdinand das Haupt wieder kühnlich erheben und alsbald eilte er nach Frankfurt, wo sich zu Ende August die Kurfürsten versammelt hatten, um dem verstorbenen Kaiser Matthias einen Nachfolger zu geben. Man hätte nun glauben sollen, daß diejenigen von ihnen, welche der protestantischen Religion angehörten, unter keinen Umständen dem König Ferdinand ihre Stimmen gegeben haben werden, da es ja Jedermann kund sein mußte, daß er auf nichts Geringeres ausgehe, als das ganze Reformationswerk umzustürzen; allein merkwürdiger Weise kam es nicht einmal zu einer Scheinopposition. Der Kurfürst von Sachsen nemlich hatte, wie wir wissen, schon früher sein Wort gegeben, den Ferdinand zu wählen, und verband sich nun zu diesem Zwecke aufs innigste mit den drei katholischen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln; die beiden Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz aber wagten es nicht, der Mehrzahl zu widersprechen, und alle Bemühungen des Fürsten von Anhalt, sie über ihre Verblendung und Kurzsichtigkeit aufzuklären, waren vergeblich. Vielmehr gaben auch sie dem Todfeind der protestantischen Religion ihre Stimmen und am 28. August 1619 ward Ferdinand von Oestreich einstimmig zum deutschen Kaiser erwählt, worauf am 9. September die feierliche Krönung folgte.



Inzwischen waren die böhmischen Stände noch um einen Schritt weiter gegangen und hatten nicht nur den Kaiser Ferdinand II. — diesen Titel müssen wir ihm von nun an geben — „als Erbfeind der Gewissensfreiheit und Sklaven Spaniens und der Jesuiten“ der böhmischen Krone für verlustig erklärt, sondern dieselbe auch dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz übertragen. Letzterer, ein noch sehr jugendlicher Herr, schwankte eine Zeitlang, ob er das Diadem annehmen solle, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß er um dasselbe mit dem Hause Habsburg auf Tod und Leben werde kämpfen müssen; allein seine sehr ehrgeizige Gemahlin, Tochter Jacobs I. von England, und sein glaubenseifriger Beichtvater Scultetus überredeten ihn, den gefährlichen Schritt zu thun, und so wurde er denn am 25. Oktober 1619 in Prag mit großem Pomp zum König von Böhmen gekrönt. Daraufhin huldigten ihm auch die sogenannten böhmischen Nebenländer, nemlich Mähren und Schlesien nebst der Lausitz, und alle diese Länder zusammen stellten so viel Truppen, daß der Graf von Thurn abermals ins Oestreichische einrücken konnte. Dort vereinigte sich der Fürst Siebenbürgens, Bethlen Gabor, welcher den Krieg gegen das Haus Habsburg schon vor einigen Monaten mit einem Siegeszug durch Ungarn eröffnet hatte, mit ihm und sie schritten sofort gemeinsam zur zweiten Belagerung Wiens. Dießmal schien die Stadt verloren; allein kaum hatte die Belagerung ernstlich begonnen, so erhielt Bethlen Gabor die Nachricht, daß der General Boucquoi mit einem starken Heere in Ungarn eingerückt sei, und daraufhin eilte derselbe mit allen seinen Truppen rückwärts, um der neuen Gefahr zu begegnen. Eben so wenig konnte der Graf von Thurn die Belagerung fortsetzen, denn der Winter stellte sich jetzt plötzlich in solch' rauher Weise ein, daß man nothwendig wärmere Quartiere aufsuchen mußte. Somit zog sich der böhmische Oberfeldherr in sein Vaterland zurück und von dieser Stunde an war die Sache der böhmischen Aufständischen im offenen Niedergang begriffen.

Auf dem Heimweg von der Frankfurter Kaiserwahl nahm Ferdinand II. einen längeren Aufenthalt bei seinem Jugendfreund Maximilian I. in München und stellte demselben die gefährliche Lage des

Katholizismus in den österreichischen Erbstaaten so eindringlich vor, daß der bairische Herzog endlich einwilligte, an der Spitze der Liga dem Protestantismus in Böhmen entgegenzutreten. Nur machte er die Bedingung, daß er in der Kriegführung vollkommen freie Hand haben und für alle seine Auslagen hinreichend entschädigt werden müsse. Stolz auf solchen Erfolg seiner Ueberredungskunst verlangte Ferdinand II. nun auch von seinem Vetter, dem Könige Philipp III. von Spanien, thatkräftige Unterstützung und dieser beauftragte sofort seinen General Spinola, in den Niederlanden ein tüchtiges Heer zu sammeln, mit dem er die Pfalz, also das Stammfürstenthum Friedrichs V., des neugewählten böhmischen Königs, zu besetzen habe. Endlich und zuletzt richtete Ferdinand II. sein Augenmerk auf die protestantische Union, ob er dieselbe nicht davon abhalten könne, den Böhmen mit starker Macht beizustehen, und in der That selbst dieses glückte ihm. Zwar allerdings drang der Kurfürst Christian von Anhalt darauf, daß die Union sich rüsten müsse, und mehrere der kleineren Fürsten bewiesen ihre Bereitwilligkeit hiezu sofort damit, daß sie, wie schon gemeldet, den Grafen von Mansfeld mit einem kleinen Corps nach Böhmen entsendeten. Der in Wollüsten erschlaffte Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg dagegen betheiligte sich dabei nicht: „weil ihn die Böhmen nichts angingen“, und wie nun der Kaiser sowohl als Maximilian I. die bestimmte Zusicherung gaben, daß es sich bei den Rüstungen, welche eben jetzt die Liga machte, nicht um die Bekämpfung des Protestantismus handle, sondern rein bloß um die Niederwerfung einer sehr gefährlichen Rebellion gegen den rechtmäßigen Fürsten, da erklärten auch die meisten übrigen Mitglieder der Union, daß sie neutral bleiben wollten. Mit andern Worten, sie beschloßen feiger Weise, die böhmischen Glaubensgenossen ihrem Schicksale zu überlassen, weil man ihnen die Ueberzeugung beigebracht hatte, daß ihre eigene Existenz nicht gefährdet sei, und am 3. Juli 1620 kam darüber zwischen ihnen und dem Kaiser zu Ulm ein förmlicher Vertrag zu stande. Noch niederträchtiger benahm sich der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen. Anstatt nemlich an die Spitze der Protestanten zu treten, wie es ihm als dem Mächtigsten derselben geziemt hätte, überredete ihn sein stoclutherischer Hofprediger Hœ-



von Hoënegg, daß es seiner Seele Verderben bringen würde, wenn er sich nicht dem calvinistischen Kurfürsten von der Pfalz, dem neuen Könige von Böhmen, entgegenstelle, und so schloß er, der Beherrscher Sachsens, der Wiege des Protestantismus, einen geheimen Bund mit dem Habsburger zur Bekämpfung der eigenen Glaubensbrüder. Freilich für nichts und wieder nichts ließ er sich dazu nicht herbei, sondern der Kaiser mußte ihm dafür einen Theil der Lausitz versprechen und so wirkten Eigennuß und blinder Religionshaß zusammen, um ihn zum Verräther am Protestantismus zu machen.

Während aller dieser Vorgänge war man katholischerseits in den Rüstungen nicht einen Augenblick lang stille gestanden. In den Niederlanden hatte Spinola ein Heer von 22,000 Mann — meist Wallonen und Spanier — ausgerüstet und mit diesem zog er im Juli 1620 den Rhein herauf gegen die Kurpfalz. Um dieselbe Zeit war auch das Heer Boucquoi's, der gegen Bethlen Gabor in Ungarn kämpfte, durch spanisch-italienische Truppen unter dem General Verdugo von Mailand her verstärkt worden, so daß er nach und nach die Oberhand über den Fürsten von Siebenbürgen gewann. Weiter stand der Herzog Maximilian I. von Baiern mit einem liguistischen Heere von 30,000 Mann bei Donaumörth und seine Absicht ging dahin, über Oberösterreich in Böhmen einzurücken. Endlich machte noch der Kurfürst von Sachsen Anstalt, mit 15,000 Mann die Lausitz zu besetzen, um von da aus, wenn nöthig, gegen Schlesiens zu operiren. Was that nun hiegegen Friedrich V., der neue König von Böhmen? Man darf wohl sagen, daß er, falls er es verstanden hätte, die Mannen Böhmens, Mährens und Schlesiens zum kräftigsten Widerstande zu begeistern, gar wohl im Stande gewesen wäre, sich zu behaupten. Allein statt dessen vergeudete er seine Zeit und sein Geld in Schaustellungen und Festlichkeiten und war noch überdies so thöricht, sowohl das Volk als den Adel zurückzustößen. Das Volk dadurch, daß er es versuchte, die Utraquisten in Calvinisten umzuschaffen, und zu diesem Behufe eine förmliche Bilderstürmerei in den protestantischen Kirchen vornahm; den Adel dadurch, daß er die bisher gewohnten Führer, die Grafen von Thurn und von Mansfeld, zurücksetzte und dagegen dem Fürsten Christian von Anhalt sowie dem

Grafen Georg Friedrich von Höhenlohe den Oberbefehl über die Armee anvertraute. So beging er Fehler über Fehler und seine Niederlage konnte also nicht ausbleiben. Zu Ende des Monats Juli 1620 überfiel Maximilian I. plötzlich Oberösterreich, dessen protestantische Stände dem Kaiser bis jetzt nicht gehuldigt hatten, weil sie vorher Religionsfreiheit zugesichert haben wollten, und machte sich ohne viel Mühe in wenigen Wochen zum Herrn des ganzen Landes. Dann vereinigte er sich mit dem General Boucquoi, um gegen Böhmen zu marschieren, und dem Bethlen Gabor wurde einstweilen der General Dampierre entgegengestellt. Die Streitkräfte Maximilians I. betrugen nun über 50,000 Mann und ihm gegenüber stand der Fürst von Anhalt, der Generallissimus des Böhmenkönigs, mit noch nicht einmal halb so viel Truppen. Der Fürst mußte sich also Schritt für Schritt zurückziehen; aber endlich machte er auf dem weißen Berge bei Prag Halt. Hier nun kam es am 8. November 1620 zur Schlacht und wie diese ausfiel, kann man sich denken. Binnen einer Stunde hatte das kaiserlich-liguistische Heer einen vollständigen Sieg errungen und über 5000 erschlagene Böhmen bedekten das Schlachtfeld.

König Friedrich hätte sich nun, wenn er Mannesmuth gehabt hätte, in das stark befestigte Prag werfen und dieses so lange vertheidigen können, bis der Graf von Mansfeld, der einstweilen Pilsen erobert hatte, und der tapfere Bethlen Gabor zu seinem Entsatz herbeigeeilt wären. Aber statt dessen entfloh er über Hals und Kopf nach Schlesien und ließ in seiner Feigheit sogar die Kronkleinodien zurück. In Schlesien übrigens konnte er sich ebenfalls nicht lange halten, da ihm der Kurfürst von Sachsen von der Lausitz her auf den Leib rückte, und eben so wenig durfte er es wagen, eine Zuflucht in der Pfalz, seinem Erbfürstenthume, zu suchen, denn diese war einstweilen bis auf wenige feste Plätze, wie Heidelberg, Mannheim, Frankenthal und Germersheim, von dem spanischen General Spinola erobert worden. Demgemäß brachte er sich über Berlin nach Holland in Sicherheit, wo man ihm ein farges Gnadenbrod gewährte, und von dieser Zeit an erhielt er den Spottnamen „Winterkönig“, weil seine Herrschaft eigentlich nur einen Winter lang gedauert hatte.



Nach der Schlacht am weißen Berge unterwarf sich ganz Böhmen mit allen seinen Nebenländern und nur in der Stadt Pilsen hielt sich der Graf von Mansfeld noch eine Zeitlang. Auch in Ungarn wurde der Frieden hergestellt, denn Bethlen Gabor, einsehend, daß er für sich allein zu schwach sei, den Krieg fortzusetzen, begnügte sich mit einigen ungarischen Gespannschaften, die ihm Ferdinand II. überließ, und zog sich nach Siebenbürgen zurück. Nicht minder löste sich die protestantische Union, um nicht gemäßregelt zu werden, am 12. April 1621 auf und die katholische Sache hatte also vollständig gesiegt. Wie nun aber beuteten die Sieger ihren Sieg aus? Nun in der Pfalz herrschten die Spanier unter Spinola auf spanische Weise und das schöne Land wurde gerade so geknechtet und mißhandelt, wie es seiner Zeit der Herzog von Alba in den Niederlanden gemacht hatte. Ein noch viel schlimmeres Loos bereitete Ferdinand II. und Maximilian I. den Böhmen und Oberösterreichern, und die Feder sträubt sich all' das Gräßliche niederzuschreiben, was die beiden Herrscher im Namen Gottes vollführten. Der Böhmen bemächtigte sich unmittelbar nach der Prager Schlacht ein solcher Schrecken, daß viele Tausende sich in sicheren Schlupfwinkeln verbargen, während eben so viel tausend Andere (darunter auch der Graf von Thurn), Alles, was sie besaßen, zurücklassend, über die Gränze flohen. Doch siehe da, von Seiten des Siegers geschah drei Monate lang gar nichts, was diese Angst gerechtfertigt hätte, und so verließen nicht nur die meisten Versteckten ihr Versteck, sondern auch Viele der Entflohenen lehrten zurück. Sie meinten, Ferdinand II. werde sich mit der Unterwerfung Böhmens begnügen und habe nicht im Sinne, irgend einen Strafakt vorzunehmen. Nachdem nun aber hiedurch die Böhmen in Sicherheit eingelullt waren, ließ Ferdinand II. plötzlich alle diejenigen, welche ihm als Rädelshörer und Anstifter des Aufstands bezeichnet worden waren, drei und vierzig an der Zahl, am 20. Februar 1621 ins Gefängniß werfen und setzte über sie unter dem Präsidium des Fürsten von Lichtenstein ein dem Albaischen in den Niederlanden nachgebildetes Blutgericht nieder. Von jetzt an folgte Verhaftung auf Verhaftung, nicht minder aber auch Verurtheilung auf Verurtheilung. Die ersten Hinrichtungen, sieben und zwanzig an

der Zahl, fanden am 21. Juni 1621 statt und unter den Hingerichteten nenne ich besonders den berühmten Arzt Jessenius, Rector an der Universität Prag, sowie den Grafen Joachim Andreas von Schlick, dessen Ahnherr Caspar Schlick dem Hause Habsburg zu dem Luxemburgischen Erbe verholfen hatte. Seit diesem Tage kannte man keine Schonung mehr und nur bei den Beringergestellten begnügte man sich mit Landesverweisung. Mit der Verurtheilung aber war natürlich immer Vermögensconfiscation verbunden und der Werth dieser Confiscationen wurde später auf vierzig Millionen Goldgulden geschätzt. Endlich, um das Werk würdig zu krönen, ging man an die Ausrottung des Protestantismus und hiebei traten die Jesuiten, welche ihr hoher Gönner Ferdinand II. natürlich sogleich im Triumph nach Böhmen zurückführte, als Hauptacteurs auf. Am 13. Dezember 1621 also erschien ein kaiserliches Decret, welches die sämmtlichen reformirten Prediger und Lehrer des Landes verwies, und diesem ersten Decret folgte im Oktober 1622 ein zweites, welches die Verbannung auch auf die übrigen nichtkatholischen Lehrer und Pfarrer ausdehnte. Nicht lange hernach, als Ferdinand II. sah, daß weder der Regent Sachsens noch die andern protestantischen Fürsten Deutschlands mit den Waffen in der Hand Protest einlegten, erklärte man der gesammten nichtkatholischen Einwohnerschaft, daß sie sofort zu wählen habe, ob sie auswandern oder zum Katholizismus zurückkehren wolle, denn in Böhmen, Mähren und Schlesien dürfe künftighin nur noch der katholische Glaube herrschen. Daraufhin verließen über 30,000 protestantische Familien, darunter 200 der edelsten Geschlechter, ihr Vaterland, um in Preußen, Sachsen, Holland und der Schweiz eine neue Heimath zu suchen, und dadurch wurde der Gewerbsleiß Böhmens so gut wie vernichtet. Nun waren aber unter den Zurückgebliebenen, das heißt unter denen, welche, um bleiben zu können, erklärt hatten, katholisch werden zu wollen, Viele, die, weil innerlich immer noch protestantisch, die Messe, die Processionen und die sonstigen kirchlichen Uebungen der Katholiken nicht mitmachten, und sowie solcher Frevel entdeckt wurde, was geschah dann? Ei diese Frevler ließ man von den Kroaten mit geschwungenen Säbeln in die Kirche treiben, oder legte man ihnen ein Duzend Richtensteinischer



Dragoner (so genannt, weil der Fürst Karl von Lichtenstein, der Blutgerichtspräsident und nachherige Statthalter von Böhmen, diese Dragonerregimenter eigens zum Behuf der Befehrung ins Leben rief) so lange ins Haus, bis sie zu Kreuze krochen. Kurz die rohesten wie die raffinirtesten Mittel wurden angewendet, um den Protestantismus total zu vernichten, und zum Schlusse der Tragödie zerriß Ferdinand II. den böhmischen Majestätsbrief, den er seiner Zeit so feierlich beschworen, mit eigener Hand. Ganz in gleicher Weise, wie Ferdinand II. in Böhmen, Schlesien und Mähren, verfuhr Maximilian I. in Oberösterreich, das ihm als Pfand bis zur Bezahlung der Kriegskosten überlassen worden war, und die Einwohner, die Bornehmen wie die Geringen, wurden durch die sogenannten „Seligmacher“ — einen Abklatsch der Lichtensteinischen Dragoner — so lange bis aufs Blut gepeinigt, bis sie entweder wieder katholisch geworden oder ins Ausland geflohen waren. Der Letzteren waren es über 20,000 und darunter befanden sich — wie in Böhmen — die gewerbfleißigsten Bürger, sowie der angesehenste Adel. Die Bauern auf dem Lande aber, denen das Auswandern unmöglich war, weil sie die nöthigen Mittel dazu nicht besaßen, erregten einen Aufstand, der erst nach mehreren Jahren (nachdem ihr Anführer Stephan Fadinger, der ein entschiedenes militärisches Talent besaß und den bairischen General Lindlo mehrmals schlug, im Kampfe gefallen war) durch die Tapferkeit des Grajen Gottfried Heinrich von Bappenheim, der nachher so berühmt geworden ist (er zählte damals erst sieben und zwanzig Jahre) gedämpft werden konnte. Von jetzt an herrschte auch hier Ruhe, die Ruhe des Todes, der Folterkammer und des Zuchthauses; der Protestantismus aber war glücklich vertilgt und die Jesuiten stimmten ein „Te Deum“ an. Im Ganzen genommen mögen damals die deutschösterreichischen Lande, also Böhmen, Mähren, Schlesien, Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und Tyrol eine Einwohnerzahl von acht Millionen Menschen gehabt haben und von diesen waren mindestens sechs Millionen Protestanten gewesen. Nun gut, diese sechs Millionen hatten sich jetzt, die Ausgewanderten abgerechnet, durch die brutalste Gewalt zum Katholizismus zurückpressen lassen müssen, weil von den übrigen Protestanten im Reich auch nicht

das Geringste geschehen war, solchen Schandthaten ein Ziel zu setzen, und Ferdinand II. glaubte damit etwas Großes geleistet zu haben. Das Große aber, das daraus hervorging, war der geistige Niedergang der habsburgischen Lande, welcher auch den materiellen nach sich zog, denn statt zum Arbeiten und zum Denken wurde das Volk jetzt zum Messehören und zum Wunderglauben angehalten.

So endete der erste Act des großen Glaubenskampftrauerspiels mit einem vollständigen Triumph der katholischen Parthei. Trotzdem aber legte von denen, welche bis jetzt gegen den Kaiser Ferdinand II. im Felde gestanden, ein Einziger die Waffen nicht nieder, nemlich der Graf Ernst von Mansfeld, der mit seinen Soldtruppen den Böhmen zu Hülfe gezogen war. Als ein jüngerer Sohn besaß er keine Hufe Landes und eben so wenig war er sonst mit Reichthümern gesegnet; aber sein Feldherrntalent wie seine wilde Tapferkeit war unbestritten und deswegen liefen ihm die Söldner, denen er die größten Freiheiten gewährte, schaarenweise zu. Nachdem sich nun das Schicksal Böhmens entschieden hatte, zog er von Pilsen in die Bisthümer Bamberg, Würzburg und Eichstädt (deren Beherrscher waren ja Mitglieder der Liga) und brandschatzte dieselben als ein anderer Albrecht Alcibiades auf die unbarmherzigste Weise. Auch ließ er die Werbetrommel gar lustig rühren und brachte so, weil es der müßigen Waffenknechte (Verdorbene vom Adel, verlaufene Pfaffen und Studenten, bankerotte Kaufleute und Leutesfresser nennt sie eine alte Chronik) eine ganze Unzahl gab, brachte er sein Heer in kurzem auf 20,000 Mann; das Geld zu ihrem Unterhalt aber lieferten ihm theils seine Brandschatzungen, theils die Freigebigkeit des Königs von England, des Schwiegervaters des Winterkönigs. Jetzt, nachdem er sich für stark genug hielt, um den Krieg wieder eröffnen zu können, erklärte er vom Winterkönige — dem verjagten König Friedrich — bevollmächtigt zu sein, seine Sache gegen den Kaiser zu führen, und warf sich zu Anfang des Jahrs 1622 in das kaiserliche Elsaß. Zu gleicher Zeit, von seinem Beispiele angesteckt, warb auch der tapfere Herzog Christian von Braunschweig, ein jüngerer Bruder des regierenden Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, in Niedersachsen ein Heer an, um ebenfalls für den Winterkönig ins



Feld zu ziehen, und hiezu mußten auch ihm die Bisthümer und Klöster, mit denen er, wie z. B. mit Baderborn und Münster, ganz entseßlich umging, die nöthigen Mittel liefern. Ein drittes Heer endlich rüstete der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach aus und zu ihm stand der Herzog Magnus von Württemberg, ein jüngerer Bruder des regierenden Herzogs Johann Friedrich. Diese drei Bandenführer hatten zusammen wenigstens 50,000 Mann unter den Fahnen, allein, weil auf den Raub angewiesen, operirte Jeder von ihnen vereinzelt und so hätte man glauben sollen, daß es dem Kaiser Ferdinand II. und seinen Verbündeten ein Leichtes gewesen sein werde, sie Einen nach dem Andern zu vernichten. Dem war übrigens keineswegs so. Der Kaiser selbst nemlich konnte von seinen Truppen keinen Mann entbehren, weil Bethlen Gabor den mit ihm abgeschlossenen Waffenstillstand längst wieder gebrochen hatte. Ebenso war auch der König von Spanien der mit den protestantischen Niederlanden soeben wieder ausgebrochenen Feindseligkeiten wegen genöthigt, seinen tapferen Feldherrn Spinola aus der Pfalz abuberufen, und konnte dort nur ein kleines Corps unter dem General Cordova zurücklassen. Demgemäß überließ man es ganz allein dem Herzog Maximilian I. von Baiern, die drei großen Bandenführer zu bekämpfen, und damit beauftragte der Herzog seinen tapfern Feldherrn Tilly, der schon in der Schlacht am weißen Berge den Ausschlag gegeben hatte. Johann Tzerklas (Sir Klas oder Niklas) Graf von Tilly, geboren anno 1559 im wallonischen Brabant und in seiner Jugend von den Jesuiten gebildet, hatte in den Niederlanden unter Alba, Requesens, Don Juan d'Austria und Alexander Farnese das Kriegshandwerk im Großen erlernt, war dann im Jahr 1601 in die Dienste des Kaisers Rudolph II. getreten und endlich im Jahr 1609 vom Herzog Maximilian I. zum bairischen Generalfeldmarschall ernannt worden. Mit strengen Sitten verband er einen mächtigen Eifer für den katholischen Glauben; von Aussehen aber war er unheimlich, von magerer Gestalt, mit breiter runzelvoller Stirne, finsternen großen Augen, einem spitzen Knebelbart und wirren borstigen Haaren. Selten sah man ihn anders gekleidet, als in ein grünes Atlaswamms, auf dem Haupt einen kleinen Hut mit wallender rother

Feder und an den Stiefeln lange Sporen. Dieser Feldherr nun warf sich zuerst auf den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach und brachte ihm am 6. Mai 1622 bei Wimpfen eine totale Niederlage bei. Viele edle Herren, wie der junge Herzog Magnus von Württemberg und der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld, auch ein jüngerer Sohn, verloren dabei das Leben; der erst achtzehnjährige Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar dagegen, der jüngste von sechs Brüdern, der sich hier die ersten Sporen verdiente, entkam glücklich und ebenso auch der Markgraf von Baden-Durlach selbst. Von da aus zog Tilly gegen den Herzog Christian von Braunschweig und schlug ihn am 20. Juni 1622 bei Höchst so gründlich, daß der Herzog sein ganzes Fußvolk einbüßte. Endlich suchte Tilly auch noch den tapfern Mannsfeld auf; dieser aber, sich zu schwach fühlend, zog sich nach einigen kleinen Gefechten durch die Champagne nach den Niederlanden und half dort den Holländern die Stadt Bergen-op-Zoom, welche Spinola belagerte, zu entsetzen. Nachdem die drei großen Bandenführer das Feld hatten räumen müssen, wandte sich Tilly nach der Pfalz, um gemeinsam mit den dort stehenden Spaniern die letzten festen Plätze, die noch nicht in spanischen Händen waren, zu erobern, und nach scharfer Belagerung gelang es ihm im Winter auf 1623 die Stadt Heidelberg nebst dem dortigen herrlichen kurfürstlichen Schlosse zu erstürmen. Dort confiscirte er sofort die unschätzbare sogenannte Heidelberger Bibliothek, welche durch die Munificenz der pfälzischen Kurfürsten angesammelt als der größte literarische Schatz Deutschlands galt, und sein Herr, der Herzog Maximilian I., beeilte sich, dieselbe dem Papst Gregor XV. zum Präsente zu machen. Nach Heidelberg wurde auch Mannheim sowie Frankenthal und Germersheim erobert und daraufhin ging es selbstverständlich in der ganzen Pfalz an die Ausrottung des Protestantismus, wobei die Jesuiten, welche den bairischen Truppen stets auf den Fersen folgten, natürlich wieder die Hauptaction übernahmen. Vor allem wurden die protestantischen Professoren Heidelbergs sowie die sämtlichen protestantischen Geistlichen des Landes ohne weiteres über die Gränze gebracht und daraufhin begann in gewohnter Weise die Zwangsbekehrung der Baien. Hiemit aber begnügte man sich noch



nicht einmal, sondern der Generalfeldmarschall Tilly dehnte die Quartiere seiner Truppen bis nach Zweibrücken, nach der Wetterau, nach Baden-Durlach, ja selbst nach dem Elsaß, besonders nach Hagenau und Colmar aus, und auch hier mußten alle Protestanten entweder auswandern oder aber sich zur Alleinseligmachenden befehren. Nur Straßburg behauptete seine Religionsfreiheit durch die Festigkeit seiner Mauern.

Inzwischen setzte Friedrich V. alle Hebel in Bewegung, um wenigstens sein angestammtes Land, die Pfalz, wieder zu erlangen, und da er anfangs glaubte, der Graf von Mannsfeld könne ihm dasselbe zurückerobern, schloß er sich eine Zeitlang ihm an. Wie aber dieser Versuch mißglückte, ließ er durch seinen Schwiegervater, den König Jacob von England, mit Ferdinand II. Unterhandlungen anknüpfen, um womöglich zu einem glimpflichen Abkommen zu gelangen. Daraufhin berief der Kaiser die geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands auf den Januar 1623 zu einem Fürstentag nach Regensburg mit der ausgesprochenen Absicht, über die Kurpfalz definitiv zu beschließen; allein statt hier dem armen Friedrich gerecht zu werden, erklärte er denselben sofort, als Empörer gegen Kaiser und Reich, sowohl seiner Lande als der Kurwürde für verlustig und that zugleich seinen Willen dahin kund, daß er gesonnen sei, die pfälzische Kurwürde dem Herzog Maximilian I. von Baiern zu verleihen. Die Belehnung mit dieser hohen Würde nemlich hatte der Herzog schon längst verlangt und da der Kaiser seiner Hülfe unmöglich entbehren konnte, so war ihm dieselbe auch zugesichert worden. Die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg, sowie der Landgraf von Hessen-Darmstadt erlaubten sich eine zahme Einrede, aber der sächsische Kurfürst wurde alsbald damit zum Schweigen gebracht, daß der Kaiser ihm die Lausitz definitiv verlieh, und nun fügten sich auch die beiden andern Fürsten ohne fernere Widerrede. So erhielt Maximilian I. am 25. Februar 1623 den pfälzischen Kurhut, von der Pfalz selbst aber sprach ihm der Kaiser nur die sogenannte Oberpfalz mit der Hauptstadt Amberg zu, während die eigentliche Pfalzgrafschaft am Rhein vorderhand im Besitz der Spanier blieb. Natürlich, denn Philipp IV. (Philipp III. war anno 1621 verstorben) mußte doch

auch für seine Dienste entschädigt werden, und überdem wollte Ferdinand II. die spanische Hülfe stets ganz in der Nähe haben. Diese furchtbare Eigenmächtigkeit des Kaisers empörte den ritterlichen Anbeter der schönen Gemahlin des Winterkönigs, den Herzog Christian von Braunschweig, der sich nach der verlorenen Schlacht bei Höchst nach den protestantischen Niederlanden zurückgezogen hatte, so sehr, daß er alsbald wieder die Werbetrommel rühren ließ und sofort mit einem schnellstens gesammelten Heere von 20,000 Mann in Westphalen einrückte. Sein Plan war, in Eilmärschen durchs Sächsische bis nach Böhmen vorzudringen und sich da vor den Thoren Prags sowohl mit Bethlen Gabor, mit dem er sich hierüber verständigte, als auch mit dem Grafen von Mansfeld, den er ebenfalls bestimmte, die Waffen wieder nach Deutschland zu tragen, zu vereinigen. Weil ihm aber der Kurfürst von Sachsen den Durchmarsch verweigerte, erlitt sein Vorrücken eine beträchtliche Verzögerung und so gelang es dem Grafen von Tilly, der schnellstens von der Pfalz her durchs Hessische anmarschirte, ihn bei Stadtloo im Münsterschen zum Stehen zu bringen. Sofort entspann sich eine mörderische Schlacht, welche drei Tage, vom 4. bis 6. August 1623, dauerte und mit der totalen Niederlage des Herzogs endigte. Nunmehr blieb Letzterem nichts übrig, als wiederum das Ausland aufzusuchen und er begab sich sofort nach Paris, um wo möglich die französische Regierung zum Einschreiten zu bewegen. Der Graf von Mansfeld aber, der jetzt ebenfalls Alles für verloren gab, eilte nach England, an dessen Hofe man ihn mit den höchsten Ehren aufnahm. Jetzt war der Triumph Ferdinands II. ein vollständiger und da gleich nachher auch Bethlen Gabor sich dazu hergab, einen Waffenstillstand zu schließen, so hatte der Kaiser keinen einzigen bewaffneten Feind mehr gegenüber.

Zum zweiten Male trat jetzt in dem großen Kampfe ein Ruhepunkt ein und die Sieger hätten denselben in einen vollkommenen Frieden verwandeln können, wenn es ihr Wille gewesen wäre. Dagegen blieben die Spanier in der Rheinpfalz stehen und ebenso die Truppen des Herzogs, nunmehr Kurfürsten Maximilians I., in all' den Ländern, welche sie während der letzten Kämpfe occupirt hatten. Von Entwaffnung aber oder gar von Wiederherstellung des früheren



öffentlichen Rechtszustandes war ohnehin keine Rede; im Gegentheil, Lill ließ seine Schaaren haufen, als stünden sie in Feindesland, und die ihn begleitenden Jesuiten machten überall in jenen Ländern mit dem Protestantismus ein qualvolles Ende. War es nun nicht mit Händen zu greifen, daß diesem Allem geheime Absichten zu Grunde liegen mußten? Deutlicher gesagt, daß Ferdinand II. zusammen mit dem Könige von Spanien und dem Kurfürsten Maximilian I. an der Verwirklichung eines großen Planes arbeiteten, an dem Plane nemlich, ganz Deutschland, ja die ganze europäische Welt in den Katholizismus zurückzupressen? Man wußte, daß Ferdinand II. vor dem Bilde der Jungfrau Maria das Gelübde gethan hatte, die Ketzer, so weit sein Arm reiche, zu vertilgen, und daß seine jesuitische Umgebung ihm unaufhörlich ins Ohr raunte, es gebe kein besseres Mittel, um seine Kaisermacht zu einer unumschränkten zu machen, als wenn er die Protestanten in Deutschland unterjochte. Man wußte, daß der Kurfürst Maximilian I. auf der Versammlung der Häupter der Liga in Augsburg zu Anfang des Jahrs 1624 die Erklärung abgegeben hatte: „Die offenen Feinde seien überwunden, jetzt sei es Zeit, auch diejenigen anzugreifen, welche bisher stille gesessen oder neutral geblieben.“ Man wußte, daß Philipp IV., der König von Spanien, dem Papste Urban VIII. (seit 1623) zugeschworen hatte, sein Schwert der heiligen Sache des Katholizismus, so lange er lebe, zu weihen und allen Befehlen der römischen Curie aufs getreueste nachzukommen. Unter solchen Umständen mußten auch die nicht-deutschen protestantischen Staaten, nemlich Holland, England, Dänemark und Schweden, aufgeschreckt werden, denn auch ihnen drohte die größte Gefahr; wenn erst die obgenannten Coalirten ganz Deutschland niedergeworfen hätten. Ueberdem gab es außer den religiösen auch noch politische Beweggründe, um sie zu veranlassen, in die deutschen Angelegenheiten einzugreifen. So für Holland die nur allzu gegründete Furcht, Spanien möchte mit dem Kaiser Ferdinand vereint seine kaum errungene Unabhängigkeit wieder vernichten. So für den König von England, seit Anfang des Jahrs 1625 Karl I., der Drang, seinen Schwager, den Winterkönig, wieder in sein Kurfürstenthum einzusetzen. So für die französische Regierung, deren Seele seit der

Thronbesteigung Ludwigs III. der gewaltige Cardinal Richelieu war, die Einsicht, daß das Haus Habsburg, wenn es ihm gelänge, die Protestanten in Deutschland zu vernichten, eine Macht erlangen würde, gegen die Frankreich nicht mehr aufkommen könnte. In Folge dessen fanden zwischen den genannten Regierungen und Staaten seit dem Jahr 1624 darüber, auf welche Art man am besten die Absichten der jesuitisch-katholischen Parthei durchkreuzen könnte, Unterhandlungen statt und endlich zu Anfang des Jahrs 1625 kam zwischen dem König Christian IV. von Dänemark, welcher als Herzog von Schleswig-Holstein zugleich deutscher Reichsstand war, und dem Kurfürsten von Brandenburg, welchem sich auch die Herzoge von Braunschweig und Mecklenburg, sowie die Städte Hamburg, Bremen und Lübeck angeschlossen, ein Schutz- und Trugbündniß zu Stande. Diesem Bündniß stellte die französische Regierung sofort ihre Unterstützung wenigstens in Aussicht, während dagegen Karl I. von England sich zu monatlichen Subsidien von 360,000 Gulden — für damalige Zeiten eine sehr beträchtliche Summe — verbindlich machte. Endlich gestatteten die Holländer dem Grafen von Mansfeld und dem Herzog Christian von Braunschweig, jenen längst bewährten Bandenführern, in ihren Staaten so viel Truppen anzuwerben, als sie nur immer wollten und konnten. Von dieser Erlaubniß machten die beiden genannten Kriegsobersten auch sogleich den umfassendsten Gebrauch und bald hatte jeder von ihnen seine 15,000 Mann unter den Fahnen. Eben so eifrig rüstete der König von Dänemark mit seinen Verbündeten und im Sommer 1625 konnte er über mindestens 30,000 Mann verfügen. Jetzt, da im Ganzen 60,000 Mann protestantischer Truppen im Felde standen, dachte die Sache dem Kaiser Ferdinand äußerst gefährlich zu werden. Er hatte gleich von Anfang an den Verbündeten strengstens befohlen, ihren Bund alsobald aufzulösen und gleich darauf in noch herrischerer Weise die Einstellung der Rüstungen von ihnen verlangt. Wie sie aber nichts darauf gaben, war an den Grafen von Tilly die Weisung ergangen, zum Angriff zu schreiten, und der tapfere Feldherr rückte auch alsobald bis an die Weser vor, wo er Hameln besetzte. Allein zu gleicher Zeit verlangte er aufs dringendste Verstärkungen, weil er sonst nothwendig von der Ueber-



macht erdrückt werden mußte, und dieses sein Verlangen war nur allzusehr gerechtfertigt. Ferdinand II. stand rathlos. Seine eigenen wenigen Truppen konnte er unmöglich entbehren, weil sie kaum hinreichten, die Ordnung in seinen weitgedehnten Erbstaaten aufrecht zu erhalten, und überdem besaß er, seitdem Boucquoi im Krieg gegen Bethlen Gabor gefallen war, nicht einmal einen hervorragenderen General. Endlich drückte ihn, wie das im Hause Oestreich bei der ewigen Pfaffen- und Günstlingswirthschaft stets herkömmlich gewesen ist, eben jetzt wieder ein solcher Geldmangel, daß die Anwerbung einer größeren Armee für ihn zur reinsten Unmöglichkeit wurde. Somit schien nichts übrig zu bleiben, als abermalen den Kurfürsten Maximilian I. zu beschwören, in die klaffende Lücke einzutreten; allein hiezu sich zu entschließen, war er doch fast nicht im Stande. Man bedenke nur das furchtbar Demüthigende eines solchen Schrittes! Was aber noch weit schwerer ins Gewicht fiel, mußte er, wenn er diesen Schritt that, nicht vollends gänzlich von dem guten Willen Maximilians I. abhängig werden? Gewiß, dann war Maximilian factischer und er selbst nur nomineller Kaiser, denn der Generalfeldmarschall Tilly nahm nur von ersterem, nicht aber von ihm, dem Kaiser, Befehle an. In dieser ganz entsetzlichen Noth erbot sich der Kriegsoberst Albrecht von Waldstein, ihm auf eigene Kosten ein Heer von 50,000 Mann zu stellen, wofür er, Waldstein, den unbeschränkten Oberbefehl über dasselbe erhalte, und welch' ein Centnergewicht fiel nun vom Herzen Ferdinands II.!

Albrecht Wenceslaus Eusebius von Waldstein oder Wallenstein, wie man ihn später gewöhnlich hieß, war eine von jenen außerordentlichen Naturen, welche mit glänzenden Talenten und einer eisernen Willenskraft den immenssten Ehrgeiz verbinden und Alles mit sich fortreißen, sobald ihnen der gehörige Spielraum vergönnt wird. Geboren am 14. September 1583 als der Sohn eines wenig begüterten protestantischen böhmischen Edelmanns kam er, nachdem er die Schule von Goldberg in Schlesien und nachher die Universität Altdorf eine Zeitlang besucht hatte, als Page an den kleinen Burgauischen Hof (ich meine an den Hof des Erzherzogs Ferdinand, der die Philippine Welser, nachherige Markgräfin von Burgau, geheirathet

hatte) und ließ sich hier durch die Jesuiten zum Katholizismus bekehren. Daraufhin erhielt er vom Erzherzog Ferdinand die Mittel, sich auf Reisen weiter auszubilden, und er besuchte nun nacheinander Holland, England, Frankreich, Spanien und Italien. Auf der Universität Padua hielt er sich wieder längere Zeit auf und hier prophezeite ihm der Astrolog Argoli, daß er unter ganz ungewöhnlichen Sternen geboren sei. An dieser Prophezeiung unerschütterlich haltend hielt er sich für große Dinge bestimmt, und um nun seine Carrière zu eröffnen, trat er, nach Hause zurückgekehrt, in die Dienste Rudolphs II., um gegen die Türken zu fechten. Nach Beendigung des Feldzugs, der ihm den Rittmeistersrang einbrachte, heirathete er eine ältere aber sehr reiche Wittwe aus dem Hause Wiczlawa in Mähren, die sich sterblich in ihn verliebt hatte, und nach deren baldigem Tode gelang es ihm, eine nicht minder reiche Gräfin von Harrach, deren Vater am Wiener Hofe eine große Rolle spielte, als zweite Gemahlin heimzuführen. Darum, wie nun anno 1617 der Krieg in Ungarn von neuem losbrach, sah er sich im Stande, dem Kaiser aus eigenen Mitteln ein Reiterregiment zu stellen, und als Commandant desselben that er sich durch seine Wachsamkeit, Klugheit und Tapferkeit so hervor, daß er den Winter darauf zum Generalmajor befördert wurde. Nicht minder tapfer focht er im böhmischen Kriege und zugleich machte er sich durch seine splendide Freigebigkeit einen solchen Namen, daß die Brigade, die er damals commandirte, nicht höher als auf ihn schwor. Eben so angesehen war er bei den Offizieren der ganzen Armee, denn er bewirthete sie alle von Zeit zu Zeit mit fürstlichem Aufwande und Jedem, der von Gläubigern bedrängt wurde, stand seine Börse offen. Wie nun aber nach der Schlacht am weißen Berge von den confiscirten Gütern des protestantischen böhmischen Adels eine Menge zu wahren Schleuderpreisen verkauft wurden, erwarb er sich deren — für etwa sieben Millionen böhmische Gulden — über sechzig und dadurch stieg sein Reichthum, weil jedes Gut den siebenfachen Werth des Kaufpreises hatte, ins Kolossale. Ueberdem begnadigte ihn jetzt (im Jahr 1623) Ferdinand II. wegen seiner vielfach bewiesenen Treue mit der Herrschaft Friedland und verlieh ihm zugleich die Reichsgrafenwürde. Von



dieser Zeit an hießen ihn die Soldaten nur noch den „Friedländer“ und wenn er gleich noch kein größeres Heer selbstständig kommandirt hatte, so hegten sie doch ein unbedingtes Vertrauen zu ihm. Seine hohe Gestalt, sein fürstlicher Anstand, sein schweigsames, fast majestätisches Dahinschreiten, sein durchdringender, unheimlicher Blick imponirten ihnen und dazuhin glaubte man allgemein, daß er mit geheimen Mächten, welche den Sieg an seine Fahne ketten, in Verbindung stehe. Weiter war zur Genüge von ihm bekannt, daß er den unter ihm stehenden Kriegern, sobald nur der Dienst pünktlich versehen wurde, alle Ausschweifungen gestattete, und schließlich erzählte man sich Wunderdinge von der fast königlichen Freigebigkeit, mit der er Jeden, der sich auszeichnete, zu überschütten pflege.

Ein solcher Mann war der Friedländer, dem jetzt der Kaiser Ferdinand II. das Patent als Generallissimus ausfertigen ließ, indem er ihn zugleich zum Herzog von Friedland ernannte. Einige kaiserliche Rätthe hatten zwar gemeint, ein Heer von 50,000 Mann lege eine allzu große Macht in die Hände des neuen Generallissimus und der Kaiser solle ihm daher nur die Anwerbung von 20,000 Mann gestatten. Allein der Friedländer erwiderte kurzweg: „Mit 50,000 Mann kann ich überall, wohin ich rücke, fordern, was ich will; mit 20,000 sinke ich zum Freibeuter herab wie der Mannsfelder Ernst und der Braunschweiger Christian.“ Es blieb also bei den 50,000 Mann und sofort ließ Wallenstein in Böhmen, Franken und Schwaben die Werbetrommel rühren. Sowie es aber bekannt wurde, daß der Friedländer anwerbe, strömten der beutelustigen Abenteurer eine schwere Menge herbei und darunter befanden sich gar Viele, die längst ihre Sporen verdient hatten. Nach dem Glauben wurde nicht gefragt und eben so wenig nach dem guten Leumund. Dagegen verlangte der Feldherr Muth und Waffengeübtheit und vor allem eine unbedingte Subordination. So kam in wenigen Monaten schon eine Armee von 40,000 Mann zusammen und dieser Armee wußte der Friedländer einen solchen Geist einzuhauchen, daß sie einen völlig geschlossenen militärischen Staat mit ihm als Cäsar an der Spitze bildete. Gut nun, im September 1625 brach Wallenstein mit seinen Truppen nach dem Norden Deutschlands auf und in Goslar sollte

sich der Graf von Tilly mit ihm vereinigen. Dort kamen beide Feldherren auch richtig mit einander zusammen; allein da keiner den andern als Generallissimus über sich dulden wollte, trennten sie sich sofort wieder, um abgesonderte Winterquartiere zu beziehen. Diese nahm der Graf von Tilly an der Weser; der Herzog von Friedland aber verlegte seine Truppen ins Anhaltische, Halberstädtische und Magdeburgische, während er selbst seine Residenz in Halberstadt aufschlug.

Für das Jahr 1626 schienen große Thaten vorbehalten zu sein und namentlich hielt man dafür, daß die protestantische Hauptarmee unter Christian IV. von der Tillyschen und der Friedländischen zwischen zwei Feuer würde genommen werden. Deshalb eilte der Graf Mansfeld mit dem tapfern Herzog Johann Ernst von Sachsen-Weimar (einem Bruder des Bernhard von Weimar, dessen ich schon erwähnte) dem Herzog von Friedland entgegen und griff ihn am 24. April 1626 bei Dessau an. Er wurde jedoch gründlichst geschlagen und mußte über Hals und Kopf ins Brandenburgische retiriren. Dort ergänzte er sein decimirtes Corps so gut es ging und marschirte darauf nach Schlesien, um den Krieg ins Herz Oestreichs zu tragen. Ueberdem hoffte er, daß Bethlen Gabor, der alte Feind der Habsburger, alsbald bei seinem Erscheinen wieder zu den Waffen greifen werde; allein es kam aus zwei Gründen ganz anders. Einmal nemlich deswegen, weil der Friedländer dem Mansfelder mit seiner ganzen Armee in forcirten Märschen auf dem Fuße nachfolgte, woraufhin Bethlen Gabor es nicht wagte, den Frieden zu brechen, und sodann deswegen, weil eben jetzt in Oestreich und Ungarn eine furchtbare Hungersnoth herrschte, so daß der Mansfelder, der für keine Proviantbestände vorgesorgt, sondern geglaubt hatte, alles Nöthige mit Leichtigkeit requiriren zu können, seine Truppen bald nicht mehr ernähren konnte. In Folge dieses letzteren Umstandes sah er sich sogar genöthigt, dieselben gänzlich zu entlassen, und daraufhin beeilte er sich, über Venedig nach England zu reisen. Hier wollte er mit neuen Subsidien ein neues Heer anwerben, um den Krieg in Deutschland fortzusetzen; allein noch ehe er Venedig erreicht hatte, er-  
eilte ihn am 20. November 1626 der Tod im Dorfe Urałowitz in



der Nähe von Spalatro. Einige Tage später, am 4. Dezember 1626, starb auch sein Freund, der Herzog Johann Ernst von Sachsen-Weimar, der krank in Ungarn zurückgeblieben war, in St. Martin in der Gespanschaft Thurocz, und so wurde der Friedländer seiner beiden Gegner los, ohne daß er nöthig gehabt hätte, sich mit ihnen zu messen. Allein die arge Hungersnoth brachte auch ihm der Entbehrungen eine Menge, so daß er über 25,000 Mann verlor, und somit eilte er im Spätherbst nach Wien, um dort neue Anwerbungen zu machen. Ganz andern Ruhm hatte sich inzwischen Tilly erworben. Nachdem nemlich der Herzog Christian von Braunschweig, jener tapfere Bandenführer, welchen der Leser längst kennt, am 6. Mai 1626 noch nicht einmal dreißig Jahre alt schnell weggestorben, fehlte dem protestantischen Heere unter Christian IV. ein guter militärischer Führer, denn der Dänenkönig war zwar eitel genug, um auf den Oberbefehl Anspruch zu machen, verstand aber vom Kriegshandwerk so viel wie nichts. Darum, wie er sich nach langem Hin- und Hermarschiren am 27. August 1626 dem Tilly bei Lutter am Barenberge stellte, erlitt er eine furchtbare Niederlage und namentlich fiel auch seine ganze Artillerie, bestehend aus 22 großen Kanonen, in die Hände des Feindes. Somit blieb ihm nichts übrig, als schnellstens nach Holstein zurückzweichen; seine sämtlichen Verbündeten aber, der Kurfürst von Brandenburg, die Herzoge von Mecklenburg und von Braunschweig, sowie die Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg, beeilten sich nunmehr — in der Hoffnung, damit alle weiteren schlimmen Folgen von sich abzuwälzen — dem General Tilly ihre Unterwerfung anzuzeigen. Aus demselben Grunde dankte auch der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel zu Gunsten seines Sohnes Wilhelm ab, denn er war zwar kein Mitglied des Bundes gewesen, der jetzt eben ein solch' schmähliches Ende nahm, aber er hatte denselben auf alle Weise unterstützt und fürchtete also die Rache des Siegers.

Während seines Winteraufenthalts in Wien befaßte sich Wallenstein mit den großartigsten Plänen, und es steht jetzt fest, daß der Kaiser Ferdinand II. denselben vollkommen zustimmte. Von welcher Art aber waren diese Pläne? Ein Brief des Generals Altringer,

eines vertrauten Freundes des Friedländers, gibt uns genauen Aufschluß über dieselben. „Wie“, so heißt es in diesem Briefe, „in Hispanien und Frankreich nur Einer herrscht, so soll es auch in Deutschland künftig nur einen einzigen Gebieter geben und all’ der vielköpfigen Fürstentherrschaft muß ein Ende gemacht werden. Weil aber die Hauptmacht des Fürstenthums im protestantischen Norden liegt, so ist vor allem dort aufzuräumen und dann wird der übrige Theil des Reichs keine besonderen Schwierigkeiten mehr bieten.“ Solch’ großartige Pläne hegte der Friedländer in seinem Innern und mit dem Sommeranfang 1627 rückte er mit seinem Heere in Schlesien ein. Von da marschirte er durch Sachsen, ohne daß er dessen traurigen Kurfürsten Johann Georg — derselbe war in seiner stumpfsinnigen Schwäche, die er für Klugheit hielt, bis jetzt neutral geblieben — auch nur um Erlaubniß gefragt hätte, ins Brandenburgische, wo er seinen Truppen alle nur denkbaren Ausschweifungen erlaubte, und von da ging’s weiter nach Mecklenburg und Pommern, welche beiden Herzogthümer ohne eigentlichen Widerstand in seine Hände fielen. Daraufhin kam er mit Tilly, welcher bereits bis nach Holstein vorgerückt war, in Lauenburg zusammen, um sich über die nächsten Operationen zu besprechen, und Tilly übernahm es, das nordwestliche Deutschland — das reiche Bremen reizte seine Vernichtungswuth — gegen die Holländer, die mit einem Einfall drohten, zu beschützen. Der Friedländer dagegen marschirte gegen den König Christian IV., und trieb ihn nach kurzem so in die Enge, daß derselbe, Holstein, Schleswig und Jütland preisgebend, mit dem Rest seiner Truppen nach der Insel Seeland überschiffen mußte. Dorthin konnte ihm der Friedländer nicht folgen, weil er keine Flotte besaß; aber im Zorn darüber suchte er Jütland, Schleswig und Holstein mit den furchtbarsten Bedrückungen heim und beorderte sofort den Obersten Torquato Conti, die Stadt Stralsund, die einzige in Pommern, welche sich ihm bis jetzt noch nicht unterworfen hatte, einzuschließen. Nicht minder sorgte er auch für sich selbst, denn nicht zufrieden damit, daß ihm der Kaiser zum Lohn für seine Dienste das Herzogthum Sagan in Schlesien um ein Geringes zuerkannte, ließ er sich jetzt — zu Anfang des Jahrs 1628 — auch noch das Herzogthum Mecklenburg



verleihen. Dieses Herzogthum sollte ein Aequivalent sein für seine bis jetzt aufgewendeten Kriegskosten und der Kaiser mußte, um ihn mit demselben belehnen zu können, vorher die Herzoge Adolph Friedrich und Johann Albrecht (sie hatten das Land in Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow getheilt gehabt) wegen ihrer Theilnahme an dem dänischen Bündnisse mit der Acht belegen. Damals nun stand der Friedländer auf der Höhe seiner Macht, obwohl er keine eigentliche Großthat begangen oder auch nur einen bedeutenden Sieg errungen hatte. Allein er war durch die Belehnung mit Mecklenburg zum regierenden Reichsfürsten emporgestiegen und commandirte eine Armee, gegen deren Stärke von 160,000 Mann — so furchtbar war sie nach und nach angewachsen, weil ihm die Söldner von Halbeuropa, die adeligen wie die bürgerlichen, schaarenweise zuliefen — die Tilly's, des Generallissimus der Liga, total in den Hintergrund trat. Vor dieser für die damaligen Zeiten wahrhaft kolossalen Armee zitterte ganz Deutschland und weil man zitterte, fügte man sich in Alles, selbst das Aergste. Deßwegen hielt der Kaiser endlich die Zeit für gekommen, sich von dem bis jetzt übermächtigen Willen des Kurfürsten Maximilians I. zu emancipiren, und bot ihm für seine aufgewendeten Kriegskosten — im Ganzen auf 13 Millionen Gulden berechnet — die rechtsrheinische Rheinpfalz an. Darauf ging Maximilian I. am 28. Februar 1628 ein und gab sofort Oberösterreich, das er bis jetzt als Pfand besessen, an Ferdinand II. zurück. Indessen hauste Wallenstein in den von ihm besetzten Ländern mit der gränzenlosesten Willkühr und in alle nur irgend bedeutendere Städte, selbst in die des Kurfürsten von Brandenburg, legte er Besatzungen, welche sich die unerhörtesten Frevel erlaubten. Nur allein die damals überaus mächtige Seestadt Stralsund fuhr fort, sich zu widersetzen, und doch war ihm, der sich jetzt eben den Titel eines „Generals des oceanischen und baltischen Meeres“ vom Kaiser verleihen ließ, Alles daran gelegen, sie in die Hände zu bekommen, weil sie, die an der Ostsee dominirte, ihm die Mittel gewähren sollte, den König von Dänemark auf seinen Inseln anzugreifen. Im Juni 1628 legte er sich also mit 40,000 Mann in Person vor dieselbe und schwur, sie müßte sein werden, und wenn sie mit Ketten an den

Himmel gebunden wäre. Allein die tapferen Bürger unter ihrem heldenmüthigen Bürgermeister Steinvig schlugen alle seine Stürme ab und da ihnen die Dänen und Schweden von der See her ganz ungehindert Proviant, Munition und selbst Hülfsstruppen zuführen konnten, verblutete sich der Friedländer umsonst. Endlich, im September 1628, hob er, nachdem er über 12,000 Mann verloren hatte, die Belagerung auf und schloß sofort mit dem Dänenkönige, weil er einsah, daß er ihn auf seinen Inseln unmöglich bezwingen könne, in Lübeck Frieden. Christian IV. mußte sich verpflichten, künftighin weder den abgesetzten Herzogen von Mecklenburg Beistand leisten, noch sich überhaupt mehr in die deutschen Angelegenheiten mischen zu wollen, und erhielt dafür die Provinzen Jütland, Schleswig und Holstein zurück.

Abgesehen davon, daß die Stadt Stralsund nicht hatte bezwungen werden können, lag in ganz Deutschland die Macht der Protestanten in den letzten Zügen, und somit beschloß Ferdinand II. auf das Andrängen der Jesuiten (seine weltlichen Rätthe, wie sein gut katholischer Minister Rhevenhüller und der Feldmarschall Colalto waren durchaus dagegen) dem Protestantismus vollends den Gnadenstoß zu versetzen. Zu diesem Behufe erließ er am 6. März 1629 das vielberüchtigte Restitutionsedict, durch welches er dieselben Zustände wie zur Zeit des Passauer Vertrags von 1552 wiederherstellen wollte. Namentlich sollten die Reformirten im Reiche gar nicht mehr geduldet, die Lutherischen aber gehalten sein, alle seit 1552 in ihren Besiß übergegangenen geistlichen Güter der katholischen Kirche zurückzugeben. Das war ein furchtbarer Schlag, welcher die Evangelischen ganz betäubte, denn in Wahrheit handelte es sich um ganz Kolossales. Es handelte sich in erster Linie um die zwei protestantisch gewordenen großen Erzbisthümer Bremen und Magdeburg, sowie um die zwölf in der ganz gleichen Lage befindlichen Bisthümer Halberstadt, Minden, Verden, Lübeck, Ratzeburg, Merseburg, Meißen, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus und Kammin. Es handelte sich sodann um eine ganze Unmasse von Abteien, Probsteien und Klöstern, deren Güter zum Theil von den protestantischen Regierungen eingezogen, zum Theil von Staatswegen an protestantische Edelleute verkauft worden waren. Es handelte sich drittens um Tausende von Kirchen in



Städten und Dörfern, welche jetzt, weil die sämmtlichen Einwohner protestantisch geworden waren, dem protestantischen Cultus dienten. Es handelte sich endlich darum, in all' diesen Erzbisthümern, Bisthümern, Abteien, Probsteien, Klöstern und Kirchengebieten den katholischen Gottesdienst wieder herzustellen, von dem man dort seit achtzig Jahren nichts mehr gewußt hatte. Somit lag in dem Restitutionsedict für den halben Theil von Deutschland geradezu ein Umsturz der bestehenden kirchlichen, staatlichen und wirthschaftlichen Zustände; allein trotzdem, oder vielmehr gerade deßhalb ging man alsbald daran, das Edict mit der schonungslosesten Härte durchzuführen. Den Anfang machte man mit den Reichsstädten, insbesondere mit Augsburg, weil hier der Religionsfrieden geschlossen worden war, und überall erschienen die kaiserlichen Commissäre mit einem Gefolge von linguistischen oder friedländischen Söldnerbanden, um dem Edicte Gehorsam zu erzwingen. Nach den Reichsstädten kamen die süddeutschen Grafschaften, Fürstenthümer und Herzogthümer an die Reihe und in Württemberg zum Beispiel übernahm es der friedländische Oberst Ossa, ein Spanier, alle früheren Klöster dem Katholizismus mit Gewalt zurückzuerobern. Endlich machte man sich auch an Norddeutschland und hier verfuhr man wenn möglich mit noch größerer Brutalität. So wurden denn alle Kirchen, welche achtzig Jahre zuvor noch katholisch gewesen waren, dem Protestantismus entrissen und die in diese Kirchen Eingepfarrten trieb man mit Säbelhieben zur Messe. Die Klöster aber, die seit so langer Zeit ganz anderen Zwecken gedient hatten, bevölkerte man entweder wieder mit den früheren Mönchen und Nonnen oder — und dieß geschah am häufigsten — schenkte sie der Kaiser den Jesuiten. Ganz eben so willkürlich verfuhr Ferdinand II. mit der Besetzung der zu restituirenden Bisthümer und Erzbisthümer, denn er übertrug seinem zweitgeborenen Sohn Leopold Wilhelm, der bereits die Bisthümer Passau und Straßburg besaß, auch noch die Erzbisthümer Bremen und Magdeburg, sowie die Bisthümer Halberstadt und Brandenburg. „Und das Alles ging ohne Widerstand vor sich?“ wird nun der Leser erstaunt fragen. Die Antwort ist: Ja, fast überall ohne Widerstand, weil die Protestanten wie betäubt waren und nicht ohne Grund befürchteten, im Weigerungs-

faß niedergefäbelt zu werden. Nur allein die Stadt Magdeburg erinnerte sich ihrer glorreichen Vertheidigung von den Jahren 1550 und 1551 und verschloß vor den kaiserlichen Kommissären ihre Thore. Allerdings wurde sofort der Herzog von Friedland angewiesen, sie mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen; aber nachdem er sie acht und zwanzig Wochen lang, vom 22. Juli bis 29. September 1629 belagert hatte, mußte er unverrichteter Dinge wieder abziehen und somit konnte auch der Erzherzog Leopold Wilhelm den dortigen Erzstuhl nicht besteigen.

An allen Gliedern gelähmt lag also zu Anfang des Jahrs 1630 der Protestantismus zu den Füßen des Kaisers Ferdinand II. und nicht minder war letzterer auf dem besten Wege, der unumschränkte Monarch von ganz Deutschland zu werden. Zu dieser Unumschränktheit aber hatte ihm Niemand verholfen, denn allein sein Feldherr, der Herzog von Friedland; der mit seiner kolossalen Armee ganz Deutschland unter dem Daumen hielt, und eben deshalb wurde auch der Friedländer von allen Unterdrückten aufs bitterste gehaßt. Nicht übrigens bloß sie, die Unterdrückten, haßten ihn, sondern auch noch Andere, welche eine solche Dictatur mit Schrecken erfüllte, und unter diesen nahmen der Cardinal von Richelieu, der Kurfürst Maximilian I. mit der Liga, sowie endlich die Jesuiten mit dem Vater Lamormain an der Spitze die erste Stelle ein. Dem Cardinal Richelieu nemlich, dem allgewaltigen Minister Ludwigs XIII., konnte es nicht verborgen bleiben, daß Frankreich zu einer Macht zweiten Rangs herabsinken mußte, wenn das Haus Habsburg wie in Spanien so auch in Deutschland zur unumschränkten Herrschaft gelangen würde, und er bot daher durch seine klugen Unterhändler Allem auf, um die Stellung des Friedländers zu untergraben. Der Kurfürst Maximilian I. aber mußte nothwendig darüber aufs höchste ergrimmt sein, daß er mit jedem Tag mehr auf die Seite geschoben wurde, während doch Ferdinand II. damals — beim Ausbruch der böhmischen Unruhen — ohne seine hochherzige Hülfe notorisch verloren gewesen wäre, und somit wollte auch er den Friedländer beseitigt wissen, damit der Kaiser sich wieder rein bloß an ihn und seinen General Tilly halten müsse. Nicht minder ergrimmt waren auch die übrigen Mitglieder



der Liga, jene Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten, von denen ich früher sprach, denn sie hatten gehofft, von den Hunderten von Klöstern, Stiftern und Kirchengütern, welche laut dem Restitutionsedict den Protestanten abgenommen wurden, die meisten für sich zu bekommen, und nun mußten sie es erleben, daß man sie so gut wie überging. Endlich erfüllte die Jesuiten der heftigste Zorn, als sie sahen, daß der Friedländer, ihr ehemaliger Zögling, den sie als Werkzeug gebrauchen zu können gehofft hatten, sie mit förmlicher Verachtung auf die Seite schob und insbesondere ihr Verlangen, er solle seine Armee von Ketzern säubern, mit Hohnlachen (er duldete keinen Pfaffen bei seinen Regimentern und die protestantischen Söldner waren ihm, wenn sie sich tapfer schlugen, so lieb, als die katholischen) von sich wies. Sie alle also arbeiteten an dem Sturze Wallensteins und im Sommer 1630 auf dem Fürstentag zu Regensburg brach der Sturm los. Diesen Fürstentag hatte der Kaiser auf den Juni 1630 ausgeschrieben, anscheinend zu keinem andern Zwecke, als um seinen Erstgeborenen, den nachherigen Kaiser Ferdinand III., zu seinem Nachfolger wählen zu lassen. In Wahrheit jedoch hegte er die Absicht, den letzten Rest der Fürstenmacht (die der Mitglieder der Liga nicht ausgenommen) vollends zu brechen, und zu diesem Behufe verlegte Wallenstein einen Theil seiner Truppen ins Schwäbische, während er selbst sein Hauptquartier in Memmingen aufschlug. Solcher geheime Zweck übrigens war dem Kurfürsten Maximilian nicht verborgen geblieben und schnellstens warf er also eine starke liguistische Besatzung unter dem Commando seines Generallissimus Tilly nach Regensburg. Schon hiedurch mußte der Kaiser äußerst stutzig werden; allein noch weit mehr verblüffte ihn das Auftreten der Fürsten gleich bei Beginn der Verhandlungen. Sämmtliche Anwesende nemlich traten alsbald mit den bittersten Klagen gegen den Friedländer auf und es war höchst merkwürdig, welche Einigkeit in dieser Beziehung zwischen den katholischen und protestantischen Ständen herrschte. Natürlich übrigens hüteten sie sich alle wohl, den wahren Grund zu nennen, warum sie den Friedländer gestürzt sehen wollten, sondern sie sprachen ganz gleichmäßig nur von den furchtbar gräßlichen Gewaltthaten, welche nun schon seit drei Jahren von den friedländischen Horden ausgeübt wurden. Und in der That,

schaudererregender hätten jene Gewaltthaten gar nicht sein können! „Wie“, so sah sich selbst des Kaisers eigener Bruder, der Erzherzog Leopold zu erklären genöthigt, „wie das kaiserliche Kriegsvolk auf den Durchzügen hauset, und welche Frevel es vollends da begeht, wo es im Quartiere liegt, darüber herrscht nur Eine Stimme, denn etwas Aehnliches hat man früher nie erlebt. Daß es im Kriege nicht ohne allen Schaden abgehen kann, versteht sich; aber das Rauben, das Brennen, das Weiberschänden, das Todtschlagen, das Abschneiden von Ohren und Nasen, anderer Marter, welche den armen Leuten angethan werden, gar nicht zu gedenken — solche Gräuel schreien gen Himmel. Die Offiziere spicken ihre Beutel mit der armen Leute Schweiß und Blut, und ich könnte Viele mit Namen nennen, welche noch vor kurzem blutarm waren und jetzt ihre drei und viermalhunderttausend Gulden baar Geld besitzen. Man martert Tausende zu todt, um ihnen Geständnisse wegen vergrabener Schätze abzapressen, und wenn sie todt sind, so wirft man ihre Leiber den Hunden zum Fressen vor. Ganze Strecken Landes in einer Länge und Breite von sechs und noch mehr Meilen liegen verödet, weil man die Dörfer und Städte in Asche gelegt hat, und anstatt der getödteten Einwohner haufen dort jetzt wilde Thiere.“ Also erklärte der eigene Bruder des Kaisers; eine noch viel heftigere Sprache aber führten die übrigen Fürsten und an ihre Spitze stellte sich der Kurfürst Maximilian I. Er wies nach, daß die Erpressungen der Soldateska sich auf mindestens 500 Millionen Gulden belaufen und verlangte ohne Umschweife, der Friedländer, dieser „Dictator imperii“, wie er ihn nannte, müsse abgedankt, sein ungeheures Heer auf einen Maximalstand von 39,000 Mann gebracht werden. Der Kaiser Ferdinand II. zauderte lange, denn das allgemeine Elend machte auch nicht den geringsten Eindruck auf sein steinernes Herz. Endlich aber sah er ein, daß er entweder nachgeben oder gegen die versammelten Fürsten Gewalt brauchen müsse, und nun war sein Entschluß bald gefaßt. Wenn er nemlich Gewalt brauchte, so stand zu befürchten, daß sich sofort Frankreich mit den Gemäßigten verbinden würde, und einer solchen Gefahr glaubte er unter allen Umständen aus dem Wege gehen zu müssen. Ueberdem durfte er es wagen, sich an Maximilian I.,



den Abgott aller Katholiken in ganz Deutschland, zu vergreifen? Dazu kam dann noch, daß ein Verbündeter der Jesuiten, der Vater Joseph, ein äußerst schlauer Kapuziner, welchen der Cardinal Richelieu dem französischen Gesandten nach Regensburg mitgegeben hatte, eben in jenen Tagen eine große Gewalt über ihn bekam, und da ihm nun dieser Vater beständig zuflüsterte, der Friedländer sei ein Ehrgeiziger, der keine lauterer Absichten hege, so ließ er sich endlich bestimmen, am letzten Juni 1630 die Absetzung des Herzogs von Friedland auszusprechen. Nicht minder willigte er ein, das friedländische Heer auf 40,000 Mann zu reduciren und dasselbe zusammen mit dem liguistischen unter den Oberbefehl des Grafen von Tilly zu stellen. So gab Ferdinand II., der schon nahe daran war, das deutsche Reich in eine unumschränkte Monarchie umzuwandeln, auf einmal alle errungenen Vortheile wieder auf und der Herzog von Friedland mußte sich auf seine böhmischen Güter zurückziehen. Er that es dem Anschein nach mit der größten Unterwürfigkeit; in seinem Innern aber loderte der heftigste Groll gegen den undankbaren Kaiser und mit Zuversicht hoffte er, daß der Rache tag nicht ausbleiben werde.

Seine Zuversicht sollte ihn nicht täuschen, denn schon sechs Tage vor seiner Absetzung, am 24. Juni 1630, war der König Gustav Adolph von Schweden Angesichts der pommerischen Küste auf der Insel Usedom bei Rügen mit einem Heere von 15,000 Mann gelandet, um dem in den letzten Zügen liegenden Protestantismus Deutschlands neue Kraft und neues Leben einzuhauchen. Durch Gustav Basa war Schweden protestantisch geworden; unter seinem Sohne Johann III. aber erhob das Papstthum bereits wieder das Haupt und Johanns III. Sohn und Nachfolger Siegismond trat, nachdem er zu der schwedischen auch noch die polnische Königskrone errungen hatte, gar vollends offen zum Katholizismus zurück. Dieß empörte die Schweden und sofort schwang sich Johanns III. Bruder, Karl IX., anno 1602 auf den schwedischen Thron, ohne daß Siegismond von Polen aus im Stande gewesen wäre, ihm das Diadem wieder zu entreißen. Diesem Karl folgte anno 1611 sein Erstgeborener, Gustav Adolph, welchem, als dem größten Helden des dreißigjährigen Kriegs, wir es allein verdanken, daß der Protestantismus bei uns nicht total

unterdrückt wurde. Geboren am 9. Dezember 1594 zeigte er schon als Knabe die herrlichsten Anlagen und zum jungen Mann herangewachsen überragte er alle seine Mitlebenden sowohl durch seine Kenntnisse (er sprach außer schwedisch auch noch deutsch, französisch, italienisch und lateinisch und war in der Mathematik wie in der Geschichte gründlich zu Hause), als auch durch sein Genie und seine Tugenden. Selbst seine Feinde waren seines Ruhmes voll und „heldenkühn, weise fromm, offen und rechtschaffen gegen Jeden, einfach und streng in Sitten, königlich von Ansehen, von hohem starkem Wuchse, mit breiter Stirne, großen lebhaften Augen und einer Adlernase“ nennt ihn eine alte Chronik. Sein Vater hatte ihm drei Kriege hinterlassen und in dem mit Dänemark bewährte er erstmals sein glänzendes Feldherrntalent. Noch glücklicher endete er den mit Rußland, denn er eroberte Kurland und Ingermannland. Am glänzendsten aber focht er in dem mit Polen, dessen König Siegismond, sein Vetter, fast sein ganzes Reich eingebüßt hätte. Freilich behielt er, als der Cardinal Richelieu, Frankreichs faktischer Beherrscher, im September 1629 endlich einen sechsjährigen Waffenstillstand zwischen ihm und Siegismond vermittelte, nur Lieoland und einen Theil von Preußen mit den Städten Elbing, Pillau, Braunsberg und Memel (Preußen gehörte allerdings damals schon, wie wir wissen, zu Brandenburg, aber unter polnischer Oberhoheit); dafür aber war er sicher, von Polen nie mehr angegriffen zu werden, und bekam dadurch vollkommene Freiheit, sein Schwert für den unterdrückten Protestantismus in Deutschland zu ziehen.

Hiezu nemlich war er schon längst entschlossen, denn ihn erfüllte dieselbe frische Begeisterung für die Reformation, welche zu den Zeiten Luthers die Gemüther hingerissen hatte. Ueberdem, wenn erst Deutschland von den jesuitisch-päpstlichen Mächten geknechtet war, mußte dann nicht auch die Reihe an Schweden kommen? Sicherlich stand dieß in Aussicht, und daß der Kaiser Ferdinand II. derartige Entwürfe hegte, hatte er schon während des Kriegs zwischen Polen und Schweden bewiesen, indem er anno 1627 dem Wallenstein befahl, den Polen 10,000 Mann unter dem General Arnim zu Hülfe zu senden. Freilich richtete jenes Hülfsheer nichts aus, und eben so wenig war



Schaden daraus erwachsen, daß der Kaiser dem Wallenstein den Titel eines Admirals des baltischen Meeres, welches doch zu Schweden gehörte, verlieh. Vielmehr wurde dadurch der König Gustav Adolph nur noch mehr angefeuert, den Stralsundern die thatsächlichste Unterstützung angedeihen zu lassen. Allein was damals nicht gelang, konnte später, wenn der deutsche Protestantismus ganz darniederlag, um so gewisser durchgeführt werden und somit beschloß Gustav Adolph den Feinden des Protestantismus durch ein kühnes Wagniß zuvorzukommen. Hierin bestärkte ihn der Cardinal Richelieu, der sich, wie wir wissen, die Demüthigung des Hauses Habsburg zur Hauptlebensaufgabe gemacht hatte, auf's eifrigste und stellte ihm sogar ein Schutz- und Trutzbündniß in Aussicht. Mit noch weit größerer Sicherheit zählte der schwedische König auf die Beihülfe der protestantischen Stände in Deutschland selbst, denn ihnen, welche durch ihre bisherige Uneinigkeit und Neutralität dem Rande des Verderbens nahe gebracht worden waren, mußte Alles daran gelegen sein, aus ihrer Ohnmacht wieder aufzuerstehen. Demgemäß begann Gustav Adolph noch im Jahr 1629 seine Rüstungen und nachdem er sein Haus in Schweden gut bestellt, schiffte er sich mit seiner kleinen Armee, die aber aus lauter abgehärteten und kriegsgeübten Soldaten bestand, Mitte Juni 1630 nach Deutschland ein.

Sobald Gustav Adolph in Pommern auf deutschem Boden stand, erließ er eine Kriegserklärung an den Kaiser Ferdinand II. und forderte zugleich die sämmtlichen protestantischen Stände Deutschlands durch ein Manifest auf, mit ihm gegen den gemeinschaftlichen Feind gemeinschaftliche Sache zu machen. Ferdinand II. meinte achselzuckend: „Da habn wir halt a Feindl weiter“ und die pfäffische Parthei an seinem Hofe spottete: „Der Schneekönig wird schon schmelzen, wenn er der kaiserlichen Sonne zu nahe kommt.“ Von den protestantischen Ständen aber machte kein Einziger Miene, sich mit dem nordischen Helden zu vereinen, die Stadt Magdeburg und die vertriebenen mecklenburgischen Herzoge allein ausgenommen. Natürlich, denn die Letzteren hofften, durch ihn wieder in ihre Lande eingesetzt zu werden, und die Magdeburger wußten, daß die katholische Parthei nicht ruhen würde, als bis auch sie sich dem Restitutionsedict unter-

worjen hätten. So sah sich Gustav Adolph für den Anfang rein bloß auf die eigene Kraft angewiesen; allein dieß machte ihn in seinem Vorhaben nicht einen Augenblick lang irre und mit gewohnter Energie ging er daran, zuerst Pommern und Mecklenburg den Kaiserlichen zu entreißen. Die genannten beiden Herzogthümer waren bis jetzt noch von den friedländischen Truppen besetzt; diese aber, weil über die Absetzung ihres geliebten Feldherrn entrüstet, leisteten allenthalben nur schwachen Widerstand und viele Tausende von ihnen liefen sogar geradezu zu den Schweden über, so daß Gustav Adolphs Heer bald auf 30,000 Mann anwuchs. Nachdem nun Pommern bis auf die wenigen festen Plätze Greifswalde, Demmin und Kolberg erobert war, forderte Gustav Adolph den Herzog Bogislaw, den rechtmäßigen Herrn von Pommern, auf, mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen, und wohl oder übel mußte derselbe — er wäre am liebsten neutral geblieben, weil er die Rache des Kaisers fürchtete, wenn etwa die Schweden später geschlagen werden sollten; allein Gustav Adolph ließ ihm nur die Wahl zwischen seiner Feindschaft und Freundschaft — hierauf eingehen. Sofort zog der schwedische König, nachdem er in Stettin, das er zu seinem Hauptwaffenplatz außer sah, unter Gustav Horn eine starke Besatzung zurückgelassen hatte, zu Anfang des Jahrs 1631 gegen die Kaiserlichen in Mecklenburg und alsbald fielen Neubrandenburg, Damgarten und Rügenitz in seine Hände. Nicht minder schloß er jetzt, am 13. Januar 1631, zu Berwalde in der Neumark einen Vertrag mit der Krone Frankreich ab, laut welchem sich der Cardinal Richelieu zu jährlichen Subsidien von 400,000 Thalern, er selbst aber zur Stellung einer Armee von 30,000 Mann zu Fuß und 6000 zu Pferd verpflichtete. Mit der Hauptsache dagegen, mit dem Anschluß der protestantischen Fürsten, wollte es nicht vorwärts gehen, denn außer der schon genannten Stadt Magdeburg ließen sich nur der Landgraf Ludwig Wilhelm von Hessen-Kassel, der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg und die Herzoge Bernhard, Wilhelm und Ernst von Sachsen-Weimar dazu herbei. Noch mehr, der Kurfürst von Sachsen schrieb in Verbindung mit dem Kurfürsten von Brandenburg auf den 6. Februar 1631 eine Zusammenkunft der protestantischen Stände nach Leipzig aus,



und auf dieser Versammlung, auf welcher man vier Wochen lang wader schmauste und zechte, machte man ab, neutral zu bleiben. Die beiden genannten Kurfürsten nebst den andern kleineren protestantischen Ständen, die sich ihnen dort anschlossen, hatten wohl tüchtige Angst vor dem Restitutionsedict, aber wo möglich noch größere Angst hatten sie davor, daß sich der schwedische König in Norddeutschland festsetze, und so wollten sie eine dritte Parthei bilden, welche zwischen dem Kaiser und Gustav Adolf in der Mitte stehe, um bei Gelegenheit im Trüben zu fischen. Sie waren wie mit Blindheit geschlagen, besonders der traurige Kurfürst Johann Georg von Sachsen, der sich alle Tage in Merseburger Bier toll und voll trank. Um so offener aber hatte das deutsche Volk seine Augen und voll Begeisterung schlugen die Herzen der Bürger und Bauern für den „Löwen aus Mitternacht“, wie man den König von Schweden zu nennen pflegte. Es konnte auch gar nicht anders sein, denn schon seine Leutseligkeit verbunden mit seiner Sittenstrenge und ungeschminkten Gottesfurcht mußte Jedermann gewinnen und von noch außerordentlicherer Wirkung war die ganz ungewohnte Mannszucht, die er unter seinen Truppen handhabte.

Inzwischen hatte bei dem Kaiser Ferdinand II. die Geringschätzung, mit der er anfangs den Schwedenkönig angesehen, längst einer tiefen Beängstigung Platz gemacht und somit beschwor er den Kurfürsten von Baiern, das liguistische Heer gegen den Norden Deutschlands vorrücken zu lassen. Hierzu schickte sich der Generallissimus der Liga, Graf von Tilly, mit dem Beginn des Frühjahrs 1631 auch richtig an, und sofort entsandte er den General Pappenheim, seinen Unterfeldherrn, den wir schon kennen, mit einem Corps nach der Elbe, um sich der höchst wichtigen Stadt Magdeburg (welche der Friedländer vergeblich belagert hatte) zu bemächtigen. Er selbst wandte sich nach der Ober, und hier angekommen stürmte er die in den Händen der Schweden befindliche mecklenburgische Festung Neu-Brandenburg, deren Besatzung (2000 Mann) er mit gewohnter Grausamkeit über die Klinge springen ließ. Dann aber führte er sein Heer ebenfalls vor die Mauern Magdeburgs, das Pappenheim bis jetzt nicht hatte bezwingen können, denn die Gefahr lag nahe, daß

Gustav Adolph die Stadt entsetzen und dann von da aus in Schlesi-  
en eindringen könnte. Ueberdem setzte der liguistische Obergeneral  
einen besondern Stolz darein, Etwas zu vollbringen, was dem Her-  
zog von Friedland nicht gelungen war, und so betrieb er in Verbin-  
dung mit Pappenheim vom Ende März an die Belagerung mit dem  
furchtbarsten Nachdruck. Nach vier Wochen waren alle Außenwerke  
genommen und nun steigerte sich die Noth der Belagerten von Stunde  
zu Stunde. Zwar allerdings besaßen sie an dem schwedischen Oberst  
Dieterich von Falkenberg, der sich als Schiffer verkleidet durch die  
Tilly'schen Truppen in die Stadt schlich, einen äußerst tapferen Kom-  
mandanten; allein die Zahl der Waffenfähigen belief sich auf nicht  
viel über 7000 Mann, während Tilly und Pappenheim zusammen  
siebenmal so stark waren, und überdem gingen von Ende April an  
die Vorräthe — Munition wie Lebensmittel — stark auf die Reize.  
Die einzige Hoffnung war also noch die Hülfe Gustav Adolphs und  
schon längst hatte man denselben bestürmt, zum Entsatz herbeizueilen.  
Der König wünschte auch nichts sehnlicher, allein um dieß thun zu  
können, war zweierlei nothwendig. Einmal das, daß der Kurfürst  
Johann Georg von Sachsen ihm den Durchzug durch sein Land ge-  
stattete, und sodann das, daß er sich gegen Brandenburg hin den Rücken  
sicherte. Im Brandenburgischen nemlich lagen in mehreren festen  
Städten, wie besonders in Frankfurt an der Oder, von des Fried-  
länders Zeiten her noch kaiserliche Besatzungen und diese konnten dem  
Schwedenkönige höchst gefährlich werden, wenn er sich nicht vorher  
— vor seinem Zug an die Elbe — ebenfalls eine feste Position in  
jenem Lande schaffte. Er verlangte also vom Kurfürsten Georg  
Wilhelm die Einräumung der Festungen Küstrin und Spandau; aber  
Georg Wilhelm, sich auf seine Neutralität berufend, verweigerte ihm  
dieselben eben so bestimmt, als ihm der Kurfürst Johann Georg den  
Durchmarsch durchs Sächsische abschlug. Da beschloß Gustav Adolph  
Gewalt zu brauchen und rückte zu Anfang des Aprils vor Frankfurt  
an der Oder. Nach kurzem Verrennen erstürmte er die Stadt und  
ließ sofort unter dem Ruf: „Neubrandenburgisch Quartier“ (er  
wollte dem Tilly die Lehre geben, für die Zukunft den Krieg mensch-  
lich und nicht wie ein Wütherich zu führen) die ganze kaiserliche



Befagung niedermachen. Daraufhin eroberte er Landsberg und von da ging's in Eilmärschen auf Berlin, die Residenz des brandenburgischen Kurfürsten, zu. Am 1. Mai schon stand Gustav Adolph vor der Stadt und machte sofort Anstalt sie zu beschießen, wofür der Kurfürst nicht einwillige, sein Bundesgenosse zu werden. Dieß wirkte und nach wenigen Tagen kam man über die Bedingungen des Bündnisses ins Reine. Nunmehr sollte der Durchmarsch durch das nördliche Sachsen (Gustav Adolph wollte bei Wittenberg über die Elbe setzen) erzwungen und Magdeburg entsezt werden, allein eben jetzt traf die Schreckensbotschaft ein, daß es zu spät sei. Am 8. Mai hatte Tilly einen Trompeter in die belagerte Stadt hinein gesandt, um sie zur Uebergabe aufzufordern. Die Antwort lautete ablehnend, obgleich die Noth außerordentlich groß war. Am andern Morgen, also am 9., stellte Tilly das Schießen ein und ließ sogar einige Batterien abfahren. Welcher Jubel nun in der Stadt! Man glaubte nicht anders, als daß Gustav Adolph nahe und Tilly sich deswegen zurückziehen wolle. So gönnten sich die abgehetzten Belagerten in der folgenden Nacht etwas mehr Ruhe, als sonst, und eben dieß hatte Tilly durch seine Kriegslist bezweckt. Plötzlich also am 10. Mai in aller Frühe, noch ehe es tagte, stürmte Pappenheim die sogenannten Neustädtischen Werke, die schwächsten der ganzen Festung, und bis um sieben Uhr Morgens hatte er die Wälle erstiegen. Der Oberst von Falkenberg, sobald er den Lärm hörte, stürzte ihm mit einer außerlesenen Schaar entgegen, allein eine Kugel streckte ihn todt nieder und daraufhin wichen seine Leute vor der Uebermacht zurück. Jetzt drang das ganze Belagerungsheer durch das von Pappenheim geöffnete Krökenthor ein und es entstand ein Gemetzel, wie die Welt noch kein zweites gesehen. Wohl wehrten sich die Männer auf den Straßen mit der Tapferkeit der Verzweiflung; wohl überschütteten die Weiber und Jungfrauen die Eindringenden aus den Fenstern mit siedendem Wasser; wohl warfen die Jungen Ziegel und Steine von den Dächern auf sie herab; es half Alles nichts. Unwiderstehlich gleich den Fluthen des Meeres stürmten die Ungarn, Wallonen und Kroaten durch die Straßen in die Häuser und machten nieder, was ihnen in den Weg kam. Bald häuften sich die Leichen zu Bergen,

aber das Morden ließ deswegen doch nicht nach und ebensowenig der andere Gräuel, das Rauben, Plündern, Schänden und Verstümmeln. Selbst den verhärteten Offizieren des liguistischen Heeres grauste es vor solch' viehischem Wüthen und sie eilten zu ihrem Generallissimus, damit er der Bestialität Einhalt thue. „Der Soldat muß für seine Mühe und Gefahr auch etwas haben“, erwiderte der schreckliche Tilly und befahl die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden. So ging Magdeburg in Blut und Flammen unter, denn nicht nur lagen über 30,000 Einwohner — Männer, Weiber, Töchter, Söhne, Kinder, Greise unter einander — ermordet, sondern es wurde auch die ganze Stadt bis auf den herrlichen Dom, in den sich etwa 1000 Menschen gerettet hatten (diese begnadigte Tilly nachher) und hundert und siebenunddreißig kleine Fischerhäuser an der Elbe in einen Aschenhaufen verwandelt. Am 13., nachdem die Soldateska alle Trümmer nach Geld und Geldeswerth durchwühlt, zog Tilly nach der Domkirche, um darinnen das Hochamt zu feiern, und schrieb sofort triumphirend an den Kaiser, daß man seit der Zerstörung von Jerusalem eine solche Victorie nicht gesehen habe.

Entsetzen lagerte sich auf dem ganzen protestantischen Deutschland, als man die Gräuel der „Magdeburgischen Hochzeit“, wie Papenheim sich ausdrückte, vernahm; auf das Entsetzen aber folgte eine gränzenlose Wuth und das Volk rief überall laut nach Rache. Nur die Fürsten beharrten fort und fort auf ihrer Neutralität und selbst der Kurfürst von Brandenburg wäre gerne zu ihr zurückgetreten, wenn er nur nicht hätte befürchten müssen, daß Gustav Adolph seine Drohung, Berlin zusammenzuschießen, in eine Thatfache verwandle. Da erhielt der Graf Tilly von Wien aus Ordre, allen diesen Neutralen so auf den Leib zu rücken, daß sie Farbe bekennen mußten, und zwar sollte er mit dem Kurfürsten von Sachsen den Anfang machen. Zugleich sandte ihm Ferdinand II. unter dem Grafen Egon von Fürstenberg ein Hülfsheer von 15,000 Mann, um damit die vor Magdeburg erlittenen Verluste zu ersetzen, und sofort rückte der liguistische Generallissimus in Sachsen ein. Nun konnte sich der Kurfürst Johann Georg überzeugen, welchen Werth seine Neutralität habe, denn die Tilly'schen Banden hausten in seinem Lande, als



wären sie leibhaftige Teufel, und jede Stadt, welche sie nach und nach (der Kurfürst mußte sich natürlich auf den Vertheidigungskrieg beschränken, weil er viel zu schwach war, um dem Tilly'schen Heere im offenen Felde entgegenzutreten) eroberten, (wie Raumburg, Halle, Zeitz, Merseburg, Weißenfels und Andere), wurde unnachsichtlich ausgeraubt. Zuletzt, gegen das Ende des Augustes, zog Tilly auch noch gegen das reiche Leipzig und beschoß dasselbe so nachdrücklich, daß man seinem Falle stündlich entgegensehen konnte. Da kam endlich der Kurfürst zur Erkenntniß, daß ihm nichts übrig bleibe, als sich entweder dem Kaiser bedingungslos in die Hände zu werfen, oder sich mit Gustav Adolph zu verbinden, und als Protestant entschloß er sich nach langem Zaudern für das letztere. Gustav Adolph hatte nach dem Falle Magdeburgs sich beeilt, die Kaiserlichen vollends aus ganz Pommern zu vertreiben, und nachdem nun zuletzt noch Greifswalde gefallen war, säuberte er auch das Mecklenburgische wenigstens so weit (nur Rostock, Wismar und Dömitz blieben unerobert), daß er die vertriebenen Herzöge zu Güstrow feierlichst in ihre Lande wiedereinsetzen konnte. Dann zog er nach der Elbe und schlug bei Werben ein festes Lager, in der Hoffnung, daß ihn Tilly daselbst angreifen werde. Solches wagte jedoch der liguistische Generalissimus nicht, obwohl sein Heer dem schwedischen bedeutend überlegen war, sondern fuhr fort, die Stadt Leipzig zu berennen. Da stellte sich am 1. September der sächsische Feldmarschall von Arnim (dieser frühere friedländische General war nach Wallensteins Absetzung in sächsische Dienste getreten) bei Gustav Adolph ein, um mit ihm im Namen seines Herrn, des Kurfürsten, wegen eines Bündnisses zu unterhandeln, und am 5. September, als eben die Nachricht einlief, daß Leipzig in die Hände Tilly's gefallen sei, wurde das Bündniß abgeschlossen. Daraufhin stieß der Kurfürst Johann Georg bei Düben mit seiner ganzen Streitmacht — 12,000 Mann — zu den Schweden und Gustav Adolph fühlte sich nun stark genug, den Tilly bei Leipzig aufzusuchen. Letzterer hatte 40,000 Mann unter sich; Gustav Adolph mit den Sachsen nicht mehr als 35,000, weil er in Pommern und Mecklenburg starke Besatzungen zu hinterlassen gezwungen gewesen war. Wie nun eben am 7. September Mittags die beiden Heere sich auf dem sogenannten Breitenfelde bei Leipzig

gegenüberstanden, zögerte Tilly doch mit dem Angriff, weil er die Verstärkungen, die ihm der General Altringer eben zuführte, vorher an sich ziehen wollte. Da stürzte sich der ungestüme Pappenheim an der Spitze seiner Kürassiere auf die Sachsen, welche den linken Flügel des schwedischen Heeres bildeten, und sofort wurde die Schlacht eine allgemeine. Die Sachsen wichen nach kurzem, und ihr Kurfürst, der als Einer der ersten entfloß, hielt nicht eher an, als vor dem Wirthshaus in Eulenburg, um einen Krug Bier zu leeren. Um so besser hielten die Schweden gegen Tilly selbst Stand, und nach hartem Ringen eroberten sie das sämmtliche schwere Geschütz, welches derselbe mit sich führte. Jetzt wurde die Verwirrung im kaiserlich-liguistischen Heere eine furchtbare und artete bald in die tollste Flucht aus. Der alte Tilly focht zuletzt wie ein gemeiner Krieger bei seinem Fußvolk, denn er, der noch nie eine Schlacht verloren, konnte sich nicht dazu entschließen, dem Feinde den Rücken zu kehren, selbst nicht einmal, nachdem er drei Wunden erhalten hatte. Endlich aber nahmen ihn seine Getreuen in die Mitte und ritten mit ihm in wahnsinniger Eile bis nach Halberstadt. Nun erst war der Sieg Gustav Adolph's ein vollständiger. Das total zersprengte Tilly'sche Heer ließ außer seinen vielen Verwundeten über 6000 Tode nebst 100 Fahnen und der ganzen Artillerie auf dem Schlachtfelde zurück. Die Sachsen hatten 2000 Mann verloren, die Schweden nur 700. Unmittelbar nachher ergaben sich, auf die erste Aufforderung hin, alle die festen Plätze in Sachsen, in welche, wie nach Leipzig, Halle, Naumburg und Merseburg, Tilly Besatzungen gelegt hatte, und das ganze katholische Deutschland stand wehrlos da. Somit beschloß Gustav Adolph, den Sieg schnellstens auszunützen, und theilte sich nach gehaltenem Kriegsrath mit dem Kurfürsten von Sachsen in die weiteren Kriegsoperationen der Art, daß er selbst mit seinem Heere durch Thüringen und Franken nach dem Rhein ziehen wollte, um zuletzt Bayern zu erdrücken, während Johann Georg in Böhmen einmarschiren, und nach dessen Eroberung, Wien wegnehmen sollte.

Der Zug Gustav Adolph's durch Thüringen und Franken nach dem Rhein glich einem Triumphzuge. Ueberall kam ihm der Jubel und die Begeisterung der protestantischen Einwohnerschaft entgegen,



welche in ihm ihren Erretter vom Papismus begrüßte, und selbstverständlich zögerten jetzt weder die protestantischen Fürsten noch die Reichsstädte mehr, sich ihm anzuschließen. Um nun aber Ordnung in seine Operationen zu bringen, gab er dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel nebst dem Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, beide unterstützt von dem tapferen General Baner, die Ordre, Norddeutschland vollends ganz von den Liguisten und Kaiserlichen zu säubern; er selbst aber zog über Merseburg, wo er 2000 Kaiserliche vernichtete, nach Erfurt, das ihm voll Jubel und Ehrerbietung die Thore öffnete. Von da marschirte er durch den Thüringer Wald in's Fränkische und stürmte sofort die Städte und Festungen Königshofen und Würzburg, wobei sich der junge Bernhard von Weimar besonders hervorthat. Im Würzburgischen, dessen Bischof natürlich entflohen war, ließ er sich als „Landesherr“ huldigen und ebenso auch im Bambergischen, denn die geistlichen Besitzthümer wollte er zu seiner eigenen Verfügung haben. Daraufhin ergab sich ihm Hanau, Aschaffenburg und Rothenburg an der Tauber, und noch im November 1631 konnte er im Triumph in Frankfurt am Main einziehen. Nun setzte er bei Oppenheim über den Rhein und nahm am Schlusse des Dezembers Mainz weg, wo er sich — der Erzbischof-Kurfürst Anselm Casimir war über Hals und Kopf entflohen — ebenfalls huldigen ließ. Den Herzog Karl von Lothringen aber, der sich ihm hier mit einem schnell zusammengerafften Heere von 17,000 Mann entgegenzustellen wagte, zerschmetterte er so entsetzlich, daß derselbe froh sein mußte, mit heiler Haut nach Nancy zu entkommen. Die Folge hiervon war, daß nun auch Speier, Landau und andere linksrheinische Städte zum schwedischen Bündniß traten, während andere, in denen spanische Besatzungen lagen, im Sturm genommen wurden. So Königstein bei Frankfurt, wo Pappenheims verwahrte Schätze erbeutet wurden. So Mannheim, das Bernhard von Weimar überrumpelte. So Kreuznach und Bacharach, deren Besatzungen, wegen ihrer früher begangenen Frevel, über die Klinge springen mußten. So Wehlar, Gelnhausen, Boppard und Oberwesel, welche von den Spaniern ebenso wenig behauptet werden konnten. Ja die ganze Pfalz, bis auf das feste Heidelberg, welches sein Kommandant Heinrich von Metternich mit Energie vertheidigte, fiel in Gustav Adolph's Hände,

und alsbald stellte sich nun der vertriebene Kurfürst Friedrich V. bei ihm ein, in der Hoffnung, sofort wieder als Kurfürst restituirt zu werden. Hierin übrigens reüssirte derselbe vor der Hand nicht, denn Gustav Adolph wollte sein Land einstweilen als Pfand behalten, um seinen Schwager, den englischen König Karl I. dadurch zu zwingen, sich der Sache des Protestantismus mit etwas mehr Energie, als er bisher gethan, anzunehmen.

Inzwischen war der Winter im Februar 1632 mit großer Strenge eingetreten, und nun gönnte der nordische Held seinen Truppen in guten Winterquartieren eine Zeit lang Ruhe, wobei er übrigens Sorge trug, daß der katholischen Bevölkerung der besetzten Lande kein religiöser Zwang angethan wurde. Er selbst brachte diese wenigen Wochen theils in Frankfurt, theils in Mainz zu, und in Masse stellten sich Fürsten und fremde Gesandte an seiner glänzenden Hofhaltung ein. Auch spielte neben dem, daß er einen großen Theil seiner Zeit dazu verwandte, sein Heer durch Anwerbung deutscher Freiwilligen auf eine respectable Höhe zu bringen, die Diplomatie eine Hauptrolle, und unter Vermittlung Frankreichs versuchte es insbesondere der vertriebene Kurfürst Anselm Casimir von Mainz den Frieden zu vermitteln. Gustav Adolph ließ sich nun in der That dazu herbei, seine Bedingungen zu stellen und zwar bestanden dieselben in der Hauptsache in nachfolgenden sechs Punkten. Erstens: „Aufhebung des Restitutionsedicts mit allen seinen bisherigen Wirkungen.“ Zweitens: „Völlige Gleichstellung der Protestanten und Katholiken in allen Reichsländern, sowie Gleichberechtigung derselben für den Erwerb von kirchlichen Stiftern.“ Drittens: „Wiedereinsetzung Böhmens und seiner Nebenländer in den Stand vor dem Jahr 1617.“ Viertens: „Wiederherstellung des Kurfürsten Friedrich's V. von der Pfalz und Beseitigung der bayerischen Kurwürde.“ Fünftens: „Ewige Verbannung der Jesuiten aus allen Provinzen des deutschen Reiches.“ Sechstens endlich: „Anerkennung seiner selbst als Nachfolger Ferdinand's II. auf dem deutschen Kaiserthron.“ Es läßt sich nun wohl denken, daß man weder in München noch in Wien auf solche Forderungen einzugehen Lust hatte, und insofern waren also die Friedensverhandlungen werthlos. Dagegen aber haben sie für uns das größte Interesse, weil wir aus ihnen, besonders



aus der sechsten Bedingung „ersehen, welch' hochfliegende Pläne Gustav Adolph, dessen Ehrgeiz durch seine großartigen Erfolge natürlich wachsen mußte, im Sinne trug. Fast noch offener übrigens trat er bei einer anderen Gelegenheit mit seinen Absichten hervor, nämlich gegenüber den Gesandten der Städte Ulm und Nürnberg, welche, ihn zu begrüßen, nach Frankfurt geschickt worden waren. „Von seinen Freunden und Verbündeten,“ erklärte er, „verlange er keinerlei Belohnung, sondern ihre Dankbarkeit genüge ihm. Dagegen gedenke er das dem Feinde (also den Katholiken) Abgenommene zu behalten, denn mit einer bloßen Geldunterstützung könne er sich nicht begnügen. Namentlich lege er einen Werth auf Pommern, der Seeverbindung mit Schweden wegen, sowie auf die katholischen Stifter am Rhein und in Franken, damit er auch im Innern Deutschlands seinen Einfluß ausüben könne. Was aber die Ordnung im Reiche selbst betreffe, so taue die alte Verfassung seit der Religionstrennung nichts mehr und es bleibe nichts übrig, als daß die protestantischen Stände, von den katholischen, die sich auf Bayern und Oesterreich beschränken würden, getrennt, sich ihr eigenes Oberhaupt erwählten.“ Das war deutlich gesprochen und die Gesandten verstanden ihn auch vollkommen, denn der Nürnbergsche erwiderte sofort: „Daß sie kein besseres Subjectum zum Oberhaupte wüßten, als Ihre Majestät selbst.“

Mit dem Beginn des Frühjahrs 1632 beauftragte Gustav Adolph seinen General Horn, über Heilbronn und Mergentheim gegen das nördliche Bayern hin zu operiren, während er zugleich den Rheingrafen Otto Ludwig anwies, das Elsaß von dem Rest der kaiserlich-spanischen Besatzungen zu befreien. Er selbst schlug den Weg nach Nürnberg ein, das ihn mit unendlichem Jubel aufnahm, und nachdem er zu Anfang April 1632 die bayerische Besatzung aus dem von Maximilian I. so arg mißhandelten Donaunwörth hinausgejagt, wandte er sich rechts ab, um in Bayern einzurücken. Das letztere aber verwehrte ihm Tilly, und so müssen wir uns jetzt wieder nach diesem umsehen. Es hatte verschiedene Monate in Anspruch genommen, bis sich der alte Krieger von seiner furchtbaren Niederlage wieder aufrassen konnte; so wie er aber so weit war, zog er alle liguistischen Besatzungen, die noch in Mittel- und Norddeutschland lagen, in Eilmärschen an sich

und vereinigte sich dann mit den neu angeworbenen Truppen, welche ihm die Generale Altringer und Fugger zuführten. So zählte sein Heer mit Beginn des Jahres 1632 wieder gegen 40,000 Mann; aber trotzdem wagte er es nicht, dem König Gustav Adolph selbst entgegenzutreten, weil er dessen überlegene Feldherrngaben fürchtete, sondern begnügte sich, im Fränkischen einige wohlfeile Wiedereroberungen — Bamberg und Rothenburg an der Tauber — zu machen. Schon nach kurzem übrigens rief ihn sein Kurfürst herbei, um den Lech, den Gränzfluß Bayerns gegen Schwaben und Franken hin, gegen den nahenden Gustav Adolph zu decken, und hiezu wählte sich der greise Feldherr eine überaus feste Stellung bei dem Städtchen Rain (auf dem Wege von Donaumörth nach Neuburg und Ingolstadt) aus. Auch sah der schwedische Held, als er am 12. April anrückte, sofort ein, daß es Mühe genug kosten werde, den Lechübergang zu erzwingen, allein gewohnt, selbst das Unmögliche möglich zu machen, eröffnete er augenblicklich eine dreitägige Kanonade auf das Tilly'sche Lager, zu keinem anderen Zwecke, als den Feind beständig in Athem zu erhalten. Zu gleicher Zeit ließ er eine solche Masse von Theerfässern anzünden, daß man vor Rauch keine zwanzig Schritte weit sehen konnte, und unter dem Schutze dieses Rauchs und Kanonendonners gelang es ihm, am 15. April in unmittelbarer Nähe des Tilly'schen Lagers eine Brücke über den reißenden Strom zu schlagen. So standen die Schweden plötzlich auf dem rechten Ufer des Lech und dadurch kam der greise Tilly — seit den Magdeburgischen Gräueln hatte er nicht mehr die eisige Ruhe, die ihn früher auszeichnete — so außer sich, daß er sich sofort mit seiner Kavallerie auf die Schweden stürzte, statt den Angriff der letzteren abzuwarten. Gustav Adolph jedoch hielt den Anprall nicht bloß aus, sondern schlug ihn sogar siegreich zurück und dabei ward Tilly tödtlich verwundet. So blieb dem Kurfürsten Maximilian I. nichts übrig, als sein Heil in der Flucht zu suchen und sterbend — der Tod erfolgte aber erst ein paar Tage später am 20. April — rief ihm sein Generalissimus zu, sich mit all' den Truppen, die ihm noch geblieben, auf Regensburg, den Schlüssel Bayerns, Oesterreichs und Böhmens, zu werfen. Solches that auch Maximilian I. und war sogar so klug, im Vorbeimarschiren die Besatzung seiner guten



Festung Ingolstadt gehörig zu verstärken. Im Uebrigen lag ganz Bayern widerstandslos vor Gustav Adolph da, und derselbe zog zuerst nach Augsburg, um dieser edlen Stadt das schmählische Joch, das ihr durch die Vollziehung des Restitutionsedicts auferlegt worden war, wieder abzunehmen. Mit anderen Worten, er gab die bortigen Kirchen dem Protestantismus zurück und verjagte den katholischen Bischof nebst seiner ganzen Umgebung. Von Augsburg aus entsandte er überallhin Truppenabtheilungen, um die bayerischen Städte, sowie das katholische Oberschwaben (hier leisteten die Bauern unter Anführung ihrer Pfarrer zum Theil energischen Widerstand und wurden dafür von den Schweden auf's grausamste gezüchtigt) in Besitz zu nehmen, und selbst Ingolstadt ließ er eine Zeit lang, obwohl vergeblich, belagern. Er selbst wandte sich nach München und schon glaubte man, er werde an dieser Stadt für Magdeburg Rache nehmen. Allein er begnügte sich, nachdem er am 7. Mai seinen Einzug gehalten, mit der starken Brandschatzung von 300,000 Goldgulden, sowie mit der Wegführung alles Kriegsvorraths (man fand auch 140 vergrabene Kanonen, in deren Röhren 300,000 Ducaten geborgen waren) und kehrte dann nach Augsburg zurück, um einem neuen Feind, mit dem er sich noch nicht gemessen, entgegenzutreten.

Die Aufgabe des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen war, wie wir wissen, die Eroberung von Böhmen und nach dieser die von Oesterreich und Wien. In Böhmen nun rückte der Kurfürst richtig ein und das ganze Land fiel ihm fast ohne Schwertstreich in die Hände. Selbst die Hauptstadt Prag machte, weil sie nur eine ganz geringe Besatzung hatte, keine Schwierigkeit, ihm die Thore zu öffnen, und am 11. November 1631 hielt er seinen feierlichen Einzug. Nachdem er aber diese Heldenthat vollbracht, eilte er in seine Hauptstadt Dresden zurück und überließ die Behauptung Böhmens seinem Feldherrn Arnim. Dagegen verbot er ihm geradezu noch weitere Eroberungen zu machen oder etwa gar in's Oesterreichische einzurücken, dieweil der schwache Fürst bereits wieder auf seinen alten Neutralitätsgedanken zurückgekommen war. Ueberdem erfüllte es ihn mit dem größten Schrecken, daß Gustav Adolph im Würzburgischen, Bambergischen und Mainzischen sich als Landesherr hatte huldigen lassen, denn darin lag für ihn die Gewißheit,

daß der Schwedenkönig künftig in Deutschland den Dictator spielen wolle. Endlich war im sächsischen Hause schon seit langen Jahren eine tiefe Devotion vor dem Hause Habsburg eingebürgert, und um keinen Preis hätte also Johann Georg dem Kaiser Ferdinand II. in Wien selbst auf den Leib rücken mögen. Ja er trieb seinen Respect vor dem Kaiser so weit, daß er während seines Aufenthaltes in Prag nicht einmal im kaiserlichen Schlosse zu residiren wagte, sondern in einem Privathause Quartier nahm und die sämtlichen Zimmer im Schlosse versiegeln ließ, damit ja kein kaiserliches Eigenthum ange-  
tastet werde. Aus diesen Gründen mußte der Feldmarschall Arnim unthätig in Böhmen liegen bleiben und alle Ermahnungen Gustav Adolph's, doch endlich vorzurücken, wurden entweder gar nicht oder mit Ausflüchten beantwortet. Was war nun aber die Folge hievon? Ei natürlich die, daß Ferdinand II. Zeit fand, sich in Vertheidigungs-  
stand zu setzen, während er, wenn Johann Georg unaufhaltsam vor-  
gerückt wäre, sich in Wien hätte auf Gnade und Ungnade ergeben müssen. Eine verzweifeltere Lage nämlich, als diejenige, in welcher sich Ferdinand II. unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig befand, kann man sich gar nicht denken. Die ganze katholische Armee war vernichtet und von drei Seiten her drohte der Feind in das Herz der habsburgischen Erbstaaten einzudringen. In Böhmen standen die Sachsen, am Rhein Gustav Adolph, im Begriff Bayern zu erdrücken, und in Siebenbürgen war so eben nach dem Tode Bethlen Gabor's (1631) der tapfere Georg Rakocz, der geschworene Feind der Habs-  
burger, zum Fürsten ausgerufen worden. In wenigen Wochen, jeden-  
falls im Frühjahr 1632, konnten diese Dreie vor Wien stehen, wenn man ihnen nicht mit einer starken Armee entgegentrat; diese Armee aber zu schaffen, war Ferdinand II. für sich selbst rein unfähig, denn es fehlte ihm am Allernothwendigsten, am Geld und Credit. Und nun an wen sonst sollte er sich wenden? An Maximilian I. und seine Liga? Diese befanden sich in so schlimmer Lage als er selbst. Nein, nur Einer, darin stimmten alle seine Rätthe mit ihm überein, konnte helfen. Wallenstein, der Herzog von Friedland; aber mit Schrecken legte man sich zugleich die Frage vor, ob er, der so tödtlich beleidigt worden war, dazu gebracht werden könne, die verlangte Hülfe zu leisten.



Wallenstein hatte seit seiner Absetzung in seinem Palaste zu Prag mit mehr als fürstlicher Pracht Hof gehalten, denn sein ungeheurer Reichtum befähigte ihn, alle Könige Europa's an Aufwand zu überbieten. Den Staatsangelegenheiten schien er ganz fremd geworden zu sein, da er sich gleichsam mit Ostentation einzig und allein mit Bauten, Anlagen, Sammlungen und Studien, besonders astrologischen, beschäftigte. Nur alte Freunde fanden bei ihm Zutritt und zu diesen Freunden gehörten besonders die abgedankten Officiere seiner früheren Armee, denen er ihren Sold aus seinem Beutel fortbezahlte. Beim Einrücken der Sachsen in Böhmen zog er sich, um in keine Collision zu kommen, nach seinen mährischen Besitzungen zurück und seine Hofhaltung in Znaim war wo möglich noch exclusiver, als in Prag. Deswegen verstand er es aber doch, sich insgeheim von Allem, was in Wien und auf dem Kriegstheater vorging, auf's genaueste zu informiren, denn überall hatte er seine gut bezahlten Spione, und je furchtbarer sich die Noth des Kaisers steigerte, eine um so grimmigere Freude beseelte ihn. Er wollte seine Rache haben für jenen schmachvollen Tag, an welchem man ihn wie eine ausgebrückte Citrone weggeworfen hatte, und er wußte, daß ihm diese Rache nicht entgehen könne. Endlich kam sie, zu Ende des Octobers 1631. Damals sandte Ferdinand II. seinen vertrauten Minister von Questenberg zu ihm, um ihn anzusprechen, zum zweiten Male der Retter Oesterreichs zu werden. Aber mit eifriger Ruhe wies der Friedländer den Minister ab. „Er leide an der Gicht und bitte, ihn in Ruhe zu lassen,“ erwiderte er. Nunmehr (am 12. November 1631) demüthigte sich der Kaiser zu einem „Handbrieff“, in welchem er den Friedländer beschwor, von Neuem eine Armee zu bilden und den Oberbefehl zu übernehmen. Allein auch hierauf erwiderte Letzterer abschläglich, sich auf seine leidende Gesundheit berufend. Endlich, im Dezember 1631, ordnete der Kaiser eine seltene Gesandtschaft mit dem Fürsten von Eggenberg an der Spitze an den zürnenden Feldherrn nach Znaim ab, und diese Gesandtschaft hatte Vollmacht, alle Forderungen des Wallensteins, sie möchten einen Namen und Inhalt haben, welchen sie wollen, zu bewilligen. Lange weidete sich der Feldherr an dem demüthigen Flehen seiner früheren Gegner; doch endlich ließ er die Maske der Sprödigkeit fallen. „Der

Kaiser," gab er zur Antwort, „dauert mich, und ob er es gleich nicht um mich verdient hat, will ich ihm doch den Willen thun. Ich werde ihm also innerhalb dreier Monate ein kriegstüchtiges Heer von 40,000 Mann anwerben; allein so bald ich dieses Heer organisiert habe, muß es mir gestattet sein, wieder in das Privatleben zurückzutreten, denn in den Krieg zu ziehen, erlaubt mir meine Gesundheit nicht.“ Es war ein stolzes Wort, das der Herzog von Friedland so gelassen aussprach, das Wort, in drei Monaten eine schlagfertige Armee von mindestens 40,000 Mann in's Feld zu stellen, denn es befanden sich damals in den habsburgischen Erblanden noch keine 10,000 frühere Soldaten, und selbst diese waren größtentheils so entmuthigt, daß man sie gar nicht brauchen konnte. Allein der Friedländer mußte sein Wort beßwegen doch einzulösen. Vor allem ließ er durch die Offiziere, deren Sold er bisher fortbezahlt hatte und die er nun mit Geld beladen, nach allen Himmelsstrichen als Werber ausandte, Jedermänniglich verkünden, daß es sich dießmal um keinen Religionskrieg, also nicht um die Bekämpfung der Evangelischen, sondern vielmehr darum handle, die Schweden als eingedrungene Fremdlinge wieder aus Deutschland hinauszujagen, denn hiedurch hoffte er auch viele protestantische Söldner anzulocken. Sodann bot er eine Löhnung, die — wenn man den damaligen Geldwerth annimmt — ganz unerhört war, nämlich einem schweren Reiter monatlich neun, einem leichten sechs und einem Fußknecht vier Gulden, sowie außerdem noch eine tägliche sehr splendide Kost, bestehend in Fleisch, Brod, Bier und Wein. Weiter bezahlte er jedem früheren Offizier, der sich durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte, ein Einstandsgeld von mindestens tausend Thalern und beschenkte ihn, wenn er Kavallerist war, noch extra mit einem oder zwei Pferden. Endlich verhehlte er Niemanden, daß unter seinen Fahnen das Beutemachen erlaubt sei, und daß er bei denen, die im Kampfe ihren Mann stellen, auch sonstige Excesse nicht rügen werde. So strömten denn die Landsknechte — die protestantischen, wie die katholischen — aus den entferntesten Gegenden schaarenweise herbei und nach weniger als drei Monaten, im März 1632, standen richtig 40,000 Mann unter den Waffen. Wohlverstanden aber, nicht Rekruten waren es, die er angeworben, sondern meist gediente Bursche, und diese gleichsam aus der



Erbe gestampfte Armee rüstete er sofort mit Allem aus, wessen man zum Kriegsführen bedurfte. Dann, wie er auch damit fertig geworden war, bat er den Kaiser, einen Obergeneral zu ernennen, und schickte sich zugleich an, sich auf seine Güter zurückzuziehen. Diese Bedingung nämlich hatte er, wie wir wissen, gestellt, allein kein Mensch war des Glaubens gewesen, daß er darauf beharren werde. Darum, welch' neue entsetzliche Noth, als er mit seinem Zurücktritt jetzt wirklich Ernst machte! Natürlich, denn die friedländische Armee konnte nur der Friedländer Kommandiren und meistern; nur er konnte sie zusammenhalten und verwerthen. Deshwegen sandte der Kaiser Boten über Boten — zuerst den Vater-Beichtvater Quiroga, dann den Präsidenten Bruneau, weiter den Bischof Anton von Wien, endlich den Fürsten von Eggenberg — an ihn ab, um ihn zu beschwören, das Oberkommando beizubehalten; allein erst nach langem Bitten und Flehen, und nur unter den allerschwersten Bedingungen ließ er sich endlich dazu herbei. Welches waren nun aber die Bedingungen? „Erstens,“ so heißt es in dem am 15. April 1632 zwischen dem Friedländer und dem Kaiserlichen Bevollmächtigten in Znaim abgeschlossenen Vertrag, „der Herzog von Friedland wird Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien, so weit diese Armeen in Deutschland hält. Zweitens, er erhält den Oberbefehl ohne allen Vorbehalt und ihm gehört ausschließlich das Recht, die Offiziersstellen zu besetzen. Drittens, weder der Kaiser noch sein Sohn und Erbe darf sich persönlich bei der Armee einstellen und noch viel weniger ein Kommando verlangen, sondern Ferdinand II. soll entweder in Wien oder — sobald Böhmen wieder erobert sein wird — in Prag, geschützt von 12,000 Mann unter General Maradas, residiren, bis ein Universalfrieden hergestellt ist. Viertens, als ordentliche Belohnung für seine großen Auslagen wird dem Herzog von Friedland ein österreichisches Erbland zum Unterpfand verschrieben und als außerordentliche Belohnung erhält er die Oberlehensherrschaft über alle Länder, die er erobern wird. Fünftens, die Confiscationen im Reich, dergleichen die Begnadigungen hängen ganz allein von ihm ab, ohne daß eine Apellation an die Reichsgerichte oder auch an die Gnade des Kaisers gestattet wäre. Sechstens, im künftigen Frieden muß ihm Mecklen-

burg wieder zugesichert werden. Siebtens und lextens, alle Mittel und Speisen zur Fortsetzung des Kriegs soll man ihm zur rechten Zeit leisten und überdem müssen ihm die kaiserlichen Erblande zur Retirade stets offen stehen." In solcher Weise wurde der Herzog von Friedland reactivirt, und die Noth des Kaisers muß also eine furchtbare gewesen sein, da er auf derartige Bedingungen, die ihm einen großen Theil seiner Souveränitätsrechte entzogen, ohne den mindesten Vorbehalt einging.

All' den großartigen Rüstungen des Herzogs von Friedland hatte der sächsische Feldmarschall von Arnim auf Befehl seines Herrn ganz unthätig mit den Händen im Schooß zugeesehen, denn der Herzog trat gleich von Anfang an mit dem Kurfürsten von Sachsen in Unterhandlungen wegen eines Separatsfriedens, durch welchen der Letztere bedeutend zu gewinnen hoffte. Zu Ende des Monats April 1632 aber rückte Wallenstein von Mähren aus plötzlich in Böhmen ein, und am 4. Mai stand er mit seiner gesammten Macht bereits am weißen Berge bei Prag. Aus dieser Stadt war Arnim schon einige Tage vorher abgezogen und die kleine Besatzung, die er zurückließ, sah sich also genöthigt, am 5., nachdem kaum einige wenige Kanonenschüsse gefallen waren, zu capituliren. Daraufhin wandte sich Wallenstein gegen Leutmeritz, wo Arnim mit dem sächsischen Hauptheere stand; allein Letzterer fand es nicht für gerathen, eine Schlacht anzunehmen, und zog sich schnellstens nach Pirna und Meissen zurück. Nun mußten auch die sächsischen Besatzungen in Eger und Elnbogen capituliren, und so wurde der Herzog von Friedland in weniger als Monatsfrist Herr von ganz Böhmen. Nach diesem eben so großartigen als schnellen Erfolge hatte er die Wahl zwischen zwei Operationen. Entweder konnte er in Sachsen einrücken und dessen Kurfürsten vernichten. Oder aber hatte er sich gegen Gustav Adolph selbst zu wenden, um es zu versuchen, ob er ihn nicht aus Deutschland verdrängen könne. Letzterer Feind war notorisch der bei weitem wichtigere, und überdem liefen vom Kurfürsten Maximilian I. tagtäglich die stürmischsten Mahnungen ein, den Schweden auf den Leib zu rücken. Natürlich, denn dem Kurfürsten mußte Alles daran gelegen sein, sein Land so schnell als möglich vom Feinde zu befreien. Allein der Herzog von Friedland zögerte und



zögerte, trotzdem der Kaiser Ferdinand II. seine Mahnungen und Bitten mit denen des Kurfürsten vereinigte. Warum nun zögerte der Friedländer? Ei wir wissen ja, daß gerade Maximilian I. vor zwei Jahren in hervorragender Weise sich bemüht hatte, seinen Sturz zu betreiben, und der Friedländer ergriff jetzt die Gelegenheit, sich auch an dem Kurfürsten zu rächen. Derselbe sollte sich ebenso demüthigen, wie sich der Kaiser hatte demüthigen müssen, und erst nach den flehendlichsten, unterwürfigsten Bitten willigte Wallenstein in eine Zusammenkunft mit Maximilian I. Sie fand am 22. Juni 1632 in Eger statt und es ward daselbst abgemacht, daß Maximilian I. alle seine Truppen zu den Friedländischen stoßen lassen solle. Natürlich jedoch unter der Bedingung, daß der Friedländer den unbedingten Oberbefehl auch über diese Truppen erhalte, und der Kurfürst sich durchaus seinen Weisungen zu fügen habe. Unmittelbar nachher zog Wallenstein die Bayern an sich und seine Armee erhielt dadurch die Stärke von über 60,000 Mann.

Sobald Gustav Adolph von diesen Vorgängen Kunde erhielt, brach er mit allen seinen verfügbaren Truppen — im Ganzen aber nur etwa 20,000 Mann, weil er unter seinen Generalen Baner, Horn, Bernhard von Weimar und Anderen starke Besatzungen in Bayern und Oberschwaben zurückließ — von Augsburg nach Nürnberg auf, denn die Lage dieser Stadt war der Art, daß er von ihr aus den Herzog von Friedland, derselbe mochte nun in Sachsen oder in Bayern einmarschiren, am besten im Schach behalten konnte. Letzterer übrigens that weder das Eine noch das Andere, sondern marschirte ebenfalls auf Nürnberg zu, ohne Zweifel in der Absicht, den Schwedenkönig mit seinem verhältnißmäßig kleinen Heere in der Stadt einzuschließen und schließlich zur Capitulation zu zwingen. Solches nun zu vermeiden, verschanzte sich Gustav Adolph mit Hülfe der Nürnberger Bürger — und diese konnten damals noch 30,000 erwachsene Männer stellen — hart vor der Stadt in einer Weise, daß er selbst von einem vierfach überlegenen Feind nicht hätte bezwungen werden können, und somit blieb dem Friedländer nichts übrig, als entweder abzuziehen oder dem Schweden gegenüber ebenfalls ein befestigtes Lager zu errichten. Er that das Letztere und wählte hiezu die Anhöhen bei Zirndorf, deren Spitze die sogenannte „Alte Feste,“

anderthalb Stunden von Nürnberg entfernt, krönte. So beobachteten sie sich viele Wochen lang, Jeder in der sicheren Hoffnung, den Anderen durch Hunger zum Abzug zu nöthigen. Hatte doch Wallenstein in seinem Lager außer 60,000 Soldaten und 30,000 Pferden noch 15,000 Dirnen und Weiber, sowie 20,000 Fußknechte und Troßbuben zu ernähren, während dem Schwedenkönig die Pflicht oblag, auch für den Unterhalt der 150,000 Einwohner Nürnbergs zu sorgen! Nun half sich der Friedländer damit, daß er die ganze Umgegend in einer Runde von 14 Stunden und mehr mit einer Barbarei ohne Gränzen ausrauben ließ, und auch schwedischer Seits wurden, ohne daß es Gustav Adolph hätte verhindern können, viele derartige Excesse begangen. Trotzdem aber steigerte sich die Noth in beiden Lagern, sowie noch mehr in Nürnberg selbst, auf eine furchtbare Höhe und nach Verfluß von eilf Wochen beschloß also der Schwedenkönig, derselben durch eine kühne That ein Ende zu machen. In der Zwischenzeit nämlich hatte er all' die Truppen, welche unter Horn, Bernhard von Weimar und Bäner in Bayern und Schwaben standen, an sich gezogen, und da ihm sein Kanzler Oxenstierna auch noch Hülfsstruppen zuführte, so war sein Heer auf 70,000 Mann — worunter mindestens zwei Drittheile Deutsche — angewachsen. Mit dieser starken Macht hielt er es für keine Unmöglichkeit, das Lager Wallenstein's zu stürmen, und am 24. August Morgens in der Früh geschah der Angriff. Mit welcher Kühnheit, Tapferkeit und Todesverachtung nun da gelämpft wurde! Ein Jeder der Stürmenden suchte es dem Anderen zuvorzuthun, und wenngleich links und rechts ihrer Hunderte fielen, so drängten doch die Ueberlebenden unaufhaltsam vorwärts. Allein auch die Friedländischen bewährten sich als ausgezeichnete Krieger und namentlich zeigte ihr Oberanführer, daß er zum Feldherrn geboren sei. So wurden alle Angriffe Gustav Adolph's siegreich zurückgeschlagen, und endlich, nachdem das übermenschliche Ringen fast zehn Stunden lang gedauert hatte, zog sich der Schwedenkönig mit einem Verlust von 2000 Todten und noch mehr Verwundeten in sein früheres Lager zurück.

Nach diesem blutigen Tanze blieb Gustav Adolph noch vierzehn Tage stille liegen; dann aber brach er sein Lager ab und marschirte am 8. September 1632 klingenden Spiels an dem Wallensteinischen



vorüber in der Richtung nach Neustadt an der Aisch ab. Er hoffte, daß der Friedländer ihn auf dem Marsch angreifen werde; allein dieser rührte sich nicht und ebensowenig machte er Anstalt, Nürnberg, in welchem Gustav Adolph eine starke Besatzung zurückgelassen hatte, zu stürmen. Vielmehr übergab er am 13. September sein Lager den Flammen und nahm mit seiner ganzen Armee die Richtung nach Bamberg, die ganze Gegend, durch die er kam, furchtbar verwüstend. Gustav Adolph's Absicht war, jetzt schnell auch noch Ingolstadt zu erobern, um dann den Krieg nach Oesterreich selbst spielen zu können. Allein der Friedländer, unbekümmert um die Nothen Bayerns, folgte ihm nicht, sondern zog immer weiter nördlich, indem er dem Kaiser erklärte, daß es vor allem nothwendig sei, den Kurfürsten von Sachsen zu einem Separatfrieden zu nöthigen. Auch nahm er richtig im Sächsischen eine Stadt nach der anderen weg, und am 21. Oktober 1632 fiel auch Leipzig in seine Hände. Gegen ihn stand der Kurfürst Johann Georg beinahe wehrlos da, denn sein Feldherr Arnim wagte es nicht, dem Friedländer eine Schlacht zu liefern, und somit erhielt jetzt Gustav Adolph Boten über Boten, zum Schutze Sachsens herbeizueilen. Der König folgte dem Rufe; allein die Truppenzahl, die er mitnehmen konnte, betrug nicht viel über 20,000 Mann, weil er überall in den festen Plätzen Süddeutschlands Besatzungen zurücklassen mußte. Darum wie er am 1. November Raumburg erreichte, während Wallenstein mit seiner Hauptmacht in dem nahen Merseburg stand, blieb ihm nichts übrig, als sich hier zum Schutze vor der Uebermacht der Kaiserlichen bestens zu verschanzen. Dadurch wurde Wallenstein auf den Gedanken gebracht, der schwedische König gebente hier zu überwintern und beschloß sofort, seine Truppen ebenfalls in die Winterquartiere zu verlegen. Somit zog er sich von Merseburg mehr gegen Leipzig hin, dessen Umgebung ihm für seine Zwecke besonders geeignet erschien, und beorderte zugleich seinen Reitergeneral Bappenheim mit einem starken Corps nach dem Unterrhein, wo die Spanier von den Niederländern hart bedrängt wurden. Doch sollte derselbe vorher noch Halle erobern, welches er auf seinem Marsche fast berühren mußte. Am 5. November 1632 Mittags erreichte Wallenstein mit seinem Hauptcorps Rügen; doch kaum war er hier angelangt, so erfuhr er,

daß sich Gustav Adolph eben jetzt mit den sächsischen Truppen unter Arnim geeinigt habe, und ihm in Eilmärschen nachfolge. Dieß verhielt sich auch wirklich so, denn Gustav Adolph glaubte den Augenblick, wo sich Wallenstein durch die Absendung Pappenheim's sehr geschwächt hatte, benützen zu müssen, um denselben anzugreifen. Der Friedländer zog also alle seine Truppen bei Lützen zusammen und wählte sich das zum Schlagen geeignetste Terrain aus. Zugleich aber sandte er dem Pappenheim seine schnellsten Reiter nach, ihm anbefehlend, unverzüglich und so schnell er könne, mit seinem ganzen Corps zu ihm zurückzukehren. Ebenfalls am 5., gegen Abend, traf Gustav Adolph in Rippach, eine Stunde von Lützen ein, und alsobald, noch in der Nacht, entwarf er den Schlachtplan. Die Stärke seines Heeres belief sich auf etwa 25,000 Mann, die des Friedländers, weil das Corps Pappenheims fehlte, auf nicht viel mehr; dagegen hatte der kaiserliche Feldherr alle Terrainvorthelle für sich. Den anderen Morgen, am 6. November, bedeckte ein dichter Nebel die ganze Ebene, so daß man von beiden Seiten nur das grobe Geschütz spielen lassen konnte. Sowie aber um elf Uhr der Nebel wich, führte Gustav Adolph mit dem Rufe: „Gott mit uns“, seine Truppen gegen den Feind und sofort wurde die Schlacht allgemein. Von beiden Seiten wurde geleistet, was nur geleistet werden kann; aber gegen drei Uhr Mittags wich der rechte Flügel der friedländischen Armee und verlor zwei Batterien an die Schweden. Nicht lange hernach brachte ein Adjutant dem König von Schweden die Nachricht, daß sein Centrum harte Noth leide, und sogleich stellte er sich an die Spitze des Steenbock'schen Regiments, um ihm Hülfe zu bringen. Sein feuriges Pferd trug ihn rascher voran, als seine Reiter ihm folgen konnten, und plötzlich befand er sich hart an dem Feinde. Ein Schuß zerschmetterte seinen linken Arm und zugleich fuhr seinem Rosse eine Kugel in den Kopf. Er bat den Herzog Franz Albrecht von Lauenburg, der hart hinter ihm ritt, ihn aus dem Gedränge zu bringen; aber in diesem Augenblicke erhielt er einen zweiten Schuß in den Rücken. Sinkend blieb er im Steigbügel hängen, und das vor Schmerz rasende Pferd schleifte ihn fort. Nun floh der Herzog von Lauenburg und dem König folgte nur noch sein Page August von Leubelfing. Einen Augenblick später



löste sich der Fuß des Königs aus dem Steigbügel und der Page sprang sofort von seinem Pferde herab, um dem Monarchen darauf zu helfen. Da sprengten feindliche Reiter heran und Einer schoß den König durch den Kopf, während ein Zweiter den Pagen tödtlich verwundete. Das reiterlose Roß des Königs aber jagte, mit Blut bedeckt, die schwedische Front entlang, und alsbald flog die Schreckensbotschaft durch die Reihen, daß Gustav Adolph gefallen sei. Sofort ergriff der Herzog Bernhard von Weimar den Oberbefehl und wußte das Heer zu solcher Rachewuth zu entflammen, daß die Wallensteinische Armee auf allen Flanken zurückgetrieben wurde. Vergebens suchte der Friedländer die Ordnung wiederherzustellen; seine Niederlage war schon so gut wie entschieden. In diesem Augenblicke erschien der tapfere Pappenheim mit acht Regimentern schwerer Reiterei auf dem Kampfsplatze und brachte die Schlacht wieder zum Stehen. Nicht auf lange jedoch, denn wenige Minuten später stürzte er von zwei Kugeln zumal durchbohrt nieder und zu gleicher Zeit führte Bernhard von Weimar die Reserve unter Kniephausen zur letzten Entscheidung herbei. Mit dem Einbruch der Nacht war die friedländische Armee auf allen Punkten geschlagen und mit den Trümmern seiner Regimenter floh Wallenstein, seine ganze Artillerie zurücklassend, über Leipzig und Chemnitz, den böhmischen Bergen zu. Seine Verluste beliefen sich auf fast 10,000 Mann; doch auch die Sieger hatten furchtbar gelitten, und, vor Erschöpfung unfähig, den fliehenden Feind zu verfolgen, brachten sie die Nacht auf dem Schlachtfelde zu. Den anderen Tag erlag Pappenheim seinen Wunden in Leipzig, wohin man ihn gebracht hatte, und mit ihm verlor die kaiserliche Armee ihren besten Reitergeneral; geradezu unerseßlich aber war der Verlust, den der Protestantismus durch den Tod Gustav Adolph's erlitt. Noch am Abend fand man seinen mit Wunden bedeckten Leichnam und brachte ihn, nachdem man ihn anderen Tags in Weigensfeld hatte einbalsamiren lassen, über Eilenburg, Grimma, Wittenberg, Berlin und Wolgast nach Stockholm, wo man ihn am 21. Juni 1633 in der Ritterholmskirche feierlichst beisezte.

Es ist selbstverständlich, daß die jesuitisch-katholische Parthei in Deutschland über den Tod Gustav Adolph's laut aufjubelte, und ebenso

selbstverständlich ist, daß sich der Protestanten eine allgemeine Trauer und Bestürzung bemächtigte. Diese Trauer und Bestürzung aber ergriff nur das Volk, das in Gustav Adolph seinen starken Hört und Helden beweinte; die meisten protestantischen Fürsten dagegen, besonders die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg, fühlten sich wie von einem Alp befreit. Wir kennen ja die Verkommenheit des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, und nicht minder kennen wir die geistige Schwäche des Johann Georg von Sachsen. Beide hatten sich dem Oberbefehl Gustav Adolph's gefügt, weil sie nicht anders konnten; aber Beide waren von solch thörichter Eitelkeit auf ihre Machtstellung beseelt, daß sie ihre Freude darüber, nun endlich der geistigen Ueberlegenheit des großen Helden überhoben zu sein, kaum verbergen konnten. Nicht minder athmeten die höheren Offiziere, welche bisher die protestantischen Regimenter und Brigaden geführt, besonders die deutschen, leichter auf, denn schon lange war ihnen die straffe Mannszucht, welche der schwedische Held mit Strenge aufrecht zu erhalten bemüht war, ein Dorn im Auge, weil sie am liebsten das Beispiel der friedländischen Offiziere, die sämmtlich durch Raub und Plünderung reich wurden, nachgeahmt hätten. Von den Corpskommandanten aber, die sich bisher ausgezeichnet, wie namentlich Gustav Horn, Herzog Bernhard von Weimar, Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg und Johann Baner, dachte Jeder, er sei so gut ein Held als Gustav Adolph und waren nun froh, keinen Höheren mehr über sich zu haben. Um die Zukunft der protestantischen Sache sah es also trüb genug aus und die Aussicht auf ein protestantisches Kaiserthum, welches letzteres sich ohne Zweifel, wenn Gustav Adolph am Leben geblieben wäre, verwirklicht hätte, gehörte nummehr in's Reich der Träume.

Nach dem Tode des Schwedenkönigs, der nur eine unmündige Tochter hinterließ, trat sein Kanzler, der Graf Axel Oxenstierna, der sich längst als großer Staatsmann, wie auch als guter General bewährt hatte, an die Spitze der Geschäfte, und dessen Erstes war, die Geldhülfe Frankreichs (diese gewährte der Cardinal Richelieu aus den bereits früher genannten Gründen sehr gerne) noch mehr als bisher in Anspruch zu nehmen. Dann eilte er nach Dresden und Berlin,



um die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg für das treue Aushalten an dem schwedischen Bündnisse zu gewinnen, und da er Jedem die Zahlung von jährlichen 100,000 Thalern französischer Subsidien versprechen konnte, so verpflichteten sie sich auch wirklich, den Krieg fortzusetzen, obwohl sie innerlich bereits zum Gegentheil entschlossen waren. Von Berlin wandte sich Oxenstierna im Frühjahr 1633 nach Süddeutschland und veranstaltete da im März eine große Zusammenkunft aller protestantischen Reichsstände Frankens, Schwabens und der Rheinpfalz, um über die Fortsetzung des Kriegs zu berathen. Auf derselben setzte er es durch, daß ihm das Direktorium übertragen wurde, doch unter Mitwirkung eines Bundesraths, der namentlich über die richtige Verwendung der aufzubringenden Matricularbeiträge zu wachen habe. Auch traf man Bestimmungen über die Vertheilung der eroberten geistlichen Stifte und belehnte z. B. den ländellosen Herzog Bernhard von Weimar mit den Bisthümern Bamberg und Würzburg. Nicht minder erhielt der Feldmarschall Horn den Deutschmeistersitz Mergentheim, während man die Rheinpfalz dem Sohn des eben erst (19. November 1632) verstorbenen Friedrich V. (des Winterkönigs) Karl Ludwig zurückgab. Dabei ist noch hervorzuheben, daß der französische Gesandte Manasses de Bas, Marquis von Feuquières, bei den Verhandlungen immer entscheidend miteingriff, denn Frankreich hatte sich ja durch seine Subsidienzahlungen das Recht erworben, in den deutschen Angelegenheiten ein gewichtiges Wort mitzusprechen.

Bei der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten im Frühjahr 1633 — den Winter über hatten die Waffen allseitig geruht — waren die protestantischen Heere längere Zeit überall im Vortheil, obwohl die Führer derselben, weil sich keiner dem anderen unterordnen wollte, ganz getrennt operirten. Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, vereint mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, kämpfte im Westphälischen gegen ein kaiserlich-spanisches Corps unter Cronsfeld und brachte demselben bei Oldendorf eine schwere Niederlage bei. Herzog Bernhard von Weimar rückte in's Fränkische und sicherte sich Bamberg und Würzburg. General Arnim unternahm es, Kursachsen von den Kaiserlichen zu befreien, und nachdem ihm dieses — in Folge der Schlacht bei Lützen — mit leichter Mühe gelungen war, rückte er in

Schlesien ein. Nicht minder bemächtigte sich der schwedische Feldmarschall Horn des Elsasses, und endlich wußte sich der schwedische General Bánér in Verbindung mit dem Pfalzgrafen von Birkenfeld am Lech und an der Donau gegen den kaiserlichen General Altringer siegreich zu behaupten. Während des Sommers jedoch gelang es dem Letzteren, bedeutende Verstärkungen an sich zu ziehen, und somit wurde der Herzog Bernhard von Weimar beordert, sich mit Bánér zu vereinigen. Dieß that er auch; allein ehe nun das geeinigte Heer etwas Bedeutendes unternehmen konnte, brach in demselben eine Meuterei aus, welche Wochen brauchte, bis sie gestillt werden konnte. Seit dem Tode Gustav Adolph's nämlich hatten weder die Soldaten noch die Offiziere ihren Sold richtig erhalten, und schon hierüber, noch mehr aber darüber, daß sie glaubten, man lasse ihnen nicht den gehörigen Antheil an der Kriegsbeute zukommen, wurden sie so wüthend, daß sie den ferneren Dienst verweigerten, bis ihre Ansprüche befriedigt seien. Oxenstierna mußte also schnellstens bedeutende Summen herbeischaffen, um die gemeinen Soldaten zu befriedigen; die Offiziere aber besänftigte man damit, daß man ihnen von den confiscirten geistlichen Gütern verschiedene Schlösser und Herrschaften verlieh, welche sie künftig als freie Erblehen des heiligen römisch-deutschen Reichs behalten sollten. Nun endlich konnte der Herzog Bernhard die Kriegesoperationen wieder fortsetzen, und das End-Resultat derselben war, daß er im Spätherbst (14. November 1633) das so überaus wichtige Regensburg, den Schlüssel von Oesterreich, eroberte.

Wo blieb nun aber, während dieß Alles vor sich ging, der Herzog von Friedland? Während des Winters von 1632 auf 1633 schloß er sich, nachdem er über die Offiziere, welche in der Schlacht bei Lützen zuerst geflohen waren, ein strenges Gericht gehalten, auf seinem Schlosse zu Prag vor Jedermann fast immer hermetisch ab, denn der Wurm der verlorenen Schlacht nagte an ihm und überdem plagte ihn die Gicht ganz entsetzlich. Doch gab er Befehl, sein Heer sofort ordentlich zu ergänzen, und im Frühjahr 1633 konnte er wieder über mehr als 30,000 Mann kampfgeübter Soldaten gebieten. Man erwartete also jetzt von ihm, daß er die Schweden unverzüglich aufsuchen werde, um seine erlittene Niederlage zu rächen, und vom Wiener



Hofe kam eine Ermahnung nach der anderen an ihn, gegen den Feind zu marschiren. Allein all' dieses Andringen beantwortete er nur mit Ausflüchten und blieb ganz unthätig in Böhmen liegen. Hiedurch entstanden in Kaiser Ferdinand II. höchst bittere Gefühle gegen ihn, und da nun auch der bisherige Glauben an die friedländische Unüberwindlichkeit seit dem Tage von Lützen sehr erschüttert war, so schöpfte die dem Wallenstein so überaus feindliche Jesuitenparthei am Hofe Hoffnung, denselben zum zweiten Male stürzen zu können. Endlich im Mai 1633 brach der Friedländer mit Entfaltung königlicher Pracht von Prag auf, allein statt sich, wie es der Kaiser und besonders auch der Kurfürst Maximilian I. verlangten, gegen die Schweden zu wenden, rückte er in Schlessien, das, wie wir wissen, der General Arnim occupirt hatte, ein. Auch beeilte er sich keineswegs, irgend eine bedeutende Action vorzunehmen, sondern begnügte sich Nimptsch nebst einigen anderen festen Punkten wegzunehmen und dann am 29. Mai mit Arnim einen vierzehntägigen Waffenstillstand abzuschließen. Noch mehr, dieser Waffenstillstand wurde später (Ende Juni) auf unbestimmte Zeit verlängert und dabei ausdrücklich stipulirt, daß auch Kurbrandenburg in denselben mit eingeschlossen sein solle. Offenbar hatte der Friedländer, als er dieß that, keine andere Absicht, als die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg von dem schwedischen Bündnisse abzutrennen und zwischen ihnen und dem Kaiser einen Separatfrieden zu Stande zu bringen. Allein seine Feinde in Wien stellten die Sache so dar, als ob er auf Abfall vom Hause Habsburg sinne und — ohne Zweifel, um sich eine eigene, große, unabhängige Herrschaft zu sichern — im Begriff stehe, ein Bündniß mit den Protestanten gegen die katholische Parthei abzuschließen. Diese Verbächtigung, obwohl durch Nichts beglaubigt, fand bei dem stets mißtrauischen Kaiser vollen Eingang, und wie sehr dadurch seine bittere Stimmung gegen den Friedländer gesteigert werden mußte, kann man sich denken. Nicht minder aber wurde jetzt auch der Letztere gegen den Kaiser erbittert, denn es konnte ihm, der seine guten Spione in Wien unterhielt, natürlich nicht verborgen bleiben, welchen Einfluß die jesuitische Parthei, die, mit den Gesandten von Bayern und Spanien innigst verbündet, unablässig an seinem Sturze arbeitete, auf Ferdinand II.

ausübte. Hielt diese Parthei ja doch in dem greisen Herzog von Feria, einem spanischen General, den eben jetzt Philipp IV. seinem Vetter, dem Kaiser, mit einem Corps italienisch-spanischer Söldlinge über die Alpen zu Hülfe sandte, sogar einen Nachfolger für ihn parat! Im Uebrigen ließ sich der Friedländer nichts merken, sondern fuhr fort, mit dem General Arnim, als dem Vertreter Sachsens und Brandenburgs, zu unterhandeln. Weil aber Arnim sich durchaus weigerte, ein Bündniß zum „Hinausschmeißen der Schweden“ mit ihm einzugehen (die Kurfürsten Johann Georg und Georg Wilhelm wären wieder gern neutral geblieben), kündigte er endlich (21. September 1633) den Waffenstillstand und überschwemmte alsbald ganz Schlesien mit seinen Schaaren. Daraufhin retirirte Arnim, nachdem er bei Steinau eine Niederlage erlitten (bei dieser Gelegenheit wurde der alte Graf von Thurn, der Hauptanstifter des Prager Aufstandes von 1618 gefangen und die Jesuiten in Wien freuten sich schon, ihn langsam zu Tode martern zu können; der Friedländer ließ ihn aber sofort wieder frei, bloß um seinen Feinden diese Freude zu verderben und brachte dadurch den Haß derselben zur Siedhitze), nach Sachsen; allein Wallenstein folgte ihm auf dem Fuße nach und eroberte nach einander die meisten festen Plätze. Nicht minder besetzte er das Brandenburgische nebst allem Land bis nach Pommern hin, und seine Generale, besonders der schreckliche Holtz, der diebische Piccolomini und der tolle Plow, hausten überall, wohin sie vordrangen, in einer Weise, daß die Feder sich sträubt, all' die Schandthaten, Mordbrennereien und Plünderungen zu berichten. In diese Zeit nun fiel das Vorrücken des Herzogs Bernhard von Weimar die Donau hinab gegen Regensburg und man kann sich denken, in welche Noth dadurch der Kurfürst Maximilian I. von Bayern gerieth. Boten über Boten sandte er an den Friedländer, damit er ihm zu Hülfe eile, und nicht minder heftig beschwor er den Kaiser, dem Wallenstein solche Hülfe zu gebieten. Der Kaiser entsprach seinem Andrängen, und verlangte kategorisch von seinem Feldherrn, dem Vorrücken der Schweden ein Ziel zu setzen. Der Friedländer jedoch weidete sich an dem Unglück des Kurfürsten von Bayern und erwiederte dem Kaiser, daß er nicht abkommen könne, weil er eben jetzt wieder mit Brandenburg und Sachsen wegen eines Separat-



friedens Unterhandlungen angeknüpft habe. So gelang es dem Herzog Bernhard, Regensburg zu erobern und nach dieser Eroberung sich zum Herrn des ganzen östlichen Bayernlandes bis zum Innflusse zu machen. Selbst Linz wurde jetzt von ihm bedroht und von Linz hätten ihn ein paar Tagmärsche nach Wien selbst geführt. Nun endlich, nachdem für den Kaiser selbst die Gefahr auf's höchste gestiegen war, zog Wallenstein mit seiner Armee, soweit er sie nicht brauchte, um Brandenburg und Sachsen besetzt zu halten, nach Böhmen und machte Wiene, den Herzog Bernhard von da aus anzugreifen. Sobald er übrigens zu Anfang Dezembers Passau besetzt hatte, um damit dem Weiterbringen Bernhard's ein Ziel zu setzen, machte er sofort wieder eine rückgängige Bewegung und bezog in und bei Pilsen Winterquartiere. Man kann sich nun denken, welche Wuth der Herzog Maximilian I., dessen Land den Schweden preisgegeben blieb, hierüber empfinden mußte, und somit bot er in Verbindung mit seinen Freunden, den Jesuiten, Allem auf, um den von ihm wie von ihnen so tief gehaßten Friedländer zu stürzen. Zuerst mußte auf das Begehren der Jesuiten der König von Spanien die Erklärung abgeben, daß er geneigt sei, dem Kaiser Ferdinand II. und der katholischen Parthei unter seinem Infanten Don Fernando — der greise Feria war inzwischen gestorben — ein starkes Corps italienisch-spanischer Soldtruppen zuzuführen, aber nur unter der doppelten Bedingung, einmal, daß Don Fernando ganz selbstständig, also vollkommen unabhängig vom Generallissimus Wallenstein, operiren dürfe, und sodann, daß Ferdinand II. zwölf Regimenter friedländischer Reiterei zum Heere Fernando's stoßen lasse. Weiter stellten die jesuitischen Patres, unterstützt von dem bayerischen Gesandten Michel und dem spanischen Botschafter Onnate, dem Kaiser tagtäglich vor Augen, daß er nicht mehr Herr in seinen eigenen Landen sei, sondern vielmehr in dem Herzog von Friedland einen Cor-Regem (Mitregenten) besitze, der ganz nach Belieben schalte und walte. Endlich — und das war die Hauptsache — beschuldigte man den Friedländer geradezu des Verraths und führte zum Beweis dessen seine Unterhandlungen mit dem Feinde an.

Daß nun Wallenstein mit Kursachsen und Kurbrandenburg schon lange Unterhandlungen pflog, und daß an denselben während des

Winters von 1633 auf 1634 sowohl der bei Örenstierna beglaubigte französische Gesandte als auch der schwedische Kanzler selbst theilnahm, läßt sich nicht in Abrede ziehen; allein darüber, was der Friedländer mit diesen Unterhandlungen bezweckte, herrscht ein tiefses Dunkel, das bis auf den heutigen Tag nicht aufgeklärt ist, denn der Friedländer gab nie etwas Schriftliches von sich und brauchte nur ganz innige Vertraute, wie den Grafen Kinsky und seinen Schwager den Grafen Terzky zu Unterhändlern. Die jesuitisch-bayerisch-spanische Hofparthei in Wien dagegen behauptete frischweg, daß der Friedländer sich erboten habe, seine ganze Armee zum Feinde überzuführen, wenn er dafür von Sachsen, Brandenburg, Schweden und Frankreich das Königreich Böhmen nebst einer Million Goldgulden zugesichert erhalte, und trat für diese ihre Behauptung mit einer solchen Sicherheit ein, daß der Kaiser sich wirklich überzeugen ließ. Schon zu Ende des Jahres 1633 war also Ferdinand II. Willens, den Friedländer zum zweiten Male seines Oberbefehls zu entkleiden, allein vorher, ehe er zum Aeußersten schritt, wollte er denselben auf die Probe stellen, ob er ihm wirklich den Gehorsam stricte versage. Nicht minder hielt er es für unumgänglich nothwendig, zuvor noch die bedeutenderen friedländischen Untergenerale zu sondiren, wie weit sie in den Verrath ihres Oberfeldherrn mitverwickelt seien, und sie womöglich auf seine Seite zu bringen. Zu letzterem Endzwecke ward Ende Dezember 1633 der Comthur von Blumenthal an den General Gallas, der Comthur von Wallmerode an den General Altringer und der Oberkriegsrath von Quesenberg an die Generale Piccolomini, Isolani und Colloredo mit geheimen Instructionen entsendet; was aber die Auf-die-Probe-Stellung anbelangt, so erhielt zu gleicher Zeit Wallenstein den gemessenen Befehl, sofort Regensburg dem Herzog Bernhard wieder zu entreißen und zwölf Reiterregimenter zu dem Heere des Infanten Don Fernando stoßen zu lassen. Die obgenannten Abgesandten berichteten dem Kaiser nach kurzem, daß er sich auf die Generale Gallas, Altringer, Piccolomini, Isolani und Colloredo, wie überhaupt auf alle „welschen“ (italienische, spanische und irländische) Offiziere verlassen könne, weil diese ohne Unterschied gut katholisch (d. h. jesuitisch) gesinnt seien; Wallenstein dagegen beantwortete die an ihn gestellte Forderung



ausweichend und meinte, er müsse zuvor, ehe er die zwölf Regimenter abgebe, sich mit seiner Generalität berathen, ob dieß auch zweckdienlich sei. In der That berief er auch sogleich auf den 11. Januar 1634 einen großen Kriegsrath nach Pilsen ein und legte demselben die aus Wien erhaltenen Befehle vor. Nicht minder aber gab er, zu gleicher Zeit, die Erklärung ab, daß er gesonnen sei, den Oberbefehl niederzulegen, denn der Kaiser gehe ja offenbar darauf aus, den in Znaim mit ihm abgeschlossenen Vertrag (Kraft dessen war er unumschränkter Oberbefehlshaber, dem selbst der Kaiser nichts in die Kriegsführung sprechen durfte) nicht mehr zu halten, und er wolle die Schmach einer zweimaligen Absetzung nicht über sich ergehen lassen. Ob nun der Friedländer in der That die ernste Absicht hegte, das Kommando niederzulegen, wer kann es wissen? Wahrscheinlich ist, daß er das Gesamtoffizierscorps bloß provociren wollte, sich seinem Rücktritt zu widersetzen, denn in diesem Falle konnte ihn der Kaiser unmöglich absetzen, sondern mußte sich vielmehr von der spanisch-jesuitischen Parthei abwenden, um sich dafür ihm wieder ganz in die Arme zu werfen. Doch sei dem, wie ihm wolle, die Generale und Obersten waren wie vom Donner gerührt, als sie vernahmen, daß der Friedländer abtreten wolle. Unter seinem Oberbefehl hatten sie immer reiche Beute gemacht und das ungebundenste Leben führen dürfen. Ueberdem schuldete der Kaiser Vielen von ihnen noch große Summen, welche sie für Anwerbung und Unterhaltung ihrer Regimenter vorgeschossen hatten, und Wallenstein war es allein, der ihnen durch sein Ansehen zur Bezahlung dieser Forderungen verhelfen konnte. Sie verlangten also einstimmig — auch die welschen Oberoffiziere erhoben keinen Widerspruch, um sich nicht bei den anderen verdächtig zu machen —, daß Wallenstein das Oberkommando beibehalte und sandten am 12. Januar eine Deputation, bestehend aus dem Feldmarschall Ilow und den Obersten Bredau, Mohrwald, Losi und Hannersam an ihn, um ihn hiezu zu bestimmen. Nach langem Besinnen gab endlich der Oberfeldherr das Versprechen, die Armee nicht verlassen zu wollen, ohne daß die Generale und Obersten damit einverstanden seien, und am Abend dieses Tages, bei einem zur Feier solcher Uebereinkunft veranstalteten Festgelage, wurde den Anwesenden von der Deputation ein Dokument zur Unter-

schrift vorgelegt, worin sich die Generale und Obersten eidlich verpflichteten: „ihrerseits ebenfalls treu zu des Herzogs von Friedland Durchlaucht zu halten, so lange der Herzog in Seiner kaiserlichen Majestät Dienst verbleibe.“ Dieser Vorbehalt stand ausdrücklich in dem Dokumente, und alle Anwesenden, zweiundvierzig an der Zahl, unterschrieben ohne alles Bedenken. Der General Piccolomini aber, welchen Wallenstein für seinen treuesten Freund hielt, während derselbe längst von der Jesuitenparthei gewonnen war, begieng in seinem Geheimbericht, den er sofort über diese Vorgänge an den Kaiser sandte, die Niederträchtigkeit zu erklären, daß das Schriftstück, welches zur Unterschrift vorgelegt worden sei, den obgedachten Vorbehalt nicht enthalten habe. „Vor Tisch,“ schrieb er, „sei das Schriftstück mit dem Vorbehalt verlesen worden, nach Tisch aber, wie die schon halb Trunkenen zur Unterschrift aufgefordert worden seien, habe man dasselbe mit einem anderen vertauscht, in welchem der Vorbehalt ausgelassen worden sei, und somit besitze nun der Friedländer eine Urkunde, laut welcher sich die Generale und Obersten eidlich verpflichtet hätten, ihm unter allen Umständen mit Leib und Leben gegen Jedermann, also auch gegen den kaiserlichen Kriegsherrn selbst zu dienen.“ Jetzt glaubte der zum Tode erschreckte Ferdinand II. an dem Verrathe des Herzogs von Friedland nicht mehr zweifeln zu dürfen, und berief sofort am 24. Januar seine Vertrauten, den Grafen von Trautmannsdorf, den Fürsten von Eggenberg, den Bischof von Wien, den Beichtvater Lamormain, den Hofkriegsrathspräsidenten Grafen von Schlick, den Italiener Caretto Marchese von Grana und den spanischen Gesandten Onnate zu einem geheimen Rathe zusammen. Diese Sieben waren die erklärten Feinde Wallensteins und auf ihr Andringen wurde Nachfolgendes beschlossen. Erstens den Wallenstein des Oberbefehles über die kaiserlichen Heere zu entsetzen. Zweitens den Oberbefehl dem Generallieutenant Grafen Gallas zu übertragen. Drittens dem Letzteren zu befehlen, sich des Friedländers nebst Ilow und Terzky todt oder lebendig zu bemächtigen, während die übrigen Anhänger desselben nicht weiter zu behelligen seien, falls sie fortan treu zum Kaiser stünden. Unmittelbar nachher unterschrieb der Kaiser das betreffende Patent für Gallas und übersandte es demselben durch den



schleichenden Taretto nach Pilsen. Von jetzt an nahm die Tragödie rollends einen schnellen Verlauf. Gallas zog zuerst die Generale Piccolomini, Altringer, Colloredo, Isolani, Maradas, Deodat und de Supp in's Geheimniß und diese übernahmen es, die Obersten, denen man Vertrauen schenken konnte, zu gewinnen. Alle aber heuchelten auch jetzt noch dem Friedländer die treueste Ergebenheit und der Kaiser selbst correspondirte bis zum 13. Februar im vertrautesten Tone mit demselben, um ihn ganz sicher zu machen. Endlich als ein sehr großer Theil der Kommandeure gesichert war, gab ihnen Gallas heimlichen Befehl, mit ihren Regimentern aus ihren Standorten um Pilsen herum nach Prag zu marschiren, wohin er selbst mit Maradas und Altringer bei Nacht ebenfalls entwich, und jetzt endlich, am 19. Februar, erfuhr Wallenstein, was inzwischen gegen ihn in's Werk gesetzt worden war. Als bald erließ er nun die strengste Ordre an alle Generale und Obersten, von Niemanden als von ihm oder dem Feldmarschall Mow und dem Generallieutenant Terzky Befehle anzunehmen; allein nur zu bald konnte er sich überzeugen, daß man ihm nicht mehr gehorchte. Um also wenigstens seine Person zu sichern, zog er mit den wenigen Regimentern, die ihm treu geblieben waren, am 22. Februar Morgens 9 Uhr von Pilsen ab, entschlossen, sich in die Festung Eger einzuschließen. Er war jetzt auf's Aeußerste getrieben und kannte keinen anderen Ausweg mehr, als sich den Schweden in die Arme zu werfen. Am Abend übernachtete er in Mies und hier stieß noch das Dragonerregiment des Obersten Buttler, eines Irlands, auf den er Felsen gebaut hätte, zu ihm. Die Nacht vom 23. auf den 24. brachte er in Plahn zu und am 24. traf er in Eger ein. Mit ihm waren seine Getreuesten, die Generale Mow, Kinsky und Terzky, sowie sein Adjutant, Rittmeister Neumann, und sie alle fanden Quartier in dem Hause des Bürgermeisters Bachhälbel am Marktplatz, während die mitgebrachten Truppen vor der Hand vor der Stadt ein Lager bezogen. In Eger selbst lag ein kaiserliches Infanterieregiment, das der Oberstlieutenant Leslie, ein Irlander, interimistisch kommandirte, und Platzkommandant der Festung war der Oberst Gordon, ein Schotte. Diese Beiden nun kannte der Oberst Buttler schon von langer Zeit her und lud sie noch am Abend des

24. in sein Quartier zu einem Nachtimbiß ein. Dann, nachdem er sie befragt, ob sie wohl den Muth hätten, für den Kaiser gegen hohen Lohn eine kühne That zu vollbringen, theilte er ihnen mit, daß er vom General Piccolomini den Befehl erhalten habe, an dem Herzog von Friedland und seinen Vertrauten die vom Kaiser ausgesprochene Acht zu vollziehen, und sofort gaben ihm seine beiden Freunde die Hand darauf, daß sie an die That Leib und Leben setzen wollten. Alle drei, Buttler, Gordon und Leslie, waren vom Herzog von Friedland mit Wohlthaten überhäuft worden und verdankten ihm allein ihre jetzige Stellung. Aber Söldner bleiben stets Söldner und um's Geld ist ihnen, besonders den Welschen, Alles feil. Am frühesten Morgen also holte Buttler durch ein ihm von Gordon heimlich geöffnetes Nebenthörchen hundert Mann seiner Dragoner mit dem Oberstwachmeister Geraldino und den Hauptleuten Macdonald, Birch, Brown und Deveroux (Offiziere und Gemeine waren fast alle Irländer, wie er selbst, und gehorchten blindlings jedem seiner Winke) in die Stadt herein und brachte sie ohne Aufsehen in die Citadelle. Daraufhin lud Gordon die Generale Terzky, Kinsky und Mow nebst dem Rittmeister Neumann zu einem Abendschmause in sein Quartier in der Citadelle ein, indem er bemerkte, daß auch der Oberst Buttler und der Oberstlieutenant Leslie ihm zugesagt hätten, und als bekannte Lebemänner nahmen die Genannten die Einladung freundlichst an. Auch stellten sie sich pfllichtlichst Abends sechs Uhr ein; allein ehe sie kamen, versteckte Buttler in einem Nebengemache des Speisesaals dreißig seiner Dragoner unter dem Befehl des Oberstwachmeisters Geraldino und des Hauptmanns Deveroux, während die Hauptleute Macdonald, Birch und Brown nach sechs Uhr mit siebzig Mann den Thorweg zur Citadelle besetzten. Gordon machte den angenehmen Wirth und sprach seinen Gästen zum Trinken und Essen so lange zu, bis sie am Ende ganz heiter wurden. Nach acht Uhr aber, als die Dienerschaft sich entfernt hatte, stieß Buttler plötzlich die Thüre in das Nebengemach auf und die hereinstürzenden Dragoner warfen sich im Moment über Mow, Kinsky, Terzky und Neumann her. Die beiden Ersten gaben, von Partisanen durchbohrt, sofort den Geist auf, Terzky dagegen leistete eine gute Zeit den hartnäckigsten Widerstand









Wallenstein's Tod.



und Neumann wäre fast über die Treppe entkommen. Unmittelbar nachher, um neun Uhr, ließ Buttler das Haus, in welchem Wallenstein schlief, ganz in der Stille von seinen Dragonern umstellen und nachdem dann in der ganzen Stadt tiefe Nachtruhe eingetreten war, um elf Uhr Abends, begab sich der Hauptmann Deveroux mit sechs Mann, die er sich auserlesen, in die Wohnung des Friedländers hinauf. Die Schildwache an der Treppe ließ ihn durch, weil er vorgab, dem Oberfeldherrn eine Meldung machen zu müssen; der Kammerdiener aber, der sich im Vorzimmer befand, verweigerte dem Hauptmann den Eintritt, weil der Herzog bereits schlafe. Da sprengte Deveroux die Thüre des Schlafgemachs mit Gewalt auf und mit seinen Dragonern einbringend, brüllte er den Herzog, der ihm, vom Bett aufspringend, mit Würde entgegentrat, mit den Worten an: „Bist Du der Schelm, welcher den Kaiser um Land und Krone bringen will?“ Jetzt wußte Wallenstein, daß man ihn morben wollte, und breitete lautlos die Arme aus, den Todesstoß zu empfangen. Den Augenblick darauf rannte ihm Deveroux seine Partisane in den Leib und entseelt stürzte der Friedländer nieder.

Ohne alle Untersuchung, auf eine bloße Verdächtigung hin, hatte Ferdinand II. den Mord vollbringen lassen; dafür aber ließ er jetzt dreitausend Seelenmessen für den Todten lesen und — belohnte die Mörder kaiserlich. Buttler, Gordon und Leslie wurden in den Grafenstand erhoben und erhielten, der Erste die Herrschaft Neustadt, der Zweite die Kinsky'schen und der Dritte die Terzky'schen Güter. Dem Deveroux hängte Ferdinand II. eigenhändig eine schwere Gnadenkette um und schenkte ihm zweitausend Thaler. Nicht minder bedachte er jeden Dragoner, der an dem Morde mitgeholfen, mit fünfhundert und jeden der Hauptleute mit tausend Thalern. Ebenso eilig hatte er es mit der Vertheilung der Wallensteinischen Güter, die er sämmtlich confiscirte, und es erhielten Gallas die Herrschaft Friedland, Piccolomini Nachod, Colloredo Opotschno, Altringer Töplitz, Trautmannsdorf Gitschin, Andere Anderes. Er, der Kaiser, selbst nahm Sagan und das Baarvermögen, soweit es der diebische Piccolomini nicht gestohlen hatte. Doch vertheilte er hernach den größten Theil an die Regimenter, damit sie nicht revolutionirten. Endlich unterließ

es der fromme Ferdinand II. auch nicht, eine ziemliche Anzahl von Anhängern des Friedländers (wie den Generalfeldzeugmeister Sparr, den Generalmajor von Schaftenberg, den Oberst Hämerle und den Oberst Lofi), trotzdem er ihnen feierlichst Pardon versprochen hatte, zu lebenslänglichem Gefängniß zu „pardonniren“ und Finen, den General Graf Schaffgotsch, befahl er sogar hinzurichten, da derselbe einer protestantischen Familie angehörte.

Von jetzt ab, nachdem Gustav Adolph den Helbentod gestorben und der Herzog von Friedland elendiglich ermordet war, verlor der Krieg das Großartige, durch das er sich bisher ausgezeichnet, und artete mehr und mehr in eine Mordebrennerei aus, wobei man kaum noch einen Unterschied zwischen Feindes- und Freundesland machte. Auch fehlte es auf beiden Seiten zwar nicht an tapferen Generalen, wohl aber an hervorragenden Kriegsgenieß, welche die Armeen und Offiziere mit sich fortrissen, und wenn daher von der einen oder anderen Parthei eine Schlacht gewonnen wurde, so verstand man sie — schon wegen der Kleinlichen Eifersucht der Generale unter einander — nie zu einem entscheidenden und bleibenden Sieg auszunützen. Es verlohnt sich also nicht der Mühe, in die näheren Einzelheiten einzugehen, und somit werden wir uns erlauben, nur mit kürzeren Pinselstrichen über den ferneren Verlauf des langjährigen Kampfes zu berichten.

Nach der Ermordung Wallensteins übertrug Ferdinand II. den Oberbefehl über sein Heer nominell seinem ältesten Sohn und Erben, dem nachherigen Kaiser Ferdinand III., der bereits die Königskrone von Ungarn trug, in Wahrheit aber dem erfahrenen General Gallas, und sofort wurde beschlossen, das so überaus wichtige Regensburg wieder zu erobern, um dem Kurfürsten Maximilian I. von Bayern Lust zu machen. Die Eroberung gelang im Sommer 1634, weil der Herzog Bernhard von Weimar, welcher glaubte, die Besatzung, die er in die Stadt geworfen, könne sich durch eigene Kraft halten, zu spät zum Entsatz herbeieilte. Daraufhin fiel auch noch Donauwörth und nun schritt der König Ferdinand zur Belagerung von Nördlingen, um die Schweden vollends aus Bayern zu verjagen. Hier stieß nicht nur der Kurfürst Maximilian I., der inzwischen Straubing erobert hatte,



sondern auch der spanische Infant Don Fernando, der soeben mit 20,000 Mann italienisch-spanischer Söldner über das Veltlin und Tyrol angerückt kam, zu ihm, und nachdem so das katholische Heer zu der für jetzt schon ungewöhnlichen Stärke von 40,000 Mann (man bedenke nur die Masse von Soldaten, die der Krieg bereits hinweggerafft hatte) angeschwollen war, sah der Herzog von Bernhard ein, daß er demselben für sich allein bei weitem nicht gewachsen sei. Somit rief er den schwedischen Feldmarschall Horn, der sich inzwischen im Elsaß festgesetzt hatte, zu Hülfe und dieser, sich seiner Rivalität gegen den Herzog für den Augenblick entschlagend, eilte auch richtig mit seinem Hauptcorps herbei. Doch selbst jetzt noch stand das protestantische Heer — es zählte nur 24,000 Mann — weit hinter dem katholischen zurück und Horn rieth daher zur Defensive. Der feurige Bernhard dagegen beharrte darauf, den Kaiserlichen eine Schlacht zu liefern, um Nördlingen zu entsetzen und so schritten denn die Schweden am 27. August 1634 zum Angriff. Das Resultat der Schlacht aber wurde für sie ein entsetzliches, denn sie erlitten eine Niederlage, mit der man bloß die Tilly's bei Leipzig vergleichen kann. Ihrer mehr als 12,000 blieben auf dem Platze, und ihrer 6000, darunter der Feldmarschall Horn selbst, wurden gefangen. Ueberdem gingen sämtliche Kanonen, mehrere tausend Wagen, dreihundert Fahnen, überhaupt fast alles Kriegsmaterial verloren und nur mit Mühe entkam der Herzog Bernhard mit dem Rest der Truppen über den Rhein. Nunmehr konnten die Schweden in ganz Süddeutschland den Kaiserlichen nirgends mehr Stand halten, und diese überschwemmten ganz Schwaben und Franken nebst der Pfalz bis an den Rhein mit ihren Horden. Wie sie nun aber in diesen Landen hausten! Ein größeres Wüthen kann man sich gar nicht denken und die Bayern unter Johann von Werth (eigentlich hieß er Jean de Weert, denn er war ein Brabanter von Geburt) thaten es, um sich für die schwere Heimsuchung ihres Landes zu rächen, sogar noch den Croaten zuvor.

Während dieß in Süddeutschland geschah, hatte der Kurfürst Johann Georg von Sachsen nach der Ermordung Wallensteins den Krieg gegen die Wallensteinischen Besatzungstruppen in seinen Territorien begonnen und sein General Arnim brang im Spätsommer 1634 sogar

bis nach Schlesiens vor. Da glaubte der Kurfürst nach der Schlacht bei Nördlingen, die Macht Schwedens, dessen Superiorität ihm von Anfang an so furchtbar zuwider gewesen war, sei für immer gebrochen, und sofort beschloß er, um sein Land vor der jetzigen Ueberlegenheit des Kaisers zu sichern, einen Separatfrieden mit Ferdinand II. abzuschließen. Er wandte sich also noch im September 1634 mit Ausgleichsvorschlägen nach Wien und da dem Kaiser Alles daran gelegen war, die Schweden ganz zu isoliren, wurden schon am 22. November die Friedenspräliminarien zu Pirna unterzeichnet. Der definitive Frieden selbst folgte im Mai 1635 in Prag (weßwegen er auch der „Prager Frieden“ heißt) nach und Sachsen erhielt darin außer Religionsfreiheit (factische, wenn auch nicht wörtliche Aufhebung des Restitutionsedicts) die beiden Lausitze für ewige Zeiten zugesprochen. Dagegen mußte der Kurfürst sein Heer dem Kaiser zur Disposition stellen und sich verpflichten, alle Feinde desselben, also auch die Schweden, auf Tod und Leben zu bekämpfen. Das war ein offener Verrath an der protestantischen Sache, denn Gewährung einer wahren dauernden Religionsfreiheit gieng gegen den Charakter des bigotten Kaisers und derselbe würde, sobald er den Sieg errungen gehabt hätte, sich die Ausrottung des Protestantismus von Neuem zur Aufgabe gemacht haben. Bewies er ja doch diese seine Gesinnung eben jetzt hinlänglich dadurch, daß er in dem Prager Frieden durchaus nicht darauf einging, seinen eigenen Unterthanen in seinen Erblanden das Festhalten am Protestantismus zu gestatten, sondern vielmehr darauf beharrte, dort nur die katholische Religion gelten zu lassen! Trotzdem aber traten dem genannten Frieden aus Furcht vor den jetzt allmächtigen Waffen Ferdinands II. nicht lange hernach noch verschiedene Reichsfürsten bei, unter welchen ich insbesondere den Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, sowie die Herzoge von Mecklenburg und Braunschweig namhaft mache. So kam es, daß Schweden in Deutschland bald ganz verlassen dastand, denn es hielten eigentlich nur noch diejenigen Fürsten zu ihm, welche in Folge der Schlacht von Nördlingen durch das kaiserliche Heer aus ihren Territorien verdrängt worden waren. So der Herzog Eberhard III. von Württemberg, der alsbald nach Straßburg entfloß, um sein Leid in



den Armen der Gräfin von Salm zu vergessen; so weiter die Markgrafen von Baden und von Brandenburg-Anspach; so endlich der Landgraf von Hessen-Kassel und andere mehr. Diese Isolirtheit Schwedens aber erwies sich als eine äußerst folgenschwere, wie wir jetzt gleich sehen werden. Der Kurfürst von Sachsen nämlich bot dem Kanzler Oxenstierna im Namen des Kaisers die Summe von zwei und ein halb Millionen Gulden, wenn er den Kampf ganz aufgebe und sofort seine Truppen nach Schweden zurückziehe. Allein diese Abfindung war nach den ungeheuren Opfern, welche schwedischerseits bis jetzt gebracht worden waren, eine allzu erbärmliche, als daß der Kanzler hätte darauf eingehen können, und somit ergriff er das Anerbieten werththätiger Hülfe, das ihm zu gleicher Zeit der Cardinal Richelieu, der allmächtige Minister des französischen Königs, stellte, mit beiden Händen. Freilich verlangte Richelieu einen hohen Preis für seinen Beistand, nämlich die Uebergabe der Festungen Philippsburg, Colmar und Schlettstadt, und es war also mit Händen zu greifen, daß Frankreich das deutsche Elsaß für sich in Anspruch nehme. Oxenstierna jedoch sah keinen anderen Ausweg und somit wurden die genannten Festungen zu Anfang des Jahres 1635 in französische Hände gegeben.

Nunmehr nach der werththätigen Einmischung Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten erlangte der große Krieg eine ganz neue Gestaltung und es wurde immer auf verschiedenen Kriegstheatern zugleich gekämpft. Die schwedischen, übrigens größtentheils aus deutschen Söldnern zusammengesetzten Heere standen unter den Generalen Båner und Torstenson und drangen, nachdem sie mit Hülfe französischen Geldes gehörig verstärkt worden waren, siegreich in Brandenburg und Sachsen ein. Båner erfocht am 1. November 1635 bei Dömitz und Torstenson einige Wochen später bei Kirib einen glorreichen Sieg. Dann im Jahr 1636 vereinigten sich beide und brachten am 4. Oktober dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, trotzdem der kaiserliche General Haßfeld mit neuen Truppen zu ihm gestoßen war, bei Wittstock eine solch' furchtbare Niederlage bei, daß sie ganz Sachsen widerstandslos überschwemmen konnten. Erbarmungslos hausten sie nun, wohin sie vordrangen; nachdem sie aber

das Land ein Jahr lang mit allen Gräueln, die es gab, heimgesucht, wandten sie sich in Verbindung mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, dem es inzwischen gelungen war, ein eigenes Corps auf die Beine zu bringen, nach Hessen und Westphalen, in welchen Ländern sich nach der Schlacht von Nördlingen der kaiserliche General Götze festgesetzt hatte.

Ganz anders gestaltete sich das Kriegstheater im Süden Deutschlands, wo sich ein französisches Heer unter dem Oberbefehl des Cardinals Levalette, dem sich Bernhard von Weimar mit seinen wenigen geretteten Truppen anschloß, dem siegreichen Gallas entgegenstellte, denn die Franzosen, schlecht geführt, wie sie waren, hielten nirgends Stand und Gallas mit seinen Untergeneralen, unter denen sich der Herzog Karl von Lothringen und der Kühne Johann von Werth besonders hervorthaten, eroberten eine Position nach der anderen. So Philippsburg schon im Januar 1635; so weiter Frankfurt und Mainz und endlich auch Trier nebst einer Menge von festen Plätzen in Lothringen. Ja selbst das Elsaß und die Freigravsschaft Burgund (*Franche comté*) suchten sie heim und Johann von Werth drang mit seinen Reiterschaaaren so tief in die Champagne ein, daß sogar die Stadt Paris zu zittern begann. Da überzeugte sich der Cardinal Richelieu, daß er einen fähigeren General an die Spitze seiner Soldtruppen stellen müsse, und schloß sofort (Oktober 1635) mit dem tapferen Herzog Bernhard von Weimar zu St. Germain einen Vertrag ab, kraft dessen der Herzog gegen Zahlung von jährlichen vier Millionen Livres 18,000 Deutsche anwerben und dieselben als französischer Marschall im Dienste Ludwigs XIII. befehligen sollte. Noch mehr, Richelieu versprach ihm das zu erobernde Elsaß als bleibendes Besizthum unter französischer Oberhoheit und alsbald gieng nun Bernhard daran, sich dieses Herzogthum zu verdienen. Ein Heer hatte er bald beisammen und mit diesem operirte er so glücklich, daß sich die Kaiserlichen schon zu Ende 1636 aus der *Franche comté* zurückziehen mußten. Noch glücklicher gestaltete sich der Feldzug des Jahres 1637, denn im Spätherbst dieses Jahres gelang es ihm den Heerhaufen des Herzogs Karl von Lothringen fast ganz aufzureiben. Endlich im Jahr 1638 schlug er am 21. Februar bei Rheinfelden



das kaiserliche Hauptheer so gründlich, daß nicht bloß vier bayerisch-kaiserliche Generale (Johann von Werth, Savelli, Enkfort und Sperreuter) nebst 3000 Mann gefangen in seine Hände fielen, sondern auch die Städte Rheinfelden, Freiburg, Neuenburg und Röteln mit ihrem ganzen Gebiet sich ihm sofort auf Gnade und Ungnade ergeben mußten. Endlich glückte es ihm sogar, das ungemein feste Breisach, das Bollwerk des deutschen Südwestens gegen Frankreich, am 7. Dezember 1638 — obwohl erst nach langer Belagerung und nachdem er zwei kaiserliche Entsatzungsheere unter den Generalen Götz und Karl von Lothringen bei Wittenweiher und Thann total geschlagen hatte — zu erobern und damit fiel der ganze Oberrhein links und rechts vom Strome in seine Gewalt. Noch größere Erfolge hoffte er im Jahr 1639 zu erreichen, denn er hatte im Sinne, von nun an mit dem tapferen Baner zusammen zu operiren und von zwei Seiten her in Bayern, Böhmen und Oesterreich einzufallen. Allein durch diesen kühnen Plan machte der unerbittliche Tod einen schwarzen Strich, indem Bernhard am 8. Juli 1639 erst sechsunddreißig Jahre alt zu Neuenburg am Rhein so schnell wegstarb, daß Viele dabei an Giftmord dachten. Unmittelbar nach seinem Tode gewann der kluge Richelieu durch Aufwendung großer Geldmittel die Generale und Obersten der Bernhard'schen Armee (lauter Söldlinge, unter denen der Schweizer Erlach die erste Rolle spielte), daß sie mit ihren angeworbenen Regimentern in unmittelbaren französischen Dienst übertraten, und mit ihrem Uebertritt kamen auch die von Bernhard eroberten Festungen und Gebiete, wie besonders das hochwichtige Breisach, in französische Gewalt.

Schon zwei Jahre vor diesen Ereignissen, am 15. Februar 1637, war der Kaiser Ferdinand II. aus dieser Welt geschieden und ihm folgte der Fluch von Millionen nach, denn nur ihm, dem demüthig bigotten Sklaven der Jesuiten, verbannte Deutschland diesen heillosen Krieg. Deutscher Kaiser wurde nun durch die Wahl der Kurfürsten, welche (weil sie alle, die vier katholischen, nämlich Mainz, Trier, Köln und Bayern, wegen der Religion, und Sachsen nebst Brandenburg wegen des Prager Friedens auf habsburgischer Seite standen) sofort in Regensburg zusammentraten, sein Erstgeborener, Ferdinand III.,

von dem wir bereits gesprochen haben, und ihm muß man es nachrühmen, daß er viel ruhiger, besonnener und, was die Hauptsache, viel weniger fanatisch war, als sein Vater. Von ihm also durfte man erwarten, daß er dem so überaus nothwendigen Frieden nicht abgeneigt sein werde, und in der That sprach er sich auch alsbald dahin aus. Vor Allem aber, erklärte er, sei nothwendig, die Fremden, also die Franzosen und Schweden (die italienisch-spanischen Soldtruppen, weil von einem habsburgischen Vetter, dem Könige von Spanien gesandt, betrachtete er nicht als Fremde) aus Deutschland hinauszutreiben, und zu diesem Behufe forderte er nicht nur die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen auf, sich noch inniger als bisher mit ihm zu verbinden, sondern beschloß auch, den Krieg seinerseits so energisch als möglich zu führen. Demgemäß ward der General Piccolomini gegen die Schweden in Norddeutschland gesandt, und ihm — unterstützt von den Sachsen unter Buchheim — gelang es auch richtig durch die große numerische Ueberlegenheit seines Heeres die Generale Båner und Torstenson bis nach Pommern zurückzudrängen. Dort jedoch erhielten diese von Schweden aus Verstärkungen und warfen im Jahr 1638, nachdem sie bei Chemnitz einen glorreichen Sieg über das sächsisch-kaiserliche Heer (die Sachsen wurden damals fast gänzlich aufgerieben) ersochten, den Feind bis an die böhmische Gränze zurück. Ja Båner drang im folgenden Winter in Böhmen selbst ein und so weit sein Arm reichte, gingen Schlösser, Klöster, Dörfer und Städte in Flammen auf. Da, wie er schon vor Prag stand, führte der Erzherzog Leopold, der Bruder des Kaisers, dem Piccolomini ein starkes Hülfsheer zu, und in Folge dessen sah sich Båner genöthigt, im Sommer 1639 nach Thüringen zurückzweichen. Dorthin folgten ihm die Kaiserlichen in der Hoffnung, ihn vernichten zu können; allein jetzt vereinigte sich der Marschall Guebriant, der französische Oberbefehlshaber der ehemaligen Bernhard'schen Armee, mit ihm, und da nicht lange hernach auch noch hessische und braunschweigische Truppen zu ihm stießen, konnte er im Jahre 1640 wieder die Offensive ergreifen. Nun versammelte sich auf den Wunsch des Kaisers am Schluß dieses Jahres (vom September 1640 an) ein Reichstag in Regensburg, seit siebenundzwanzig



Jahren der erste, um über die Mittel, Deutschland wieder die Ruhe zu geben, Verathung zu halten, und sofort beschloß Báner im Verein mit Guebriant, den Kaiser mitsammt den versammelten (meist katholischen) Fürsten durch Ueberfall in seine Gewalt zu bringen. Mitten im Winter von 1640 auf 1641 brach er also auf und noch ehe man in Regensburg nur eine Ahnung davon hatte, stand er schon (am 27. Januar 1641) Angesichts der Stadt auf dem linken Donauufer. Welch' eine Verwirrung nun im Reichstag entstand! Die hohen Herren wollten sämmtlich fliehen; allein weil ein starker Eisgang, der eben in Folge von Regenwetter entstand, es dem Báner unmöglich machte, eine Schiffbrücke zu schlagen, sagten sie wieder Muth und gleich darauf gelang es dem Kaiser, dem heranrückenden Piccolomini ein starkes Corps zur Unterstützung zu senden. Vor dieser Uebermacht mußte sich Báner zurückziehen und nahm seinen Weg nach Niedersachsen, während Guebriant mit seinem Heere nach dem Rhein marschirte, um wieder Fühlung mit Frankreich zu bekommen. Gleich darauf, am 10. Mai 1641, starb Báner in Folge seiner furchtbaren Ausschweifungen und der Tod dieses tapferen, obwohl gränzenlos rohen Oberfeldherrn brachte das schwedische Heer so außer Rand und Band, daß an ein Zusammenhalten der Truppen nicht mehr zu denken war.

So bekamen die Kaiserlichen wieder Lust und noch mehr Vortheile versprach sich Ferdinand III. davon, daß nun viele deutsche Fürsten, trotzdem der Regensburger Reichstag gleich nach dem Rückzug Báners resultatlos verlief, weil man sich über keine einzige Friedensbedingung einigen konnte, sich ernstlich entschlossen, den Krieg aufzugeben. So die Landgräfin Amalie von Hessen, die Wittwe des schon anno 1637 verstorbenen Landgrafen Wilhelm, welche im Namen ihres unmündigen Sohnes die Regierung führte; so der Herzog Eberhard III. von Württemberg, der seit der Nördlinger Schlacht in Straßburg lebte und nun den Kaiser fußfällig um Gnade anflehte, um wieder in sein Land zurückkehren zu können; so der Herzog August von Braunschweig-Lüneburg, der seinem Herzogthum anno 1636 durch Erbschaft auch noch das Wolfenbüttel'sche einverleibte und so die Einheit im Braunschweigischen wenigstens annähernd wiederherstellte;

so endlich der Sohn und Nachfolger des anno 1640 verstorbenen Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, der junge thatkräftige Kurfürst Friedrich Wilhelm, der von seinem Regierungsantritt an eine bewaffnete Neutralität aufrecht erhielt, um fortan seinem Lande die Drangsale des Kriegs zu ersparen, und sich später den Namen „des großen Kurfürsten“ errang. Allein so gegründete Hoffnungen der Kaiser auch hierauf setzte, so zerschmolzen sie doch alsbald wieder, als Oxenstierna anno 1642 dem schwedischen Heere in Leonhard Torstenson einen neuen Befehlshaber gab, der, trotzdem er vom Podagra gelähmt war, den Bäner an Energie und Kühnheit noch übertraf. Mit wunderbarer Kraft stellte derselbe die Zucht im schwedischen Heere wieder her und drang, nachdem er von Oxenstierna bedeutende Verstärkungen erhalten hatte, bis nach Schlessen vor, indem er die Kaiserlichen unter dem Herzog Franz Albrecht von Lauenburg vor sich hertrieb. Hier stellten sich ihm Piccolomini und der Erzherzog Leopold mit überlegenen Streitkräften entgegen und er mußte in Folge dessen nach Sachsen zurückweichen; doch wie es nun am 2. November 1632 auf der Ebene von Breitenfeld bei Leipzig zur Entscheidungsschlacht kam, erlitten die Kaiserlichen eine furchtbare Niederlage, durch welche Piccolomini und der Erzherzog Leopold gezwungen wurden, mit den Trümmern ihres Heeres bis nach Böhmen zu fliehen. Dorthin folgte ihnen Torstenson und eroberte nicht nur, außer Böhmen, fast ganz Mähren, sondern bedrohte sogar Wien selbst. Da erhielt er einen Eilboten von Oxenstierna mit der Nachricht, daß der König Christian IV. von Dänemark, der seit jener von Wallenstein erhaltenen Züchtigung Frieden gehalten hatte, mit dem Kaiser einen geheimen Vertrag gegen Schweden eingegangen habe, und wie der Blik marschirte nun Torstenson im September 1643 gegen Holstein heran, in vierzehn Tagen einen Weg von über hundert Meilen zurücklegend. In kürzester Frist hatte er Holstein und Schleswig überschwemmt und selbst Jütland mußte sich ihm unterwerfen. Freilich sandte jetzt der Kaiser dem König von Dänemark seinen General Gallas zu Hülfe, allein Torstenson schlug letzteren in zwei mörderischen Treffen bei Jüterbock und Magdeburg und zwang ihn mit dem kleinen Rest seines Heeres eiligst Schutz in Böhmen zu suchen. Dahin brach



nun auch Torstenson wieder auf, nachdem er die Beendigung des dänischen Kriegs seinem Unterfeldherrn Wrangel übertragen; der Kaiser aber stellte mit größter Anstrengung unter den Generalen Gök und Haxfeld ein neues Heer auf die Beine, das sich den Schweden entgegenwarf. Gleich darauf, am 6. März 1645, kam's bei Jankowiz, in der Nähe von Tabor, zur Schlacht und abermalen sahen sich die Kaiserlichen bis zur Vernichtung geschlagen. Sofort marschirte Torstenson zum zweiten Male gegen Wien, indem er zugleich den Fürsten Johann Ragocz, den Nachfolger des Fürsten Bethlen Gabor in Siebenbürgen, bewog, ebenfalls gegen die österreichische Hauptstadt vorzudringen. Jetzt schien Ferdinand III. verloren; mit kaltblütiger Besonnenheit jedoch bewog derselbe den Ragocz durch große Geldspenden zu einem Separatsfrieden, und da zugleich das schwedische Heer vor Wien durch furchtbare Seuchen decimirt wurde, blieb dem Torstenson nichts übrig, als in Sachsen gesündere Quartiere zu gewinnen. Dort nöthigte er den Kurfürsten Johann Georg zu einem Waffenstillstand mit Schweden und machte damit der Vereinigung Sachsens mit dem Kaiser, wie sie der Prager Frieden stipulirt hatte, für immer ein Ende. Gleich darauf aber, im November 1645, legte er, von seinen podagraischen Schmerzen überwältigt, den Kommandostab nieder und sein Nachfolger wurde der Generalfeldmarschall Wrangel.

In Frankreich war inzwischen durch den Tod Richelieu's (Dezember 1642) und Ludwigs XIII. (Mai 1643) sowohl ein Minister- als Thronwechsel erfolgt; allein der Cardinal Mazarin, der Nachfolger Richelieu's im Ministerium unter der Regentin Anna von Oesterreich, setzte die Politik seines Vorgängers fort, und schickte dem Marschall Guebriant, um den Krieg, der für Frankreich das Elsaß bringen sollte, noch nachdrücklicher zu führen, den nachher so berühmt gewordenen Prinzen Condé, Herzog von Enguien, zu Hülfe. Daraufhin rückte die französische Armee durch den Breisgau in Schwaben ein und siegte bei Rottweil, wobei der tapfere Guebriant den Tod fand. Gleich darauf aber, im November 1643, erlitt sie bei Tuttlingen durch die bayerisch-kaiserliche Armee, welche von den Generalen Mercy, Haxfeld, Johann von Werth (der inzwischen im Tausch gegen den

Feldmarschall Horn seine Freiheit wieder erlangt hatte) und Karl von Lothringen kommandirt wurde, eine schwere Niederlage und mußte über den Rhein zurückweichen. Das Jahr darauf machten die Franzosen unter dem genialen Turenne, der sich ebenfalls wie Condé unter dem Herzog Bernhard zum Felbherrn ausgebildet hatte und jetzt zum ersten Male selbstständig austrat, einen abermaligen Einfall in Süddeutschland und drangen bis in's Fränkische vor. Der bayerische General Mercy jedoch schlug sie im Frühjahr 1645 bei Mergentheim und sie mußten wiederum schleunigst bis an den Rhein zurückweichen. Jetzt übrigens führte der tapfere Condé dem Turenne bedeutende Verstärkungen zu und beide zusammen errangen im August 1645 bei Allersheim zwischen Nördlingen und Donauwörth einen vollständigen Sieg über den General Mercy, der Letzterem das Leben kostete.

Solchen Sieg auszubenten vereinigte sich sofort der schwedische Felbherr Wrangel, der inzwischen den König von Dänemark zu dem demüthigenden Frieden von Brömsebro (August 1645) gezwungen hatte, mit der französischen Armee und daraufhin wurde von ihnen ganz Bayern überfluthet. Gränzenlos waren die Bebrückungen und noch gränzloser die Gräueltthaten der Soldateska, so daß der Kurfürst Maximilian I. den Jammer nicht länger mit ansehen konnte. Er schloß also im März 1647 zu Ulm einen Waffenstillstand mit Schweden und Frankreich und nach seinem Vorgange beeilten sich auch die übrigen Reichsfürsten, welche bisher auf Seiten des Kaisers gestanden, sogar die Erzbischöfe von Mainz und Köln, ein Separatabkommen mit dem siegreichen Feinde zu treffen. Das war ein schwerer Schlag für den Kaiser, denn derselbe sah sich jetzt, weil auch Spanien, von den Niederlanden gedrängt, ihm keine Hülfe mehr senden konnte, ganz allein auf die eigene Macht angewiesen und diese Macht durfte man mit Recht als eine kaum nennenswerthe bezeichnen. War doch seine Armee auf 12,000 Mann zusammengeschmolzen, zu deren Oberkommandanten er noch überdieß, weil seine anderen Heerführer nach und nach alle gefallen waren, einen protestantischen Ueberläufer, Melander von Holzapsel, hatte ernennen müssen! Doch sein Glückstern verließ ihn auch in diesem kritischen Augenblicke nicht. Der Cardinal Mazarin nämlich, über Orenstierna, der ihm viel zu



alleinherrlich auftrat, aufgebracht, berief plötzlich den Marschall Turenne zurück, so daß der Kaiser jetzt nur noch den schwedischen General Wrangel gegen sich hatte. Noch mehr, zu gleicher Zeit ließ sich der Kurfürst Maximilian I. bewegen, den mit dem Feinde eingegangenen Waffenstillstand zu brechen und sein Heer unter dem General Gronsfeld von neuem mit dem kaiserlichen zu vereinen. Dadurch erhielt der Feldherr Ferdinands III. die Uebermacht und Wrangel mußte nicht bloß nach Niedersachsen zurückweichen, sondern kam sogar dem Untergange nahe. Da versöhnte sich Mazarin augenblicklich mit Oxenstierna und befahl dem Turenne, sich wieder mit Wrangel zu vereinigen. Sobald aber diese Einigung, im März 1648, bei Gelnhausen vollzogen war, gingen die Schweden und Franzosen in die Offensive über und trieben die Oesterreicher und Bayern bis über die Donau zurück. Noch mehr, Wrangel und Turenne setzten bei Lauingen auf's andere Ufer über und schlugen den Feind bei Zusmarshausen, am 17. Mai 1648, fast zur Vernichtung. Ueber 8000 Mann lagen erschlagen und darunter Melander von Holzappel selbst. General Gronsfeld übernahm nun das Oberkommando, aber er konnte die Franzosen und Schweden mit seinen wenigen Truppen nicht aufhalten. Von neuem wurde also Bayern bis an den Inn auf's gräßlichste heimgesucht und dem Kurfürsten blieb nichts übrig, als nach Salzburg zu entfliehen. Nun trafen Wrangel und Turenne im September Anstalt, in's Oesterreichische einzufallen, um den Krieg in Wien zu beendigen; allein der in Folge von Wolkenbrüchen furchtbar angeschwollene Inn machte es ihnen für jetzt unmöglich eine Schiffbrücke zu schlagen, und sie mußten sich also mit der Verwüstung Bayerns begnügen. Dagegen war der schwedische General Königs-  
mark auf Befehl Wrangels von einer anderen Seite her in Böhmen eingefallen und hatte sich im September 1648 durch einen kühnen Ueberfall der sogenannten Kleinseite von Prag bemächtigt. Unmittelbar darauf, nachdem ihm der Pfalzgraf Karl Gustav von Birkenfeld, ein Schwesterjohn Gustav Adolph's, Verstärkungen zugesührt, schritt er zur Belagerung der Prager Altstadt und ohne Zweifel wäre er derselben in kurzem ebenfalls Herr geworden. Da, zu Ende Oktober 1648, erhielt er durch Eilboten die Nachricht, daß in Osnabrück und Münster am

24. Oktober der so lange ersehnte Frieden abgeschlossen worden sei, und nun mußte er — obwohl mit herbem Schmerz, denn er hätte auch gerne die Altstadt geplündert — die Waffen ruhen lassen.

So endete der grauenvolle Krieg nach dreißigjähriger Dauer durch ein wunderbares Spiel des Zufalls an demselben Orte, an dem er begonnen hatte, nämlich in Prag, der Hauptstadt Böhmens.

---

### Fünftes Kapitel.

#### Der westphälische Frieden.

(1648.)

Dem Papste Urban VIII. gebührt die Ehre, zuerst, schon anno 1636, von der Nothwendigkeit des Friedens in Deutschland gesprochen und zum Abschluß desselben ermahnt zu haben; aber er verstand unter diesem Frieden nichts anderes als die Rückkehr der Protestanten zum Katholicismus. Ernstlicher meinte es der Reichstag von Regensburg (anno 1640), dessen ich bereits gedacht habe; allein es gab dort so viel Köpfe, so viel Sinne. Das Jahr darauf im Dezember 1641, kamen die Gesandten von Oesterreich, Frankreich und Schweden in Hamburg ebenfalls des Friedens wegen zusammen und einigten sich wenigstens darüber, daß in den zwei kleinen westphälischen Städten Münster und Osnabrück, die deshalb damals schon für neutral erklärt wurden, über den definitiven Frieden (in Münster mit den Franzosen und in Osnabrück mit den Schweden) unterhandelt werden solle. Nun wäre es in der Ordnung gewesen, wenn sich sofort die Gesandten der sämtlichen kriegsführenden Mächte in den beiden genannten Städten eingefunden hätten, allein Wochen, Monate und selbst Jahre vergingen, ehe dieß der Fall war. Das kam daher, daß keine Macht unterhandeln wollte, außer wenn sie vorher einen Sieg errungen hatte, um dadurch einen Druck auf ihre Gegner ausüben zu können; war sie aber siegreich, so wurde sie so übermüthig, daß die



Gegenparthei sich scheu so lange zurückzog, bis ihre Generale sich ihrerseits wieder im Vorthail befanden. Endlich übrigens im Verlauf des Winters von 1643 auf 1644 erschienen die Gesandten; aber ein Jeder höchst gravitatisch, ernst und feierlich, versehen mit viel Kutschen, Pferden, Bedienten und sonstigem Gefolge, so daß er Mühe hatte, ein passendes Quartier zu finden. Auch kamen nicht bloß die Gesandten der kriegsführenden Hauptmächte, also des Kaisers, Frankreichs und Schwedens, sondern auch die der Niederlande, Spaniens und Dänemarks, sowie später noch die des Papstes, Venedigs, Polens und der Schweiz. Letztere Viere mit der Erklärung, vermitteln zu wollen, in Wahrheit aber, um ebenfalls einen Vorthail herauszuschlagen. Wie nun aber endlich im April 1644 die Gesandten so ziemlich beisammen waren, erklärte Frankreich, nicht früher in die Verhandlungen eintreten zu können, als bis auch alle deutschen Reichsstände vertreten seien, denn jeder deutsche Fürst, selbst der kleinste, bilde eine Macht für sich und habe so gut eine Stimme, als der deutsche Kaiser. Hiedurch entstand wieder eine Verschleppung von fast zwölf Monaten und wie endlich auch dieses Hinderniß dadurch, daß man Frankreichs Willen erfüllte, beseitigt war, gab's neuen Streit über den Vorrang und die Titulaturen. Natürlich, denn es war doch höchst wichtig zu entscheiden, wer den Titel Excellenz führen und vor dem Anderen die Treppe hinaufsteigen oder in das Sitzungszimmer eintreten dürfe! Endlich jedoch, gegen das Ende des Jahres 1645 eröffnete man den Congreß und das Hauptwort in Münster führten die beiden französischen Gesandten, der stolze Graf d'Alvaux und der gemeinlistige Servien. In Osnabrück aber spielten die erste Violine die schwedischen Ambassadeure, der schlaue Salvius und der berbe Johann Oxenstierna, der Sohn des schwedischen Reichskanzlers. Höchst einflußreich erwies sich auch der päpstliche Nuntius Fabio Chigi, der nachherige Papst Alexander VII., und unter ihm hatten die Jesuiten überall die Hände mit im Spiele. Das Hauptgeschäft übrigens fiel den kaiserlichen Gesandten, besonders dem Grafen von Trautmannsdorf zu und ohne seine klare Umsicht, sowie seine deutsche Redlichkeit wäre der Friede nie zu Stand gekommen.

Vor allem stellten die Franzosen und Schweden, in zweiter Linie

auch die Niederländer und Schweizer ihre Forderungen, und mit den beiden Letzteren wurde man zuerst fertig. Schon am 30. Januar 1648 nämlich gestand Spanien den „Vereinigten Niederlanden“ ihre vollkommene Unabhängigkeit zu, ohne daß der deutsche Kaiser und die deutschen Reichsstände, obwohl die Niederlande Jahrhunderte lang ein Theil des deutschen Reichs gewesen waren, irgend etwas einzuwenden gehabt hätten. Ebenso geschah es auch mit der Schweiz, denn auch die helvetische Eidgenossenschaft hatte sich längst von Deutschland losgerissen und man gab also nur einer verjährten Thatsache ihre Sanctionirung. Ganz anders stand es um die Forderungen Frankreichs und Schwedens, von welchen Staaten Einer den Anderen an dreister Unverschämtheit überbot. Schweden verlangte für seine geleisteten Dienste außer zwanzig Millionen Thalern baar ganz Schlesien, ganz Pommern, das Bisthum Ramin, die Stadt Wismar mit den festen Plätzen Pöl, Walsisch und Barnemünde, endlich die Stifte Bremen und Verden; Frankreich aber bestand auf der Abtretung von Ober- und Unterelsaß, vom Sundgau, von der Stadt Breisach mit dem Breisgau, von der Feste Philippsburg nebst dem zu ihr gehörigen Gebiet, außerdem von allen denjenigen Orten, welche zu einer freien und sicheren Verbindung Frankreichs mit Philippsburg nothwendig seien, endlich von Metz, Toul und Verdün, nebst all' den anderen Gebieten Lothringens, welche es schon vor hundert Jahren durch den Verrath des Kurfürsten Moriz von Sachsen erworben. Das waren ganz exorbitante Forderungen, welche das deutsche Reich um mehr als ein Dritttheil zu schmälern drohten, und man ging also nun an's Markten mit den französischen und schwedischen Gesandten. Letztere — die Schweden — ließen sich auch ohne allzugroße Zähigkeit dazu herbei, ein sehr Bedeutendes nachzulassen; um so halbstarrer aber erwiesen sich die Franzosen, welche verrätherischer Weise auch noch vom Kurfürsten Maximilian I. von Bayern — dieser hatte sich auf krummen Wegen eine Abschrift der geheimen Vollmacht, welche Trautmannsdorf vom Kaiser über die Frage: „wie weit er gehen dürfe“ erhalten, zu verschaffen gewußt — auf Antrieb der Jesuiten (der Pater Vervaur spielte dabei die Hauptrolle) ganz ungeschämt unterstützt wurden. Warum nun übrigens



mit all' diesen Erbärmlichkeiten uns länger aufhalten! Genug also, nachdem die Verhandlungen sich viele, viele Wochen lang hingezogen, ward endlich am 24. Oktober 1648 der Frieden zu gleicher Zeit in Münster und Osnabrück unterzeichnet und man hieß ihn den „westphälischen“, weil jene beiden Städtchen dem Lande Westphalen angehören. Was aber stipulirte dieser Frieden, der durch anderthalb Jahrhunderte hindurch das völkerrechtliche Grundgesetz für Europa werden sollte? Es handelte sich in demselben um Dreierlei, erstens um die Entschädigungen, zweitens um die Religion und drittens um die Verfassung des deutschen Reichs, und von diesen drei Punkten war einer so wichtig, als der andere.

Was zuerst die Entschädigungen anbelangt, so trat der Kaiser und das deutsche Reich für ewige Zeiten an Frankreich ab: 1) die Bisthümer Metz, Toul und Verdun mit der Stadt Mojenwil in derselben Ausdehnung, wie sie früher zu Deutschland gehört hatten; 2) die Herrschaft Bignerol mit der Stadt und Festung gleichen Namens an der Gränze von Piemont; 3) die Landgrafschaft Ober- und Niderelsaß, die Stadt Breisach, den Sundgau und die Landvogtei Hagenau, also das ganze Elsaß außer der Stadt Straßburg mit ihrem Gebiet, jedoch mit dem Vorbehalt, daß die bisherigen reichsunmittelbaren Städte, Baronieen und Abteien dieselben Rechte und Freiheiten fortbehalten sollten, deren sie sich seither unter deutscher Oberherrschaft erfreut; 4) das Besatzungsrecht von Philippsburg auf dem rechten Rheinufer. — Auch wurde weiter noch festgesetzt, daß die Festungswerke von Benselden, Rheinau, Zabern, Neuburg und Hohenbar geschleift werden mußten, sowie daß zwischen Basel und Philippsburg auf dem rechten Rheinufer keine neue Festungen angelegt werden dürften. Mit anderen Worten die Thore nach Süddeutschland standen den Franzosen von nun an durch diese neuesten Acquisitionen weit offen und damit wurde die künftige Abhängigkeit der kleinen süddeutschen Fürsten von Frankreich eine ausgesprochene Thatsache. Im Uebrigen war man französischerseits so gefällig, an das Haus Habsburg drei Millionen Livres Entschädigung zu bezahlen und die eroberten Städte Rheinfelden, Seddingen, Laufenburg und Waldshut nebst dem Breisgau und der Ortenau zurückzugeben. Nicht minder

gering fielen auch die an Schweden gemachten Abtretungen aus. Zwar allerdings verzichtete es auf Schlesien und Hinterpommern; dagegen aber erhielt es Vorpommern mit der Insel Rügen, der Stadt Stettin und den Odermündungen, sodann die Stifte Bremen und Verden, also das ganze reiche Land zwischen der Unterelbe und Unterweser mit Ausnahme allein der Stadt Bremen, weiter die mecklenburgische Stadt Wismar nebst dem Frischen Haff an der ostpreussischen Küste, endlich fünf Millionen Thaler (statt der ursprünglich geforderten zwanzig) als Kriegssentschädigung. Wie man also den Westen Deutschlands den Franzosen preisgab, so den Norden und Nordosten den Schweden, und da die unabhängig gewordenen Niederlande den Unterrhein, das ist die deutsche Nordwestgränze inne hatten, so wurde aus unserem Vaterland durch den westphälischen Frieden ein vollkommen schutzloses Binnenland. — — Weit kleiner fielen die Entschädigungen aus, welche einzelne Reichsfürsten erhielten und zwar bekam in erster Linie der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg Hinterpommern, sowie die — längst protestantisch gewordenen — Bisthümer Halberstadt und Minden nebst der Anwartschaft auf Magdeburg, sobald der jetzige Inhaber, ein sächsischer Prinz, gestorben sein werde. Dagegen blieb unerledigt das brandenburgische Anrecht auf das schlesische Herzogthum Jägerndorf, das „vor“ dem Krieg durch Kauf von Brandenburg erworben und „während“ des Kriegs vom Kaiser eingezogen worden war, und diese Nachlässigkeit führte später zu schweren Mifshelligkeiten. In zweiter Linie kam der Kurfürst Maximilian I. von Bayern an die Reihe und derselbe durfte, trotzdem Schweden auf's heftigste widersprach, nicht bloß den Kurhut, sondern auch die Oberpfalz behalten. Karl Ludwig dagegen, der Erbe des Winterkönigs, mußte sich mit der Unterpfalz (der Rheinpfalz im engeren Sinne) und der achten Kurwürde, die man eigens für ihn neu creirte, begnügen. In dritter Linie erhielt Hessen-Kassel die Abtei Hirschfeld nebst den Aemtern Schaumburg, Bückeburg, Sachsenhagen und Stadthagen; der Herzog von Mecklenburg aber die Stifte Schwerin und Rostock. Endlich in vierter Linie wurden die Häuser Württemberg, Baden, Nassau, Hohenlohe und Hanau nebst einer Menge kleinerer Fürsten und Potentaten in ihre Territorien wieder eingesetzt.



und Kursachsen behielt die beiden Lausitze, die ihm schon im Prager Frieden zugesichert worden waren.

Weniger Schwierigkeit, als die Entschädigungsfrage, machte die Religionsfrage, denn da weder die Protestanten von den Katholiken, noch umgekehrt die Katholiken von den Protestanten hatten besiegt werden können, so war es selbstverständlich, daß man den beiden Religionen gestatten mußte, künftig nebeneinander zu bestehen. Man ertheilte also den beiden großen Religionspartheien vollkommen gleiche Rechte und war sogar so klug, diese Rechte auch auf die Reformirten (Zwinglianer und Calvinisten) auszudehnen. Was aber die Kirchengüter anbelangt, so sprach man den Protestanten diejenigen zu, welche sie schon vor dem Jahr 1624 (also vor dem Restitutionsedict) besessen hatten, und säcularisirte damit fast alle norddeutschen Stifte, von denen nur das Erzbisthum Köln und die Bisthümer Münster und Hildesheim dem Katholicismus erhalten blieben. Nicht minder wurde das Reichskammergericht zu gleichen Theilen aus Katholiken und Protestanten zusammengesetzt, um künftig alle Partheilichkeit unmöglich zu machen, und ebenso theilte sich der Reichstag in allen religiösen Fragen in zwei Körperschaften, in das Corpus Catholicorum mit Kurmainz, und in das Corpus Evangelicorum mit Kursachsen an der Spitze. Dagegen beharrte der Kaiser mit der zähesten Energie darauf, daß in seinen Erblanden (also in Böhmen, Oesterreich, Steiermark, Kärnthén, Tyrol u. s. w.) der Protestantismus, weil schon vor 1624 unterdrückt, zu keiner freien Duldung berechtigt sei, und um den Frieden nicht unmöglich zu machen, mußte man ihm diese Unduldsamkeit zugestehen. Nur allein in Schlessien durften die Fürsten von Liegnitz, Brieg, Wohlau, Dels und Münsterberg, sowie die Stadt Breslau protestantisch bleiben und außerdem bewilligte Ferdinand III. zu Glogau, Jauer und Schweidnitz drei sogenannte Gnadenkirchen, in welche die Protestanten aus dem Riesengebirge von nun an sonntäglich wallfahrteten. Trotz dieser Partheilichkeit für den Katholicismus aber wurde der Pabst Innocenz X. doch wüthend und schleuderte sein — dießmal übrigens vollkommen erfolgloses, weil sich in ganz Deutschland kein Mensch darum bekümmerte — Anathema gegen den ganzen Friedensschluß.

Was endlich die deutsche Reichsverfassung anbelangt, so bestand die Hauptveränderung darin, daß man allen Kurfürsten, Herzogen, Fürsten und Ständen volle Landeshoheit oder, wie man sich jetzt ausdrücken würde, volle Souverainetät verbürgte. Ja, daß man ihnen ausdrücklich das Recht verlieh, nach Belieben nicht bloß unter sich, sondern auch mit auswärtigen Mächten Bündnisse einzugehen, wobei man jedoch, um wenigstens den Schein zu wahren, den Vorbehalt machte, daß diese Bündnisse nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet seien. Dadurch wurden die deutschen Reichsfürsten vollständig unabhängig, gleichsam kleine Kaiserlein in ihren Territorien, und dem deutschen Kaiser selbst blieb nur das Recht, bei der Reichsgesetzgebung gleich den übrigen Ständen mitzuwirken und nach Belieben Standeserhöhungen vorzunehmen oder auch Privilegien zu ertheilen. So weit hatten es die deutschen Fürsten schon lange bringen wollen und jetzt verhalf ihnen Frankreich dazu, um das deutsche Reich vollends ganz ohnmächtig zu machen. Von dessen ursprünglicher Kraft und Einheit unter einem mächtigen Beherrscher, dessen Vasallen die Fürsten waren, sollte außer dem Namen auch gar nichts übrig bleiben, vielmehr an dessen Stelle ein loser Bund verschiedener — meist Duodez — Staaten treten, von deren Inhabern immer Einige für Geld, Versprechungen und Gnadenverleihungen für Frankreich zu gewinnen sein würden!

Deutschland hatte also jetzt den Frieden wieder, aber wie sah es in diesem Deutschland aus! Fast vom ersten Beginn des Krieges an, wenigstens seit Wallenstein zum ersten Mal auftrat, wurde es Grundsatz, daß der Krieg sich selbst ernähren müsse, und die ganze Soldateska lebte also von den Ländern, die sie in Besitz nahm. Die Obergenerale schrieben Kriegssteuern aus und jeder Stadt, jeder Landschaft, jeder Provinz wurden Opfer auferlegt, die sie in kürzester Zeit ruiniren mußten. Je länger aber der Krieg dauerte, je mehr er in alle Gauen unseres einst so reichen Vaterlandes getragen wurde, um so mehr artete er in ein gemeines Raubsystem aus und mit dem Raub verband man die entsetzlichsten Gräuel, welche die entmenschten Horden nur irgend ersinnen konnten. Aus Söldnern aus allen Herren Ländern waren die Heere zusammengesetzt und man sprach







In demselben Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Geheimnisse der Bastille.

Historisch-biographische Bilder aus der Vergangenheit

von

Otfr. Anslus.

Mit Illustrationen.

2 Bände in fl. 8.

(Ladenpreis früher Rthlr. 2. 17  $\frac{1}{2}$ . — fl. 4. 15.)

jetzt Rthlr. 1. — fl. 1. 45.

Berner:

**1870!**

# Der große Entscheidungskampf

zwischen

Deutschland und Frankreich

von

Theodor Griesinger.

Mit mehr als 100 Illustrationen.

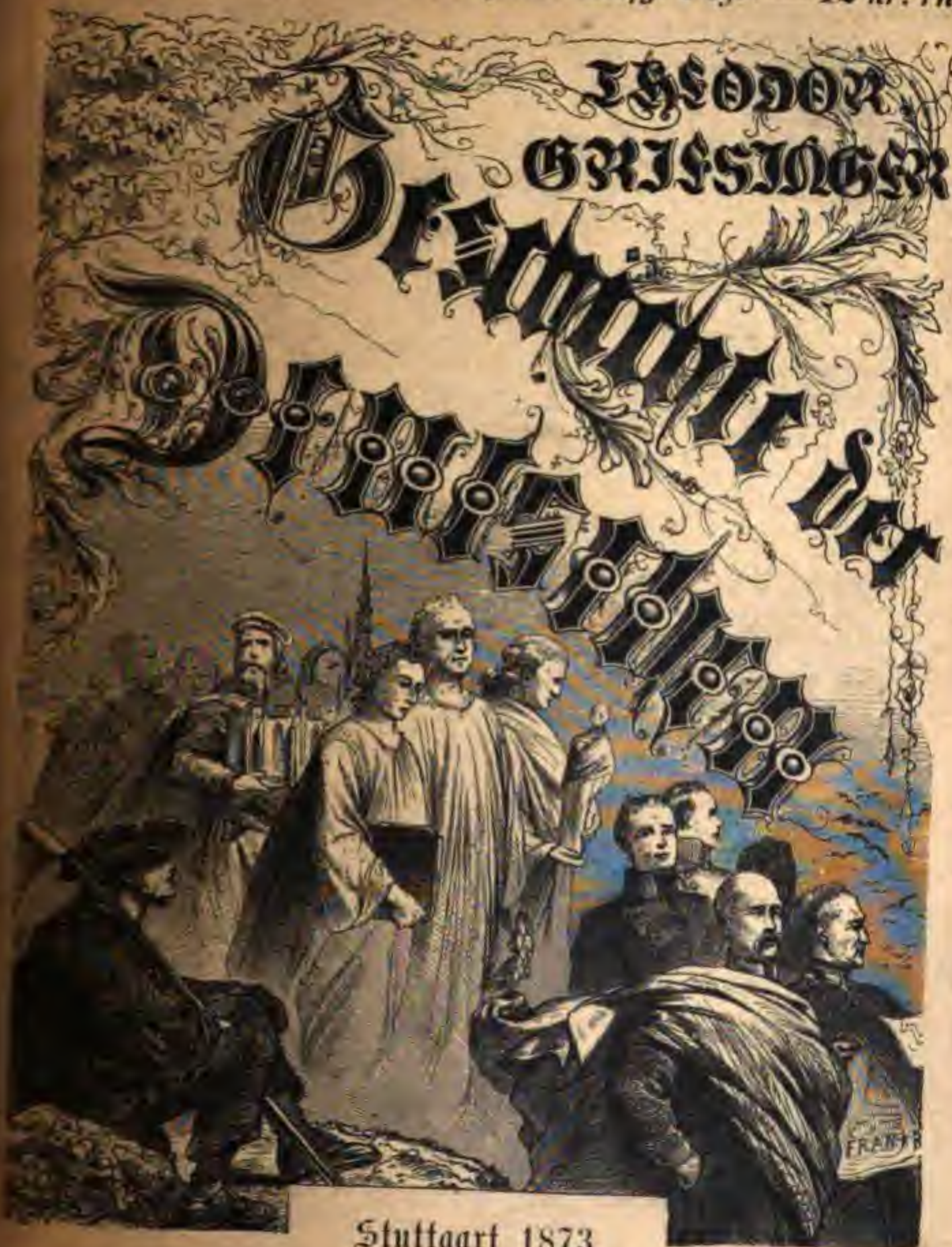
73 Bogen in 4<sup>o</sup>.

Preis Thlr. 1. — fl. 1. 48.



35. & 36. Hest.

Preis jeder Liefg. 4 sgr. — 12 kr. rh.



Stuttgart 1873.

Verlag von Paul Moser.







bei ihnen alle Sprachen Europa's. Auch kämpfte man nicht mehr für die Religion, sondern für Gold und Beute, und in den kaiserlich-bayerischen Heeren standen so gut Protestanten, als in den schwedisch-deutschen Katholiken. Hatte man ein Schloß, ein Kloster, ein Dorf, eine Stadt ausgeraubt, so warf man die Brandfackel hinein und was da lebte, mußte über die Klinge springen. Wie man aber vollends den Weibern und Jungfrauen mitspielte, solches zu erzählen, sträubt sich die Feder, denn die Soldaten — die Offiziere nicht ausgenommen — kannten weder Ehre und Schamgefühl, noch Menschlichkeit und Erbarmen mehr. Dazu kamen dann noch die sogenannten „Schnapphähne“ und „Marodeure,“ erstere meist Bauern, denen man Alles geraubt und die nun hinter den Heeren herzogen, um auch noch das zu vernichten, was die Soldaten übrig gelassen hatten; letztere, mit der Zeit erst Marodeure, ursprünglich Merodebrüder genannt — nach dem Grafen Merode, der unter Altringer diente und das scheußlichste, zuchtloseste Lumpenpacksregiment kommandirte, das man sich nur denken kann — noch schlimmer, wenn möglich, als die Schnapphähne, und stets als Nachzügler marschirend, so wie sich, weil kommandolos, durch die wahnwitzigste Grausamkeit und Wildheit auszeichnend. Das Tollste übrigens, was die Soldateska erfand, war die Art und Weise, wie man verborgene Schätze zu entdecken suchte, und die Berichte aus jener Zeit wimmeln von Folterscenen, die das Blut erstarren machen. Natürlich nämlich suchten gar Manche in Stadt und Land, wenn sie eine Plünderung voraussehen konnten, das Kostbarste ihrer Habe, namentlich baar Geld und Schmucksachen, durch heimliches Vergraben zu retten, und weil man nun da und dort solch' verborgene Schätze entdeckte, suchten die Soldaten die Einwohner eroberter Städte, Dörfer und Schlösser mit den ausgesuchtesten Qualen heim, um sie zur Bezeichnung der vermutheten Verstecke ihrer geretteten Habe zu zwingen. Allen Betheuerungen, man habe nichts versteckt, wurde nicht der mindeste Glauben geschenkt, sondern die Soldateska schritt vielmehr frischweg zur Tortur und zu welcher Tortur! Den Einen schnitt man Nase und Ohren ab oder stach ihnen die Augen aus. Den Weibern rasirte man die Brüste weg und warf ihre Kinder in's Feuer. Wieder Anderen zerschmetterte man Arme und Beine

oder schnitt ihnen Riemen aus der Rückhaut. Ja man spaltete Vielen die Fußsohlen und streute Pfeffer und Salz in die Wunden. Was aber noch scheußlicher war, man goß Tausenden Mistjauche in den Mund, bis der Bauch fast zerplatzte, und — man hieß dieß den Schwedentrunk — trat sie dann mit Füßen, bis sie todt waren. Kurz man überbot sich in den teuflischsten Martern, um den armen Gequälten Geständnisse auszupressen, und in der Erfindung solcher Martern wetteiferten Katholiken und Protestanten, Spanier, Italiener, Franzosen, Deutsche, Schweden, Dänen, Ungarn, Niederländer, Schweizer, Polen und Croaten miteinander. Wenn nun aber die meisten Gaue Deutschlands in solcher Weise heimgesucht wurden, so kann man sich denken, wie unendlich viele Menschen ihren Tod fanden; ja wie manche Gegenden fast aller ihrer Bewohner, besonders der erwachsenen männlichen, beraubt wurden. Wer sollte nun das Feld bebauen? So lagen ganze weithingedehnte Strecken öde und dadurch entstand bald da, bald dort die gräßlichste Hungersnoth. Die Hungersnoth aber erzeugte Krankheiten und Seuchen aller Art, denn man nährte sich nun mit Dingen, die entweder gar nicht eßbar waren oder geradezu Grausen erregen mußten. Wurzeln und Eicheln, Gras und Disteln — das ging noch; aber man sättigte sich selbst an gefallenem Pferde oder suchte gar die Friedhöfe und Schlachtfelder heim, um das Fleisch der Leichname zu verzehren. Kurz das Elend war ein fürchterliches und da auch fast überall aller Handel, sowie jedes Gewerbe, das Waffenhandwerk allein ausgenommen, aufhörte, so darf man wohl sagen, daß Deutschland vielfach einer Wüste glich. Der eiserne Fußtritt der Soldateska hatte alle Blüthen und Früchte, welche die vergangenen Jahrhunderte getrieben, zermalmt und viele Tausende von Städten und Dörfern lagen vollkommen zerstört — nicht wenige, um gar nie mehr aufgebaut zu werden. Man hat berechnet, daß Deutschland vor dem Kriege eine Einwohnerzahl von wenigstens dreißig Millionen Menschen hatte; nach dem Kriege waren keine zehn Millionen mehr übrig und viele Gegenden erschienen wie ausgestorben. So zählte Württemberg statt 500,000 Seelen deren nur noch 48,000 und die Einwohnerzahl Augsburgs hatte sich von 80,000 auf 18,000 reducirt. So gab es in Böhmen nur noch



780,000 Lebende, während es deren vorher über drei Millionen gewesen waren, und in Sachsen sah es sogar noch schlimmer aus. In der Pfalz dagegen, sowie in Franken, in Lothringen und am Oberrhein konnte man einen ganzen Tag marschiren, ohne einem Menschen zu begegnen, und wo früher die höchste Cultur geherrscht hatte, wuchs jetzt junger Wald oder trieben sich wildgewordene Hunde und Wölfe herum. Wo aber noch Menschen existirten und an die Cultivirung des Landes gehen wollten, da fehlte es an Pferden, Kühen und Ochsen und selbst das Federvieh war kaum aufzutreiben. Gewiß also, Deutschland glich einer Wüste und nur Tyrol, Salzburg und die Schweiz machten eine Ausnahme, denn diese drei Länder waren durch ihre Gebirge vor dem Wüthen des Kriegs geschützt worden.

So gräßlich aber auch die materiellen Zustände unseres Vaterlandes nach dem dreißigjährigen Kriege waren, so noch viel gräßlicher die geistigen. Von Rechtspflege, von Gottesdienst, von Schule war fast nirgends mehr die Rede; dagegen aber machte sich der Aberglauben und die Sittenlosigkeit in einer Weise breit, von der man sich in unseren Tagen gar keinen Begriff mehr machen kann. Jedes Laster — die Soldaten hatten ja alle getrieben — hielt man für erlaubt und vor keiner Gemeinheit und Niederträchtigkeit scheute man zurück. Unter der Soldateska gab es Keinen, der nicht darauf geschworen hätte, daß man sich gegen Hieb, Stich und Schuß durch die sogenannte Passauerkunst (ausgehend ursprünglich vom Scharfrichter von Passau, der den Teufel durch Beschwörung zwang, Zettel zu unterschreiben, die gegen allen gewaltsamen Tod sicherten), „fest“ machen könne, und jeder Bauer grub bei nächtlicher Weile unter aberwitzigen Sprüchen nach Schätzen, die irgend ein schwarzer Bubel oder auch der Teufel selbst bewachte. Der entsetzliche Wahn aber, daß es Hexen und Zauberer gebe, beherrschte alle Köpfe und in katholischen wie in protestantischen Ländern beeilte man sich, diese Hexen und Zauberer, nachdem man sie durch die Folter zum Geständniß gezwungen, zu verbrennen. Wie hätte dieß aber auch anders sein können, da in Folge des gräßlichen Kriegs alle Ueberlebenden in der furchtbarsten Unwissenheit aufwuchsen? Nirgends gab es mehr Lehrende und Lernende und selbst die deutsche Sprache

wurde durch französische, italienische, spanische und lateinische Broden bis in's Unkenntliche verunstaltet. Das arme zertretene Deutschland mußte also geistig wie leiblich neu auferstehen; dagegen aber hatte ihm der schreckliche Krieg wenigstens den Gewinn gebracht, daß an die Stelle der religiösen Gegensätze und der kirchlichen Leidenschaft nunmehr Gewissensfreiheit und gegenseitige Dulbung traten.

---



## Drittes Buch.

### Deutschland in seiner größten Erniedrigung.

(1649—1740.)

#### Erstes Kapitel.

Der Druck Frankreichs auf Deutschland und die kleinen  
Souveraincläten. (1649—1668.)

it dem Schluß des dreißigjährigen Kriegs hatte sich die Lage Europa's total geändert. Frankreich war jetzt die dominirende Macht in Mitteleuropa, gerade wie Schweden im Norden unseres Welttheils den Ton angab. Die protestantischen Niederlande (kürzer gesagt Holland) beherrschten alle Meere und hatten den Großhandel Europa's an sich gerissen. England strebte mächtig empor und man sah ihm schon die glänzende Zukunft an. Spanien dagegen war im offenkundigsten Niedergang begriffen, wozu die Erbärmlichkeit der habsburgischen Regenten mit ihrer Pfaffenwirthschaft das Meiste beitrugen, und Italien, in sich zerrissen, konnte als gar kein Staat mehr gelten. Das schlimmste Loos traf Deutschland, denn „als Ganzes“ hatte es alle seine Geltung verloren, und wenn die deutsche Kaisermacht früher als die Schiedsrichterin der Welt glänzte, so war ihr jetzt nichts mehr geblieben, als einzig und allein der Name. Durfte sich ja doch nunmehr jeder deutsche Fürst bis zum kleinsten Duodezlandesherrn hinab rühmen, ein souverainer Herr zu sein, dem Niemand etwas zu befehlen habe,

während der nominelle Kaiser, den man schon seit unendlich langer Zeit stets aus dem habsburgischen Hause nahm, keine andere Macht mehr besaß, als seine Hausmacht, das heißt seine Erbfürstenthümer und Königreiche Ungarn, Böhmen, Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tyrol und Vorderösterreich! Stützte sich ja doch fast jeder deutsche Fürst, um sich seine Territorialherrschaft zu sichern, viel lieber auf das Ausland, besonders auf das mächtige Frankreich, das durch den Besitz des Elsasses in Deutschland selbst festen Fuß gefaßt hatte, als auf das Haus Habsburg, weil die neugeborenen souverainen Herren in der steten Angst lebten, Habsburg möchte darnach streben, das frühere Kaiserthum wieder zu erneuern und sie zu Vasallen herabzubrüden!

Vom früheren deutschen Reich war also nichts übrig geblieben, als die Form oder die Schale und wie gehaltlos diese Schale sei, zeigte am deutlichsten der sogenannte Reichstag. Erinnern wir uns an die früheren Reichstage — welcher Gegensatz zwischen Jetzt und Ehemals! Ehemals erschien der Kaiser auf denselben stets mit großem Gefolge und von den Fürsten und Bischöfen bis auf die geringsten Stände hinab blieb fast kein Einziger weg. Natürlich, denn sie alle schätzten es sich zur höchsten Ehre, durch ihre Gegenwart und persönliche Abstimmung zu beweisen, daß sie ein Recht hätten, über das Wohl und Wehe unseres großen Vaterlandes mitzuentscheiden, während umgekehrt der Kaiser sich um so stolzer fühlte, je größer an Zahl und solenner an Pracht die um ihn versammelten Vasallen erschienen. Jetzt aber — nun anno 1653 eröffnete Kaiser Ferdinand III. den ersten Reichstag, der nach dem westphälischen Friedensschluß abgehalten wurde, noch in Person, aber von nun an erschien kein Kaiser mehr an einem solchen Tage, weil er sich seiner jetzigen Ohnmacht schämte, und natürlich blieben dann auch die Fürsten und sonstigen Großen weg. Dagegen schickten sie ihre Bevollmächtigten und so sank der Reichstag zu einer gewöhnlichen Diplomatschreibstube herab. Wie sich da die Acten häuften! Zu großen Bergen wuchsen sie an, aber zu einem frischen, fröhlichen, thatkräftigen Beschluß kam es nie, denn jeder Gesandte mußte, wenn es sich um etwas Wichtiges handelte, vorher zu Hause anfragen, wie er stimmen solle, und bis die



Antwort kam, war der richtige Zeitpunkt verpaßt. Ueberdem spaltete sich ja der Reichstag in zwei große Partheien, in die der Evangelischen und die der Katholischen, und unter solchen Umständen wurde es nie möglich, eine schnelle Zusammenstimmung herbeizuführen. Weil nun übrigens der Geschäftsgang sich so unendlich lang hinspannte, beschloß der Reichstag vom Jahr 1663, in Regensburg permanent zu bleiben, um so die Verbindung mit dem Kaiser in Wien stets auf dem Laufenden zu erhalten, und seit dieser Zeit tagten die Gesandten der deutschen Stände bis zur Auflösung des deutschen Reichs perpetuirlich unter dem Vorsitz eines kaiserlichen Commissarius in der genannten Stadt an der Donau. Wer bildete nun aber den Reichstag? Nun in erster Linie die Bank der Kurfürsten, jetzt an der Zahl acht — Mainz, Köln, Trier, Sachsen, Bayern, Pfalz, Brandenburg und Böhmen — und jeder dieser Achte hatte eine Stimme. Sodann in zweiter Linie die Bank der Fürsten, welche sich in die geistlichen und weltlichen abscheibeten. Endlich die der Reichsstädte, deren es 51 waren. Diese Reichsstädte zusammen aber hatten nur zwei Stimmen und zwar gehörte die Eine der Corporation der schwäbischen und die Andere der Corporation der rheinischen Städte an. Nicht minder theilten sich auch die kleineren Potentaten in verschiedene Banken ab, nämlich einmal die Prälaten (Bischöfe und Aebte) in zwei, in die rheinische und in die schwäbische mit je einer Stimme, und sodann die Grafen (zu welchen man auch die Titularfürsten rechnete) in vier, in die schwäbische, fränkische, wetterauische und westphälische mit ebenfalls je einer Stimme. Demgemäß hatten die größeren Potentaten, als die eigentlichen regierenden Herren oder Oligarchen, im Reichstag stets die Oberhand und zwar um so mehr, als jedem Fürstenhause, das sich oft in eine Menge von Zweigen gespalten hatte, nur eine einzige Stimme zu führen erlaubt war. Hieraus ersieht man, daß schon die Zusammensetzung des Reichstags nicht leicht hätte complicirter sein können, und man wird sich also nicht darüber verwundern, daß in demselben, seit er sich für permanent erklärte, die meiste Zeit mit nichtigen Formstreitigkeiten vergeudet wurde.

Betrachten wir nun die verschiedenen Einzelstaaten im deutschen

Reich des Näheren, so unterscheiden sie sich schon durch ihren Umfang, noch mehr durch ihre Macht bedeutend von einander. Mit Oesterreich, das heißt mit dem habsburgischen Erbstaate, konnte sich kein anderer messen, denn die verschiedenen Länder, welche zu demselben gehörten, zählten zusammen wohl 6000 Quadratmeilen und waren entsprechend bevölkert. Nach Oesterreich kam Brandenburg mit etwa 1460 Quadratmeilen, aber es durfte sich bloß einer dünnen Bevölkerung rühmen und überdem war das Kurfürstenthum, das vom Rhein bis an die Memel reichte, vielfach zerstückelt, ohne inneren Zusammenhang. Somit sahen sich Kursachsen und Kurbayern, obwohl nur halb so groß, aber abgerundet, wohl in der Lage, sich mit Brandenburg messen zu können, und von dieser ihrer Machtstellung machten sie auch den ausgiebigsten Gebrauch. Nach diesen drei Kurfürstenthümern kamen Braunschweig-Lüneburg, oder wie man nachher sagte: Hannover mit 500, Kurpfalz mit 430, Lothringen mit 380, Hessen-Kassel und Württemberg mit je 250 und Mecklenburg mit 200 Quadratmeilen und in diese Kategorie gehörten auch die geistlichen Fürstenthümer Mainz, Köln, Trier, Würzburg, Bamberg, Münster und Salzburg. Die ganz kleinen Potentatschaften aber, ich meine die Territorien der Grafen und Prälaten hatten von nun an wenig mehr zu sagen, denn die größeren übten einen Druck auf sie aus, dem sie nur in den seltensten Fällen zu widerstehen vermochten, und sie mußten sich daher immer an diesen oder jenen ihrer mächtigeren Nachbarn anlehnen. Noch ohnmächtiger standen die Reichsstädte da, die früher in der deutschen Geschichte eine so große Rolle gespielt hatten, und der Hauptgrund lag darin, daß sie durch den dreißigjährigen Krieg nicht blos ihres Wohlstandes, sondern auch ihres Handels, ihrer Gewerbsthätigkeit und ihrer Industrie verlustig gegangen waren. Ueberdem was nützten sie jetzt ihre festen Mauern und Thürme, auf die sie in früheren Zeiten hatten pochen können? Mit einigen schweren Kanonen schoß man dieselben zusammen und von Widerstandsfähigkeit war also keine Rede mehr. So richteten denn die tief herabgekommenen Städte ihr Hauptaugenmerk von nun an auf die Erhaltung der Ruhe, denn nur durch Ruhe und Frieden konnten sie den verlorenen Wohlstand wieder einbringen, und weil sie deshalb einen wahren Abscheu von jeder



selbstständigen politischen Action hatten, unterwarfen sie sich ohne zu murren der Herrschaft ihrer Patrizier, deren Joch sie schon seit den letzten Regierungsjahren des Kaisers Karl V. zu tragen gewohnt worden waren. Eine so geringe Rolle nun übrigens auch die Reichsstädte nach dem westphälischen Frieden spielten, so stand es doch um die Reichsritterschaft noch viel kläglicher und jener stolze Adel, welcher einst alle Kriege entschied, ja auf dem die Kraft der deutschen Nation beruht hatte, war tiefer als tief herabgesunken. Freilich hatten nur zu Viele der Herren Ritter sich schon längst, wie wir früher gezeigt, dazu bequemen müssen, den Herrendienst zu suchen; aber jetzt, da nach dem dreißigjährigen Krieg von ihren einst so mächtigen Burgen nur noch wenige im unversehrten Zustand übrig geblieben waren, jetzt da ihr Wohlstand durch den Verlust ihrer hörigen Bauern — die meisten hatte der Krieg hinweggerafft — gleichsam in einer Nuß aufging, jetzt da ihre jüngeren Söhne im Kirchenbienst — in Folge der Reformation, auf welche die Säkularisationen des westphälischen Friedens folgten, waren eine Menge von Stiftern eingegangen — keine Sinecuren mehr fanden, jetzt war die Unterkunft im Hofstaat oder auch im Staats- und Militärdienst eines mächtigen Fürsten ihre einzige Zuflucht und sie drängten sich daher, aller Selbstständigkeit Valet sagend, in Masse zu solchem Dienste herbei.

Kein Stand galt also nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland mehr etwas, als nur allein der der regierenden Fürsten, und dieselben waren sich dessen auch gar wohl bewußt. Darum, statt ihre ganze Kraft darauf zu verwenden, die Lage ihrer Unterthanen zu verbessern, die Schäden, welche der lange Krieg geschlagen, zu heilen und die Schulen, die Cultur und den Wohlstand wiederherzustellen — statt dessen erfreuten sie sich mit ungemeßnem Stolz ihrer Souverainetäten und es gab ehrvergessene Menschen genug, die ihnen tagtäglich von ihrer Allmacht vorschwahten. Jeder von ihnen glaubte also eine „Majestät“ zu sein und sein Gebahren war das eines „Regenten von Gottes Gnaden.“ Somit schuf er sich einen Hofstaat nach dem Muster der in Wien, Paris und Madrid geltenden Normen und kein einziges Kron- oder Hofamt, das in den genannten drei Hauptstädten florirte, durste bei ihm, dem Duodezfürsten, fehlen.

Nein, er mußte seine Hofmarschälle mit einem Obersthofmeister, seine Kammerherren mit einem Oberstkämmerer, seine Büchsenspanner und Jäger mit einem Oberstjägermeister, seine Bereiter und Stallmeister mit einem Oberststallmeister — sie alle mußte er nach den Rangstufen geordnet haben und dazuhin ein ganzes Heer von Trabanten, Läufern, Kammerdienern, Tafelbednern, Küchenmeistern, Stallknechten, Fourieren und was dergleichen mehr ist. Alle diese Angestellten aber — selbst die niedereren, wie viel mehr die höheren — betrachteten sich als bevorzugte Wesen, und sie waren es auch insofern, als die höheren Chargen nur den hochgeborenen Herren, also den Grafen und Baronen zu Theil wurden. Mit welcher souverainen Verachtung nun diese Bevorzugten auf die Bürgerlichen herabsahen! Ja der Gegensatz zwischen Bürgerlich und Adelig wurde in Folge dessen, daß nur Hochgeborene in den höheren Hof-, Staats- und Militärdienst aufgenommen wurden, so groß, daß eine nähere Berührung des Adels mit dem Bürgerthum wie eine Verunreinigung angesehen wurde und man eine Ehe zwischen den beiden getrennten Ständen als ein Verbrechen gehalten hätte. Doch, um wieder auf die kleinen Souveraine zurückzukommen, so habe ich oben bemerkt, daß dieselben nicht bloß als „Majestäten“ mit majestätischem Prunk und Luxus aufgetreten seien, sondern auch als „Herren von Gottes Gnaden“, und darum durfte kein anderer Wille mehr maßgebend sein, als der ihre. Volksrechte, Landstände — das waren Begriffe, welche in die jetzige Zeit nicht mehr paßten, denn ein souverainer Herr ist Gott allein verantwortlich! Sie regierten also ganz nach souverainer Willkühr von ihren „Cabinetten“ aus und ihre einzigen Berather waren ihre selbstgewählten, also höchst servilen „Geheimenrätthe“ mit dem „Kanzler“ an der Spitze. Wenn aber ihre Unterthanen, also die Bauern auf dem Lande und die Bürger in den Städten, über die vielen Lasten, die ihnen unter diesem oder jenem Titel (Zölle, Steuern, Zinse, Taxen) auferlegt wurden, zu murren begannen, oder wenn gar die Stellvertreter der Unterdrückten, die von Altersher berechtigten Landstände Miene machten, das Leben, die Freiheit und das Eigenthum der Bürger und Bauern schützen zu wollen, ei wie schnell wußte man da solche „Rebellen“, wie man sie nannte, mit Gefängniß oder gar mit Galgen und Rad zum Schweigen



zu bringen! „Und das Volk,“ wird der Leser fragen, „ließ sich solches gefallen?“ In einigen wenigen kleinen Fürstenthümern, wie besonders in Württemberg und in Hessen, versuchte es allerdings die „Landtschaft“ (dieß war der Titel der vereinigten Vertreter des Prälaten-, Ritter- und Bürgerstandes) nicht selten, wenigstens in Steuer- sachen, ihr altes Recht zu behaupten; aber es blieb immer bei dem Versuche und zuletzt behielt doch der Fürst Recht. Ueberhaupt waren die damaligen Unterthanen durch die Rohheit und Despotie der Soldateska während des dreißigjährigen Kriegs gewohnt worden, Recht, Ordnung und Gesetz mit Füßen treten zu sehen, und kannten nichts mehr als willenlose Fügsamkeit, nichts mehr als slavische Unterordnung, nichts mehr als knechtisches Kriechen. Außerdem, wozu hatten denn die Herren Fürsten ihre Soldaten oder besser gesagt ihre stehenden Heere? In den letzten zwanzig Jahren des vergangenen Kriegs gab es nur noch Lohnsoldaten, nur noch geworbene Söldner aus aller Herren Ländern und von diesen Söldnern behielt jeder Fürst nach geschlossenem Frieden so viel Regimenter, als ihm nothwendig dachte. Er verwandte dieselben — die er später immer leicht wieder ergänzte — dazu, um die Ordnung in seinem Lande aufrecht zu erhalten, das heißt, um seine Unterthanen im Zaume zu halten, und zugleich um diesem oder jenem auswärtigen Regenten gegen hohe Subsidien im Krieg beizustehen. Den Söldnern aber war das Soldatsein ein Erwerbszweig, gleichsam ihr Handwerk, und der Fürst als „Kriegsherr, d. h. als Soldreicher, durfte ihnen gebieten, was er wollte, sie führten es aus. Demzufolge wurden die stehenden Heere eine neue Scheidewand zwischen den Fürsten und ihren Völkern, und zwar um so mehr, als alle Offiziersstellen nur an hochgeborene Herren vergeben wurden, welche sich schon vorher den regierenden Durchlauchten mit Leib und Seele verschrieben hatten.

So thronten denn die deutschen Fürsten in ihren Residenzen, die sie natürlich auf alle Weise in Königsresidenzen umzuwandeln suchten, wie halbe Götter, und sonnten sich in dem Glanze, der von ihren Thronen ausging. Auch strömten, wenn sie den Prunk und die Hoffarth recht hoch trieben, der hochgeborenen Fremden stets eine Menge herbei und ohnehin fehlten die fremden Gesandten nicht.

Natürlich, denn die Herren Fürsten waren ja Souveraine geworden, welche als solche die fremden Höfe beschieden, und es war also nicht mehr als billig, daß die Könige von Frankreich, Spanien, England oder wie sie sonst hießen, ihnen mit gleicher Münze bezahlten. In all' diesem aber lag noch nicht einmal die Hauptsache, sondern die Hauptsache gipfelte vielmehr darin, daß nun jeder deutsche Fürst ein Nachäffer Ludwigs XIV. wurde. Mit französischen Sitten, mit französischer „Tournüre“, mit französischen Redensarten, mit französischem Luxus und mit französischer Arroganz war man schon während des dreißigjährigen Kriegs hinlänglich bekannt geworden und die plumpen Deutschen hatten angefangen, die leichtfüßigen „Monsieurs“, welche durch ihre Eleganz die Weiber zu bestechen wußten, zu beneiden. Sie ahmten ihnen also damals schon, ich meine zu Richelieu's und Mazarin's Zeiten, Vieles nach; wie wurde es aber erst, als Ludwig XIV., der Sohn und Erbe Ludwigs XIII., die Zügel der französischen Regierung selbstständig ergriff! Er, der große Despot, der sagen konnte: „Der Staat bin ich!“ — Er, die Sonne, um die sich damals nicht bloß in Frankreich, sondern in der ganzen europäischen Welt Alles drehte, so daß die anderen Königshöfe nur noch wie Planeten und Monde erschienen! — Selbstverständlich mußte Er der Abgott der deutschen Fürsten werden, so daß Jeder derselben von jezt ab nichts Höheres kannte, als in die Fußstapfen Ludwigs XIV. zu treten. Man imitirte Alles, was von ihm ausging, seine Feste, seine Bauten, seine Gärten, seine Theater, seine Opern, seine Ballets, seine Caroussels, seine Jagden, seine Kleidung bis auf die Schuhspornen und Perrücken — kurz Alles und Jedes, und daß man, von dort an, an den kleinen deutschen Höfen nur noch französisch parlirte (damals war die goldene Zeit der französischen Abentheurer und Sprachmeister), verstand sich von selbst. Ohnehin aber durften auch die Maitressen nicht fehlen, weil Ludwig XIV. deren hintereinander eine Menge hielt, und für diese deutschen Maitressen war wieder Alles das maßgebend, was die französischen thaten und nicht thaten. Kurz man französisirte sich an den deutschen Höfen so vollständig, daß man nur noch das, was aus Paris kam (Möbel, Kleider, Schmucksachen, Essenzen, Pomaden, Schnupftabak, Puder, Schleppen, Wülste



oder Culs de Paris und was dergleichen mehr ist), für brauchbar hielt, und mit dieser Franzöfirerei, die man natürlich nicht verfehlte in Paris selbst zu studieren (ein jeder Fürstensohn, ja selbst jeder reichere Adelspröbbling mußte mindestens ein Jahr in der französischen Hauptstadt zugebracht haben, wenn er nicht als ein Barbar gelten wollte), bürgerte sich französische Liederlichkeit und Unsittlichkeit bei uns ein.

Doch es ist Zeit, daß wir zur eigentlichen Geschichte unseres Vaterlandes zurückkehren, obwohl dieselbe von jetzt an ein volles Jahrhundert lang nur höchst Trauriges bietet. Nachdem Kaiser Ferdinand III. anno 1657 (2. April) gestorben war, warf sich Ludwig XIV., der Beherrscher Frankreichs, zum Bewerber um die deutsche Kaiserkrone auf und durch Verschwendung großer Summen gelang es ihm auch richtig, die ultrakatholischen Kurfürsten von Köln, Mainz und Bayern, ja selbst den Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz für sich zu gewinnen. Dagegen wehrten sich die beiden protestantischen Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen mit allen Kräften gegen die Schmach, den Todfeind Deutschlands zu dessen Regenten zu machen, und bestanden darauf, daß nach altem Herkommen dem ältesten Sohn und Erben Ferdinands III. die Krone übertragen werden müsse. So ging endlich, nachdem die Intriguen über ein Jahr in Anspruch genommen hatten, am 18. Juli 1658 der Habsburger Leopold, zubenannt „mit der bicken Lippe“, der sich als Kaiser Leopold I. schrieb, aus der Wahlurne hervor; allein leider gehörte er unter die schwachsinnigsten, bigottesten und kraftlosesten Regenten, welche dem Hause Habsburg je entstammt sind. Wie er ein Knabe war, hatte man ihn gelehrt, Altärchen aufzubauen und Heiligenbilder mit Flitterstaat zu behängen, und den heranwachsenden Jüngling erzog der Jesuit Reidhard in seinem Sinne, d. h. als tief demüthigen Knecht der Kirche, während der Obersthofmeister, Fürst Portia, ihm das Steife, Ceremoniöse und Gravitätische der spanischen Grandezza beizubringen mußte. So kam ihm die Fähigkeit, zu denken, ganz abhanden und er lebte vom Morgen bis zum Abend ganz nach der vorgeschriebenen Etiquette. Auch sprach er nur lateinisch oder spanisch — das Deutsche war damals am Wiener Hofe verpönt — und ebenso undeutsch war seine Tracht, die in einer ungeheuren schwarzlockigen

Allongeperrücke, welche ihm Achsel und Rücken ganz bedeckte, einem spanischen, hinten tief herabhängenden Mantel, kurzen schwarzen Bein-  
kleidern und zinnoberrothen Strümpfen mit Schnabelschuhen bestand.  
Darf man sich nun unter solchen Umständen darüber wundern, wenn  
während seiner langen Regierung der Hof von Versailles einen weit  
stärkeren Einfluß auf die Geschichte Deutschlands ausübte, als der  
Hof von Wien?

Letzteres zeigte sich alsobald nach der Wahl Leopolds I., denn  
sofort drang Ludwig XIV., gleichsam um sich dafür zu entschädigen,  
daß er nicht Kaiser geworden sei, in die deutschen Fürsten, mit ihm  
einen Separatbund zu Schutz und Trutz zu errichten, und in der  
That ließen sich auch mehrere derselben, wie die Kurfürsten von Mainz  
und Köln, der Landgraf von Hessen-Kassel, der Herzog von Pfalz-  
Neuburg und die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, dazu herbei.  
Man nannte diesen Bund, der am 14. August 1658 zum Abschluß  
kam, den Rheinbund, und der König von Frankreich übernahm kraft  
desselben die Verpflichtung, die genannten deutschen Fürsten in ihren  
Rechten und Freiheiten nach Maßgabe des westphälischen Friedens zu  
schützen; die Letzteren dagegen machten sich anheischig, der Krone  
Frankreichs gegen alle ihre Feinde beizustehen und namentlich die  
übrigen deutschen Reichsstände — den Kaiser selbst nicht ausgenommen  
— zu verhindern, Frankreich je mit Waffengewalt zu überziehen.  
Warum nun wohl Ludwig XIV. es sich so viel kosten ließ, diesen Bund  
in's Leben zu rufen? Er war damals bereits wieder in einen Krieg  
mit Spanien verwickelt, um womöglich ein Stück der spanischen  
Niederlande an sich zu reißen, und es würde alle seine Pläne durch-  
kreuzt haben, wenn Leopold I. sich sofort auf die Seite Spaniens  
gestellt hätte. Somit wollte er dem deutschen Kaiser diese Möglich-  
keit abschneiden, und durch den Rheinbund erreichte er auch richtig  
diesen Zweck. Gleich darauf, im November 1659 schloß er mit  
Spanien den für ihn äußerst vortheilhaften pyrenäischen Frieden ab,  
durch welchen er die Städte Arras und Hesdin nebst anderen Stücken  
von Flandern, Hennegau und Luxemburg, sowie auch noch außerdem  
die Hand der Infantin Maria Theresia, der Tochter des Königs  
Philipps IV. von Spanien, gewann; allein der Rheinbund wurde



deswegen doch nicht aufgelöst, sondern im Gegentheil cultivirte ihn Ludwig XIV. auf's sorgfältigste, um ihn auch später wieder zu seinem Vortheil gegen den deutschen Kaiser zu verwerthen.

Inzwischen waren in Schweden große Veränderungen vor sich gegangen. Dort regierte nach des großen Gustav Adolph's Tod seine Tochter Christine, ein Mannweib von gar absonderlichen Einfällen; sie dankte jedoch, um katholisch werden zu können, im Jahr 1654 zu Gunsten ihres nahen Vetter's, Karl Gustav's von Pfalz-Zweibrücken (er war der Sohn einer Schwester Gustav Adolph's) ab, und Karl Gustav, als König von Schweden Karl X. geheißen, stürzte sich sofort in einen Krieg mit Polen, in der Hoffnung dadurch große Vorbeeren zu pflücken. In diesen Krieg nun wurden nach und nach alle benachbarten Staaten, besonders Dänemark, Holland und Rußland, verwickelt, und am wenigsten konnte der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg neutral bleiben, da sein Land an Schweden und Polen zugleich gränzte. Im Anfang stellte er sich auf die Seite Polens, dessen Vasall er als Herzog von Preußen (wir wissen dieß von früher her) war; gleich darauf aber trat er zu Karl X. über, weil er sich von einem Bündniß mit Schweden größere Vortheile versprach. Wieder ein Jahr später überzeugte er sich vom Gegentheil und trug dem König Johann Kasimir von Polen abermalen seinen Arm an, jedoch unter der Bedingung, daß sein Herzogthum Preußen von der polnischen Lehensherrschaft entbunden werde. Darauf ging Johann Kasimir im Jahr 1657 in dem Vertrag von Welau ein und nun wußte Friederich Wilhelm auch die Wiener Regierung zu bestimmen, auf die Seite des Polenkönigs zu treten. Sofort fiel der Kurfürst an der Spitze von 16,000 Mann, unterstützt von 11,000 Oesterreichern unter dem Grafen von Sporck und einigen polnischen Reiterregimentern in Schwedisch-Pommern ein und eroberte nach und nach das ganze Land. Er glaubte damit die Schweden wenigstens aus diesem Theile Deutschlands für immer vertrieben zu haben; allein wie nun unter der Vermittlung Frankreichs, welches Parthei für Schweden nahm, anno 1660 (3. Mai) der Frieden von Oliva abgeschlossen wurde, mußte ganz Vorpommern den Schweden zurückgegeben werden, und Friederich Wilhelm hatte seine Anstrengungen umsonst

gemacht. Doch blieb ihm wenigstens der Trost, nunmehr völlig unabhängiger Herr des Herzogthums Preußen geworden zu sein und sich damit eine ganz absonderliche Stellung erworben zu haben. Als Kurfürst von Brandenburg war er deutscher Fürst und Mitglied des deutschen Reichs, als Herzog von Preußen aber gehörte er, weil dieses Land, obwohl durch und durch deutsch, als bisheriges Lehen von Polen nicht zum deutschen Reich gehörte, in die Kategorie der selbstständigen Potentaten, gerade wie die Beherrscher von Frankreich, England, Dänemark, Schweden und Spanien, und brauchte sich weder vom Kaiser in Wien, noch vom Reichstag in Regensburg, noch überhaupt von Jemandem etwas vorschreiben zu lassen.

Nicht lange nach dem zu Oliva abgeschlossenen Frieden hatte Kaiser Leopold I. einen Türkenkrieg zu bestehen, jedoch nicht als Kaiser von Deutschland, sondern als Beherrscher Ungarns und Oesterreichs. In Siebenbürgen stritten sich nach dem Tode Georgs II. Rakoczy, also von 1660 an, zwei Rivalen um den Regentenstuhl, der Fürst Kémény, welchen die österreichische Regierung, und der Fürst Michael Apáfi, welchen die Türken unterstützten. So kam's nothwendiger Weise zum Krieg zwischen Oesterreich und der Türkei und letztere erfocht unter dem Großvezier Kiuprili am 20. Januar 1662 bei Nagy Szöllös einen Sieg, der die Oesterreicher bis nach Oberungarn zurückwarf. Ja die Türken eroberten im folgenden Jahr Großwardein und Neuhausel und ihr Vortrab streifte bis Mähren und Schlesien. Nun aber ernannte Leopold I. im Jahr 1664 den Grafen Raimund von Montecuculi, der sich schon im dreißigjährigen Krieg bedeutend ausgezeichnet hatte, zu seinem Oberfeldherrn und die Folge hiervon war eine fuchtbare Niederlage, welche die Türken am 1. August 1664 bei St. Gotthard an der Raab erlitten. Daraufhin ward schnellstens, schon am 10. August 1664, zu Vasvar Frieden geschlossen, allein keineswegs zum besondern Vortheil Oesterreichs, denn wenn auch die Türken sich dazu verstanden, ihre Truppen aus Ober- und Mittelungarn zurückzuziehen, so durften sie dagegen Großwardein und Neuhausel behalten und ihr Schützling Apáfi blieb regierender Fürst von Siebenbürgen.

Noch während des Kriegs zwischen Oesterreich und der Türkei



bereitete Ludwig XIV. Alles vor, um nach dem Tode seines Schwiegervaters, des Königs Philipp IV. von Spanien, sich die spanischen Niederlande erringen zu können, und als endlich im Jahr 1665 (17. September) dieser längst erwartete Todesfall eintrat, stellte er augenblicklich seine Anforderungen. Mit anderen Worten er bestand auf der Abtretung der sogenannten Franche Comté (der freien Grafschaft Burgund), sowie der niederländischen Provinzen Artois, Cambrai, Brabant, Flandern, Gelbern und Hennegau und gründete diese seine exorbitante Forderung darauf, daß seine Gemahlin Maria Theresia, als älteste Tochter des verstorbenen Königs, Philipps IV., die rechtmäßige Erbin sei. Freilich befand er sich im vollkommensten Unrecht, denn nach göttlichem wie menschlichem Rechte war der Sohn Philipps IV., der jetzige spanische König Karl II. der alleinige Erbe und überdem hatte Maria Theresia bei ihrer Verheirathung mit Ludwig XIV. sich feierlichst verpflichten müssen, nie auf eine Landhinterlassenschaft ihres Vaters später Anspruch machen zu wollen. Was kümmerte es aber den französischen Despoten, ob er Recht oder Unrecht habe? Bei ihm handelte es sich bloß darum, ob er den beabsichtigten Raub durchsetzen könne, und er glaubte sich diese Frage mit Ja beantworten zu dürfen. Stand es ja doch um die Vertheidigungsfähigkeit der Städte und Festungen in den spanischen Niederlanden sowie auch der Franche Comté erbärmlich genug, während das tief herabgekommene Spanien, das weder über Truppen, noch Generale, noch Geld (die spanischen Könige habsburgischen Stammes beschäftigten sich seit Philipp II. bloß mit Beten und Liegen, während die Geistlichkeit florirte, Heer und Flotte verlumpen) verfügen konnte, sich nicht in der Lage befand, denselben Verstärkungen zuzusenden! Nur Eines stand zu befürchten, das, daß der deutsche Kaiser seinem bedrängten Vetter beistehen könnte, und in der That machte auch Leopold I. Miene, dieß thun zu wollen. Allein zu welchem Behufe hatte denn Ludwig XIV. den Rheinbund geschaffen und erst neuester Zeit so viel Mühe und Geld aufgewendet, um auch Bayern und Brandenburg zu vermögen, demselben beizutreten? Auf seine Veranlassung mußten also die Mitglieder des Rheinbundes dem Kaiser erklären, daß sie nicht bloß in dem bevorstehenden Kriege Frankreichs

gegen Spanien neutral bleiben, sondern auch den etwa beabsichtigten Durchmarsch einer kaiserlichen Armee nach den Niederlanden mit Gewalt verhindern würden, und so blieb dem Kaiser nichts übrig, als ebenfalls ganz unthätig die Hände in den Schooß zu legen. Jetzt erst, nachdem sich Ludwig XIV. dessen versichert, ließ er anno 1667 eine Armee unter Turenne in die spanischen Niederlande einrücken, und diese eroberte, ohne auf besondere Schwierigkeiten zu stoßen, innerhalb dreier Monate fast das ganze Land. Im Winter darauf (Februar 1668) schickte Ludwig XIV. eine andere Armee unter Condé und seinem Schüler, dem Marschall von Luxemburg, nach der Franche Comté und nach wenigen vierzehn Tagen war auch diese schöne Provinz von einem Ende zum anderen von den Franzosen besetzt. Der Raubzug schien also vollkommen gelingen zu wollen, allein Eines bedachte Ludwig XIV. dabei nicht, das Interesse Hollands, wie man die freien protestantischen Niederlande jetzt gewöhnlich nannte. Der Republik Holland nämlich deuchte es höchst gefährlich, daß sie künftig, statt des schwachen Königs von Spanien (bisher bildeten die spanischen Niederlande oder das nachherige Belgien die Scheidewand zwischen Frankreich und Holland, weil mitten inne liegend), den starken König von Frankreich zum Nachbar haben solle, und sowie also die französische Armee in den spanischen Niederlanden einrückte, schloß sie in aller Stille ein Bündniß mit England und Schweden (die sogenannte Tripelallianz), um den Vergrößerungsplänen des französischen Despoten Einhalt zu thun. Daraufhin, im Frühjahr 1668, erklärten die genannten drei Mächte der französischen Regierung kurzweg, daß sie Frankreich zu Land und zur See angreifen würden, falls sich Ludwig XIV. nicht sofort zu einem ehrenvollen Frieden bequeme, und weil nun Letzterer einsah, daß er einer solchen Uebermacht — besonders zur See — nicht gewachsen sei, entschloß er sich gute Miene zum bösen Spiele zu machen. So kam schon am 2. Mai 1668 der Frieden von Aachen zu Stande und in diesem mußte Ludwig XIV. außer der ganzen Franche Comté alle in den spanischen Niederlanden gemachten Eroberungen, nur allein zwölf Städte (Lille, Courtrai, Douai, Tournai, Ath, Dubenarde, Charleroi u. s. w.), die er behalten durfte, abgerechnet, an Spanien zurückgeben. Solches Resultat



erzielte Holland durch seine Festigkeit, und man kann sich also die Gefühle des Bornes denken, die den französischen Despoten gegen den genannten Freistaat beseelt haben mögen. Welch' ein Gegensatz aber zwischen diesem verhältnißmäßig so kleinen Lande und dem großen weitgedehnten deutschen Reiche, das in tiefster Demuth die Befehle Ludwigs XIV. respectirte!

---

## **Zweites Kapitel.**

### **Die Rache- und Raubzüge Ludwigs XIV.**

(1669—1697.)

Ludwig XIV. fühlte sich von dem kleinen protestantischen Holland tief beleidigt, weil dasselbe seinen Raubzug gegen die spanischen Niederlande größtentheils illusorisch gemacht hatte, und Tag und Nacht sann er daher auf Rache. Zugleich auch dachte er an den ungeheuren Reichthum der holländischen Städte, die damals den Welthandel beherrschten, und ebenso daran, daß, wenn erst Holland erobert wäre, die spanischen Niederlande und alles niederdeutsche Gebiet bis an den Rhein ihm sozusagen von selbst zufallen müßten. Weil er aber nur zu gut wußte, daß die Eroberung Hollands eine unmögliche sei, so lange dieses auf Schweden und England als seine Verbündeten zählen könne, suchte er es vor allem dieser Verbündeten zu berauben und dagegen dieselben für sich zu gewinnen. Zuerst gelang dieß mit England, dessen König Karl II., ein Verschwender ohne Gleichen, dem französischen Golde nicht widerstehen konnte, und schon im Herbst 1671 verpflichtete sich die englische Regierung, im nächsten Jahre den Holländern den Krieg zu erklären. Weit mehr Mühe hatte Ludwig XIV. mit Schweden, allein endlich am 27. März 1672, kam auch mit Karl XI. ein Vertrag zu Stande, in welchem dieser sich wenigstens dazu verstand, daß er jeden deutschen Reichsfürsten, der etwa für Holland gegen Frankreich Parthei ergreifen

würde, so lange bekriegen werde, als ihm Frankreich die Summe von jährlichen 600,000 Thalern Subsidien ausbezahle. In gleicher Weise, wie Schweden und England, ließ Ludwig XIV. auch die deutschen Fürsten bearbeiten und erhielt von den meisten derselben, wie z. B. von dem Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern (dessen Obersthofmeister Fürst Herrmann Egon von Fürstenberg in Ludwigs Sold stand) und dem Herzog Eberhard III. von Württemberg (welcher Mömpelgard zu verlieren fürchtete), besonders aber vom Kaiser Leopold I. (den der mit großen Geldsummen bestochene Fürst von Lobkowitz total beherrschte) das Versprechen der unbedingtesten Neutralität. Noch mehr, die beiden hohen geistlichen Herren, deren Gebiete die Heere Ludwigs XIV. zu passiren hatten, wenn sie, ohne die spanische Niederlande zu berühren, Holland erreichen wollten, nämlich der Erzbischof Maximilian Heinrich von Köln und der Münsterer Bischof Bernard van Galen machten sich, natürlich ebenfalls wie die anderen Verräther gegen Geld und gute Worte, nicht bloß verbindlich, diesen Durchmarsch zu gestatten, sondern sogar Hülfstruppen zu stellen. Nicht minder führten die Herzoge Christian von Mecklenburg-Schwerin und Johann Friederich von Hannover dem französischen Könige bedeutende Streitkräfte zu und die katholischen Cantone der Schweiz hatten ihm ohnehin gestattet, bis zu 25,000 Mann Soldtruppen unter ihnen zu werben. So schien denn Holland verloren, denn es besaß zwar eine vortreffliche Kriegsflotte und in dem Admiral Ruyter den ersten Seehelden damaliger Zeit; sein Landheer aber, welches Wilhelm III. von Oranien befehligte, war den drei unter Turenne, Condé und Luxemburg stehenden französischen Armeen nicht zum vierten Theile gewachsen, und so wurde es dem räuberischen Ludwig XIV., als er im September 1672 mit 140,000 Mann in Holland einbrach, leicht, einen festen Platz nach dem anderen zu erobern. Doch siehe da, jetzt stellten sich plötzlich zwei deutsche Reichsfürsten auf die Seite Hollands, nämlich der Herzog Karl IV. von Lothringen und der Kurfürst Friederich Wilhelm von Brandenburg, denn diesen beiden war es klar, daß der Krieg Frankreichs gegen Holland eben so gut auch den deutschen Rheinlanden gelte, welche nach der Eroberung Hollands sofort an die Reihe kommen



würden. Ihre Hülfe reichte jedoch nicht hin, um die Fortschritte der Franzosen zu hemmen, und am Ende des Jahres 1673 sah sich Friederich Wilhelm sogar genöthigt, um sein Herzogthum Cleve nebst der Grafschaft Marc vor der gräßlichsten Verwüstung zu bewahren, einen Waffenstillstand mit Frankreich abzuschließen. Ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse im Jahr 1674. Einmal nämlich fand sich Karl II. von England bewogen, das unnatürliche Bündniß mit Ludwig XIV. (er fand es aber erst unnatürlich, nachdem die Holländer die ungeheure Summe von zwei Millionen Gulden an ihn verschwendet hatten) aufzugeben, und dasselbe thaten die geistlichen Fürsten von Köln und Münster, weil ihre Länder von den französischen Heeren gerade ebenso wenig gesont wurden, als die holländischen Provinzen. Nicht minder betheiligte sich auch Spanien an dem Kriege gegen Frankreich, um seine Niederlande zu retten, und obschon man seinen Beistand nicht hoch anschlagen durfte, so hatte er doch wenigstens einigen Werth. Endlich, und das war die Hauptsache, wurde in Wien der Verräther Lobkowitz gestürzt, und Leopold I., der seine Besitzungen in Vorderösterreich in Gefahr sah, ruhte jetzt nicht, als bis der Reichstag in Regensburg den Reichskrieg gegen Frankreich erklärte. Sofort führte der Kurfürst Friederich Wilhelm wieder 16,000 Mann in's Feld, und auch die meisten anderen deutschen Fürsten stellten ihre Contingente. Dadurch aber wurde Ludwig XIV. gezwungen, seine Streitkräfte zu theilen und eine erste Armee unter Condé in den Niederlanden, eine Zweite unter Turenne am Oberrhein und eine Dritte unter Luxemburg in der Franche Comté operiren zu lassen. Freilich machten dessen ungeachtet die Allirten keine großen Fortschritte, weil unter ihren Heerführern niemals Einigkeit herrschte, und es verlohnt sich daher nicht der Mühe, die einzelnen Märsche und Gegenmärsche zu registriren. Allein in Wahrheit fühlte sich doch Ludwig XIV. sehr beengt und in der Vorahnung, daß das Jahr 1675 unglücklich enden könnte, hielt er es an der Zeit, daß die Schweden kraft des mit ihnen abgeschlossenen Vertrags ihm Luft machten.

Als seinen gefährlichsten Gegner unter den Allirten nämlich betrachtete er den Kurfürsten Friederich Wilhelm von Brandenburg

und diesen wollte er dadurch vom Kampfe am Rhein abziehen, daß die Schweden in's Brandenburgische einfielen. Sein Gesandter Vitry mußte also in Stockholm alle Mienen springen lassen, um den König Karl XI. zur Ausführung des Vertrags vom März 1672 zu bewegen, und in der That ließ nun Karl XI. im Dezember 1674 ein starkes Heer unter dem Feldmarschall Wrangel in der Mark Brandenburg einrücken. Wie nun die Schweden da hausten! Ganz in gleicher Weise wie seiner Zeit im dreißigjährigen Kriege, denn nicht bloß schrieben die Oberoffiziere die ungeheuersten Contributionen aus, sondern es wüthete auch die Soldateska gegen Männer, Weiber und Kinder mit der ausgesuchtesten Grausamkeit. Da brach zu Ende des Monats Mai 1675 der Kurfürst Friederich Wilhelm von Schweidnitz in Franken, wo er die Winterquartiere gehalten, mit seinem ausgeruhten Heere plötzlich auf, eilte in forcirten Märschen nach Magdeburg, ging bei Nahe über die Elbe und stand am 25. Juni vor Rathenow, das die Schweden stark besetzt hatten. Letztere ahnten nichts von seiner Nähe, sondern vermutheten ihn noch tief in Franken; allein er gönnte ihnen keine Minute Zeit, zu sich selbst zu kommen und machte, wie ein Sturmwind über sie herfallend, die Meisten von ihnen nieder. Der Rest floh gegen Havelberg zu, nach dem Hauptquartier Wrangels, und dahin zogen sich auch die übrigen schwedischen Corps, welche Brandenburg, Potsdam und andere Städte besetzt hielten. In fliegender Eile marschirte der Kurfürst, seinen Feldmarschall Derflinger (es war dieß ein früherer Schneidergeselle, der im dreißigjährigen Krieg von der Pike auf gedient hatte) an der Seite, hinter ihnen her und in der Nähe von Nauen bei Fehrbellin holte er sie am 28. Juni ein. Er hatte nur seine Kavallerie mit der Artillerie bei sich, im Ganzen nicht viel über 5000 Mann, denn das Fußvolf war nicht im Stande gewesen, so schnell zu folgen; aber in seinem Feuereifer stürzte sich der junge Landgraf Friederich von Hessen-Homburg, einer seiner Untergenerale, mit seinen beiden Reiterregimentern alsbald auf den Feind und sofort befahl der Kurfürst den allgemeinen Angriff. Das Gemehel war fürchterlich, und wo die Gefahr am größten, befand sich der Kurfürst Friederich Wilhelm. Da sah der Stallmeister Froben, der hart zur Seite seines



Herrn ritt, daß die Schweden den Schimmel, auf welchem Friederich Wilhelm saß, zur immerwährenden Zielscheibe ihrer Schüsse machten, und augenblicklich bestürmte er den hohen Herrn, das Roß mit ihm zu tauschen. Unmittelbar nachher wurde Froben mit sammt dem Schimmel erschossen; der Kurfürst aber erfocht nach einem furchtbar blutigen Kampfe von sieben Stunden den allervollständigsten Sieg. Mehr als doppelt so stark waren die Schweden gewesen, und jetzt flohen sie nach allen Seiten, ihr Geschütz wie ihr Gepäck im Stiche lassend. Dieser Tag begründete den Ruhm der brandenburgischen Waffen, und alle größeren Regenten Europa's betrachteten von nun an den Kurfürsten Friederich Wilhelm als ihnen ebenbürtig. Natürlich räumten sofort die Schweden ganz Brandenburg und boten zugleich die Hand zum Frieden. Allein von letzterem wollte der Kurfürst nichts wissen und schritt alsbald, den Krieg am Rhein gegen die Franzosen dem Kaiser und seinen Verbündeten überlassend, zur Eroberung all' der Festungen, Städte und Provinzen, welche den Schweden im westphälischen Frieden hatten überlassen werden müssen. So nahm er, nachdem er bei Wolgast im Jahr 1676 einen abermaligen großen Sieg erfochten, das so überaus feste Stettin weg und nicht lange hernach fiel auch Greifswalde. Nicht minder vereinigten sich jetzt die Dänen mit dem Bischof von Münster, um sich in die Herzogthümer (Stifter) Verden und Bremen zu theilen, und nachdem sie Wismar erstürmt, gelang ihnen die Eroberung mit leichter Mühe. Freilich fielen nun die Schweden im Winter 1678, von Liefland aus, im Herzogthum Preußen ein; allein so streng auch die Kälte war, so jagte sie Friederich Wilhelm doch bis in die Nähe von Riga zurück, indem er mit seinen Truppen in Schlitten über das Kurische Haff setzte. Ja der tapfere Held schuf sich jetzt gleichsam aus dem Stegreif eine kleine Kriegsflotte und nahm nicht bloß das feste Stralsund, sondern auch die Insel Rügen weg. Kurz die Schweden verloren in den Jahren 1675 bis 1679 von ihren Besitzungen auf deutschem Boden eine nach der anderen, und man glaubte sich also der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß sie von unserer Nord- und Ostküste für immer vertrieben bleiben würden.

Inzwischen hatte der Krieg am Rhein seinen immerwährenden

Fortgang gehabt, und wie sehr jetzt dem Kaiser daran gelegen sei, die Franzosen zu demüthigen, ging daraus hervor, daß er im Jahr 1675 statt des unfähigen Beurnonville, seines bisherigen Obergenerals, den greisen Montecuculi zum Generalissimus ernannte. Vor diesem retirirte Turenne von Westphalen nach dem Oberrhein, und auf seinen Befehl mußte sein Unterbefehlshaber, der Marschall Vaubrun, das ganze Land ringsum furchtbar verwüsten. So gingen Wiesloch, Bruchsal, St. Remy, Graben, Gernsheim und andere Städte in Flammen auf, und das Gleiche widerfuhr dem ganzen Breisgau. Endlich setzte Turenne, der sich bis in's Elsaß (wo er die reichs-unmittelbar gebliebenen Städte Hagenau, Weißenburg, Kaisersberg, und wie sie sonst hießen, furchtbar mißhandelte) zurückgezogen hatte, bei Wilstätt wieder über den Rhein und vorsichtig rückte ihm nun Montecuculi entgegen. Daraufhin kam es bei Sagbach unweit Offenburg am 27. Juli 1675 zur Schlacht; aber gleich bei Beginn derselben tödtete eine Kanonenkugel den französischen Oberanführer (außer ihm fiel auch noch der Mordebrenner Vaubrun), und in Folge dessen zogen sich die Franzosen schnellstens wieder über den Rhein zurück. Gleich darauf legte Montecuculi, Alters halber, das Kommando nieder und sofort bezogen die deutschen Truppen, statt die Niederlage der Franzosen auszubeuten, schon sehr frühe Winterquartiere. Im Jahr 1676 übertrug dann der Kaiser den Oberbefehl dem jungen Herzog Karl V. von Lothringen, und demselben gelang es, die Festung Philippsburg zu erobern. Sonst aber geschah in diesem Jahr nichts Bedeutendes, und ebenso wenig zeichnete sich das Jahr 1677 durch irgend eine kühne That aus, denn eine kühne That war es gewiß nicht, daß es den Franzosen am 15. November 1677 gelang, durch die Treulosigkeit des Kommandanten von Freiburg sich in den Besitz dieser Stadt und Festung zu setzen. Dagegen begingen die Truppen Ludwigs XIV. auf seinen Befehl die Niederträchtigkeit, von den Festungen aus, die sie am Rhein inne hatten, die ganze Umgegend furchtbar zu verwüsten, und Hunderte von Städten und Dörfern, darunter Saarbrücken, Zweibrücken, St. Wendel und Mömpelgard mit Mord, Brand, Schändung und Plünderung heimzusuchen. Ihre Absicht war, alles Land zwischen der Saar, dem



Rhein und der Mosel in eine Wüste zu verwandeln, um das Vorrücken der Kaiserlichen durch diese öden Strecken zur Unmöglichkeit zu machen, und ohne Zweifel hätten sie auch ihr Ziel erreicht, wenn nicht durch den Frieden all' diesen Mordbrennereien ein Ende gemacht worden wäre. Mit dem Frühling 1678 nämlich begannen zwischen den kriegsführenden Mächten, die sich allesammt höchst erschöpft fühlten, in Nymwegen an der Waal Friedensunterhandlungen, und zuerst ließen sich am 10. August die Holländer dazu herbei, dem König von Frankreich die Hand zu bieten. Beide Theile behielten, was sie vor dem Kriege besessen hatten, und sogar Gent und Ypern fielen an Holland zurück. Daraufhin, am 17. September, verständigte sich Ludwig XIV. mit den Spaniern, aber nur unter der schweren Bedingung, daß sie ihm die ganze Franche Comté nebst zwölf niederländischen Gränzfestungen, worunter Valenciennes, Condé, Cambrai und Maubeuse abtraten. Endlich, am 5. Februar 1679, schloß auch Kaiser Leopold I. mit Frankreich Frieden und war ärmlich genug, demselben die Festung und Stadt Freiburg im Breisgau zu überlassen, wogegen allerdings Philippsburg bei Deutschland blieb. Als geradezu niederträchtig aber muß man es bezeichnen, daß der Kaiser in diesem Traktate den Kurfürsten von Brandenburg vollständig Preis gab, indem er den Franzosen das Zugeständniß machte, es habe Friederich Wilhelm die sämtlichen, den Schweden abgekämpften Lande an der Nord- und Ostsee denselben zurückzugeben. Dem traurigen Leopold I. nämlich flüsterten seine schlimmen jesuitisch gesinnten Rathgeber, besonders der Minister Paul Hoyer, beständig in's Ohr, es sei für das Haus Habsburg höchst gefährlich, den protestantischen Staat Brandenburg noch weiter anwachsen zu lassen („es stehe der kaiserlichen Macht,“ drückte sich Hoyer aus, „nicht an, daß sich an der Ostsee ein neuer König der Vandalen erhebe“) und man müsse daher dem Kurfürsten Friederich Wilhelm alle Früchte seiner tapferen Kriegsführung mit Gewalt wieder entreißen. Empört über solchen Verrath weigerte sich Friederich Wilhelm, die Eroberungen herauszugeben, aber Ludwig XIV. ließ sofort die brandenburgischen Besitzungen am Rhein (die Grafschaft Mark und das Herzogthum Cleve) durch seinen Marschall Créqui besetzen und in der entseßlichsten

Weise heimsuchen. Ueberdem setzte sich der französische Monarch mit dem König Sobiesky von Polen in's Einvernehmen, und munterte diesen auf, sich des Herzogthums Preußen wieder zu bemächtigen. Was blieb nun dem Kurfürsten, der weder in Deutschland noch auswärts (die Holländer und Spanier blieben auf all' sein Andrängen taub) Verbündete fand, anderes übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen? Somit schloß er am 29. Juni 1679 den sogenannten Frieden von St. Germain ab, und durch diesen erhielt Schweden bis auf ein ganz unbedeutendes Stück von Vorpommern Alles zurück, was ihm in den Jahren 1675 bis 1679 abgenommen worden war. Diese Niederträchtigkeit übrigens vergaß der Kurfürst dem Kaiser nie, und es entstand von jetzt an eine Entfremdung zwischen den Häusern Habsburg und Hohenzollern, die später durch Nichts mehr ausgeglichen werden konnte. Im Gegentheil mehrte sich bei den Nachfolgern Friederich Wilhelms der Haß noch, denn sie behielten es fest im Gedächtniß, daß ihnen habsburgischerseits nicht nur in Hinsicht ihrer Erbansprüche auf die schlesischen Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau nie ein Genüge geschah, sondern daß ihnen auch das Herzogthum Jägerndorf, das doch schon vor dem dreißigjährigen Krieg durch Kauf ihr rechtmäßiges Eigenthum geworden war, stets gewalthätiger Weise vorenthalten wurde.

Aus dem verhängnißvollen Friedensschluß von Nymwegen und St. Germain hatte also nur allein Ludwig XIV. Vorthail gezogen. Ueberdem lag nun der Beweis zu Tag, daß man dem deutschen Reiche jede Schmach bieten könne, ohne irgend eine Gefahr zu laufen, und hierauf bauend, beschloß Ludwig XIV., seiner Raubgier unverweilt die Zügel weiter schießen zu lassen. Unmittelbar nach dem abgeschlossenen Frieden setzte er sich also in den Besitz all' der kleineren elsässischen Städte, welchen der westphälische Frieden ihre Selbstständigkeit gesichert hatte, und von seinen einrückenden Truppen geknebelt, mußten sie ihn als ihren Oberherrn anerkennen. Ebenso verfuhr er mit den elsässischen Baronen, die auf Reichsunmittelbarkeit Anspruch machten, und da er ihnen drohte, ihre Besitzthümer sofort anderweitig (an gefügigere Herren) zu verleihen, wenn sie ihm nicht huldigten, so blieb auch ihnen nichts Anderes übrig, als sich zu fügen.



Das Allerschamloseste aber leistete er durch die Errichtung der sogenannten Reunions- oder Wiedervereinigungskammern, denn mittelst ihrer trat er alles Herkommen, Gesetz und Rechtsgefühl geradezu mit Füßen. Schon im Jahr 1679 nämlich erhielt der scharfsinnige Parlamentsrath Roland de Raveaux in Metz vom französischen Ministerium den Auftrag, den Bezirk Metz genau festzustellen, das heißt alle dazu gehörigen Ortschaften auszumitteln, und wie nun Raveaux die hierauf bezüglichen Akten durchging, fand er, daß verschiedene Städte, Dörfer, Schlösser und Liegenschaften, welche jetzt keine Bestandtheile der ehemaligen Bisthümer Metz, Toul und Verdun mehr waren, sondern ganz anderen Herren gehörten, in längst vergangenen Zeiten Eigenthum der Bischöfe von Metz, Toul und Verdun gewesen seien. Er entwarf also ein genaues Verzeichniß dieser Städte, Dörfer, Schlösser und Liegenschaften und überbrachte dasselbe dem Minister Louvois mit dem Bemerken, daß man die genannten Liegenschaften, obwohl vor vielen, vielen Jahren von den damaligen Besitzern verkauft oder vertauscht, gar wohl zurückverlangen könnte. Der Minister lachte über diesen Einfall, als einen höchst komischen; aber bald besann er sich eines Besseren und übergab das bewußte Verzeichniß seinem Könige. Daraufhin kam es zu langen Berathungen zwischen Louvois und Ludwig XIV., und das Resultat derselben war, daß im Jahr 1680 vier Gerichtshöfe errichtet wurden, welche darüber zu bestimmen hatten, auf welche Gebiete der französische Staat als nunmehriger (seit dem Frieden von Nymwegen) Besitzer des Elsass, der Franche Comté u. s. w. Anspruch machen könne. Der Gerichtshof von Breisach sollte entscheiden, welche Gebiete einst zum Elsaß, der zu Metz, welche zu Metz, Toul und Verdun, der zu Besançon, welche zur Franche Comté, und der zu Doornik oder Tournay, welche zu den abgetretenen niederländischen Städten und Festungen gehört hätten. In Deutschland war man sprachlos über diese fast wahnwitzige Frechheit, aber die vier Gerichtshöfe oder Reunionskammern machten sich ganz unbeirrt an ihre Wiedervereinigungsarbeit. Ja sie luden außer einer Menge von anderen hohen Herren den König von Spanien (wegen seinen Besitzungen in den Niederlanden), den König von Schweden (als Eigenthümer von Zweibrücken), den Herzog von Württemberg

(als Eigenthümer von Mömpelgard) und den Kurfürsten von der Pfalz (wegen Belbenz) vor ihr Forum und verlangten Rechenschaft von ihnen, wie sie beweisen könnten, daß diese Grafschaften, Städte und Bezirke ihr Eigenthum seien, denn dieselben seien urkundlich in früheren Zeiten, wenn auch vielleicht schon vor Jahrhunderten (man ging nämlich bis auf die Zeiten des merowingischen Königs Dagobert zurück) mit dem Elsaß, oder mit Burgund, oder mit Metz, Toul und Verdun, oder endlich mit den Niederlanden verbunden gewesen. Natürlich erschienen die Vorgeladenen nicht, an den Ernst des an sie gestellten Ansinnens gar nicht glaubend; allein nun erklärten die Reunionskammern selbige Grafschaften, Städte und Bezirke für verwirkt, und alsobald ließ Ludwig XIV. eine Menge derselben durch bereit gehaltene Truppen mit Gewalt besetzen. So wurden, um nur von den Thaten der Breisacher Reunionskammer zu reden, Zweibrücken, Germersheim, Lauterburg, Saarbrücken, Belbenz, Sponheim, Falkenburg, Homburg und Bitsch gleichsam über Nacht französisch gemacht, und dasselbe geschah mit noch hundert anderen kleineren Besitzungen. Die allerwerthvollste Acquisition aber machte Ludwig XIV. im Herbst des Jahres 1681 an der uralten Reichsstadt Straßburg, die er ebenfalls „als zum Elsaß gehörig“ in Anspruch nahm, obwohl im westphälischen Frieden bei der Abtretung des Elsasses ausdrücklich bestimmt worden war, daß Straßburg bei Deutschland zu verbleiben habe und der französischen Landeshoheit nicht unterworfen werden dürfe. Auch kennzeichnet die Art und Weise, wie der französische König seinen Raub bewerkstelligte, diesen von so Vielen hochgepriesenen Monarchen in ganz eigenthümlicher Weise. Um nämlich die genannte Stadt, das wichtigste, reichste und mächtigste Bollwerk der Deutschen am Oberrhein gegen Frankreich, in die Hände zu bekommen, hielt er dort seit Jahren einen Residenten oder Gesandten, dessen Geschäft war, durch Geldspenden, Gnadenketten und Versprechungen aller Art unter den Vornehmeren eine französische Parthei zu bilden, und er selbst gewann mit großen pecuniären Opfern den in Zabern residirenden Straßburger Bischof Franz Egon von Fürstenberg, daß derselbe zum Verräther wurde. Ueberdem wurden durch Spione alle Verhältnisse der Stadt genauestens ausgekundschaftet, und



nachdem so alle Vorbereitungen getroffen waren, umzingelte Louvois dieselbe zu Ende des Monats September 1681 in der tiefsten Heimlichkeit mit einer Armee von 30,000 Mann, während der französische Resident ihr noch Tags zuvor die bündigsten Versicherungen von der rechtschaffenen Freundschaft seines Königs zugeschworen hatte. Daraufhin erging am 29. September die Aufforderung an die Bürgerschaft, die Stadt sofort zu übergeben, widrigenfalls dieselbe bombardirt werden würde, und die vorher bestochenen Vornehmen säumten nun nicht, darauf zu bringen, daß man die Stadt vor dem Untergang bewahren müsse. Somit öffnete Straßburg am 30. September 1681 den Franzosen ihre Thore, und acht Tage später hielt Ludwig XIV. seinen triumphirenden Einzug in dieselbe, gerade wie wenn er statt einer Niederträchtigkeit eine höchst ruhmreiche Handlung begangen hätte. Zu gleicher Zeit erhielt der berühmte Ingenieur Vauban den Auftrag, die Stadt gegen Deutschland hin in eine Festung ersten Rangs zu verwandeln, und von nun an hielt Frankreich von hier aus ganz Süddeutschland im Zaume.

Ich habe oben gesagt, daß man in Deutschland über die französischen Reunionen anfangs ganz sprachlos vor Erstaunen gewesen sei; nunmehr aber, wie man von der verrätherischen Hinwegnahme Straßburgs mitten im Frieden erfuhr, verwandelte sich das Erstaunen in den furchtbarsten Zorn. Von allen Seiten her drang der Ruf nach Wien, der Kaiser müsse dem Reichsfeind den Reichskrieg erklären, und in gleicher Weise wurden die Reichsfürsten bestürmt. Doch weder die Letzteren noch der Kaiser ließen sich alarmiren, und das Einzige, was geschah, war, daß sich in Frankfurt ein Congreß deutscher Gesandten versammelte, um zu berathen, wie Frankreich in Güte vermocht werden könne, seinen Raub wieder herauszugeben. Diesen Congreß beschiedte, auf Einladung, auch Ludwig XIV., und nun gab man sich der Hoffnung hin, daß man den französischen Monarchen mit dem Beweise, er befinde sich im Unrecht, dazu bringen werde, auf Straßburg und die anderen Reunionen zu verzichten. So ging eine kostbare Zeit verloren, und mit was nun füllten die Herren Gesandten diese Zeit aus? Damit, daß sie einander wegen Rangansprüchen auf's heftigste ansetzten — damit, daß man sich

darüber stritt, ob die kurfürstlichen Gesandten allein das Recht hätten, auf rothsammetenen Stühlen zu sitzen, während den fürstlichen nur grüne und den reichsstädtischen gar keine gepolsterte Sessel gebührten — damit, daß die Einen von Edelknaben bedient sein und mit goldenen Messern und Gabeln essen wollten, während den Anderen nur Lakaienbedienung nebst silbernen Messern und Gabeln zukommen sollte! Diese erbärmlichen Streitigkeiten setzte man, nachdem der Congreß von Frankfurt resultatlos auseinander gegangen, auf dem Reichstag in Regensburg fort, und als endlich nach drei Jahren der Kaiser Leopold I. den Willen zeigte, Frankreich den Krieg zu erklären, bewies der Kurfürst von Brandenburg, daß das Haus Oesterreich gar nicht im Stande sei, sich an einem Kampfe mit Frankreich nachdrücklich zu betheiligen, weil es genug zu thun habe, sich der Türken zu erwehren. Der Hohenzoller hatte Recht, aber er wollte den Krieg nicht, weil der Habsburger ihn wollte, und das war die erste Wiedervergeltung für die schändliche Behandlung im Nymweger Frieden. Was blieb nun zu thun übrig? Man schloß im Jahr 1684 einen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit Frankreich ab, in welchem man ihm all seinen gemachten Raub für jetzt überließ und zwar unter der einzigen Bedingung, daß es verspreche, weitere Reunionen für die Zukunft zu unterlassen.

Ich habe soeben gesagt, der Brandenburger Kurfürst sei im vollsten Recht gewesen, wenn er behauptete, der Kaiser werde mit der Abwehr der Türken genug zu thun haben, und die Schuld hievon lastete in erster Linie auf Leopold I. selbst, in zweiter auf dem König Ludwig XIV. von Frankreich. Leopold I. war zugleich König von Ungarn, aber er war es nur, weil ihn die Ungarn zu ihrem Könige gewählt hatten, denn auf diesem ihrem Wahlrecht bestanden die Ungarn mit unendlicher Zähigkeit. Und warum nun dieß? Einfach deswegen, weil ihre Könige immer vorher, ehe sie ihre Herrscherfunctionen antreten durften, die ungarische Verfassung, welche den Ungarn vollkommene politische und religiöse Freiheit gewährleistete, beschwören mußten. Auch Leopold I. hatte diese Verfassung beschwören müssen, allein wie hielt er sie? Ein ärmlicher Pfaffenknecht, wie er war, überließ er das ganze Land den Jesuiten zur



Ausbeute, und diese in Verbindung mit den ihnen total ergebenden Statthaltern bedrückten die ungarischen Protestanten (in allen sonstigen österreichischen Landen, selbst in Böhmen war der Protestantismus total unterdrückt, warum also nicht auch in Ungarn?) in einer Weise, als wären sie zum Henkeramt geboren. Nicht minder wurden auch die ungarischen Katholiken schwer mißhandelt, wenn sie auf die ihnen verfassungsmäßig gebührenden Rechte Anspruch machten, denn Ungarn sollte ebenfalls nichts weiter sein, als eine habsburgische Provinz, über welche der Kaiser und in seinem Namen die Jesuiten mit absoluter Willkühr zu herrschen befugt seien. So konnten Aufstände und Empörungen nicht ausbleiben, aber vermitteltst deutscher Truppen wurden dieselben immer schnellstens unterdrückt und die Räubersführer (wie z. B. anno 1671 die Grafen Frangipani, Nádasdi, Briny und Tattenbach) mußten dann ihr Unterfangen mit dem Leben büßen. Endlich, anno 1674, gingen die Jesuiten gar so weit (der damalige ungarische Statthalter, Deutschmeister von Ambringen, war ihr gefügiges Werkzeug), alle lutherischen Geistlichen, ihrer gegen dreihundert, unter dem Vorwand, sie hätten eine Verschwörung angezettelt, durch deutsche Truppen aufgreifen zu lassen und sie dann nach Neapel auf die Galeeren zu verkaufen. Da erhob der protestantische Graf Emmerich von Tököly abermals die Fahne des Aufbruchs und alsbald scharten sich Tausende und Abertausende um ihn. Natürlich versuchte es sofort der kaiserlich-ungarische Statthalter durch das Aufgebot aller ihm zu Gebot stehenden Kräfte — und die Wiener Regierung sandte ihm ihre sämtlichen verfügbaren Truppen — seiner habhaft zu werden, um ihn ebenfalls dem Henkerbeile zu überliefern; allein umgekehrt unterstützte ihn Ludwig XIV., dem natürlich Alles daran gelegen war, dem deutschen Kaiser die Hände gegen Osten hin zu binden, damit derselbe gegen Westen hin gelähmt sei, mit bedeutenden Geldsummen, und wußte zugleich den Fürsten Apáfi von Siebenbürgen dahin zu bringen, seine Truppen zu den ungarischen Aufständischen stoßen zu lassen. Noch mehr, die allerchristlichste Majestät versprach dem Tököly sogar von Seiten der Türken die werthtigste Hülfe, und von Stunde an war der französische Gesandte in Constantinopel unausgesetzt bemüht, den Sultan Muhammed IV.

dahin zu bringen, daß er dem Kaiser von Deutschland den Krieg erkläre. Endlich, im Winter von 1682 auf 1683, ließ sich der Großvezier Kara Mustapha, der über den Sultan Alles vermochte, überreden, den Kampf, der Ungarn in ein türkisches Schutzreich und den Tökeky in einen türkischen Vasallen verwandeln sollte, aufzunehmen, und im März 1683 überschritt er mit einem Heere von 280,000 Mann die ungarische Gränze. Dieser furchtbar gewaltigen Masse aber, vor welcher ein Schrecken sonder Gleichen herging, konnte der Kaiser nur ein ganz schwaches Corps von 20,000 unter dem Herzog Karl V. von Lothringen entgegenstellen und dieses Häuflein mußte also nothgedrungen zurückfliehen, ohne auch nur das Geringste ausrichten zu können. So kamen die Türken der Stadt Wien, trotzdem sie sich mit Plündern und Morden auf ihrem Wege lange genug aufhielten, immer näher und wie sie zuletzt, zu Anfang des Monats Juli 1683, nur noch einige Tagreisen entfernt waren, salbte sich der ärmliche Leopold I. über Hals und Kopf mit seinem ganzen Hofstaate nach Linz. Später, weil ihm Linz noch nicht sicher genug schien, entwich er sogar bis nach Passau, und ebenso thaten auch viele reichen Wiener Herren — über 6000 an der Zahl — so daß man damals für Fuhrwerke ganz exorbitante Preise bezahlte. Dagegen warf der Herzog Karl V. von Lothringen, der den Kopf keineswegs verlor, von seinem kleinen Heere 12,000 Mann als Besatzung nach Wien und der Kommandant dieser Stadt, der Graf Rüdiger von Stahremberg, ein Krieger von Stahl und Eisen, bewaffnete sofort alle Studenten und jüngeren Bürger, so daß die Zahl der Vertheidiger Wiens auf 21,000 Mann anstieg. Am 14. Juli 1683 begann sodann die Belagerung und da die Türken neben ihrer immensen Uebermacht eine furchtbare Artillerie besaßen, so kann man sich denken, wie furchtbar geschossen und gestürmt wurde. Aber die Wiener, geführt von ihrem unerschütterlichen Kommandanten, hielten aus und schlugen alle Stürme ab. Freilich stieg die Noth mit jedem Tag höher, besonders als auch noch der Hunger und in seinem Gefolge Seuchen zu wüthen begannen; aber die Wiener wußten, was ihrer warte, wenn Kara Mustapha obsiegte (die Flammensäulen der verbrannten Städte und Dörfer ringsum sagten es ihnen und ebenso



die Heerden von Gefangenen, welche die Türken zusammentrieben, um sie als Sklaven nach Constantinopel zu senden) und überdem stärkte sie die Hoffnung auf Entsatz. Und endlich, endlich, als schon an vielen Orten die Mauern zusammengeschossen waren und die ganze Stadt voll Trümmern, Schutt und Leichen lag, kam dieser Entsatz! Von Linz und Passau aus hatte der Kaiser die Fürsten des deutschen Reichs, sowie nicht minder die Europa's bestürmt, ihm Hülfe zu senden, und Viele derselben folgten dem Rufe. So in Schwaben und Franken die reichsunmittelbaren Grafen und Herren, zusammen 9000 Mann stellend. So weiter die beiden Kurfürsten von Bayern (Max Emanuel, der Sohn Ferdinand Maria's und Enkel Maximilians I.) und von Sachsen (Johann Georg III.) mit je 12,000 Mann. So endlich der ritterliche König Johann Sobiesky von Polen, der seine Truppen (15,000 Reiter und 10,000 Fußgänger, selbst befehligte und der ganzen Armee seine Begeisterung für's heilige Kreuz mittheilte. Diese alle sammelten sich zu Anfang des Monats September um den Herzog Karl von Lothringen, den kaiserlichen Oberanführer, der inzwischen auch ein Heer von 20,000 Mann zusammengebracht hatte, und am 12. September, einem Sonntag, gab Sobiesky der Stadt Wien durch das Abbrennen einer ganzen Garbe von Raketen auf dem Rahlenberge das Zeichen, daß die Hülfe nahe. Dann ordnete er die Armee zum Angriff, und welch' ein Angriff war dieß! Der Christen waren es nur etwas über 70,000, während die Türken trotz ihrer ungeheuren Verluste während der Belagerung noch über 220,000 Mann zählten; allein unwiderstehlich drangen die Polen auf dem rechten Flügel vor und ebenso tapfer kämpften die Oesterreicher auf dem linken Flügel. Die Deutschen endlich, die das Centrum bildeten, warfen Alles nieder, was sich ihnen entgegenstellte, und stürmten, die ersten, das türkische Lager. Vergebens hatte Kara Mustapha inzwischen die Stadt Wien mit Bomben und glühenden Kugeln überschüttet, um sie noch während der Schlacht zu bezwingen. Vergebens ließ er in seiner Wuth vor den Augen der stürmenden Deutschen 30,000 Gefangene abschlachten, um die Stürmenden durch den Schreck zurückzutreiben — bis Abends sechs Uhr war der Sieg der Christen ein entschiedener, und die Türken, von denen 30,000

im Kampfe gefallen, flohen in wildester Hast die Donau hinab gegen Raab hin. Ihr ganzes Lager mit einer unermesslichen Beute und dem baaren Kriegsschatz, ihre ganze Artillerie mit 370 Kanonen, ihr ganzer Train mit 5000 schwer beladenen Kameelen, kurz Alles, Alles fiel in die Hände der Sieger, und man schätzte den Werth auf mehr als zwanzig Millionen Gulden. Weit größeren Werth aber hatte die Befreiung Wiens, denn der Verlust dieser Stadt wäre ein unersetzlicher gewesen.

Man kann sich denken, wie Sobiesky, der Held des Tages, von den Wienern empfangen wurde, als er am anderen Tag, dem 13. September, mit seinen Siegesgenossen in die Stadt einritt. Man küßte ihm die Steigbügel und stürzte vor ihm nieder, als wäre er ein Engel vom Himmel gestiegen. Der Kaiser Leopold I. aber, der am 14. auch wieder in Wien ankam, begrüßte ihn steif und vornehm, wie einen Untergebenen, und hatte (dafür ging er mit einer Kerze in der Hand in die Kirche und beugte sich die Kniee wund) nicht einmal ein Wort des Dankes für ihn. Ebenso undankbar begegnete dieser traurige Kaiser auch dem Kurfürsten von Sachsen, und dieser brach daher gleich nachher mit seinen Truppen in seine Heimath auf. Dasselbe zu thun, hätte Sobiesky alle Ursache gehabt; doch blieb er noch so lange, bis die Türken in einer zweiten Schlacht bei Parlau eine fast noch größere Niederlage erlitten hatten, und daraufhin übernahmen es die Kaiserlichen in Verbindung mit den Bayern, die Macht der Ungläubigen vollends zu brechen. Auch drängte sie der tapfere Herzog von Lothringen, unter dem sich in diesem langen Kriege der Prinz Ludwig von Baden (ein Sohn des Markgrafen Ferdinand Max und der Prinzessin Luise Christine von Savoyen) und der Prinz Eugen von Savoyen (aus einem Nebenzweig der regierenden Herzoge von Savoyen und später gewöhnlich nur „Prinz Eugen, der edle Ritter“ genannt) zu Feldherren heranzubilden, weiter und weiter zurück, und nach und nach wurden ihnen alle Festungen, die sie besetzt hatten, selbst das so überaus feste Ofen, mit Gewalt abgetroht. Daraufhin ließ Leopold I., aufgestachelt von den Jesuiten, die jetzt das Haupt wieder frecher als je erhoben, seiner Rache gegen die Ungarn die Zügel schießen und setzte im



Jahre 1687 unter dem Vorſitz des Wüthrichs Caraffa, der ſich den Herzog von Alba in den Niederlanden zum Vorbild nahm, in Eperies ein Blutgericht nieder, das man nur die „Fleischbank von Eperies“ nannte. Jeder, der verdächtig war, es mit Tölpeln gehalten zu haben, ohnehin aber Jeder, den die Jeſuiten für ihren Feind hielten, wurde ohne weiteres eingekerkert, ſeines Vermögens beraubt, und ſchließlich geköpft, gehängt oder geviertheilt; die Verfaſſung Ungarns aber ſtieß man gewaltsam um und machte das Land zu einer habsburgiſchen Provinz mit Aufhebung des altgeſchlichen Königswahlrechts. Abgeſehen nun übrigens von dieſer kaiſerlichen Gewaltthat, die ſich ſpäter bitter rächte, wurde der Türkenkrieg mit viel Glück weiter geführt, und am Schluß des Jahres 1687 erfocht Karl V. von Lothringen einen neuen großen Sieg bei Mohacz. Dann erſetzte ihn, den vom Alter gebeugten, der gleich nachher ſtarb, der tapfere Prinz Ludwig von Baden, der anno 1691 bei Szalankemen ſiegte, und als auch er zurücktrat, wurde der geniale Prinz Eugen oberſter Heerführer. Dieſer aber, dem kein anderer Feldherr damaliger Zeit gleichkam, ſchlug nicht nur im Jahr 1697 die Ungläubigen bei Zenta auf's Haupt, in Folge welchen Sieges die mächtige Feſtung Belgrad in die Hände der Deſterreicher fiel, ſondern brachte auch im Jahr 1699 den Frieden von Carlowitz zu Stande, durch welchen dem Hauſe Habsburg außer Ungarn auch noch Siebenbürgen nebst Slavonien und Sirmien zuſiel.

Doch während im Oſten der Türkenkrieg tobte, welche Schickſale traf das deutſche Reich? Vor allem haben wir den Tod eines Fürſten zu regiſtriren, den man gewöhnlich nur „den großen Kurfürſten“ nannte, weil er, obwohl nur Beherrſcher eines Kurfürſtenthums, mehr leiſtete, als mancher Herrſcher, der an der Spitze eines großen Königreiches ſtand. Wir meinen den Tod des Kurfürſten Friederich Wilhelm von Brandenburg, welcher am 29. April 1688 erfolgte. Von ſeinen ſiegreichen Kämpfen gegen die Schweden, ſowie überhaupt von ſeinen Kriegsthaten haben wir früher ſchon geſprochen, nicht aber von ſeinen übrigen Leiſtungen, durch die er ſich faſt noch mehr auszeichnete. Er war ein Mann von eiſernem Willen, und weil geiſtig wie ſittlich kerngeſund, ganz dazu angethan, um ſein durch den dreißigjährigen

Krieg furchtbar verwüstetes Land wieder aufzurichten und, was noch mehr besagen will, es in ein Ganzes, in einen werdenden Großstaat umzuwandeln. Man hat ihm vorgeworfen, daß er ein Gewaltsherr gewesen sei, nicht achtend der Rechte der einzelnen Provinzen und Städte, sondern Alles nur von seinem Willen abhängig machend, und zwar nur zu oft mit der Rücksichtslosigkeit eines schrankenlosen Despoten. Der Vorwurf wird nicht weggebeutelt werden können, denn er war ein Despot. Aber er war es, weil er nicht anders konnte, wenn er den Staat, den er regierte, zu einem Gemeinwesen machen wollte. Man bedenke nur, aus welchen verschiedenartigen Territorien das Kurfürstenthum Brandenburg damals bestand. Man bedenke nur, daß fünfzigertei Provinzlein diesen Staat bildeten und jedes dieser Provinzlein mit eigenen Privilegien, mit eigenem Herkommen, mit eigenen Rechten und Gesetzen, mit eigenen Ritterschaften und Bürgerschaften, insbesondere auch mit eigenen ständischen Verfassungen ausgestattet war. Wenn er nun diese verschiedenen Einzelheiten nicht gebrochen, wenn er die einzelnen Provinzlein nicht dem Ganzen untergeordnet und unter seinen Willen gebeugt hätte, so wäre Brandenburg zerfahren geblieben, ohne je zur Einheit und mit der Einheit zur Kraft zu gelangen. Wenn er also durchgriff und manche despotische Handlung (wie z. B. gegen den Präsidenten des Königsberger Schöppenstuhls Rohde und gegen das ritterschaftliche Landschaftsmitglied von Kallstein im Herzogthum Preußen) beging, so that er es des allgemeinen Besten willen, denn dieses Beste hatte er sich zum Zweck seines Lebens gesetzt. Und wie gedieh nun unter ihm das Kurfürstenthum! Weite Strecken Landes lagen nach dem dreißigjährigen Kriege verödet und es fehlte überall an Händen zur Arbeit, überall an dem Verständniß, wie durch die Arbeit die Oedungen nutzbar zu machen seien. Solcher Noth abzuhelpen, gewann er mit bedeutenden persönlichen Opfern holländische und niederrheinische Bauern, daß sie in sein Land überstiedelten, und nicht minder eifrig sorgte er dafür, daß die aus Savoyen und Piemont vertriebenen Walenser, sowie in noch weit größerer Anzahl die in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes durch den bigotten Ludwig XIV. zur Flucht aus Frankreich gezwungenen Hugenotten



oder Calvinisten in seinen Landen sich eine neue Heimath (daher besonders auch die Vergrößerung Berlins durch eine ganz neue französisch-hugenottische Vorstadt) bilden konnten. Wie aber den Ackerbau, so kultivirte er auch den Handel und die Industrie, und ging selbst darin mit gutem Beispiele voran, daß er im vollkommensten Gegensatz gegen die anderen deutschen Fürsten, die nur Pariser Waaren haben wollten, alle seine Bedürfnisse von inländischen Meistern bezog. Ueberdem — ihm verdankt Preußen die Verbindung der Oder mit der Elbe durch einen schiffbaren Kanal, und wiederum nur ihm den Aufschwung der Schifffahrt, die nach dem Zerfall der Hanse total im Argen lag. Baute er sich doch schon anno 1657 eine kleine Kriegsflotte, um die Küsten zu vertheidigen! Schwammen doch später zehn große brandenburgische Fregatten, kommandirt von dem tapferen Cornelius van Bevern, auf der Ostsee, die ihm bei der Eroberung von Stettin, Stralsund und Rügen vortreffliche Dienste leisteten! Gründete er doch sogar gegen das Ende seines Lebens mittelst jener Flotte, welche der wackere Van-der-Gröben führte, an der Goldküste von Afrika eine kleine Colonie, Großfriedrichsburg, damit seine Unterthanen im Stande seien, sich an dem Nutzen des überseeischen Handels ebenfalls zu betheiligen, und hätte diese Colonie (sie wurde anno 1720 an die Holländer abgetreten) gewiß zum Gedeihen gebracht, wenn er noch länger am Leben geblieben wäre! Ein weiteres großes Verdienst erwarb er sich dadurch, daß in seinen Landen die Intoleranz nie Platz greifen durfte, und das wollte viel sagen in damaligen Zeiten. Auch erhoben viele Geistliche, besonders die zelotischen alt-lutherischen, welche, wie der Pastor Mislenta an der Domkirche zu Königsberg und der Danziger Pfarrer Strauch, den früheren Haß zwischen Lutheranern und Calvinisten von neuem schürten, ein entsetzliches Klagegeschrei darüber, daß er sie mit Gewalt (b. h. durch Einsperrung der Widerspenstigen) zwang, Frieden zu halten; allein er blieb unbeirrt bei seiner Strenge, ohne je, sei's dahin oder dorthin — er selbst war Calvinist — irgend eine Inclination zu zeigen, und selbst den Katholiken (welcher Gegensatz auch in dieser Beziehung zwischen ihm und dem habsburgischen Leopold I.!) ließ er seinen vollsten Schutz angedeihen. Etwas weniger sorgfältig hegte er

die Wissenschaften, welche in damaliger Zeit überhaupt nur allzusehr darniederlagen; allein man muß ihm wenigstens das nachrühmen, daß er nicht nur die in Folge des dreißigjährigen Kriegs tief herabgekommenen Universitäten Königsberg und Frankfurt an der Oder reorganisirte, sondern auch in Duisburg am Rhein sowohl ein Gymnasium als eine Universität (diese wurde später, anno 1818, aufgehoben) neu gründete und, was sich später noch weit werthvoller erwies, der jetzigen Königlichen Bibliothek in Berlin den Ursprung gab. Vor Allem übrigens legte er Gewicht auf die Hebung der militärischen Kräfte Brandenburgs, und unter ihm erlangte die Armee, sowohl in Hinsicht ihrer taktischen Ausbildung, als auch ihrer numerischen Zahl eine Stärke, durch die er allen seinen Nachbarn, besonders den Königen von Schweden, Polen und Dänemark den größten Respekt einflößte. Selbst der stolze Ludwig XIV. that ihm die Ehre an, ihn unter allen deutschen Fürsten am meisten zu fürchten, und um jeden Preis hätte er ihn gern in sein Interesse gezogen. Wenn der Haß gegen das Haus Habsburg war doch in dem Herzen Friederich Wilhelms nicht stark genug, um ihn zum Verräther an Deutschland zu machen, und so erniedrigte er sich nie zu der Rolle, welche die Kurfürsten von Bayern und Köln spielten. Am meisten übrigens bewies er seine kerndeutsche Gesinnung dadurch, daß er die Krone Polens, die ihm zwei Mal angetragen wurde, beide Male ausschlug. Er sah ein, daß er seinen deutschen Staat Brandenburg-Preußen vernachlässigen müßte, wenn er dem slavischen Staat Polen richtig vorstehen wollte, und überdem hätte er seine protestantische Religion dieser Krone zum Opfer zu bringen gehabt. Somit blieb er, was er war, Kurfürst von Brandenburg und Herzog von Preußen, und wie wohl er hieran that, das hat nur kurze Zeit später das Beispiel August's des Starken, des Kurfürsten von Sachsen (wovon gleich im nächsten Kapitel die Rede sein wird) bewiesen.

Nach dieser kurzen Abschweifung kommen wir auf das deutsche Reich zurück, welches im Jahr 1684 die Schmach auf sich geladen hatte, durch die Preisgebung Straßburgs sich von Frankreich einen zwanzigjährigen Waffenstillstand zu erkaufen. Es hatte diese Schmach auf sich geladen, weil es der Ruhe überaus nothwendig brauchte, um



seine zerstörten Städte wieder aufzubauen, um seine zermalnten Fluren sich neu beleben zu lassen. Allein welche Thorheit, auf das Wort eines Ludwig XIV. zu bauen! Auf das Wort eines Räubers, der im Sommer 1684 den Spaniern mitten im Frieden Luxemburg in derselben Weise wegnahm, wie im Herbst 1681 den Deutschen die Reichsstadt Straßburg! Auf das Wort eines Heuchlers, der sich den allerchristlichsten König nannte und aus Zorn darüber, daß die Christen vor Wien gesiegt hatten, sich drei Tage lang von aller Welt abschloß, denn sein tägliches Gebet ging dahin, daß die Türken den Sieg erlangten, um selbst ungestraft noch größere Stücke von Deutschland und den Niederlanden abreißen zu können! Diese seine Absicht trat bereits im Frühling 1685, also nur wenige Monate nach dem abgeschlossenen zwanzigjährigen Waffenstillstand, klar genug hervor. Am 25. Mai 1685 nämlich starb der Kurfürst Karl von der Pfalz (der Sohn und Nachfolger Karl Ludwigs, unter dessen Regierung Turenne so gräßlich in der Pfalz gewüthet hatte) und da er keinen Sohn hinterließ, so fiel sein Land nach deutschem Erbrecht an seinen nächsten Vetter, den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg. Was that aber Ludwig XIV.? Eine Schwester des verstorbenen Kurfürsten Karl, die Prinzessin Charlotte Elisabeth (man nannte sie gewöhnlich: „Lise-Lotte“) war seit 1671 an den Herzog Philipp von Orleans, Ludwigs XIV. Bruder, verheirathet, und auf diese Ehe gestützt, machte Ludwig XIV. solch' immens hohe Erbansprüche an die Hinterlassenschaft des Kurfürsten Karl, daß dem neuen Kurfürsten Philipp Wilhelm nur wenig übergeblieben wäre. Nicht lange hernach, am 3. Juni 1688 starb der Kurfürst-Erzbischof Maximilian Heinrich von Köln und es fragte sich, wer sein Nachfolger werden solle. Der Kaiser, der Kurfürst von Bayern und der Papst nebst etwa der Hälfte der Kölner Domherren wollten den bayerischen Prinzen Joseph Clemens; Frankreich aber und die andere Hälfte der Domherren erklärten sich für den Erzverräther Wilhelm Egon von Fürstenberg, dem Bruder jenes Franz von Fürstenberg, der anno 1681 so viel dazu beigetragen hatte, Straßburg in die Hände Frankreichs zu spielen, und alsbald ließ Ludwig XIV., um seinem Verlangen Nachdruck zu geben, ein französisches Truppcorps im kölnischen ein-

rücken. Eine solche Maßlosigkeit überstieg denn doch alle Gränzen, und war selbst Solchen zu stark, die sich sonst nur zu bereitwillig dem französischen Einflusse fügten. Schon damals, als Ludwig XIV. seine tollbreitesten Ansprüche auf die Pfälzische Erbschaft erhob, hatte der rechtmäßige Erbe der Pfalz, der obgenannte Philipp Wilhelm, verschiedene deutsche Fürsten gewonnen, daß sie im Juli 1686 in Augsburg den sogenannten „großen Bund“ gegen Frankreich schlossen; natürlich aber nicht um Frankreich anzugreifen, sondern um einen etwaigen französischen Ueberfall abzuwehren. Diesem Bunde nun traten, als Ludwig XIV. zu Gunsten des Erzverräthers Wilhelm von Fürstenberg in's Kölische einrückte und die Stadt Bonn besetzte, immer mehr Fürsten, worunter auch der Kaiser Leopold I. und der Kurfürst Max Emanuel von Bayern, bei und zu gleicher Zeit unterhandelte man mit den Nachbarstaaten Holland (den niederländischen Generalstaaten), Dänemark, Schweden, Spanien (wegen der spanischen Niederlande, die man später Belgien nannte) und England, um sie ebenfalls zum Anschluß zu bewegen. Ja selbst auf dem Reichstag von Regensburg debattirte man darüber, ob man nicht in die Lage kommen könnte, Frankreich von Reichswegen den Krieg zu erklären, allein natürlich blieb es borten beim Debattiren und von Thaten oder auch nur Entschlüssen war keine Rede. So viel übrigens ging aus all' dem klar hervor, daß ein Unwetter gegen Frankreichs despotische Diktatur im Anzug sei, und sofort beschloß Ludwig XIV. diesem drohenden Unwetter die Spitze abzubrechen. Er wußte, daß der Kaiser gegen die Türken vollauf zu thun habe und also sein Hauptheer gegen Osten hin beschäftigt sei. Nicht minder wußte er, daß das deutsche Reich sich in viel zu schwerfälligen Formen bewege, als daß man eine schnelle Einigung desselben zu fürchten haben könnte. Endlich hoffte er, daß es ihm gelingen werde, die Staaten, welche Deutschland zu Bundesgenossen haben wollte, vom Kriege abzuschrecken, sobald Deutschland selbst lahm gelegt sei, und demgemäß wollte er keinen Augenblick mit dieser Lahmlegung säumen. Schon am 25. September 1688 ertheilte er dem im Elsaß zu solchem Zwecke concentrirten Heere unter dem General Montclas Befehl, in die Pfalz einzurücken, und unmittelbar darauf wurde diesem ersten Heere ein zweites unter





Verstörung von Heidelberg durch Melac 1639.







dem Dauphin mit den Generalen Mélac und Feucquières nachgesandt, um sich des ganzen Rheingebietes zu bemächtigen. Wohlgemerkt aber, dieses Alles geschah ohne vorhergegangene Kriegserklärung, denn diese erließ Ludwig XIV. erst im Oktober, und da aus diesem Grunde in Deutschland gar keine Rüstungen stattgefunden hatten, konnte es den Franzosen nicht schwer fallen, eine Menge von Eroberungen zu machen. Fast alle pfälzischen Städte, dann die Reichsstädte Speier und Worms, weiter Trier, Mainz und Heilbronn, sowie das ganze Neckargebiet bis tief in's Schwäbische hinein, fielen in ihre Hände. Endlich mußten sich auch noch Philippsburg, Mannheim, Heidelberg, Frankenthal und andere Festungen ergeben und nur das Heidelberger Schloß und Coblenz widerstanden noch. Mit der bloßen Eroberung aber begnügten sich die Franzosen natürlich nicht, sondern sie schrieben auch Confiscationen über Confiscationen aus und erlaubten sich dazu: hin die empörendsten Mißhandlungen der Einwohner.

Fünf volle Monate ließ man deutscherseits die französischen Raubhorden gewähren, ohne ihnen irgend wie energisch entgegenzutreten. Da endlich ermannte sich der Reichstag in Regensburg und erließ am 14. Februar 1689 eine fulminante Kriegserklärung gegen Frankreich. Nicht lange hernach traten auch die auswärtigen Staaten, mit denen man so lange unterhandelt hatte, nämlich Holland, Spanien, Dänemark und England (dessen Krone sich eben jetzt der bisherige Generalstatthalter der Niederlande, Wilhelm III. von Oranien, nach der Entthronung seines Schwiegervaters, des bigotten Jakobs II., aufgesetzt hatte) der großen Allianz gegen Frankreich bei und selbst Savoyen schloß sich nicht aus. Man war der Vergewaltigung des französischen Diktators müde und verpflichtete sich deshalb gegenseitig, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Frankreich im Staube liege. Nunmehr fing Ludwig XIV. doch an, mit einiger Sorge erfüllt zu werden, und namentlich wußte er nicht, wie er die gegen Deutschland hin so lang gestreckten Gränzen seines Reichs, die er, wie wir wissen, längst bis an den Rhein vorgeschoben hatte, vor einem Einbruch des Feindes zu schützen im Stande sein werde. Da gab ihm sein Minister Louvois den Gedanken ein, das ganze rechte Rheinufer von Straßburg an bis nach Mainz hinab, in einer Breite von acht

Meilen in eine Einöde, gleichsam in ein Stück afrikanischer Wüste, in der kein Grashalm wachse, zu verwandeln, denn eine solche Einöde zu überschreiten, werde unmöglich sein, weil sich da weder für Menschen noch für Thiere etwas Eßbares finde. Der Gedanke war ein höllischer, vor dem sogar ein Tilly und ein Wallenstein zurückgeschauert sein würde; allein der allerchristlichste König von Frankreich griff mit Herzenslust darnach und erteilte sogleich die nöthigen Befehle. Die Generale aber, die er zur Durchführung der fluchwürdigen Maßregel auswählte, waren sämmtlich Wütheriche der brutalsten Art, die sich, wie besonders das Scheusal Mélac, öffentlich rühmten, selbst den Herrn Jesus Christus niederzustechen, falls es ihr Herr und König befehle. So sanken denn vom März 1689 an alle Städte und Ortschaften längs des Ober- und Mittelrheins, die kaum erst aus den Trümmern des dreißigjährigen Kriegs neu erstanden waren, abermalen in Schutt und Asche, und deren Bevölkerung wurde ermordet oder dem Hungertode preisgegeben. Den Anfang machte Mélac mit Rohrbach, Laimen, Nußloch, Wiesloch, Kirchheim, Bruchhausen, Eppenheim und Neckarhausen, und den armen Einwohnern, die vergebens auf ihren Knien um Gnade gefleht hatten, blieb nichts übrig, als halbnackt in die Wälder zu entfliehen. Daraufhin stürzte sich die französische Räuberbande auf Heidelberg und steckte nicht bloß die Stadt selbst in Brand, sondern sprengte auch das wunderbar herrliche Schloß, nachdem es der eben so feige als kopslose Kommandant übergeben, so weit die starken Mauern nicht widerstanden, in die Luft. Das gleiche Loos traf Mannheim — auch diese Stadt wurde an allen vier Ecken angezündet, um keine Spur einer menschlichen Wohnung mehr übrig zu lassen — sowie die Städte Offenburg, Kreuznach, Ladenburg, Oppenheim, Gernsheim, Wachenheim, Bretten, Bruchsal, Frankenthal, Alzey, Gochsheim, Pforzheim, Baden, Rastadt, Ruppertsheim, Stollhofen, Durlach und andere. Am allerscheußlichsten aber spielten die Mordbrenner den alten Reichsstädten Speier und Worms mit, denn nicht bloß plünderten sie dieselben total aus, nicht bloß verübten sie an Weibern und Jungfrauen die schamlosesten Gräueltaten, nicht bloß jagten sie alles Lebende in den Tod oder in die Nacht des Elendes, nicht bloß legten sie die Brandfackel in die Häuser, nein



sie schändeten selbst die Heiligthümer und alle Gräber in Kirchen und Kirchhöfen — selbst die ehrwürdigen Kaisergräber in Speier — wurden von ihnen umgewühlt. Doch soll ich alle diese Scheußlichkeiten noch weiter einzeln anführen? Genug, der Wille Ludwigs XIV., eine Einöde zwischen Frankreich und Deutschland zu schaffen, wurde aufs genaueste durchgeführt und sogar noch weit hinein in's Schwäbische, bis nach Heilbronn, Stuttgart, Eßlingen, Hall und Tübingen brangen die Mordbrenner mit gleicher Verwüstung und Grausamkeit vor.

Al' dieß konnte geschehen, weil weder die Deutschen noch ihre Verbündeten gerüstet waren. Doch selbst noch am Schlusse des Jahres 1689 und zu Anfang 1690, als endlich ein starkes Reichsheer auf die Rheine gebracht worden war und die Franzosen sich zugleich auch in Italien und den Niederlanden angegriffen sahen, wurde der Krieg von Seiten der Deutschen und ihrer Verbündeten nur sehr kraftlos geführt, weil es allüberall an dem nöthigen Zusammenhalt fehlte. Man denke sich nur die Vielköpfigkeit des deutschen Reichsheeres; man denke sich ferner die Eifersucht der verschiedenen Generale unter einander; man denke sich endlich die Planlosigkeit im Operiren der verbündeten Heere, von denen jedes eine Armee für sich bildete — man denke sich dieses Alles und dann wird man nicht staunen, daß die Franzosen, obwohl sie gegen so Viele allein standen, dennoch, weil einheitlich bewaffnet und geführt, fast immer im Vorthelle waren. Insbesondere nachtheilig für die deutsche Kriegsführung wirkte auch der Umstand, daß der Kaiser seine Hauptmacht in Ungarn stehen lassen mußte, um die Türken zu bekämpfen, sowie daß von den deutschen Reichsfürsten nur zu Viele ihre Contingente bloß stellten, wenn man ihnen die Kriegskosten vergütete. Ueberdem starb der Oberanführer des deutschen geeinigten Reichsheeres, der Herzog Karl V. von Lothringen, schon am 18. April 1690, und sein Nachfolger, der Kurfürst Maximilian II. Emanuel von Bayern, war nicht im Stande, die Todfeindschaft zwischen dem kaiserlichen General Caprera und dem kursächsischen Feldmarschall Schöning auch nur oberflächlich zu unterdrücken. Vielmehr that Jeder von diesen Beiden das Gegentheil von dem, was der Andere wollte, und endlich zog der Kurfürst

von Sachsen seine Truppen ganz zurück. Nicht viel besser wurde es, als der Kaiser im Jahr 1693 den Oberbefehl dem tapferen Prinzen Ludwig von Baden übertrug, denn auch dieser mußte sich, so ein trefflicher Feldherr er auch war, darauf beschränken, die Franzosen über den Rhein zurückzuwerfen und sie durch Errichtung eines festen Lagers bei Heilbronn von einer abermaligen Ueberschreitung desselben aufzuhalten. Befanden sich doch die Contingente der kleineren deutschen Reichsfürsten in einem wahrhaft jämmerlichen Zustande, während die Sachsen unter ihrem Kurfürsten Friederich August mit den Oesterreichern in Ungarn und die Truppen von Hessen-Kassel mit den Holländern vereinigt waren, so daß die Reichsarmee selbst numerisch keinen Werth hatte. Eigentlich große Schlachten wurden während dieses Kriegs überhaupt nur in Italien und in den Niederlanden geschlagen, wie am 1. Juli 1690 die beim Dorfe Fleurus an der Sambre, wo der Marschall von Luxemburg den Fürsten von Waldeck, den Oberanführer der Allirten besiegte; wie sodann die bei der Abtei Staffarda, unweit Saluzzo, wo am 18. August 1690 der Marschall Catinat den Herzog von Savoyen niederwarf; wie weiter die bei Steenkerken (3. August 1692) und bei Neerwinden (29. Juli 1693), in welchen beiden König Wilhelm III. von England gegenüber dem Marschall von Luxemburg den Kürzeren zog; wie endlich die bei Marsaglia in Piemont, wo (4. Oktober 1693) das savoyisch-oesterreichische Heer vom Marschall Catinat fast vernichtet wurde. Trotzdem nun übrigens die Franzosen fast immer siegreich waren, selbst in Spanien, wo sie im Anfang des Jahres 1697 das starke Barcellona eroberten, so hatte doch Ludwig XIV. die Kräfte seines Staates in dem langen Kampfe allzusehr angestrengt, als daß er den Krieg noch länger fortzusetzen im Stande gewesen wäre, und überdem trug er sich wegen Spanien, dessen kinderloser König Karl II. dem Tode sich entgegenseilte, mit großen Plänen, wie wir gleich nachher sehen werden. Deshwegen lag ihm schon vom Jahr 1695 an nichts mehr am Herzen, als so schnell als möglich Frieden zu schließen, natürlich aber einen Frieden, der ihm wenigstens die Eroberungen, um welche es ihm am meisten zu thun war, nämlich die in Deutschland gemachten, sichere. Und wie nun hoffte er solches am besten zu erreichen?



Einfach dadurch, daß er die große Allianz sprengte und mit Einem der Allirten nach dem Anderen Frieden schloß, bis Deutschland ganz isolirt dastand. Zuerst wandte er sich durch geheime Unterhändler an den Herzog Victor Amadeus von Savoyen und da er ihm das großmüthige Anerbieten machte, ihm alle seine Lande ganz ungeschmälert zurückzugeben, so brachte er denselben schon am 29. August 1696 zum Abschluß eines Allianztractats. Dadurch kam der erste Riß in den großen Bund, und von nun an war nur noch der Eigennuß maßgebend. Jeder wollte dem Anderen den Gewinn ablaufen und nahm auf die bisherigen Bundesgenossen nicht die geringste Rücksicht. Unter Vermittlung der Krone Schweden wurde also im Anfang Mai 1697 auf dem Schlosse Ryßwig (eigentlich Ryßwijf) eine Stunde vom Haag ein Friedenscongreß eröffnet, und allda trafen nach einander Holland, England und Spanien ein Privatabkommen mit Frankreich. Holland erhielt einen günstigen Handelsvertrag und verlor kein Stück Land. Englands neuer König Wilhelm III. wurde als solcher von Frankreich anerkannt, und der vertriebene Jakob II. mit allen Stuarts preisgegeben. Spanien endlich erhielt alle von Frankreich gemachten Eroberungen zurück bis auf einen Complex von zweiundachtzig Orten im Belgischen, welcher an Ludwig XIV. abgetreten werden mußte. Nun blieb dem deutschen Kaiser und Reiche nichts mehr übrig, als sich ebenfalls zum Frieden zu bequemen, und dieser kam sofort am 30. Oktober 1697 zu Stande. Frankreich gab Freiburg, Breisach, Kehl und Philippsburg nebst allen anderen „rechts vom Rheine“ gemachten Reunionen zurück und setzte den Herzog von Lothringen wieder in sein Land ein; dagegen durfte es Straßburg, sowie überhaupt alle links vom Rhein vollzogenen Reunionen behalten, und setzte es noch überdem durch, daß in allen an Deutschland zurückgegebenen Städten und Bezirken, also namentlich in der Pfalz, die inzwischen (seit der französischen Occupation) mit Gewalt eingeführte katholische Religion fortan die dominirende sein solle. So endete auch dieser Krieg schmachvoll genug für Deutschland, denn statt daß die Frevel, welche Ludwig XIV. an unserem Vaterlande begangen, bestraft worden wären, wurde ihm die schönste Stadt am Rhein, das herrliche Straßburg, für immer abgetreten.

### Drittes Kapitel.

#### Der spanische Erbfolge- und der nordische Krieg.

(1698—1721.)

Wieder einmal herrschte Frieden in Europa und die deutschen Fürsten hätten nun Gelegenheit gehabt, ihre Fürsorge ihren Ländern und Völkern zuzuwenden, damit dieselben sich von den vielen erlittenen Drangsalen erholten. Allein hieran zu denken, fanden nur die Allerm wenigsten Zeit. Vielmehr war das Augenmerk fast eines Jeden einzig und allein auf sich selbst gerichtet, einzig und allein auf die eigene Erhöhung und besonders auf die Ausdehnung der Landeshoheit, deren er sich erfreute. Jeder wollte, was man sagt, höher hinauf, oder mit anderen Worten, der Graf wollte zum Fürsten, der Fürst zum Herzog, der Herzog zum Kurfürsten, der Kurfürst aber gar zum Könige avanciren. Warum auch nicht? Hatte nicht vor Jahren schon ein Herzog von Holstein, Oldenburgischen Stammes, die Krone Dänemarks errungen, und war nicht eben jetzt Wilhelm III. von Oranien, der Generalstatthalter der Niederlande, König von England geworden? So gut es diesen Beiden gelang, so gut konnte es auch einem Anderen gelingen und darum vorwärts: Höher hinauf! So dachten alle, aber nur Wenige erreichten ihr Ziel, und unter diesen sind der Herzog Ernst August von Braunschweig-Hannover, der Kurfürst Friedrich August von Sachsen und der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg besonders hervorzuheben. Das alte Welfenherzogthum Braunschweig hatte sich schon seit 1569 in zwei ungleiche Hälften zersplittert, in das kleinere Braunschweig-Wolfenbüttel und in das größere Braunschweig-Lüneburg. Letzteres spaltete sich später noch weiter in Braunschweig-Cellé und in Braunschweig-Kalenberg oder Hannover, und in dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts herrschte über das erstere der Herzog Georg Wilhelm und über das letztere sein jüngerer Bruder, der Herzog Ernst August. Nun besaß aber Georg Wilhelm



keine männlichen Erben, sondern nur eine Tochter Sophie Dorothee (wir werden dieser unglücklichen Prinzessin später des Näheren gedenken), und somit entstand in den beiden Brüdern der Gedanke, ob es nicht klug wäre, durch eine Vermählung der gedachten Sophie Dorothee mit Georg Ludwig, dem ältesten Sohne Ernst August's, die beiden getrennten Herzogthümer wieder in ein Ganzes zu verschmelzen. Nach kurzem wurden sie über den Handel einig und in dem Hausrathscontract (die Heirath selbst fand anno 1682 statt) wurde festgesetzt, daß nach dem Tode des Herzogs Georg Wilhelm dessen Land — Braunschweig-Celle — an den Herzog Ernst August von Braunschweig-Hannover, oder falls derselbe dann nicht mehr leben würde, an dessen Erben Georg Ludwig fallen solle. Die Einigung von Braunschweig-Celle und Braunschweig-Hannover konnte also nicht mehr lange ausbleiben; wenn sie aber erfolgte, so entstand dadurch ein Territorium mindestens so groß als die Pfalz und größer als Mainz, Trier und Köln, ja fast so groß als Sachsen und Bayern. Solches wollte dem höchst ehrgeizigen Ernst August nicht mehr aus dem Kopf und täglich sagte er sich: „Wenn mein Land so bedeutend oder gar noch bedeutender ist, als die Mehrzahl der bestehenden Kurfürstenthümer, warum sollte es nicht auch in ein Kurfürstenthum verwandelt werden?“ Weil er aber ein energischer Mann war, suchte er seine Absicht sofort zu realisiren und sparte von jener Heirath an weder Geld noch Mühe, um sowohl die deutschen Fürsten und Kurfürsten, als auch insbesondere den Kaiser Leopold I. für seine Standeserhöhung zu gewinnen. Längere Zeit war Alles vergeblich, und zwar lag beim Kaiser der Hauptgrund darin, daß Ernst August der protestantischen Religion angehörte; wie jedoch der Letztere versprach, nicht bloß in allen politischen Fragen sich dem Willen des Hauses Habsburg anzubequemen, sondern auch zum Türkenkriege auf eigene Kosten ein Corps von 8000 Mann zu stellen, gab Leopold I. nach und ertheilte ihm trotz des Widerspruchs verschiedener deutscher Fürsten, besonders des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, am 19. Dezember 1692 die ersehnte Kurwürde. Somit gab es jetzt im deutschen Reiche neun Kurfürstenthümer, nämlich die sieben alten: Mainz, Trier, Köln, Sachsen, Brandenburg, Böhmen und Pfalz, und die zwei neuen:

Bayern (seit dem dreißigjährigen Krieg) und Hannover. Raum nun übrigens war dem ehrgeizigen Ernst August diese Ehre zu Theil geworden, so strebte er nach etwas noch Höherem, darnach nämlich, daß sein ältester Sohn Georg Ludwig nach dem Tode des kinderlosen Wilhelm III. und der ebenso kinderlosen Anna, seiner Nachfolgerin, als nächster protestantischer Anverwandter derselben (er war mütterlicherseits ein Urenkel Jakobs I.), die englische Krone ererbe, und in der That wurde dieser Georg Ludwig später (anno 1714) unter dem Titel Georg I. auf den Thron von England erhoben. Ernst August jedoch erlebte diese außerordentliche Rangerhöhung nicht mehr, indem er schon anno 1698 den Geist aufgab.

Der Zweite der Ehrgeizigen, von denen ich oben gesprochen, war der Kurfürst Friederich August von Sachsen, genannt August der Starke, weil er eine ganz ungewöhnliche Körperkraft besaß und sogar Hufeisen mit der bloßen Hand zerbrechen konnte. Nur zwei Jahre, nachdem er durch den Tod seines Bruders Johann Georg IV. den sächsischen Kurhut erlangt hatte, am 17. Juni 1696, starb Johann Sobiesky, jener ritterliche König von Polen, welchen der Leser bereits kennt, und nun tauchten der Bewerber um die erledigte Krone — Polen war, wie bekannt, ein Adelswahlreich und von den Herren Wählern verkaufte Jeder seine Stimme so theuer als möglich — eine Menge auf. Am meisten Aussicht schien der französische Prinz Conti zu haben, welcher die polnischen Magnaten durch einen wohl mit Geld versehenen Agenten, den Abbé von Polignac, bearbeiten ließ; allein dem Wiener Hofe wäre ein französischer Prinz auf dem polnischen Thron höchst ungelegen gekommen, und somit wurde dem Kurfürsten von Sachsen, den man — weil er augenblicklich nach Erlangung der Kurwürde dem Kaiser seine ganze Armee zur Bekämpfung der Türken zugeführt hatte — als den treuesten Freund des habsburgischen Hauses anzusehen berechtigt war, in Wien, wo sich derselbe im Herbst 1696 aufhielt, der Gedanke eingegeben, sich um die erledigte polnische Krone zu bewerben. Mit beiden Händen griff der ehrgeizige junge Herr nach dem Röder und sandte sofort seinen Vertrauten, den Obersten von Flemming, den er nachher zum Grafen und Generalfeldmarschall ernannte, mit einer großen Summe



nach Warschau, um sich unter den feilen Magnaten eine Parthei zu schaffen. Freilich dieses erste Geld war bald ausgegeben und man mußte noch weit bedeutendere Summen nachsenden. Um aber diese Sendungen effectuiren zu können, was that August der Starke? Ei, vor allem legte er seinem Lande Sachsen Steuern auf, welche dieses kaum zu tragen vermochte. Sodann machte man von den Domainen zu Geld, was man nur irgend verwerthen konnte, und schämte sich selbst nicht einmal, den Stammsitz Wettin bei Magdeburg, nach welchem Kurbrandenburg ein Gelüste trug, loszuschlagen. Endlich verpfändete man, was man nicht wohl veräußern konnte, denn man brauchte mindestens zehn Millionen polnische Gulden, um eine die Wahl August's sichernde Stimmenzahl zu erkaufen. Schon dieß zeigt, welches Glück den Sachsen daraus erblühte, daß ihr Kurfürst den polnischen Königsthron anstrebte; allein das Hauptglück sollte erst kommen. In dem gutkatholischen Polen nämlich übten die Jesuiten einen großen Einfluß aus, und diesen ihren Einfluß wollten sie für die Candidatur des sächsischen Kurfürsten nur erst dann verwerthen, wenn derselbe vorher zur katholischen Religion übertrete. An ganz dieselbe Bedingung knüpfte auch Kaiser Leopold I. seine Unterstützung, und was that nun der Kurfürst Friederich August? Er, der Abkömmling Johann Friederichs, welchen man den Standhaften nannte; Er, der Regent eines Landes, das an der Spitze der protestantischen Staaten Deutschlands stand; Er schwur am 23. Mai 1697 seinen väterlichen Glauben ab, und trat in Baden bei Wien zur katholischen Religion über. Freilich verlor er dadurch all' das Ansehen, das er bisher als Vorkämpfer des Protestantismus unter den Fürsten Deutschlands genossen, und der Kurfürst von Brandenburg trat nunmehr an seine Stelle. Allein was that's? Die Jesuiten, der Kaiser und die Bestechung wirkten jetzt zusammen, und am 27. Juni 1697 ward August der Starke zum König von Polen erwählt. Wie glücklich sich jetzt König August II. — so hieß der sächsische Kurfürst seit dem genannten Tage — fühlte! Die armen Sachsen aber sollten, wie wir gleich nachher sehen werden, nur zu bald fühlen, welch' furchtbare Last durch diese auswärtige Krone auf sie gewälzt wurde, und verfluchten die Stunde, da ihr Kurfürst die Hand nach derselben ausgestreckt hatte.

Der dritte Ehrgeizige, den ich nannte, war der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, der seit 1688 regierte, allein sein Ehrgeiz ging nicht nach einer auswärtigen Königskrone, sondern dahin, sein Kurfürstenthum Brandenburg und sein Herzogthum Preußen in dem „Königreich Preußen“ zu verschmelzen. Die Natur hatte diesen Sohn und Nachfolger des großen Kurfürsten nicht besonders bevorzugt, denn er war unansehnlich von Person und zum Ueberfluß noch verwachsen. Auch fehlte ihm (obwohl man nicht in Abrede ziehen kann, daß er auch manche gute Eigenschaft besaß, wie insbesondere ein redliches Streben und ein gesundes Urtheil) die geistige Kraft, der politische Scharfblick und der eiserne Herrscherwille seines Vaters. Dagegen besaß er Etwas im Uebermaaß, was er besser nicht besessen hätte, nämlich eine Eitelkeit und Großmannssucht, die sich nur in derselben Pracht und Ueppigkeit gefiel, welche Ludwig XIV. um sich verbreitete. Man wird es also höchst begreiflich finden, daß ihn die Sehnsucht, ebenfalls der königlichen Ehren theilhaftig zu werden, nach der Erhebung Wilhelms III. auf den Thron von England, sowie noch mehr nach der Wahl August's des Starken zum König von Polen, gar nicht mehr ruhen ließ, und jahrelang bestürmte er nun, theils durch seinen stehenden Gesandten in Wien, theils durch specielle Unterhändler, den Kaiser, ihm die bewußte Standeserhöhung zu verleihen. Natürlich aber mit leeren Händen kamen die Unterhändler nicht, sondern sie verschwendeten nach und nach bis zu neun Millionen Thaler, um die kaiserliche Umgebung zu bestechen, und nur allein die kaiserlichen Beichtväter erhielten nachgewiesener Maaßen eine Viertelmillion. Trotzdem kam der Kurfürst längere Zeit um keinen Schritt vorwärts, allein plötzlich, gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, trat ein neues Moment ein, welches ihn schnellstens zum Ziele führte. Mit jedem Tage nämlich war (worauf ich bereits hindeutete) der Tod des Königs von Spanien, Karls II., zu erwarten, und auf seine große Hinterlassenschaft machte — wovon gleich nachher die Rede sein wird — Leopold I. Anspruch. Nicht minder aber beanspruchte dieselbe Ludwig XIV., der König von Frankreich, und da nun darob mit Nothwendigkeit ein großer Krieg entstehen mußte, war dem Kaiser Leopold I. Alles daran gelegen, den sehr mächtigen Brandenburger-



Kurfürsten zum Bundesgenossen zu gewinnen. So kam unter dem Druck des bevorstehenden spanischen Erbfolgekrieges am 16. November 1700 zwischen Oesterreich und Brandenburg der sogenannte „Kronenvertrag“ zu Stande, laut welchem Leopold I. sich dazu verstand, den Kurfürsten Friederich III. als König von Preußen „anzuerkennen“ (nicht ihn zum König zu ernennen), falls Letzterer sich bewogen finde, aus eigener Machtvollkommenheit die Königswürde anzunehmen, während umgekehrt der Kurfürst sich zu Nachfolgendem verpflichten mußte. Erstens auf dem Reichstag von Regensburg immer nach kaiserlicher Vorschrift zu stimmen; zweitens bei der bevorstehenden Wahl eines Nachfolgers für Leopold I. dessen ältesten Sohn in Vorschlag zu bringen; drittens — und dieß war die Hauptsache — in dem bevorstehenden Kriege für den Kaiser zum mindesten 10,000 Mann auf eigene, sowie, wenn verlangt, weitere 10,000 Mann auf kaiserliche Kosten zu stellen. Der Vortheil dieses Vertrags war dem Anschein nach ganz auf Seiten des Kaisers; allein trotzdem konnte sich Friederich III., als er die Nachricht von dem Abschluß der Verhandlungen erhielt, vor Entzücken gar nicht mehr und eilte alsbald, unerachtet der strengen Winterkälte, mit seiner ganzen Familie und seinem ganzen Hofstaate nach Königsberg, der Hauptstadt des Herzogthums Preußen, um sich dort am 18. Januar 1701 mit höchst eigenen Händen und unter großen Feierlichkeiten die Königskrone aufzusetzen. So entstand das preussische Königthum, und wenn auch der Stifter desselben, König Friedrich I. (wie sich der Kurfürst Friederich III. von jetzt ab nannte), keinen höheren Zweck dabei hatte, als sich künftig im Glanze irdischer Majestät zu blähen, so sollten sich doch die großartigsten Folgen an dieses Ereigniß knüpfen. „Der Königstreif,“ so sprach sich später ein Mitglied des Hauses Hohenzollern aus, „war gleichsam eine Lockspeise, welche Friederich III. allen seinen Nachfolgern hinwarf. Damit rief er ihnen zu: ich habe euch den Titel erworben, macht euch dessen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, an euch ist's das Werk zu vollenden.“ Die Hauptsache aber war, daß von nun an der Protestantismus in Deutschland nicht mehr bloß einen von Kaiser und Reich mehr oder weniger abhängigen Kurfürsten, sondern einen selbstständigen König zum

Horte hatte, den die Verhältnisse darauf anwiesen, sich den Uebergriffen des ultrakatholischen Hauses Habsburg immer mit Entschiedenheit entgegenzustemmen. Darum erklärte auch der Prinz Eugen mit richtigem Blick in die Zukunft: „Die Minister, welche dem Kaiser zur Einwilligung in die Rangerhöhung des Kurfürsten von Brandenburg gerathen hätten, verdienten allesammt gehängt zu werden.“ Im Uebrigen erkannten die europäischen Regierungen den neuen König mit größtem Vergnügen als solchen an, ausgenommen allein den König von Frankreich und den Papst. Ludwig XIV. nämlich weigerte sich, weil Friederich I. die Kronenvertrags-Allianz mit dem Kaiser eingegangen hatte, und Innocenz XII., weil ihn das neue „Kaiser-Königthum“ um so mehr mit dem heftigsten Zorn erfüllte, als er soeben aus dem Uebertritt August's des Starken zum Katholicismus die Hoffnung geschöpft hatte, den deutschen Protestanten würde von nun an ein kräftiges Oberhaupt fehlen. Was half sie aber ihr Protest? Ludwig XIV. mußte ihn anno 1713 im Utrechter Frieden fallen lassen, und die päpstliche Regierung im Jahr 1787, nachdem sie sich durch ihre fortgesetzte Nichtanerkennung gründlich lächerlich gemacht hatte.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß am Schluß des 17. Jahrhunderts alle europäischen Regierungen in höchster Spannung nach Spanien hinsahen, dessen König, Karl II., der Letzte des habsburgisch-spanischen Königshauses, dem Sterben immer näher kam. „Wer sollte ihn beerben?“ fragte man sich und diese Frage hatte eine immense Wichtigkeit, weil es sich nicht bloß um das Königreich Spanien, sondern auch um die dazu gehörenden Staaten Neapel, Sicilien, Mailand und Belgien (die spanischen Niederlande), sowie um die ungeheuren spanischen Besitzungen in Amerika handelte. Freilich wäre es das Naturgemäße gewesen, wenn die Spanier sich selbst einen Regenten gesetzt hätten, allein in Folge der langjährigen erbärmlichen Pfaffenregierungen vegetirte jenes Land bloß noch, und hatte nicht die Kraft einen eigenen Willen durchzusetzen. Schon lange vor dem Tode Karls II. stritt man sich also um das Erbe, und als Hauptbewerber traten, nach dem schnellen Tode des jungen bayerischen Kurprinzen Joseph Ferdinand, des Enkels einer Schwester Karls II., die Herrscher von Oesterreich und Frankreich auf. Letzterer als Gemahl



Maria Theresia's, der ältesten Schwester Karls II., welche übrigens, wie wir schon früher mitgetheilt, bei ihrer Heirath ausdrücklich auf ihr Erbschaftsrecht verzichtet hatte; Ersterer einmal als Sohn Maria's, der Schwester Philipps IV. (des Vaters Karls II.), sodann als Gemahl Margaretha Theresia's, der jüngeren Schwester Karls II., endlich als Vertreter des habsburgischen Hauses, welchem Spanien seit Karl V. angehörte. Wohl gemerkt übrigens, nicht für sich selbst, das heißt für ihre eigene Person traten sie als Erben auf (denn, weil jeder von ihnen allzumächtig geworden wäre, wenn er die ganze spanische Herrschaft mit der seinigen vereinigt hätte, so würden sich die sämtlichen Mächte Europa's hiegegen gestemmt haben), sondern Ludwig XIV. für seinen zweitgeborenen Enkel Philipp von Anjou und Leopold I. für seinen zweitgeborenen Sohn Karl, indem sie zugleich beide, Einer wie der Andere, das Versprechen gaben, daß Spanien ganz abgesondert als ein Reich für sich regiert werden solle. Man wußte aber gar wohl, was solche Versprechen zu bedeuten hatten, und in Wahrheit handelte es sich also doch darum, ob die weitgebehnte spanische Macht an das Haus Bourbon oder an das Haus Habsburg fallen solle. Auch stand zu erwarten, daß weder Ludwig XIV. noch Leopold I. freiwillig auf das Erbe verzichten würde, und in der That rüsteten sich beide Herrscher schon bei Lebzeiten Karls II. auf den unausbleiblichen Krieg.

Endlich am 1. November 1700 starb Karl II. und sofort producirte Ludwig XIV. ein Testament des Verstorbenen, laut welchem der französische Prinz Philipp von Anjou zum Erben der spanischen Monarchie eingesetzt wurde. Daraufhin reiste der junge Philipp mit starker Escorte nach Spanien ab, und ließ sich, unterstützt von einer Parthei feiler spanischer Großen, die längst von Ludwig XIV. für ihn gewonnen worden waren, in Madrid unter dem Namen Philipps V. zum Könige ausrufen. Leopold I. aber, auf triftige Gründe sich stützend, erklärte das Testament für erschlischen und traf sofort Anstalt, sich mit Gewalt in den Besitz der spanischen Monarchie oder vor der Hand wenigstens in den der spanischen Besitzungen in Italien zu setzen. Der Krieg stand also vor der Thüre und demgemäß beeilten sich die übrigen Fürsten und Könige Europa's, je nach ihrem Interesse,

die eine oder die andere Parthei zu ergreifen. Für Frankreich erklärte sich vor allem der Herzog Victor Amadäus von Savoyen, denn Ludwig XIV. löbte ihn damit, daß er seiner Tochter die Hand des jungen Philipp V. versprach. Weiter ergriff die französische Parthei der Pabst Innocenz XII. und der Herzog Karl IV. von Mantua, Beide, weil sie fürchteten, von Oesterreich erdrückt zu werden, wenn dieses in Ober- und Unteritalien zugleich die Oberherrschaft erlange. Endlich gewann Ludwig XIV. noch den Kurfürsten Maximilian II. Emanuel von Bayern, welcher schon vor längerer Zeit von Karl II., seinem Vetter, zum Statthalter der spanischen Niederlande ernannt worden war, und der Preis, durch welchen er ihn gewann, bestand in dem Versprechen, ihm, wenn der Sieg errungen sei, die spanischen Niederlande als bleibendes Eigenthum zu überlassen. Weil nun aber Max Emanuel mit Frankreich Hand in Hand ging, that dessen Bruder, der Kurfürst-Erzbischof Joseph Clemens von Köln, das Gleiche, und nahm sofort gegen Auszahlung schwerer Subsidiensummen französische Besatzungen in seinen Festungen auf. Wie nun übrigens dem Könige von Frankreich, so fehlten auch dem Kaiser Leopold I. die Bundesgenossen nicht. England und Holland nämlich fürchteten wegen ihres ausgedehnten Handels mit dem spanischen Amerika nichts mehr, als daß Frankreich diese Colonieen erwerbe, und überdem durften die spanischen Niederlande, diese Vormauer Hollands gegen Frankreich, in keinem Fall in französische Hände fallen. Somit erneuerten sie die frühere sogenannte große Allianz mit Oesterreich, und dieser Allianz traten dann nicht wenige deutsche Fürsten bei. Vor allem der neue Kurfürst von Hannover und der neue König von Preußen, welche sich schon vorher zur Stellung starker Hülfscorps verpflichtet hatten. Weiter der Kurfürst von der Pfalz und der Landgraf von Hessen, die sich von Holland für ihre Truppen bedeutende Subsidien zahlen ließen. Endlich selbst der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, obwohl allerdings nicht freiwillig. Er hatte sich nämlich anheischig gemacht, für französisches Geld ein Heer von 12,000 Mann für Frankreich anzuwerben, allein der Kurfürst von Hannover überfiel ihn, noch ehe er diese Truppen zu den Franzosen stoßen lassen konnte, und zwang ihn,



dieselben dem Hause Habsburg zu überlassen. Die kleineren deutschen Stände dagegen, besonders die Reichsstädte, suchten neutral zu bleiben, trotzdem der Reichstag in Regensburg später, auf das Andringen des Kaisers, gegen Frankreich, als den offenkundigen Feind Deutschlands, den Reichskrieg erklärte, und Kursachsen nahm an dem Kampfe ohne hin keinen Theil, weil es damals in den sogenannten nordischen Krieg, von dem gleich nachher die Rede sein wird, verwickelt war.

Doch soll ich nun den langen, nicht weniger als dreizehn Jahre währenden Krieg in allen seinen Einzelheiten schildern? Es war kein Krieg, der Deutschlands wegen entstand, und noch weniger einer, der für das Wohl Deutschlands ausgesocht wurde, sondern es handelte sich vielmehr rein bloß um ein habsburgisches Hausinteresse und deswegen begnüge ich mich — einige besonders interessante Epochen abgerechnet — die Hauptfacta anzuführen. Noch vor der Kriegserklärung ließ Ludwig XIV. in aller Heimlichkeit Truppen in die spanischen Niederlande einrücken, und diesen öffnete der Kurfürst von Bayern, der, wie wir wissen, als Statthalter in den Niederlanden kommandirte, ebenso heimlich in einer und derselben Nacht alle jene gegen Frankreich hin gelegenen Gränzfestungen (die sogenannten Barrière-Plätze), welche die Holländer laut Vertrag besetzt zu halten das Recht hatten. So wurden die holländischen Besatzungen mit leichter Mühe überrumpelt und gefangen nach Frankreich abgeführt, während die Festungen natürlich in französischen Händen blieben. Ebenso schnell handelte Ludwig XIV. in Italien, und lange, ehe die Oesterreicher ihre Rüstungen so weit vollendet hatten, um einen Zug über die Alpen zu unternehmen, vereinigte der französische Marschall Catinat das ihm untergebene Heer mit den Truppen der Herzoge von Savoyen und Mantua. Nicht minder ließ sich, von französischem Geld bestochen, der spanische Statthalter in Mailand, der Prinz von Vaudemont, dazu herbei, eine französische Besatzung in Mailand aufzunehmen, und als der Kaiser Leopold I. ihn hinterher — das Hinterkommen war fast immer habsburgischer Brauch — aufforderte, Mailand als ein Reichslehen zu räumen, erwiderte er kurzweg, daß er von Niemanden Befehle annehmen könne, als von Philipp V., dem allein rechtmäßigen Könige von Spanien. Ein Glücksfall ohne Gleichen

dagegen war es, daß dem Kaiser ein Feldherr wie der Prinz Eugen, von dem wir schon früher gesprochen, zu Gebot stand, denn dessen außerordentliches Genie wußte die Schäden der habsburgischen Kopf- und Geldlosigkeit — von der sonstigen pfäffischen Mißregierung gar nicht zu reden — immer so viel möglich wieder gut zu machen. Ihn nun, den Helden Eugen, stellte der Kaiser an die Spitze der Armee, welche in Italien gegen die Franzosen operiren sollte; aber es wurde März 1701, bis sich die Armee bei Roveredo zu sammeln anfang, und, als sie sich endlich, Ende April, gesammelt hatte, bestand sie aus bloß 30,000 Mann. Gleichgültig übrigens, der Prinz Eugen stand an ihrer Spitze und bewies seine außerordentliche militärische Begabung gleich damit, daß er, da die Franzosen alle gangbaren Alpenpässe stark besetzt hatten, im Mai 1701 auf einem Wege, den sonst nur Schmuggler zu betreten wagten — über das Val Fredda —, in die Ebene von Verona hinabstieg. Dort angekommen, mußte er im Anfang dem ihm entgegenziehenden Marschall Catinat ausweichen, weil dieser über weit überlegene Streitkräfte verfügte, und es gelang ihm dieß durch kluge Märsche und Gegenmärsche. Allein am 7. Juli ersah er die Gelegenheit, die nichts ahnenden Franzosen bei Carpi zu überfallen, und in Folge dieses verlorenen Treffens mußte sich Catinat über den Mincio und Oglio zurückziehen. Ueber solchen Mißerfolg aufgebracht, rief sofort Ludwig XIV. den Genannten vom Kommando ab und übergab dieses dem Marschall von Villeroi, dem Liebling seiner Freundin, der Marquise von Maintenon. Dieser neue Heerführer aber war kaum mit frischen Verstärkungen bei seiner Armee angekommen, so griff er den Prinzen Eugen am 1. September bei Chiari an, in der festen Ueberzeugung, denselben mit seinen überlegenen Streitkräften bis zur Vernichtung zu schlagen. Es kam jedoch gerade umgekehrt, und die Niederlage der Franzosen hätte nicht größer sein können. Daraufhin retirirte Villeroi schleunigst in's Mailändische, wo er Winterquartiere bezog; der Prinz Eugen dagegen machte es seinen Truppen in dem Gebiet von Mantua, Guastalla und Mirandola bequem. Mitten im Winter übrigens brach er mit einem Reitercorps auf, schlich sich leise bis nach Cremona, dem Hauptquartier Villerois, und nahm diesen am 1. Februar 1702 mit einem großen



Theil seiner Truppen gefangen. Solche Gefangennahme machte den Marschall in der ganzen Welt lächerlich, war jedoch insofern kein Glück, als nun Ludwig XIV. den Marschall-Herzog von Vendôme zum Oberbefehlshaber in Italien ernannte, denn diesem ebenso kriegsgeübten als tapferen Feldherrn gegenüber, dem der französische König noch überdieß bedeutende Verstärkungen mitgab, mußte sich Prinz Eugen in der Defensiv verhalten. Endlich freilich, am 15. August 1702, trafen die beiden Gegner bei Luzzara auf einander; das Treffen blieb jedoch, trotz seiner blutigen Opfer, unentschieden, und gleich darauf bezogen die Kaiserlichen wie die Franzosen Winterquartiere.

Während nun solches in Italien geschah, herrschte auf den beiden anderen Kriegsschauplätzen, in den Niederlanden wie am Rhein, eine ziemliche Unthätigkeit. Wilhelm III. nämlich, König von England und Generalstatthalter der Niederlande, konnte es, weil es weder den Holländern noch den Engländern ein rechter Ernst war, längere Zeit nicht dahin bringen, daß ihm die nöthigen Gelder verwilligt wurden, um eine starke Armee in's Feld zu stellen. Freilich wurden diese Hindernisse endlich im Verlauf des Jahres 1701 aus dem Wege geräumt und Wilhelm III. beeilte sich nun zu Anfang des März 1702 den John Churchill, Grafen und gleich nachher Herzog von Marlborough, der unter Turenne und ihm, Wilhelm III., selbst seine Schule gemacht hatte, mit einem ansehnlichen Heere (das später, nachdem ein holländisches, preussisches und hessisches Corps zu ihm gestoßen waren, auf 40,000 Mann anwuchs) nach den Niederlanden einzuschiffen. Allein kaum war Marlborough gelandet, so gab es schon wieder einen Stillstand, weil Wilhelm III. am 19. März 1702, in Folge eines Sturzes, schnell wegstarb. Seine Nachfolgerin nämlich war seine Schwägerin Anna, Jakobs II. zweite Tochter, und von ihr wußte man im Anfang nicht, welche Politik sie verfolgen würde. Sie trat jedoch ganz in die Fußstapfen ihres Vorgängers, und Marlborough erhielt also Befehl vorzurücken. Dieß that er auch und nahm nach einander die von den Franzosen besetzten belgischen Festungen Venloo, Stephaenswerth, Roermonde und Kaiserswerth weg. Dann zog er gegen die Franzosen, welche im kölnischen lagen, und warf sie glücklich aus dem ganzen Erzbiethum (der verrätherische Joseph Clemens entfloß

über Hals und Kopf nach Frankreich) hinaus. Das war aber auch Alles, was er im Lauf des Jahres 1702 bewerkstelligen konnte, und noch weit weniger geschah am Rhein, wo das Reichsheer unter dem bewährten Prinzen Ludwig von Baden zu operiren hatte. Der Zustand dieses aus Duzenden von Contingenten zusammengesetzten Heeres nämlich erlaubte keine großen Unternehmungen, und der Prinz Ludwig durfte sich also gratuliren, daß es ihm gelang, am 10. September 1702 wenigstens die Festung Landau zu erobern. Dagegen eröffnete um dieselbe Zeit der Kurfürst Maximilian II. Emanuel, der jetzt aus den Niederlanden nach Bayern eilte, die Feindseligkeiten und traf, nachdem er am 8. September das feste Ulm überrumpelt hatte, Anstalt, sich mit dem Marschall Villars, dem Gegner des Prinzen Ludwig von Baden, zu vereinigen. Um nun dem Kurfürsten entgegenzukommen, setzte Villars unversehens bei Hünningen über den Rhein; allein der Prinz Ludwig ereilte ihn am 14. Oktober bei Friedingen und brachte ihm da, obwohl das Treffen an sich unentschieden blieb, solche Verluste bei, daß er wieder über den Rhein zurückging.

So endete das Jahr 1702 für die Franzosen im Ganzen genommen unglücklich; um so günstiger aber erwies sich ihnen das Jahr 1703. Zwar allerdings in den spanischen Niederlanden (Belgien) zogen sie vor dem Herzog von Marlborough überall den Kürzeren, und derselbe eroberte nach einander Tongern (15. Mai), Huy (25. August), Limburg (27. September) und Solbern (22. Dezember 1703); in Italien dagegen behielt der Marschall-Herzog von Vendôme die Oberhand und bemächtigte sich fast all' der Städte und Festungen, welche das Jahr zuvor den Oesterreichern in die Hände gefallen waren. Dießmal nämlich stand ihm nicht der Prinz Eugen gegenüber, sondern der Graf Guido von Starhemberg, und diesem hatte die Wiener Regierung so wenig Truppen mitgegeben, daß er sich durchaus auf die Vertheidigung beschränken mußte. Der Prinz Eugen aber war deshalb von Italien abberufen worden, weil ihn der Kaiser dazu brauchte, um die Fortschritte der Ungarn, welche durch Frankreichs Umtriebe zu einem neuen Aufstand aufgestachelt worden waren, zu hemmen. Was endlich den dritten Kriegsschauplatz betrifft, so eroberte der Kurfürst Max Emanuel gleich im Frühjahr 1703 die



wichtige Stadt Regensburg und marschirte dann die Donau hinauf, dem Marschall Villars entgegen, um endlich die schon voriges Jahr angestrebte Vereinigung mit ihm zu bewerkstelligen. Der Marschall aber, dem wieder der Prinz Ludwig von Baden entgegenstand, wußte diesen, nachdem ein Versuch über Stollhofen durchzubringen, mißglückt war, durch einen geschickten Marsch zu umgehen, und rückte Anfangs Mai 1703 über Donaueschingen und Tuttlingen in Schwaben ein. Unweit von Tuttlingen fand dann am 12. Mai die gewünschte Vereinigung statt und jetzt schien bei der großen Stärke des geeinigten Heeres die kaiserliche Sache wenigstens auf diesem Kriegsschauplatz verloren. Zum Glück jedoch entstand schon in den nächsten Tagen nach der Vereinigung heftiger Streit zwischen Villars und Max Emanuel, denn Ersterer, ein so herrischer und anmaßender Franzose, als es je einen gegeben, glaubte den Letzteren wie einen Untergeneral oder wenigstens wie einen Untergebenen Ludwigs XIV. behandeln zu dürfen und wurde grob, wenn er Widerspruch fand. Insbesondere heftig entbrannte der Streit über den Feldzugsplan — Villars wollte die Armee nach Oesterreich zur Eroberung Wiens führen, während Max Emanuel der Ansicht war, man solle zuvor dem Herzog von Vendôme in Italien über Tyrol die Hand reichen, um dann in drei Kolonnen in Oesterreich einzufallen — und es blieb am Ende nichts übrig, als durch einen Eilboten den französischen König selbst um seinen Entscheid anzufragen. Ludwig XIV. entschied sich für den Plan Max Emanuels, und sofort trat dieser mit seinem 20,000 Mann starken Corps den Marsch in's Tyrol an. Der Marschall Villars dagegen blieb in Schwaben zurück, um einestheils den Prinzen Ludwig von Baden mit der Reichsarmee, anderntheils den österreichischen General Styrum, der mit einem aus Oesterreichern und Preußen — diese kommandirte der tapfere Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, den man später nur den „Alten Dessauer“ nannte — zusammengesetzten Corps zur Wiedereroberung Regensburgs heranrückte, im Schach zu halten. Der Plan des Kurfürsten Max Emanuel war ein vortrefflicher, und es handelte sich nur darum, ihn glücklich durchzuführen. Auch ging im Anfang Alles ganz nach Wunsch, und während Vendôme im Einverständnisse mit dem Kurfürsten sich gegen Trient hin in

Bewegung setzte, drang Max Emanuel dem Inn entlang nach Kufstein vor. Schon am 17. Juni gelang es ihm, sich dieser Feste zu bemächtigen und dann fielen nach einander Rathenbergr, Hall, Scharnitz und Zirl in seine Hände. Am 25. Juni ergab sich selbst das hochwichtige Innsbruck, und weil nun auch die Ehrenberger Klause ihren Widerstand aufgab, glaubte Max Emanuel den Zug über den Brenner in's Etschthal mit Leichtigkeit bewerkstelligen zu können. Allein er hatte den Patriotismus der mannhaften Tyroler nicht in Rechnung gebracht. Diese nämlich, voll Wuth über des Feindes Eindringen in ihr Land, überdem durch die Grausamkeit der Bayern, die überall, wohin sie drangen, Alles ausplünderten, zur Verzweiflung gebracht, scharten sich unter dem einflußreichen Landrichter Martin Sterzinger von Landed, dem tapferen Joseph Anton von Cazan zu Griesfeld, dem Schützenhauptmann Ignaz Anton von Troyer, dem kühnen Wirth Johann Linsen und anderen hervorragenden Vertrauensmännern zusammen und besetzten alle Höhen, welche den Saumpfad — einen anderen Weg gab es damals noch nicht, und selbst dieser Saumpfad war erbärmlich genug — über den Brenner beherrschten. Da flogen nun von allen Seiten her Kugeln unter die Bayern und nicht minder rollten Felsstücke auf sie herab, welche ganze Reihen niederschmetterten. Es war ein Kampf auf Leben und Tod, wobei aber die Bayern die furchtbarsten Terrainschwierigkeiten wider sich hatten, und somit mußte dem Kurfürsten Max Emanuel die Unmöglichkeit, den Brennerpaß zu forciren, schon nach kurzem einleuchten. Er zog sich also, nachdem Tausende seiner Leute gefallen waren, Mitte Juli nach Innsbruck zurück, in der Hoffnung, sich wenigstens hier halten zu können; aber nun stürmten die Tyroler Schützen in ihrer Wuth alle die Städte und festen Plätze, welche die Bayern auf ihrem Zuge das Innthal herauf erobert hatten, und die Gefahr der Vernichtung des ganzen bayerischen Heeres trat näher und näher heran. Sofort raffte der Kurfürst alle ihm noch gebliebenen Truppen zusammen und beeilte sich, nachdem er sich durch Erstürmung des Zirlbergs blutige Bahn gebrochen, ganz Tyrol zu räumen. Anfangs August hatte er dieß bewerkstelligt, allein von seinem schönen Heere waren ihm keine 10,000 Mann mehr geblieben, und so mußte er froh sein, sich wieder mit dem



Marſchall Villars vereinigen zu können. Letzterer ſtand damals zwiſchen Lauingen und Dillingen feſtverſchanzt, und unweit von ihm bei Haunsheim hatte der General Styrum ein Lager bezogen. Nun rückte aber der Prinz Ludwig, der biſher mit der Reichsarmee dem franzöſiſchen Marſchall Tallard am Rhein die Spitze geboten, plötzlich in Felmärſchen gegen Bayern heran, und beſetzte im September Augsburg und Friedberg. Die Abſicht war, ſein Heer mit dem Styrum'schen zu vereinigen, und ſomit brach der General Styrum alſobald von Haunsheim auf, um bei Donauwörth über die Donau zu gehen. Kaum jedoch erhielten Villars und Max Emanuel hievon Kunde, ſo eilten ſie dem genannten General nach und erreichten ihn richtig noch vor ſeinem Uebergang über die Donau zwiſchen Oberkellau und Hochſtadt. Dort lieferten ſie ihm am 20. September 1703 eine ſiegreiche Schlacht, die ihn zum ſchnellſten Rückzuge (nur die Ummſicht und Tapferkeit des Fürſten Leopold, das iſt des alten Deſſauers, der aber damals erſt achtundzwanzig Jahre zählte, rettete das Heer vor gänzlichem Untergang) nöthigte, und in Folge deſſen mußte auch der Prinz Ludwig von Baden retiriren. Jetzt hätten die vereinigten Bayern und Franzoſen wieder die Offenſive ergreifen können; allein ſofort erneuerte ſich der frühere Hader zwiſchen den beiden Oberanführern und machte jede gemeinſchaftliche Operation unmöglich. Um ſo raſcher handelte der Marſchall Tallard, nachdem er durch den Abzug des Prinzen Ludwig am Rhein freie Hand bekommen hatte, und bemächtigte ſich nacheinander der wichtigen Feſtungen Breiſach (6. September) und Landau (16. November). Endlich erſetzte Ludwig XIV. den ſtreitſüchtigen Marſchall Villars durch den bedächtigen Grafen von Marſin, und da zwiſchen ihm und Max Emanuel Einigkeit herrſchte, ſo gelang es den Beiden mitten im Winter durch die Hinwegnahme von Augsburg (13. Dezember 1703) und Paſſau, dem Schlüssel von Deſterreich (8. Januar 1704), eine vortreffliche Stellung für den kommenden Feldzug von 1704 zu erwerben.

Der Feldzug von 1703 hatte alſo für die Allirten, vor allem für den deutſchen Kaiſer ſchlimm genug geendet, denn eine franzöſiſche Armee vereint mit den Streitkräften des verrätheriſchen Kurfürſten von Bayern ſtand im Herzen Deutschlands, hart an der öſterreichiſchen

Gränze, von wo aus sie in wenigen Tagmärschen Wien selbst erreichen konnte. Ein Gutes übrigens brachte jenes Schlimme doch, das nämlich, daß Leopold I., einsehend, es müsse in die Kriegsführung mehr Geist, Einheit und Energie gebracht werden, schon am Schluß des Jahres 1703 den Prinzen Eugen zum Präsidenten des österreichischen Hofkriegsrathes ernannte, und ihm damit die Kriegsführung selbst in die Hände gab. Sofort entwarf der Prinz während des Winters von 1703 auf 1704 einen kühnen Plan, wie der Feind aus Deutschland hinauszumwerfen sei, und theilte denselben durch sichere Hand brieflich dem Herzog von Marlborough mit. Der Plan basirte nämlich auf der Mitwirkung des genannten Herzogs, und es fragte sich also, ob dieser Ja sagen würde. Zum Glück war aber der Oberanführer der brittisch-holländischen Armee ein nicht minder genialer Held, als der Prinz Eugen, und sagte alsbald mit Freuden zu. Weit schwerer war dagegen die Einwilligung der Königin Anna, sowie die der holländischen Regierung zu erlangen, denn Beide entsetzten sich förmlich, als sie vernahmen, daß Marlborough, statt die spanischen Niederlande vollends zu erobern, im Sinne habe, die Franzosen im Innern Deutschlands aufzusuchen. Trozdem gelang es durch eigene Briefe, welche der Kaiser Leopold I. an die Königin Anna und in das Haag schreiben mußte, die sämtlichen Schwierigkeiten zu überwinden, und nun stellte sich der Prinz Eugen selbst an die Spitze der Armee, welche bisher der unfähige Styrum kommandirt hatte. Auch ergänzte er die Verluste, die sie voriges Jahr erlitten (das dabei stehende preussische Corps unter dem Dessauer wurde ebenfalls auf 12,000 Mann gebracht), und nicht minder erhielt der Prinz Ludwig, welcher mit der Reichsarmee am Fuße des Schwarzwalds dem Marschall Tallard gegenüber stand, Verstärkungen. Zu gleicher Zeit sammelte Marlborough seine Truppen in Maastricht und rückte, ein Corps von 15,000 Mann unter dem holländischen General Overkerke gegen die Franzosen unter dem Marschall von Villeroi (dieser war längst aus der Gefangenschaft gelöst worden) zurücklassend, mit 30,000 Mann den Rhein herauf bis nach Coblenz. Von dort bog er nach Trier ab, um den Marschall von Villeroi über seine Absichten zu täuschen, wandte sich aber augenblicklich wieder östlich nach Mainz und



stand zur Verwunderung der Welt Anfangs Juni plötzlich am Neckar bei Heilbronn. Unmittelbar nachher, am 9. Juni, kam er im Dorfe Mundelsheim am Neckar (zwischen Heilbronn und Marbach) mit dem Prinzen Eugen zusammen und die Begrüßung der beiden Helden, die sich hier zum ersten Mal sahen, war eine äußerst herzliche. Den ganz genauen Feldzugsplan aber entwarfen sie erst vier Tage später, am 13. Juni 1704, im Wirthshaus zum Lamm in Großheppach, einem kleinen Pfarrdorf an der Rems unweit Schorndorf im Württembergischen, wohin sie auch noch als Dritten im Bunde den Prinzen Ludwig von Baden beschieden hatten. Da wurde nun, weil der Prinz Ludwig darauf bestand, in Gemeinschaft mit Marlborough die geeinigten Franzosen und Bayern anzugreifen, abgemacht, daß der Prinz Eugen mit seiner Armee den Rhein gegen den Marschall Tallard zu vertheidigen habe, während der Prinz Ludwig sein Heer bei Ulm zu dem des brittischen Herzogs stoßen lassen solle. Ueberdem verständigte sich Letzterer mit dem Ersteren dahin, daß jeder von ihnen über den anderen Tag, also der Eine heute, der Andere morgen, das Oberkommando über ihr geeinigtes Heer zu führen habe, denn dazu, den Oberbefehl an Marlborough ganz abzutreten, hatte sich der Prinz Ludwig trotz seines hohen Alters nicht entschließen können. Wie abgemacht, so geschah. Der Prinz Eugen bezog bei Stollhofen dem Marschall Tallard gegenüber ein Lager, und der Prinz Ludwig vereinigte sich am 22. Juni bei Ulm mit Marlborough, um sofort den Kurfürsten Max Emanuel nebst dem Grafen Marsin aufzusuchen. Diese Beiden waren bis jetzt zwischen Nördlingen und Ingolstadt auf dem linken Ufer der Donau still gelegen, weil sie vorher, ehe sie ihre Operationen gegen Wien beginnen wollten, theils aus dem Bayerischen, theils vom Marschall Tallard Verstärkungen erwarteten. Sobald sie aber von dem Anmarsch Marlboroughs und des Prinzen Ludwig Kunde erhielten, bezogen sie am 24. Juni ein festes Lager zwischen Lauingen und Dillingen, links von der Donau, und sandten zugleich den Grafen Arco mit 8000 Mann nach Donauwörth ab, um sich auf dem bis zur Donau auslaufenden Schellenberg festzusetzen. Sie vermutheten nämlich, daß ihre Gegner, die sich rechts von der Donau über Günzburg und Burgau vorwärts bewegten, den Versuch machen

würden, bei Donauwörth die Donau zu passiren, und durch die Inbesitznahme des Schellenbergs sollte ihnen dieser Uebergang verwehrt werden. Der Graf Arco kam dem ihm gewordenen Befehle nach, hatte es aber nicht sehr eilig, sich auf dem Schellenberg zu verschanzen, und wie nun der Herzog von Marlborough mit seinem Heere am 2. Juli um 4 Uhr Mittags in nächster Nähe ankam, konnte er sich sogleich überzeugen, daß die Arbeiten noch weit zurück seien. Er beschloß also augenblicklich, das Arco'sche Lager zu stürmen, und da glücklicherweise heute das Oberkommando an ihm war, sandte er sofort dem Prinzen Ludwig, der mit seinen Truppen noch weiter zurück war, Befehl, schnellstens in die Action einzugreifen. Um fünf Uhr begann er den Sturm und trotz der Müdigkeit seiner Truppen, die den ganzen Tag marschirt waren, wurde der Feind gleich im ersten Anlauf zurückgeworfen. Um sechs Uhr stürmte auch der Prinz Ludwig und um acht Uhr mit einbrechender Dunkelheit konnte Victoria geschossen werden. Freilich hatte der Sieg große Opfer gekostet, denn man zählte gegen 3000 Tote und Verwundete; dagegen aber wurden dem Feinde fünf Regimenter zu Fuß und zwei zu Pferd vollständig aufgerieben und überdem verlor derselbe all sein Geschütz und Gepäd. Graf Arco selbst rettete nur mit Mühe sein Leben und retirirte mit dem kleinen Rest seiner Truppen eiligst in das besetzte Lager zwischen Dillingen und Lauingen.

Das war schon ein ziemlicher Erfolg; ein weit größerer aber sollte nicht lange auf sich warten lassen. Nach dem verlorenen Treffen am Schellenberge nämlich hielten sich der Kurfürst Max Emanuel und der Graf Marsin in ihrem Lager nicht mehr für sicher und zogen sich eilends unter die Kanonen von Augsburg zurück. Damit aber fiel alles Land zwischen Donauwörth und Lauingen in die Hände Marlborough's und des Prinzen Ludwig, und dieselben setzten sogar über den Lech, um auch noch das zwischen der Donau, dem Lech und der Paar gelegene Territorium in Besitz zu nehmen. Ja endlich schlug der Prinz Ludwig sein Lager in Friedberg, nur wenige Stunden von Augsburg entfernt, auf, während sich der Herzog von Marlborough in Schrobenhausen an der Paar zwischen Augsburg und Ingolstadt festsetzte, und von diesen beiden Standquartieren aus verheerten sie dann das ganze Land



auf weite Strecken hin in der entschlichsten Weise. In dieser großen Noth schickten Marsin und Max Emanuel Boten über Boten an den Marschall Tallard, ihnen zu Hülfe zu kommen, und Tallard sagte auch sogleich zu. Nur müsse er, setzte er bei, so lange warten, bis ihm der Marschall Villerot aus Flandern Verstärkungen zugesandt habe, denn er könne seine Stellung dem Prinzen Eugen gegenüber nicht ohne weiteres preisgeben. Am 6. Juli nun kamen von Villerot 25,000 Mann an und sofort ging Tallard am 7. Juli bei Straßburg über den Rhein, um über Billingen auf dem Schwarzwald der Stadt Augsburg zuzueilen. Dieß konnte natürlich dem Prinzen Eugen nicht verborgen bleiben, und schnell entschlossen überließ er den Oberbefehl über seine Hauptarmee (25,000 Mann) dem Feldmarschall Grafen von Nassau, während er selbst mit 18,000 Mann auf dem näheren Weg über Rottweil dem Marschall Tallard nacheilte. Er wollte denselben womöglich aufhalten; weil er sich aber bald überzeugte, daß ihm dieß unmöglich sei, marschirte er, so schnell seine Truppen es aushielten, an Ulm vorbei am linken Ufer der Donau hinab, um sich mit Marlborough und dem Prinzen Ludwig zu vereinigen. Am 3. August erreichte Tallard die Standquartiere Marsins und Max Emanuels bei Augsburg; der Prinz Eugen aber traf um dieselbe Zeit in Hochstädt unterhalb Lauingen und Dillingen ein, und ritt dann, nachdem er ein festes Lager bezogen, unverweilt nach Schrobenhausen zum Herzog von Marlborough. Dort traf, durch Eilboten benachrichtigt, am 6. August auch der Prinz Ludwig von Baden ein, und in dem Kriegsrath, den man dann abhielt, drang der Herzog von Marlborough darauf, daß man den Feind bei Augsburg angreifen solle. Der Prinz Ludwig dagegen, dem dieß — das Alter hatte ihn fast allzuvorsichtig gemacht — zu gewagt vorkam, erklärte, vor allem sei nothwendig, die wichtige Festung Ingolstadt in die Hände zu bekommen, denn, sobald auch noch vollends dieses Hauptbollwerk Bayerns gefallen sei, werde sich der Kurfürst Maximilian II. Emanuel gezwungen sehen, von dem französischen Bündnisse abzufallen, um dafür dem großen Bunde der Allirten beizutreten. Auch erbot er sich, die Belagerung Ingolstadts selbst zu leiten, und verlangte von den beiden anderen Feldherren nur, daß sie den Feind so lange im Schach halten sollten, bis die Festung

gefallen sei. Diesen Kriegsplan konnten Marlborough und der Prinz Eugen nicht von der Hand weisen, weil der Prinz Ludwig hartnäckig auf demselben bestand, und so zog denn der Letztere am 9. Juli mit 25,000 Mann seiner Truppen — 5000 ließ er zu dem Corps des Prinzen Eugen, um dieses zu verstärken, stoßen — nach Ingolstadt ab. Der Prinz Eugen aber und der Herzog von Marlborough kamen überein, daß sie sich in den nächsten Tagen bei Donaumörth vereinigen wollten, und daraufhin ritt der Prinz Eugen am Abend des 9. von Schrobenhausen weg, um sich wieder zu seinem Heere nach Hochstädt zu begeben. Da, auf diesem Ritte, wie er kaum eine Stunde von Schrobenhausen entfernt war, sprengte ihm auf schaumbedecktem Pferde ein Reiter entgegen, und die Nachricht, die ihm dieser Reiter — er hatte ihn mit Anderen von Hochstädt aus zur Beobachtung des feindlichen Lagers bei Augsburg entsandt — brachte, veranlaßte ihn, in voller Carrière zu dem Herzog von Marlborough zurückzureiten. In denselben Stunden nämlich, in welchen die drei alliirten Feldherren in Schrobenhausen Kriegsrath hielten, saßen zu gleichem Zwecke auch der Marschall Tallard, der Graf Marsin und der Kurfürst Max Emanuel in Augsburg bei einander, und da sie nun Kunde erhalten hatten, daß der Prinz Eugen mit einem verhältnißmäßig schwachen Corps bei Hochstädt stehe, beschloßen sie, vor allem dieses Corps zu vernichten, ehe dasselbe sich mit Marlborough und dem Prinzen Ludwig vereinige. Demgemäß marschirten sie am 9. August, also an demselben Tage, an welchem der Prinz Ludwig gegen Ingolstadt vorrückte, 56,000 Mann stark von Augsburg ab, und schlugen die Richtung über Zusmarshausen nach Lauingen ein. Mit dieser Nachricht nun kam der Prinz Eugen zum Herzog von Marlborough zurückgesprengt, und die beiden Feldherren einigten sich sofort dahin, ihre Heere in schnellster Eile zusammenstoßen zu lassen. Hatten sie aber diese Vereinigung vollzogen, ohne daß der Feind etwas davon ahnte, dann wollten sie augenblicklich — der bedächtige Prinz Ludwig konnte dießmal glücklicherweise wegen seiner Abwesenheit vor Ingolstadt kein Veto einlegen — zum Angriffe schreiten, obwohl sie an Truppenzahl um 4000 Mann hinter dem Gegner zurückstanden. Nach dieser Verabredung ritt der Prinz Eugen noch in der Nacht nach Hochstädt, und kaum angekommen,



gab er Befehl zum Aufbruch, in der Richtung nach Donaumörth zu. Am 10. Abends erreichte er den Kesselbach, und schlug hinter diesem, zwischen den Dörfern Münster und Oppertshofen ein festes Lager. Fast noch eiliger hatte es der Herzog von Marlborough, denn er marschirte ebenfalls noch in der Nacht vom 9. auf den 10. mit allen seinen Truppen von Schrobenausen ab und setzte diesen Marsch am 10. und 11. fast ohne Unterbrechung fort. Er hatte einen weiten Weg und mußte den Lech bei Rain und die Donau bei Donaumörth überschreiten. Doch seine Truppen hielten aus, und schon am Abend des 11. erreichte er das Lager des Prinzen Eugen. Am 12. wurde dann den Truppen Ruhe gegönnt; die beiden Feldherren aber ritten mit einer starken Bedeckung die Donau aufwärts, um die Stellung des Feindes, von dem sie durch Kundschafter wußten, daß er schon am 11. in der Früh bei Lauingen über die Donau gegangen sei, genau zu recognosciren. Sie fanden ihn — der hohe Kirchturm von Tapsheim bot ihnen einen guten Aussichtspunkt — in der großen Ebene zwischen Hochstädt und dem Dorfe Blindheim (die Engländer nannten es Blenheim) gelagert, und nachher stellte es sich heraus, daß Max Emanuel die Absicht hatte, den anderen Tag den Prinzen Eugen, den er auf dem schnellsten Rückzug nach Nördlingen wäunte, womöglich einzuholen. Wie nun aber der Herzog von Marlborough und der Prinz Eugen die vereinigten Franzosen und Bayern in so sorgloser Weise gelagert sahen, setzten sie gleich den anderen Tag als Schlachttag fest, und in ihr Lager zurückgekehrt, entwarfen sie gemeinsam den Angriffsplan. Um 3 Uhr in der Früh des 13. August 1704 wurde Generalmarsch geschlagen, und um 7 Uhr bekam man den Feind zu Gesicht. Da aber verschiedene Moräste zu umgehen und mehrere Bäche zu passiren waren, so konnte der Angriff selbst erst vier Stunden später erfolgen, und dadurch fand der überraschte Feind Zeit, sich in Schlachtordnung aufzustellen. Marlborough auf dem rechten Flügel hatte den Marschall Tallard gegen sich, der Prinz Eugen auf dem linken den Kurfürsten Max Emanuel nebst dem Grafen von Marsin. Die schwerere Arbeit war also dem Prinzen Eugen zugefallen, denn dem Kurfürsten Max Emanuel konnte man weder Feldherrntalent noch kriegerische Tapferkeit absprechen, während der Marschall Tallard

in keiner Weise hervorrage. Ueberdem stand dem Prinzen Eugen eine numerisch bedeutend überlegene Infanterie gegenüber, und dieser große Nachtheil wurde nur dadurch wieder ausgeglichen, daß das 12,000 Mann starke preussische Corps unter dem untwiderstehlichen Dessauer am heutigen Tage das fast Unmögliche leistete. Bis um fünf Uhr Nachmittags war noch nichts entschieden; da wurde der Marschall Tallard, der seine in Blindheim aufgestellte Reserve herbeiholen wollte, auf dem Ritt dahin von heftiger Reiterei umzingelt, und mußte dem Oberstlieutenant von Boyneburg seinen Degen abgeben. Dieses Ereigniß brachte große Verwirrung in den Reihen der Franzosen hervor, und um 6 Uhr Abends hatte Marlborough die Tallard'sche Armee in die wildeste Flucht geschlagen. Nun sammelte Prinz Eugen die Seinen zum letzten Sturme, und da sofort die Marsin'schen Truppen Fersengeld gaben, mußte auch der Kurfürst Max Emanuel mit seinen Bayern den Tag für verloren geben. Sein Rückzug aber artete doch wenigstens nicht in tolle Flucht aus, und er hatte sogar die Geistesgegenwart, die Brücken über den Nebelbach hinter sich abzureißen, damit die Verfolgung etwas gehemmt werde. So endete die Schlacht bei Hochstädt (bei Blenheim, sagten die Engländer) vom 13. August 1704, welche den beiden Siegern, dem Herzog von Marlborough und dem Prinzen Eugen unsterblichen Ruhm brachte, denn ein größerer Sieg war noch selten erfochten worden. Während nämlich der Verlust der Sieger sich bloß auf 4442 Tote und 7335 Verwundete belief, ließen die Feinde nicht weniger als 24,000 Tote und Verwundete auf dem Platze, und 15,220 Mann, worunter der Marschall Tallard mit 818 Offizieren, wurden gefangen genommen. Ueberdem war die Beute eine unermessliche, indem außer der wohlgefüllten Kriegskasse 144 Kanonen, 300 Standarten und Fahnen, 3600 Zelte, 5300 Proviant- und Munitionswagen und 17 kupferne Maschinen zu Schiffbrücken in die Hände der Sieger fielen. Was aber die Hauptsache, die Franzosen in ihrem Entsetzen hielten in ihrer Flucht nicht inne, als bis sie den Rhein hinter sich hatten, und nothgedrungen mußte ihnen der Kurfürst Max Emanuel mit den Trümmern seiner Armee nachfolgen. So fiel nicht bloß das ganze Bayernland in die Hände der Allirten, sondern es wurde auch ganz



Deutschland von den Franzosen gesäubert und im Spätherbst noch eroberten Marlborough und der Prinz Eugen, den Franzosen an den Rhein nachrückend, die Städte und Festungen Trarbach, Landau und Trier, welche bisher der Feind inne gehabt hatte.

Leider benützte der Kaiser den großartigen Sieg nur zur kleinlichsten Rachebefriedigung, und überdem übte Hochstadt auf die übrigen Kriegsschauplätze in Ungarn, Italien und Spanien nicht die geringste Rückwirkung aus. Max Emanuel hatte, wie wir wissen, seinem Lande flüchtig den Rücken kehren müssen, und dasselbe wurde nun von Leopold I. in Besitz genommen. Allein wie behandelte er es? Er ließ die armen Bayern für den Frevel, daß ihr Kurfürst es mit den Franzosen hielt, in solch' entsetzlicher Weise büßen, daß die Feder sich sträubt, das Nähere wiederzugeben. Nichts als Einquartierungen und Contributionen! Nichts als Raub und gräßliche Mißhandlung! Nichts als gewaltsame Pressung der bayerischen Landeskinder zu habsburgischen Soldaten und kaltblütiger Mord der Widerstrebenden! War es nun aber bei solcher Barbarei ein Wunder, wenn die bayerischen Bauern (die Herren vom Adel und von der Kanzel buckten sich tiefunterthänigst, um an ihrem Vermögen und Einkommen nichts zu verlieren) sich da und dort empörten und ihre österreichischen Henker tobtöchligen, wo sie ihnen beikommen konnten? Freilich, ein Resultat hatten sie nicht, diese Aufstände, sondern sie wurden immer blutig genug niedergeschlagen, und man verdoppelte und verdreifachte nachher noch die Grausamkeit. Ja, nachdem man Tausende gehenkt, geköpft, erschossen und geviertheilt, erklärte man den Kurfürsten seines Landes geradezu für verlustig (seine Söhne setzte man in Klagenfurt gefangen und begrabirte sie zu Grafen von Wittelsbach) und schlug dasselbe theils zu Oesterreich, theils verschenkte man es an Günstlinge. Solch' Gräßliches war dem Bayernlande noch nie angethan worden; allein dafür setzte sich auch in dem bayerischen Volkstamm ein Haß gegen das Haus Habsburg fest, welcher später durch keine gewinnende Zuvorkommenheit mehr ausgemerzt werden konnte.

Fragen wir nun nach den Kriegsschauplätzen in Ungarn, Italien und Spanien, so ist vom Jahr 1704 ebenso wenig Erfreuliches zu melden. Die Ungarn, durch den Prinzen Eugen im Jahre 1702

kaum etwas zur Ruhe gebracht, hatten sich, weil die pfäffischen Bedrückungen sich alsbald wiederholten, im Jahr 1703 unter ihrem Nationalhelden Franz Rakoczyn II. von neuem erhoben, und da sie von Frankreich Geld und Waffen erhielten, nahm ihre Empörung bald solche Dimensionen an, daß sich der gegen sie gesandte Feldmarschall Siegbert Heister vergeblich abmühte, sie zu unterdrücken. Wohl erkämpfte er einige kleine Siege, wie z. B. bei Tyrnau am 26. December 1704; allein im großen Ganzen blieben die Kaiserlichen durchaus im Nachtheil, und die ungarischen Husaren streiften oft bis unter die Mauern Wiens. Noch schlimmer fast stand es in Italien. Zwar war es allerdings gelungen, den Herzog Victor Amadäus von Savoyen, weil sich derselbe durch den frechen Uebermuth der Franzosen, die ihn wie einen Untergebenen behandelten, tief beleidigt fühlte, auf die kaiserliche Seite herüberzuziehen, allein die Vereinigung der kleinen savoyischen Armee mit der kaiserlichen, hinderte den Marschall-Herzog von Vendôme nicht, eine Stadt und Festung unter wie Oberitaliens nach der anderen zu erobern und sich so nach und nach in den Besitz fast allen Landes zu setzen. Wie kam dieß? Lag etwa der Fehler darin, daß man nach der Abberufung des Prinzen Eugen den Grafen Guido von Starhemberg zum Oberbefehlshaber ernannte? Nein, denn der Genannte war ein ebenso tapferer, als umsichtiger und doch zugleich energischer Feldherr, aber die Untergenerale, die man ihm zur Seite setzte, wie besonders die beiden Grafen von Leiningen und von Trautmannsdorf, taugten nichts, und, was noch weit schlimmer, man ließ die Armee an Allem, an Geld, an Munition, an Montur und an Mannschaft, den entseßlichsten Mangel leiden. Was Wunder also, wenn am Schluß des Jahres 1704 ganz Neapel und Sicilien, sowie fast ganz Savoyen und der größte Theil der Lombardei sich in den Händen der Franzosen befand und die kaiserlich-savoyische Streitmacht sich nur noch einerseits in Gavarde am Gardasee und andererseits in Turin und Umgebung zu behaupten im Stande war. Ebenso geringe Resultate hatte der Krieg in Spanien geliefert. Dort herrschte seit Jahrhunderten ein Stamm- oder wenn man so will National-Haß zwischen Arragonien und Kastilien, und um diese beiden Hauptprovinzen, welche bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts unabhängige



Königreiche gewesen waren, gruppirten sich die übrigen Provinzen und Städte. Mit Arragonien jedoch gingen nur Katalonien, Valencia und Navarra Hand in Hand, während alles übrige Land — Murcia, Andalusien, Neukastilien, Estremadura, Leon, Gallizien und Asturien, also drei Vierteltheile von Spanien — es mit Kastilien hielt. Nun hatte zwar in der ersten Ueberraschung ganz Spanien den Herzog von Anjou als König Philipp V. anerkannt, und auch drei Jahre lang dem Kampfe, der doch um seinen eigenen Besitz geführt wurde, ganz unthätig zugeesehen, allein mit dem Beginn des Jahres 1703 konnten es verschiedene Granden Arragoniens und Kataloniens vor Zorn nicht mehr aushalten, als sie sahen, daß das in Madrid herrschende Weiberregiment (Philipps V. Gemahlin hatte eine äußerst ränkevolle Obersthofmeisterin, die Prinzessin Ursini, mitgebracht, welche Alles dominirte) die Kastilier besonders begünstige, und wandten sich nach Lissabon, um womöglich den portugiesischen König Don Pedro II. gegen Philipp V. aufzuheben. In diesem ihrem Bestreben unterstützte sie der englische Gesandte so eifrig als möglich, und am Ende gelang es, den portugiesischen König zu überreden, daß die Unabhängigkeit Portugals bedroht sei, sobald das Haus Bourbon über Frankreich und Spanien zugleich herrsche, denn man werde dann Portugal von Spanien aus erobern. Kaum erklärte sich nun aber Don Pedro II. bereit, den Erzherzog Karl statt Philipps V. als rechtmäßigen König von Spanien anzuerkennen, so ward Kaiser Leopold I. veranlaßt, seinen genannten Zweitgeborenen zur Eroberung Spaniens abzuschicken, und am 19. September 1703 reiste Karl von Wien ab, um sich über Holland nach England zu begeben. Dort blieb er den Winter über, bis man eine Flotte für ihn ausgerüstet hatte, und am 1. März 1704 landete er mit einem von England und Holland bezahlten Soldheere von 12,000 Mann an der portugiesischen Küste. Mit diesem Heere vereinigte sich sofort das des portugiesischen Königs und rückte in Spanien ein. Nicht bloß aber dieß, sondern zu gleicher Zeit erregten auch die obgenannten unzufriedenen Granden oder Grossen in Arragonien und Katalonien einen Aufstand zu Gunsten des habsburgischen Erzherzogs, der sich jetzt Karl III., König von Spanien nannte, und es begann nun in Spanien der furchtbarste Bürgerkrieg. Die meisten

Städte Arragoniens, Kataloniens, Valencias und Navarras erklärten sich für Karl III.; die Bewohner Kastiliens, Murcias, Andalusiens, Estremaduras, Leons, Galliziens und Asturiens dagegen hielten zu Philipp V., der seinerseits von einem französischen Heere unter dem Kommando des Herzogs von Berwick unterstützt wurde. Von einem regelrechten Kriege übrigens war keine Rede, sondern man bekämpfte sich aus Stammeshass und jede Truppe überließ sich der unmenschlichsten Nachsucht und Raubgier. Dazu kam noch, daß die gutkatholischen Spanier die Soldaten des englisch-holländischen Heeres als Ketzer bis in den Tod haßten, und so beging man gegenseitig Gräueltaten, wie sie nur der dreißigjährige Krieg erzeugt hatte. Trotz all' dem konnte Karl III. nicht die geringsten Fortschritte machen, und die einzige größere kriegerische That war, daß die englische Flotte unter dem Admiral Rooke in Verbindung mit einem kleinen Landesheer, das der österreichische Feldmarschallsleutnant Prinz Georg von Hessen-Darmstadt befehligte, am 4. August 1704, das so überaus wichtige Gibraltar wegnahm. Nicht jedoch für Karl III. wurde jene Festung, welche die Meerenge von Gibraltar beherrscht, erobert, sondern die Engländer behielten sie für sich selbst und haben sie bis auf den heutigen Tag nicht herausgegeben.

Trotz des Sieges von Hochstädt stand es also beim Beginn des Jahres 1705 um die Sache Leopolds I. und seiner Allirten schlimm genug; da starb der genannte Kaiser am 5. Mai 1705, um seinem erstgeborenen Sohne, Joseph I., den die deutschen Kurfürsten schon längst zu seinem Nachfolger erwählt hatten, Platz zu machen. Manche zweifelten daran, ob der neue Kaiser wohl geneigt sein würde, zu Gunsten seines Bruders Karl einen Krieg, der so furchtbar große Opfer kostete, fortzusetzen; allein Joseph I., der im besten Mannesalter (er zählte siebenundzwanzig Jahre) stand, besaß einen frischen, energischen Sinn, und erklärte sogleich, daß er für die Ehre und das Recht des Hauses Habsburg das Aeußerste wagen werde. Auch kam sofort in die Kriegsführung ein ganz anderer Schwung, und, um die Niederlagen in Ungarn und Italien auszuweken, wurde in jenes Land der Graf Guido von Starhemberg, in dieses aber der Prinz Eugen, auf welchen der junge Kaiser insbesondere sein innigstes Ver-



trauen setzte, als Oberkommandant gesandt. Der Graf von Starhemberg kam seiner Aufgabe ganz so nach, wie man es von ihm erwartete, und wenn es ihm auch nicht gelang, den ungarischen Aufruhr vollständig zu dämpfen, so lange er in Ungarn kommandirte (er wurde nämlich schon im Jahr 1708 auf den spanischen Kriegsschauplatz abgerufen, und statt seiner übernahm der Feldmarschalllieutenant von Sickingen in Ungarn das Oberkommando), so bereitete seine Kriegsführung doch wenigstens den Frieden vor, welchen Ungarn am 1. Mai 1711 zu Szathmar mit Oesterreich abschloß. Noch weit Großartigeres leistete der Prinz Eugen. Zwar allerdings im Jahr 1705 mußte er sich wegen mangelnder Streitkräfte damit begnügen, seinem Gegner, dem Marschall-Herzog von Vendôme weitere Eroberungen unmöglich zu machen, wozu das furchtbar blutige Treffen bei Cassano vom 16. August das Meiste beitrug; im Jahr 1706 dagegen, nachdem er endlich die nöthigen Verstärkungen erhalten, marschirte er (dieser sein kühner Zug wird noch heute von allen militärischen Notabilitäten angestaunt) mitten durch die feindlichen Linien hindurch vom Garbafec bis nach dem zehn Stunden von Turin am Tanaro gelegenen Städtchen Asti, um sich mit dem Herzog von Savoyen, der sich hier mit seiner kleinen Armee von 18,000 Mann verschanzt hatte, zu vereinigen, und schritt dann — Anfangs September 1706 — augenblicklich zum Entsatz Turins, der Hauptstadt von Savoyen, welche von dem Herzog de la Feuillade mit einem überlegenen Heere schon seit Monaten belannt wurde. Es war die höchste Zeit, denn so tapfer sich die Stadt auch wehrte — sie hätte sich längst ergeben müssen, wenn sie nicht von dem eisernen Feldmarschalllieutenant Wirich Daun vertheidigt worden wäre —, so wurde ihre Lage doch jetzt eben eine verzweifelte, weil in diesen Tagen der Befehlshaber des französischen Hauptheeres in Oberitalien, der junge Herzog von Orleans, der Nachfolger des Marschall-Herzogs von Vendôme (warum dieser aus Italien abgerufen wurde, werden wir später sehen) mit allen unter ihm stehenden Truppen zur Unterstützung des Herzogs de la Feuillade herbeigeeilt war. Mit Recht übrigens durfte man fragen: konnte der Prinz Eugen der so hart bedrängten Stadt die ersehnte Rettung bringen? Die französische Armee zählte jetzt weit über 60,000 Mann, während die des Prinzen

Eugen mit Einrechnung des Corps des Herzogs von Savoyen und der Besatzung Turins unter Daun kaum 43,000 Mann stark war, und unter solchen Verhältnissen würden wohl wenige Feldherrn einen Kampf gewagt haben. Der Prinz Eugen dagegen schritt trotzdem, ich wiederhole es, zum Entsatz der Stadt, und die Franzosen, solches ahnend, waren — statt ihn, den so viel Schwächeren, sofort anzugreifen — feige genug, sich (die Schuld hievon trug der alte bedächtige Graf von Marsin, welchen Ludwig XIV. seinem jungen Vetter Orleans als Beirath gesetzt hatte) hinter ihre Verschanzungen zu bergen. Hinter diesen, dachten sie, würden sie nicht angegriffen werden, allein am 7. September 1706, schon um vier Uhr Morgens, stellte der Prinz Eugen, nachdem er das feindliche Lager genau recognoscirt, seine Armee in Schlachtordnung auf, und mit dem ersten Sonnenstrahl schritt er zum Sturm. Dreimal schlugen die Franzosen die Angreifenden zurück; beim vierten Anprall aber bestiegen die Preußen unter ihrem tapferen Dessauer (dem Prinzen Leopold von Anhalt-Dessau), trotz des Kugelregens, der Hunderte von ihnen niedermähte, als die Ersten die feindlichen Verschanzungen, und fast zu gleicher Zeit gelang dasselbe Wagstück den von ihren Rossen gestiegenen österreichischen Dragonern unter dem Prinzen Karl Alexander von Württemberg. Jetzt gab's keinen Halt mehr für die Franzmänner, und schon um zehn Uhr Morgens war der ganze Kampf entschieden. Auf beiden Seiten zählte man je 3000 Tode und Verwundete (unter den todtten Franzosen auch den alten Grafen von Marsin) und insofern hatten die Kaiserlichen vor dem Feinde nichts voraus. Aber wie immens waren nicht die sonstigen französischen Verluste! Die Sieger nämlich erbeuteten 164 Kanonen, 56 Mörser, 43 Standarten, 80,000 Fässer Pulver, 5000 Ochsen, 6000 Maulesel, über 3000 Pferde, 10,000 Zelte, 5000 Säcke Korn und die ganze Kriegskasse nebst einer Menge von Silbergeschirr und kostbaren Equipagen. Was aber noch weit höher anzuschlagen war, gegen 10,000 Franzosen wurden gefangen, und der Rest floh in solch' entsetzlicher Verwirrung, daß der Herzog von Orleans, als er bei Pigmerol an der französischen Gränze ankam, keine 5000 Mann mehr zusammenbrachte. Mit anderen Worten, die ganze in Italien stehende französische Feldarmee hatte zu existiren auf-



gehört, und es konnte nunmehr nicht schwer fallen, in den nächstfolgenden Monaten alle Festungen, welche der Feind noch besetzt hielt, mit Einschluß von Mailand und Neapel, in die Hände zu bekommen. Nachdem aber auch dieß geschehen, ging Ludwig XIV. am 13. März 1707 in einem besonderen Vertrag, den man „Generalcapitulation“ nannte, die feierliche Verpflichtung ein, während des ganzen Kriegs keinen Soldaten mehr nach Italien zu senden, wenn man ihm dagegen die gemachten Gefangenen ausliefere, und insofern hatte der Sieg von Turin noch weit nachhalterige Folgen, als der von Hochstädt. Diesen Sieg noch weiter auszubeuten, stellten jetzt Holland und England an den Kaiser die Forderung, den Prinzen Eugen sofort von Italien aus in's südliche Frankreich einfallen zu lassen, um die Stadt Toulon, das damalige große Seearsenal von Frankreich, zu erobern, und bei dieser Eroberung, an der ihnen als Seestaaten besonders viel gelegen war, wollten sie mit ihrer Kriegsflotte soviel möglich mitwirken. Der Prinz Eugen widerrieth den Zug, indem er auseinandersetzte, warum derselbe nothwendig mißglücken müsse; allein da England und Holland fast ganz allein die Geldmittel lieferten, welche zur Führung des Kriegs seit dessen Beginn nothwendig waren, so mußte man ihnen nachgeben, und der Zug wurde also Anfangs Juli 1707 unternommen. Glücklich kam die Armee, 31,000 Mann stark, vor Toulon an, und umschloß die Stadt von der Landseite, während die englisch-holländische Flotte unter Admiral Shovel den Hafen bloquirte. Doch wie wollte man eine so überaus starke Festung, die von 35,000 Mann unter dem Marschall Tessé vertheidigt wurde, mit so geringen Streitkräften bezwingen, besonders da auch eine französische Entsehungarmee unter dem Marschall von Berwick heranrückte? Ueberdem wie bald stellte sich nicht heraus, daß die Flotte gegen die Seeforts vor der Mündung von Toulon durchaus nichts ausrichten könne! Man mußte also am 12. August den Rückzug antreten, und ein Glück war's, daß man auf demselben nicht den geringsten Schaden erlitt. Ja, auf dem Heimweg, an der Gränze von Piemont, eroberte der Prinz Eugen noch die Festung Susa, und so verlief dieser Feldzug schließlich doch wenigstens nicht ganz resultatlos.

Einen vollkommenen Gegensatz zu den Waffenthaten des Prinzen

Eugen in Italien bildete das Nichtsthun der Reichsarmee am Rhein, obwohl dieselbe von dem Prinzen Ludwig von Baden kommandirt wurde. Einmal nämlich war dieser alt und energielos geworden, und sodann konnte man mit einer solchen Armee, die man aus Duzenden von Contingenten bunt zusammengeflücht hatte, unmöglich etwas ausrichten. Man mußte es daher ein großes Glück nennen, daß Ludwig XIV. dem Marschall Villars, welcher dem Prinzen Ludwig gegenüberstand, befahl, einen großen Theil seiner Truppen an den in den spanischen Niederlanden kommandirenden Marschall Villeroi abzugeben, denn dadurch wurde Villars so geschwächt, daß er froh sein mußte, das linke Rheinufer behaupten zu können. Nun starb der Prinz Ludwig am 4. Januar 1707, und sofort drang der Prinz Eugen darauf, daß man demselben in dem verdienten Feldmarschall Thüngen — der es trotz seiner Tapferkeit noch nie zu einem größeren selbstständigen Kommando hatte bringen können, weil ihm der höhere Adel abging — einen kräftigen Nachfolger geben solle. Allein umgekehrt verlangten die deutschen Reichsfürsten, daß einer aus ihrer Mitte zum Oberkommandanten der Reichsarmee ernannt werde, und somit erhielt den hohen Posten der Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Baireuth, ein alter, kränklicher, unentschlüssener Herr, der sicherlich keinen Beruf zum Feldherrn hatte. Kaum erfuhr dieß sein Gegner, der Marschall Villars, so setzte derselbe am 22. Mai mit seiner ganzen Armee — und diese hatte Ludwig XIV. in diesem Jahr bedeutend verstärken können, weil nun keine Truppen mehr in Italien zu verwenden waren — bei Straßburg über den Rhein, und überfiel Tags darauf den Markgrafen bei Stollhofen so unerwartet, daß dieser, seine Kanonen und Bagage zurücklassend, über Hals und Kopf bis nach Ellwangen retirirte. Dadurch wurde die Pfalz nebst ganz Schwaben den Franzosen preisgegeben, und es wiederholte sich alsbald die Mé-lac'sche Barbarei fluchwürdigen Angedenkens. Contributionen über Contributionen und dazuhin Mord, Brand, Schändung und Plünderung — darin bestanden die Heldenthaten der Söhne der großen Nation! Freilich dankte nun der Markgraf von Brandenburg-Baireuth augenblicklich ab, und vor seinem Nachfolger, dem Kurfürsten Georg Ludwig von Hannover zog sich Villars im Spätherbst 1707 wieder



über den Rhein zurück; allein der Schaden, den inzwischen die Franzosen angerichtet, belief sich auf mehr als neun Millionen Gulden, und wenn man nur den vierten Theil dieser Summe für die Armee aufgewendet hätte, so wäre gar kein Welscher über den Rhein herübergekommen.

Doch wenn nun auch Ludwig XIV. am Rhein die Oberhand behauptete, so erging es ihm auf dem dritten Kriegsschauplatze, in den spanischen Niederlanden, um so schlimmer. Die dortige französische Armee, der sich auch der aus Bayern vertriebene Kurfürst Max Emanuel mit dem kleinen Rest seines Heeres anschloß, kommandirte, wie wir bereits gemeldet, der Marschall von Villeroi, und da er der Liebling der Frau Marquise von Maintenon war, so hatte man es ihm natürlich an nichts fehlen lassen. Troßdem wußte er es nicht zu hindern, daß der viel schwächere Herzog von Marlborough nach einander Lüttich (10. Juni 1705), Huy (11. Juli) und Tillemont (18. August) eroberte, und selbst das wichtige Löwen wäre verloren gegangen, wenn nicht der holländische General Schlangenburg aus thörichter Eifersucht die Pläne des großen brittischen Feldherrn beständig durchkreuzt hätte. Im Frühling des Jahres 1706 nun übrigens wurde Villeroi's Armee (durch Truppen, welche ihm Villars abgeben mußte) auf die damals ungewöhnliche Stärke von 75,000 Mann gebracht, denn es sollte — so wollte es Ludwig XIV. — ein Gewaltschlag gegen Holland selbst geführt werden, um sich durch Eroberung dieses reichen Landes eine ewig fließende Goldquelle zu eröffnen. Holland und England strengten daher alle ihre Kräfte an, die Armee des Herzogs von Marlborough zu verstärken, hauptsächlich durch Anwerbung von deutschen Soldtruppen; allein mehr als 60,000 Mann konnten sie nicht aufreiben, und das einzige Glück war, daß diese 60,000 Mann von einem Herzog von Marlborough kommandirt wurden. Zu Anfang Mai hatte Villeroi bei Löwen eine feste Stellung eingenommen, und hoffte nun hier von seinem Gegner angegriffen zu werden; weil aber Letzterer hiezu keine Miene machte, hielt er es für Feigheit und rückte demselben seinerseits entgegen. Das war's, was Marlborough beabsichtigt hatte, und sowie sich nun Villeroi in der Ebene bei dem Dorfe Ramilliers unweit Ludoigne lagerte, sah er sich

alsobald (22. Mai 1706) vom Feinde angegriffen. Die Franzosen kämpften tapfer und hatten überdem die Uebermacht. Dagegen wußte der Marschall Villeroi, der hier auf's eclatanteste zeigte, daß er kein Feldherr sei, von einem großen Theil seiner Truppen nicht einmal Gebrauch zu machen, und erlitt daher nach wenigen Stunden eine totale Niederlage. Fast der dritte Theil seiner Armee wurde entweder getödtet oder verwundet oder gefangen genommen, und überdem gingen 80 Fahnen, die ganze Artillerie und das ganze Gepäc nebst der Kriegskasse verloren. Villeroi floh nach Löwen, aber der Sieger trieb ihn mit raschen Schlägen von da nach Brüssel und endlich selbst über die Schelde zurück. Daraufhin ergaben sich eine Menge von Städten, wie außer Löwen und Brüssel, insbesondere Gent, Mecheln, Antwerpen, Brügge, Dudenarde, Ostende, Ath und Dendermonde, und gegen den Herbst hin, stand in ganz Flandern und Brabant kein einziger Franzose mehr. Nun endlich sah Ludwig XIV. ein, daß er, wenn nicht in den Niederlanden Alles verloren gehen sollte, den unfähigen Villeroi durch einen besseren Feldherrn ersetzen müsse, und so kam es, daß der Marschall-Herzog von Vendôme, wie wir bereits berichteten, schnellstens von Italien nach den Niederlanden abkommandirt wurde. Allein so eine energische Natur auch dieser neue Feldherr war, so verging doch das ganze Jahr 1707, ehe er etwas Entscheidendes vornehmen konnte. Einmal nämlich kostete es lange Zeit, bis das französische Heer wieder vollständig ergänzt war, und sodann sah sich Vendôme in allen seinen Operationen dadurch gehemmt, daß ihm Ludwig XIV. in seinem Liebling, dem jungen Herzog von Bourgogne, dem ältesten Sohne des Dauphins, einem höchst unerfahrenen, aber um so eingebildeteren Prinzen, einen Mitbefehlshaber gab, der, wenn ein Sieg erfochten worden wäre, allen Ruhm allein davongetragen hätte. Umgekehrt aber ließen Holland und England, zufrieden mit den gemachten Eroberungen, in jenem Jahre die Waffen ebenfalls ruhen, um den Herzog von Marlborough zu verschiedenen diplomatischen Zwecken an den deutschen Fürstenhöfen verwenden zu können.

War nun übrigens das Jahr 1707 in den Niederlanden so ziemlich resultatlos verlaufen, so hatte dagegen Ludwig XIV. das Jahr 1708 dazu bestimmt, jenen schon anno 1706 geplanten Hauptschlag, durch welchen



möglicherweise der ganze Krieg beendigt wurde, zu führen. Holland wollte er nehmen, und dadurch sowohl diese Republik, als auch England, das immer mit Holland Hand in Hand ging, zwingen, von der großen Allianz abzufallen. Dann stand ihm nur noch Kaiser und Reich entgegen, und mit diesen Beiden hoffte er um so leichter fertig zu werden, als ja Oesterreich auch die Ungarn zu bekämpfen hatte. Deswegen dirigirte er seine Hauptstreitkräfte — in Italien brauchte er keine mehr und am Rhein gegen das erbärmliche Reichsheer genügte ein Corps von 30,000 Mann, über welches er den General Vivans und den vertriebenen Kurfürsten von Bayern setzte — nach Belgien, und im Frühjahr 1708 stand dort eine wohlausgerüstete, vortrefflich geschulte Armee von 80,000 Mann, geführt vom Marschall-Herzog von Vendôme und dem jungen Herzog von Bourgogne. Natürlich legten nun aber auch die Allirten die Hände nicht in den Schooß, und man kam überein, den Prinzen Eugen, weil in Italien überflüssig, wie in dem denkwürdigen Jahr 1704 mit dem Herzog von Marlborough zusammen operiren zu lassen, während die Reichsarmee am Rhein dem Kurfürsten von Hannover unterstellt blieb. Leider aber nahm es auch dießmal, wie immer in Oesterreich, geraume Zeit in Anspruch, bis die Wiener Regierung eine schlagfertige Armee auf die Beine brachte, und so durften sich die Franzosen bereits großer Erfolge rühmen, ehe der Prinz Eugen sich mit dem Herzog von Marlborough vereinigen konnte. Es fielen also Gent und Brügge hinter einander schon am 5. und 6. Juli in die Hände der Herzoge von Vendôme und von Bourgogne und gleich nachher erstürmten dieselben auch die Festung Plassendahl. Von da wandten sie sich gegen Dudenarde, um, wenn auch diese Festung gefallen sei, Brüssel wegzunehmen; allein sie marschirten nur sehr langsam, und ließen dadurch dem Herzog von Marlborough und dem Prinzen Eugen, die sich inzwischen geeinigt hatten, Zeit, ihnen um einige Stunden zuvorzukommen. Darum, als die Franzosen bei Dudenarde anlangten, fanden sie den Feind bereits in Schlachtordnung aufgestellt, und unmittelbar nachher, Abends fünf Uhr, begannen die Kanonen zu donnern. Die Franzosen waren, wie gesagt, 80,000 Mann stark, während der Prinz Eugen und Marlborough nur 70,000 Mann

unter sich hatten; aber die beiden letztgenannten Feldherren handelten in bester Harmonie, nach einem von ihnen gemeinschaftlich gearbeiteten vortrefflichen Plane, während bei den Franzosen die Befehle des eigenstinnigen Herzogs von Bourgogne und die des erfahrenen Marschalls von Vendôme sich beständig kreuzten. Den rechten Flügel des alliirten Heeres kommandirte der Prinz Eugen, und er war es, der zuerst die Schlachtlinie des Feindes durchbrach. Eine halbe Stunde später aber gewann auch der Herzog von Marlborough auf dem linken Flügel die Oberhand, und mit Sonnenuntergang waren die Franzosen auf allen Seiten geworfen. Sie flohen in Unordnung nach Gent zu und ließen über 7000 Tode und Verwundete auf dem Platze, während ganze Regimenter, zusammen etwa 8000 Mann, sich gefangen geben mußten. Was aber die Hauptsache war, die geschlagene Armee brauchte Wochen, bis sie sich nur wieder sammelte, und selbst dann fehlte ihr aller Muth, um aus ihrer festen Stellung bei Gent herauszurücken. Somit hinderte die Allirten nichts, sofort zur Belagerung von Lille (früher Ryssel geheißen), des größten Waffenplatzes der Franzosen an der niederländischen Gränze, welchen der geniale Vauban völlig uneinnehmbar zu machen versucht hatte, zu schreiten, und am 23. Oktober mußte sich die Stadt, am 8. Dezember auch die Citadelle ergeben. Wie nun aber jetzt die beiden Helden Marlborough und Eugen, trotz der Winterkälte, auf Gent zumarschirten, zogen sich die Franzosen schnellstens noch weiter zurück, und räumten von freien Stücken selbst Brügge und Plassendahl.

Tief und schwer lag jetzt die Sorge auf Ludwig XIV., dem einst so sieggewohnten stolzen Monarchen, denn auch aus Spanien, wo seit 1708 der tapfere Graf Guido von Starhemberg an die Spitze des habsburgischen Heeres gestellt worden war, lauteten die Nachrichten höchst traurig, und er mußte daran verzweifeln, seine überall geschlagenen Heere wieder zu ergänzen. Ueberdem woher sollte er die Mittel nehmen, die ungeheuren Kosten des Kriegs noch ferner zu bestreiten? Der französische Handel war durch die englischen und holländischen Schiffe vernichtet. Die französischen Manufacturen und Fabriken lagen gänzlich darnieder, denn es fehlte fast eben so sehr an Händen zum Arbeiten als an Absatzquellen. Die fortgesetzten



außerordentlichen Steuern und Auflagen hatten das französische Volk beinahe in ein Volk von Bettlern verwandelt, und Hunderttausenden war ihre letzte Habe von Gerichtswegen verkauft worden. Endlich trat auch noch von 1708 auf 1709 ein furchtbar kalter Winter ein, der die Feldfrüchte, den Weinstock und die Obstbäume auf ganze Strecken hin vernichtete und es ganz unmöglich machte, für den nächsten Feldzug die Magazine wieder zu füllen. So erzeugte sich in Ludwig XIV. eine unendliche Sehnsucht nach Frieden, und noch ehe das Frühjahr 1709 anbrach, sandte er Bevollmächtigte nach dem Haag, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Man sah, daß es ihm Ernst sei, und alle Staaten, die sich am Krieg betheiligt hatten, sandten sofort Bevollmächtigte, um sich über die Friedensbedingungen zu einigen. Die Vertreter Ludwigs XIV., an ihrer Spitze der Staatsminister Torcy, erwiesen sich äußerst nachgiebig, und waren schließlich sogar bereit, auf das ganze spanische Erbe zu verzichten. Nicht minder wollten sie den Holländern und Engländern alle ihre Forderungen einräumen; allein wie man nun deutscherseits auch noch die Herausgabe des Elsaßes mit Straßburg verlangte, brachen sie die Verhandlungen ab, und der Congreß ging am 2. Juni 1709 unverrichteter Dinge auseinander. Abermals also stellte man den Entscheid auf die Spitze des Schwertes und von beiden Seiten wurden die ungeheuersten Anstrengungen gemacht, um sich den Sieg zu sichern. Bald hatten die Allirten eine Armee von nicht weniger als 110,000 Mann beisammen, an deren Spitze natürlich wieder der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough gestellt wurden. Nicht viel schwächer war die Armee, welche Ludwig XIV. aufbrachte, und durch Erfahrung flug gemacht, ernannte er zum Oberanführer derselben seinen tüchtigsten Feldherrn, den vielbewährten Marschall Villars. Am Rhein aber kommandirte auf der einen Seite der Marschall Harcourt, und auf der anderen, wie voriges Jahr, der Kurfürst von Hannover, welche Beide je 30,000 Mann unter sich hatten. Was nun die letzteren beiden Heere anbelangt, so beschränkten sie sich meist auf Märsche und Gegenmärsche, und nur ein einziges Mal wagte sich Harcourt bei Kehl über den Rhein, um das Kinzigthal auszuplündern. Die beiden großen Armeen in den Niederlanden dagegen maßen sich am

11. September 1709 bei Malplaquet, und die Schlacht, die sie sich hier lieferten, war die blutigste des ganzen Kriegs. Zusammen von beiden Seiten zählte man über 35,000 Tode und Verwundete, nämlich von Seiten der Franzosen 15,000 und von Seiten der Allirten 20,000, denn die Ersteren hatten eine wohl gedeckte, fast uneinnehmbare Stellung inne gehabt. Dessenungeachtet trug das Genie Marlboroughs und des Prinzen Eugen abermalen einen glänzenden Sieg davon, und die Franzosen traten ihren Rückzug (diesen ordnete der alte Marschall von Boufflers an, weil Villars schwer verwundet hatte weggetragen werden müssen) nach Valenciennes in größter Verwirrung an. Noch mehr, sie blieben dort von nun an untätig stehen, und es gelang in Folge dessen den Allirten am 20. Oktober das feste Mons — Tournay war schon vorher gefallen — zur Uebergabe zu zwingen. Auch dieser neue Feldzug also endete für Ludwig XIV. unglücklich genug, und doch hatte er die letzten Kräfte seines armen ausgesogenen Landes angestrengt. Ueberdem, welche traurige Nachrichten liefen nicht aus Spanien ein, wo El gran Capidan — so nannten die Spanier den Grafen Guido von Starhemberg — einen Sieg nach dem anderen über die Streitkräfte Philipps V. erlangte! Gewiß, jetzt blieb für den französischen König vollends nichts mehr übrig, als um jeden Preis Frieden zu schließen, und er erneuerte also nicht bloß seine früheren Anträge, sondern erklärte sich auf dem Friedenscongreß, der sofort im März 1710 in Gertrudenburg eröffnet wurde, sogar bereit, das Elsaß und Straßburg herauszugeben. Mehr konnte man offenbar nicht von ihm verlangen, wenn man ritterlich verfahren wollte; allein der Wiener Hof war nun durch die vielen Siege so übermüthig geworden, daß er schließlich an den französischen Monarchen das Ansinnen stellte, er solle sich verpflichten, seinen Enkel Philipp V. mit seinen eigenen Truppen aus Spanien zu vertreiben, falls derselbe sich etwa weigern sollte, die Königskrone freiwillig niederzulegen. Das war eine entehrende Forderung, auf die Ludwig XIV. unmöglich eingehen konnte; um aber seine Nachgiebigkeit auf's höchste zu treiben, erbot er sich, an das kaiserliche Heer, das mit der Vertreibung Philipps V. beauftragt werde, so lange monatlich eine Million Livres Subsidien zu zahlen, bis die Vertreibung zur vollendeten Thatsache



geworden sei. So tief demüthigte sich der noch vor kurzem so übermüthige französische Monarch, und man ersieht daraus, wie unmöglich es ihm scheinen mußte, den Krieg fortzusetzen. Trotzdem — wer sollte es glauben? — verwarf der verblendete Wiener Hof den Vorschlag und bestand darauf, der Großvater müsse den Enkel mit Waffengewalt aus Spanien vertreiben. Nunmehr brach Ludwig XIV., den Untergang der Schande vorziehend, die Unterhandlungen ab, und seinen Franzosen, denen er das empörende Betragen der Allirten in einem Manifeste kundthat, schwuren voller Begeisterung, für die Ehre ihres Königs, die zugleich ihre eigene sei, den letzten Heller und den letzten Mann opfern zu wollen. Dem Hause Oesterreich aber sollte die Strafe für die bewiesene höhnisch-übermüthige Rachgier nicht erspart bleiben.

Für das Jahr 1710 hatten die beiden siegreichen Feldherren Marlborough und Prinz Eugen gemeinschaftlich einen großartigen Feldzugsplan entworfen. Eine englisch-holländische Flotte nämlich sollte die französischen Seestädte Calais, Boulogne und Abbeville bombardiren und wegnehmen, während sie sich selbst die Aufgabe stellten, mit ihrem vereinigten Heere die Landfestungen Douai, Béthune, Arras und Amiens zu erobern. War aber dieß Alles gelungen, so stand ihnen der Weg nach Paris offen, und dort wollten sie den Frieden dictiren. Die ersten Landoperationen gegen Douai und Béthune gelangten, obwohl der Marschall Villars, welcher — von seinen Wunden genesen — wieder an der Spitze der französischen Armee stand, denselben die größten Hindernisse bereitete; die englisch-holländische Flotte dagegen zeigte sich sehr lässig und bald erfuhr die Welt zu ihrem Erstaunen, daß die Unternehmung gegen die französischen Seestädte gänzlich aufgegeben sei. Sollte es vielleicht der englischen Regierung nicht mehr um eine energische Kriegsführung zu thun sein? So mußte man nothwendig vermuthen, und diese Vermuthung fand nicht lange hernach in einem schwer wiegenden Londoner Ereignisse ihre Bestätigung. In England gab es seit der Hinrichtung König Karls I. zwei große politische Partheien, die der aristokratisch-royalistischen Tories und die der liberal-demokratischen Whigs. Auf die Ersteren stützte sich Karl II. und sein Nachfolger Jakob II.; auf die Letzteren aber,

wie sich von selbst versteht, Wilhelm III., der den König Jakob II. stürzte, und ebenso auch dessen Nachfolgerin, die jetzige Königin Anna. Alle Ministerstellen waren also mit Whigs besetzt, und insbesondere standen an der Spitze der Regierung der Herzog von Marlborough, der Großsiegelbewahrer Graf Godolphin, sein Freund, und der Lord Sunderland, Godolphins Sohn und Marlboroughs Tochtermann. Daß aber diese Dreie stets, so lange die Königin Anna lebte, am Ruder bleiben würden, daran zweifelte schon deswegen kein Mensch, weil Lady Sarah, geborene Jennings, Marlboroughs Gemahlin, der Königin innigste Freundin war und dieselbe fast schrankenlos beherrschte. Dagegen arbeiteten die Häupter der Tories, Robert Harley, Graf von Oxford, und St. John Viscount Bolingbroke, schon lange unausgesetzt dahin, die Whigs zu stürzen, um selbst an's Ruder zu kommen, und mit ihnen verbündete sich eine der Ehrendamen der Königin, Lady Masham, welche gerne die hohe Stellung der Herzogin von Marlborough eingenommen hätte. Was soll ich nun viele Worte machen? Lady Masham benützte jeden, selbst den geringfügigsten Umstand, um die Königin gegen die Lady Sarah nach und nach mit Bitterkeit zu erfüllen, und da die Lady Sarah sehr herrschsüchtig, die Königin Anna sehr beschränkt und misstrauisch, sie selbst — Lady Masham nämlich — aber sehr klug und vorsichtig war, so gelang dieß in verhältnißmäßig kurzer Zeit. Nicht minder wußten die beiden Torieshäupter, Oxford und Bolingbroke, die Königin in den Audienzen, welche ihnen Lady Masham heimlich verschaffte, von zweierlei zu überzeugen, einmal davon, daß die Whigs Godolphin und Sunderland das Regiment ganz eigenmächtig führten, ohne nach dem Willen der Regentin auch nur das Geringste zu fragen, und sodann davon, daß der Krieg gegen Frankreich wegen seiner horrenden Kosten (die Kosten waren um so größer, als man den deutschen Fürsten für die Regimenter, welche sie dem Herzog von Marlborough stellten — und der größte Theil seiner Armee bestand aus deutschen Truppen — sehr hohe Subsidien zahlen mußte) die Kräfte des Landes weit übersteige. So kam es, daß zu Ende des Jahres 1710 nicht bloß die Herzogin von Marlborough plötzlich vom Hofe entlassen, sondern auch das Whigministerium gestürzt und durch ein Ministerium Oxford-Boling-



broße ersetzt wurde. Schon dieß bedeutete nichts Anderes als den Frieden mit Frankreich, weßwegen auch die neuen Minister sich alsbald mit Ludwig XIV. wegen eines Separatfriedensabschlusses in geheime Unterhandlungen einließen. Nun trat aber nicht lange hernach noch ein anderes Ereigniß ein, welches fast noch schwerer in's Gewicht fiel, das nämlich, daß der Kaiser Joseph I. am 17. April 1711 schnell — an den Boden — hinwegstarb, denn da er keine Nachkommen hinterließ, wer war sein Erbe? Kein Anderer als sein Bruder Karl, jener selbe Erzherzog Karl, den die Allirten zum Beherrscher Spaniens bestimmt hatten und der in Spanien auch bereits den Titel Karl III. führte. Ihm fielen jetzt alle österreichischen Erbstaaten zu, und unzweifelhaft wurde er auch Kaiser von Deutschland. Wenn aber dieß, lag es dann im Interesse Englands, ihm auch noch die Kronen von Spanien, Neapel, Mailand, Sicilien, Belgien und Amerika auf's Haupt zu setzen? Dann wäre er ein so übermächtiger Potentat geworden, wie einst Karl V., und um nun solches zu verhindern, bemühte sich das neue englische Ministerium, mit Ludwig XIV. ein Abkommen dahin zu treffen, daß die spanische Monarchie zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg getheilt werde. Hiesür ließ sich auch alsbald die holländische Republik gewinnen, denn die von kaufmännischem Geist beseelten Spitzen derselben haßten den langen Krieg, seiner Kostspieligkeit halber, in ihrem Tiefinnersten, und siehe da, am 4. Oktober 1711 — nachdem man den Herzog von Marlborough unter schmählischen Anschuldigungen abberufen, und durch den unfähigen Herzog von Ormond ersetzt hatte — war man bereits so weit, in London die Friedenspräliminarien mit Frankreich in aller Stille abzuschließen zu können. Während dieß in London vorging, tagten die deutschen Kurfürsten in Frankfurt, um die Kaiserwahl vorzunehmen, und der Prinz Eugen wurde angewiesen, sein Heer — nachdem er es von dem englisch-holländischen getrennt — zum Schutze der Wahl in der Nähe von Frankfurt aufzustellen. Aus der Urne ging dann am 12. Oktober 1711 der Erzherzog Karl unter dem Namen Karl VI. als Kaiser hervor, und sowie nun dieser von den obgenannten Friedenspräliminarien erfuhr, sandte er den Prinzen Eugen nach England, um dieselben womöglich rückgängig zu machen. Allein

die Bemühungen des Prinzen blieben ganz erfolglos, und schon auf den 12. Januar 1712 wurde auf den Betrieb Oxfords und Bolingbroke's in Utrecht zur Feststellung des definitiven Friedens ein Congreß eröffnet. Zugleich lud man den Kaiser, sowie überhaupt alle am Krieg betheiligten Staaten ein, denselben zu beschicken, und nicht minder wurde der Herzog von Ormonb, der neue Oberbefehlshaber des englisch-holländischen Heeres, angewiesen, die Waffen ruhen zu lassen. So schnell übrigens ging es mit dem Definitiv-Abschluß doch nicht, und erst am 11. April 1713 setzten die Bevollmächtigten von Frankreich, England, Holland, Savoyen, Spanien und Preußen ihre Namen unter das Instrument. Laut demselben — man nannte es den Frieden von Utrecht — behielt Ludwig XIV. Enkel, Philipp V., das Königreich Spanien nebst den weiten amerikanischen Kolonien, mußte sich aber auf's feierlichste verpflichten, unter keinen Umständen je den französischen Thron anstreben zu wollen. Von den anderen Theilen der spanischen Monarchie sollten die spanischen Niederlande nebst Neapel, Mailand und Sardinien an den neuen deutschen Kaiser Karl VI. fallen, während Sicilien dem Herzog von Savoyen (der es aber nur wenige Jahre später mit dem ihm näher gelegenen Sardinien vertauschte, und dann den Titel König von Sardinien annahm) zugesprochen wurde. Friederich Wilhelm I. von Preußen, seit dem 25. Februar 1713 der Nachfolger Friederichs I., gewann außer der größeren Hälfte von Gelbern das soeben durch den Tod der Herzogin von Nemours erledigte Fürstenthum Neuenburg nebst der Grafschaft Valengin, und Ludwig XIV. erkannte feierlichst seine souveraine Königswürde an. Noch geringer mußte sich Holland abspeisen lassen, nämlich mit einem Handelsvertrag, der einige pecuniäre Vortheile brachte, sowie mit dem Rechte, in acht Festungen an der belgisch-französischen Gränze (in Ypern, Menin, Tournay, Mons, Charleroi, Namur, Färnes und Fort Knodde) Besatzungen zu unterhalten. Am reichsten dagegen wurde England bedacht, denn Ludwig XIV. mußte sich zur Schleifung der Festung Dünkirchen, zur Vertreibung der Stuarts (der Prätendenten des englischen Thrones) aus Frankreich, und zur Abtretung der weitgedehnten Kolonien im Nordosten von Amerika (Neufrankreich geheißen) verstehen; von Spanien aber erhielt es



Gibraltar und Minorca nebst dem sogenannten Asiento-Vertrag, d. h. dem Recht, ganz allein afrikanische Neger nach dem spanischen Amerika einführen zu dürfen. Endlich machte man noch ab, daß der Kaiser den Kurfürsten von Bayern und den Kurfürst-Erzbischof von Köln wieder in ihre Länder einzusetzen habe, denn nur unter dieser Bedingung dürfe er auf Mailand, Neapel, Sardinien und Belgien Anspruch machen.

Der Utrechter Frieden war ohne alle Mitwirkung der kaiserlichen Regierung zu Stande gekommen, und Karl VI. erkannte ihn also auch nicht an. Im Gegentheil war man in Wien vom furchtbarsten Zorn darüber erfüllt, und hatte hiezu vollkommen gegründete Ursache. Seit seinem Regierungsantritt hatte Ludwig XIV. mit Mißachtung alles Rechts nichts als die gemeinsten Raubkriege geführt, und alle seine Nachbarn in gleich ehrloser Weise behandelt. Es war also Pflicht, denselben wie ein gemeinschädliches Raubthier zu verfolgen, und jetzt oder nie bot sich die Gelegenheit, dem tief Bedemüthigten die wohlverdiente Strafe aufzuerlegen. Statt dessen besetzte sich die neue englische Regierung mit der unauslöschlichen Schande, mit diesem ewigen Störenfriede ein Abkommen zu treffen, das ihm, statt ihn für immer unschädlich zu machen, die größten Vortheile sicherte, und Holland, Preußen, Spanien und Savoyen stimmten zu. Dieser Gedanke war es, der den Kaiser ganz rasend machte, und in seinem Zorn — er hätte aber besser gethan, sich daran zu erinnern, welche Thorheit er begangen habe, aus übermüthiger Nachsicht die vor drei Jahren gebotenen Friedensbedingungen von sich zu weisen — beschloß er, den Krieg für sich allein, oder vielmehr mit Hülfe des Reichs fortzusetzen. Allein nur zu bald kam die Ernüchterung. Bisher hatten England und Holland die zum Kriege nöthigen Gelder geliefert, woher aber sollte man dieselben jetzt nehmen? Alle österreichischen Erbstaaten waren durch den dreizehnjährigen Kampf total ausgesogen, und neue Steuern auszusprechen, gehörte in's Reich der Unmöglichkeit. Vorgen konnte man ebensowenig, denn man hatte den Credit längst erschöpft, und somit sah man sich nicht im Stande, ein eigenes Heer auch nur auf Wochen zu unterhalten. Was aber die Reichstruppen anbelangte, so hatten die größeren deutschen Fürsten während

des ganzen Kriegs nur unter der Bedingung tüchtigere Contingente gestellt, daß man sie dafür reichlich (man nannte dieß Subsidien-gelder) bezahlte, und natürlich verlangten sie dieselben Subsidien-gelder auch jetzt wieder. Weniger halbstarrig benahmen sich allerdings die kleinen Reichsstände, besonders die Reichsstädte, allein wie sahen die Truppen aus, die sie lieferten? Einen Mischmasch toller Art — verschiedene Bewaffnung, verschiedene Montur, verschiedenes Exercitium, verschiedenes Kommando — konnte man sich gar nicht denken, und eine solche Armee hatte natürlich gar keinen Werth. Dagegen verfügte Ludwig XIV. über ein treffliches Heer von fast 100,000 Mann, und wie wollte also Karl VI. gegen ihn aufkommen? Trotzdem beschloß man in Wien den Versuch zu machen, weil man in dem Prinzen Eugen einen Felbherrn besaß, mit dem sich kein Anderer messen konnte; allein wie nun der Prinz im Sommer 1713 die Truppen musterte, die sich nach und nach unter seiner Fahne sammelten — im Ganzen nicht mehr als 40,000 Mann und darunter die Hälfte unbrauchbar —, da erklärte er sogleich, mit denselben auch nicht das Geringste ausrichten zu können, und bezog sofort, um nur wenigstens nicht geschlagen zu werden, rechts vom Rhein zwischen Mühlberg und Ettlingen im Badischen ein festes Lager. In diesem blieb er vom Marschall Villars, den Ludwig XIV. auch jetzt wieder zum Oberanführer seiner Truppen ernannt hatte, ganz unbehelligt, so sehr respektirte man seine Felbherrngröße; dagegen mußte er es ruhig geschehen lassen, daß die Franzosen nach einander die Festungen Landau (20. August 1713) und Freiburg (17. November) eroberten, und die ganze Umgegend auf's furchtbarste brandschatzten. Der Wahnsinn, österreichischerseits den Krieg noch länger fortführen zu wollen, lag also zu Tage, und dieß setzte auch der Prinz Eugen dem Kaiser in einer Denkschrift klar genug auseinander. Nicht minder kam Ludwig XIV., dessen Finanzquellen bei der Erschöpfung seines Landes gänzlich versiegten, zu derselben Einsicht, und somit beauftragte er, noch während der Belagerung von Freiburg, den Marschall Villars, sich wegen einzuleitender Friedensunterhandlungen an den Prinzen Eugen zu wenden. Nachdem so der Weg gebahnt war, bevollmächtigte einerseits Karl VI. den Prinzen Eugen und andererseits Lud-



wig XIV. den Marschall Villars mit dem Friedensgeschäfte, und beide Feldherren kamen zu diesem Behufe am 26. November 1713 auf dem Schlosse von Rastadt zusammen. Die Verhandlungen nahmen aber eine geraume Zeit in Anspruch, denn Ludwig XIV. ließ zum Theil Anforderungen machen, welche ihm unmöglich gewährt werden konnten. Ja der Prinz Eugen mußte sogar einmal die Verhandlungen geradezu abbrechen, um die Franzosen geschmeibiger zu machen. Endlich übrigens, am Abend des 6. März 1714 kam man doch über Alles in's Reine, und am 7. in der Früh um 3 Uhr (so lange dauerte es, bis die Sekretäre die beiden Reinschriften fertig brachten) unterzeichneten die beiden Feldherren das wichtige Dokument, das man nachher den Rastadter Frieden nannte. Frankreich verzichtete darin auf die Eroberungen rechts vom Rheine, nicht aber auf Landau. Oesterreich erhielt Belgien, Neapel, Mailand, Sardinien, Mantua und die toscanischen Seehäfen an der westlichen Küste. Endlich wurden die beiden Kurfürsten von Bayern und Köln in ihre Länder und Würden wieder eingesetzt, gerade wie wenn sie keine ReichsVERRÄTHER gewesen wären. So endete dieser schreckliche Krieg, durch welchen der ganze Süden und Westen Europa's zerrüttet wurde, und das Jahr darauf, am 1. September 1715 starb Ludwig XIV., der Urheber all' dieß gräßlichen Elends.

In derselben Zeit, in welche der Kampf um das spanische Erbe fällt, tobte noch ein anderer Krieg, der sogenannte Nordische, aber an diesem betheiligte sich nur der nördliche Theil Deutschlands, zuerst sogar nur allein das Kurfürstenthum Sachsen, und erst später auch noch Preußen und Hannover. Schweden hatte sich unter Gustav Adolph und seinen nächsten Nachfolgern dadurch zu einer Großmacht erhoben, daß diese Könige von den benachbarten Ländern größere Stücke abriffen und dem schwedischen Reiche einverleibten. So verlor Deutschland in Folge des dreißigjährigen Kriegs sein ganzes Küstenland an der Nord- und Ostsee mit Bremen, Verden, Wismar, Stralsund und Stettin, und der ganze nordische Handel kam dadurch in schwedische Hände. So ward den Dänen Gothland, Oesel, Halland, Schonen, Blekingen und Herjedalen abgenommen und überdem setzte es Schweden im sogenannten Altonaer Vergleich von 1689 durch, daß

die Herzoge von Holstein-Gottorp (diese Nebenlinie des dänischen Königshauses entstand dadurch, daß König Friederich I. von Dänemark in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Herzogthümer Schleswig-Holstein unter seine beiden Söhne, den älteren Christian, den nachherigen König Christian III. von Dänemark, und den jüngeren Adolph theilte, denn letzterer schlug sofort auf dem Schlosse Gottorp seine Residenz auf, und von diesem Schlosse hießen sich seine Nachkommen Herzoge von Holstein-Gottorp) vollkommene Unabhängigkeit von Dänemark (dafür wurden sie von dem sie beschützenden Schweden abhängig) mit Souverainetät erlangten. So verlor Polen im Frieden von Oliva vom Jahr 1660 an Schweden nicht bloß ganz Liefland, sondern auch den größten Theil von Esthland und verschiedene Stüde von Litthauen. So setzte sich endlich Schweden in seinen früheren Kämpfen mit den Russen, Finnen und anderen nordischen Völkerschaften in den Besitz von allem Land, welches den Bottnischen und Finnischen Meerbusen umgiebt (Ingermannland, Finnland u. s. w.) und selbst die Stätte, worauf das jetzige Petersburg steht, war zu Ende des 17. Jahrhunderts noch eine sumpfige Niederung, auf welcher einige schwedische Fischer sich angesiedelt hatten. Auf Kosten seiner Nachbarn also war Schweden groß geworden, und wer wird es nun diesen Nachbarn verübeln wollen, wenn sie seit Jahren schon auf Wiedervergeltung sannnen? Da starb im Jahr 1697 König Karl XI. von Schweden, und weil nun sein Sohn und Nachfolger Karl XII. ein unerfahrener und unerzogener Jüngling von sechzehn Jahren war, glaubten Dreie der Nachbarn, nämlich König Friederich IV. von Dänemark, König August II. von Polen (und zugleich Kurfürst von Sachsen) und Czar Peter I. von Rußland, den man nachher den Großen nannte (zwei andere Nachbarn, die Beherrscher von Preußen und Hannover hielten sich für jetzt noch fern), die früheren Verluste an Land und Leuten mit größter Leichtigkeit wieder einbringen zu können. Besser gesagt, sie hielten die Zeit für gekommen, wo es ihnen gelingen müsse, von den schwedischen Provinzen all' das an sich zu reißen, was für sie einen besondern Werth hatte, und schlossen zu diesem Behufe im Jahr 1699 ein Schutz- und Truxbündniß mit einander. Das Jahr darauf sodann eröffnete Friederich IV. von Dänemark den Krieg damit,



daß er im März 1700 in den Gottorp'schen Theil von Schleswig-Holstein einfiel, denn dieses unter schwedischem Schutze souverain gewordene Herzogthum sollte vor allem wieder unter dänische Botmäßigkeit gebracht werden. Allein merkwürdig, kaum erhielt Karl XII. hievon Kunde, so rüstete er in aller Eile Flotte und Heer aus, und fuhr im Juli auf Kopenhagen zu. Da sah man denn sogleich, daß man sich total verrechnet habe, wenn man ihn für einen thörichten Jüngling hielt, der leicht zu besiegen sei. Vielmehr steckte gerade umgekehrt der Geist, die Energie, die Tapferkeit und das kriegerische Talent Gustav Adolphs in ihm, und es war nur Schade, daß er damit einen Starrsinn verband, der sich nur zu oft nicht einmal vor der Vernunft beugte. Gut also, am 4. August 1700 landete Karl XII. auf der Insel Seeland, nur fünf Meilen unterhalb Kopenhagen, und schlug die Dänen, die seine Landung verhindern wollten, auf's Haupt. Jetzt stand der Eroberung Kopenhagens, der Hauptstadt Dänemarks, nichts mehr im Wege, und eben deshalb beeilte sich König Friederich IV., durch die Niederlage tief gedemüthigt, schon am 8. August um Frieden zu bitten. Diesen — er wurde zu Travendahl abgeschlossen — erhielt er auch wirklich und zwar unter keineswegs allzuharten Bedingungen. Er mußte dem Bündnisse mit Polen und Rußland entsagen, und den Herzog von Holstein-Gottorp für den Einfall in dessen Land entschädigen; im Uebrigen aber blieb er ganz unbehelligt, und Karl XII. war sogar so gnädig, auf Seeland nicht einmal Contributionen zu erheben. Fast zu gleicher Zeit mit dem König von Dänemark hatten auch dessen beide Verbündete ihre kriegerischen Operationen begonnen, und während August der Starke, um Liefland zu erwerben, Riga belagerte, marschirte Peter der Große in Esthland ein. Der Kommandant von Riga jedoch vertheidigte die Stadt so tapfer, daß König August II. schon am 9. September 1700 die Belagerung wieder aufgab, und somit beschloß Karl XII., der Anfangs, nach der Besiegung Dänemarks, Willens gewesen war, zuerst Riga zu entsetzen, unverweilt zur Bekämpfung Peters des Großen zu schreiten. Am 6. Oktober 1700 landete er mit einer kleinen aber auserlesenen Armee von nur 8000 Mann im Hafen von Bernau und marschirte dann eilends auf Narwa, welches Peter der Große mit einer Armee von 80,000 Mann

unter dem Herzog von Eroy belagerte. Am 30. November 1700 kam's zur Schlacht, und die 80,000 Russen erlitten von den 8000 Schweden eine totale Niederlage. Sie verloren außer 10,000 Todten mehr als 30,000 Gefangene und ihre ganze Artillerie, ihre ganze Bagage, alle ihre Fahnen, ja selbst ihre wohlgefüllte Kriegskasse fielen in die Hände der Schweden. Im nächsten Frühjahr (1701) rückte August der Starke mit einem neu gesammelten Heere abermalen in Liefland ein, und eigenthümlich dabei war, daß dieses Heer fast nur allein aus Sachsen bestand. In Polen nämlich hatte er eine mächtige Parthei gegen sich — diejenige, welche den Prinzen Conti zum Könige gewollt hatte — und diese Parthei, statt ihm Truppen und Geld zu stellen, sympathisirte mit Karl XII., durch welchen sie seiner verhaßten Persönlichkeit loszuwerden hoffte. Die andere Parthei aber, welche von August durch Bestechung gewonnen worden war, drang zwar darauf, daß Liefland für Polen zurückerobert werde, meinte jedoch, es sei Pflicht des von ihnen erwählten Reichsoberhauptes, diese Eroberung aus eigenen Mitteln zu bewerkstelligen. Ohne sächsisches Geld und ohne sächsische Truppen wäre es also August dem Starken ganz unmöglich gewesen, den Krieg gegen Karl XII. zu führen, und doch hatte das Kurfürstenthum Sachsen auch nicht das geringste Interesse dabei, den schwedischen König zu bekämpfen. Diese Sachlage kannte der Letztere natürlich ganz genau, und alsbald faßte er den festen Entschluß, diesem August, der nicht als Kurfürst von Sachsen, sondern als König von Polen, trotzdem aber mit sächsischen Soldaten und mit sächsischem Gelde Krieg führte, unter allen Umständen die polnische Krone vom Haupte zu reißen. Nachdem er somit im Mai 1701 aus Schweden Verstärkungen an sich gezogen, brach er von Martwa, wo er überwintert hatte, über Dorpat nach Riga auf und schlug die Sachsen am 8. Juni hart bei dieser Stadt so total, daß sie in's Preussische flüchten mußten. Daraufhin eroberte er ganz Kurland nebst einem Theile von Litthauen und legte in die größeren Städte Besatzungen. Nunmehr hätte August der Starke um jeden Preis gerne Frieden geschlossen, und schickte deshalb im April 1702 eine Gesandtschaft an den jungen schwedischen Helden nach Grobno. Allein Karl XII. wies alle Anträge zurück, und rückte gleich nachher in Polen selbst ein. Am 24. Mai 1702



öffneten sich ihm die Thore von Warschau und am 19. Juli brachte er August dem Starken bei Klissow eine zweite blutige Niederlage bei. Nach einander fielen nun Krakau (im August) und Lublin (im Oktober) in seine Hände, und ebenso im nächsten Jahre — nachdem ein neues sächsisches Heer unter dem General Steinau am 1. Mai 1703 bei Pultusk fast vernichtet worden war — Thorn, Danzig und Elbing. So wurde Karl XII. nach und nach Herr von fast ganz Polen, und, um nun dem Kampfe ein definitives Ende zu machen, forderte er die polnischen Magnaten auf, sich einen anderen König zu wählen. Die Parthei, welche August dem Starken von jeher feind gewesen war, erklärte sich sofort hiezu bereit; dagegen konnte sie sich lange über die Person des zu Wählenden nicht einigen. Endlich übrigens ging auf den Befehl des schwedischen Königs Stanislaus Leszczyński, der Wojwode von Posen, aus der Wahlurne hervor, und hielt seinen feierlichen Einzug in Warschau. Allein hatte nun in der That der Kampf ein Ende? Sicherlich nicht, denn einmal erkannte die andere Parthei, von welcher seiner Zeit August der Starke gewählt worden war, den Stanislaus nicht an, und sodann war die Armee Karls XII. viel zu schwach, um alle eroberten Städte durch entsprechende Besatzungen unter Botmäßigkeit halten zu können. Man denke nur an die ungeheure Ausdehnung, welche der polnische Staat damals hatte, und denke zugleich an den furchtbaren Haß, welcher die meisten Polen gegen ihre schwedischen Bebränger, die natürlich auf ihre Kosten lebten, erfüllen mußte! So wurde es dem starken August, besonders nachdem ihm Peter der Große im Jahre 1705 ein bedeutendes Hülfsheer zugesandt hatte, möglich, sich immer noch in einem Theile Polens zu halten, und während eines Zugs, welchen Karl XII. anno 1705 gegen das mächtige Lemberg in Galizien unternahm, glückte es ihm, selbst Warschau wieder zu nehmen. Freilich vernichtete der schwedische General Rhenstiold mitten im Winter, am 6. Februar 1706, ein neu ausgehobenes sächsisches Heer unter General Schulenburg bei Fraustadt (im jetzigen Posen zwischen Lissa und Glogau) fast gänzlich, und Karl XII. selbst jagte die Russen von Grodno bis nach Volhynien zurück, indem er ihnen die entseßlichsten Verluste beibrachte. Allein selbst jetzt noch hielt sich König August II. in den polnischen Städten und Provinzen,

in welchen keine Schweden lagen, und hierüber auf's äußerste erbittert, entschloß sich Karl XII. zu einem Wagniß, dessen nur ein so verwagener Krieger, wie er, fähig war. Mitten in's Herz von Deutschland, in den Kurstaat Sachsen selbst wollte er vordringen, und durch die Eroberung desselben den König von Polen zwingen, auf dieses Königreich für immer zu verzichten. Freilich mußte er sich sagen, daß die deutschen Fürsten, weil er mit dem deutschen Reich im tiefsten Frieden stand, einen solchen Einbruch unmöglich dulden konnten, wenn sie noch halbwegs auf Ehre und Vaterland etwas hielten. Noch weniger durfte er es sich verhehlen, daß es die unumgängliche Pflicht des deutschen Kaisers sei, sich seinem Durchmarsch durch Schlessien — und auf einem anderen Weg konnte er von Polen nicht nach Sachsen kommen — mit Waffengewalt zu widersehen, dieweil ja Schlessien damals noch einen Theil der österreichischen Erbstaaten bildete. Allein was kümmerte er sich um Kaiser und Reich! Dieselben führten ja wegen des fernen Spaniens Krieg mit Frankreich, und konnten sich also eines bedrängten deutschen Staates nicht annehmen! Somit machte Karl XII. plötzlich, Anfangs Juli 1706, in Bolkhynien Halt, ging über den Bug und die Weichsel und vereinigte sich bei Piontek mit dem General Rhenstiohl. Dann übertrug er die Bewachung Polens dem General Mardefeld, und rückte mit seiner Hauptarmee, etwas über 20,000 Mann, über Rawicz und Herrnsstadt in Schlessien ein. Hier übrigens breitete er sich nicht weiter aus, sondern passirte sofort die Oder und erreichte Anfangs September die sächsische Gränze. Von welch' furchtbarem Schrecken nun die armen Unterthanen Augusts des Starcken erfüllt wurden! Alles flüchtete und barg seine Habe, denn man glaubte nicht anders, als die Schrecken des dreißigjährigen Kriegs würden sich wiederholen. So weit kam's aber nicht, sondern Karl XII. hielt gute Mannszucht, und marschirte, nur das requirirend, was seine Truppen brauchten, geraden Weges über Radeberg, Meissen, Grimma und Naunhof nach Altranstädt, zwischen Leipzig und Merseburg, wo er, nachdem sich diese beiden Städte unterworfen, ein Lager schlug. Zugleich beauftragte er seinen General Mayerfeld, Dresden, die Hauptstadt des Landes, nebst der Festung Königsstein, welche Beide in ganz Sachsen allein Miene zum Widerstand machten, in



Besitz zu nehmen, und dieser konnte diesem Auftrag um so leichter nachkommen, als sich das sächsische Heer, soweit ein solches noch vorhanden war, bei August dem Starken in Polen befand. Welch' eine Schreckenszeit nun für den Kurstaat Sachsen, der sich durchaus und willenlos dem Eroberer fügen mußte! Welch' eine gräßliche Demüthigung aber auch für dessen Beherrscher, der sich sagen mußte, daß selbst seine schöne Hauptstadt und alles auf den Königsstein geflüchtete Krongut verloren sei, wenn er sich nicht schnellstens unterwerfe! Er beeilte sich also, den schwedischen Helden in der dringendsten Weise um Frieden zu bitten, und schon am 24. September 1706 kam man — die Unterhandlungen zwischen den beiderseitigen Bevollmächtigten wurden seit dem 12. September in Bischofswerda geführt, den Frieden selbst aber unterzeichnete man auf dem Schloß von Altranstädt — über Alles in's Reine. Freilich brüdernd genug waren die Bedingungen, denn König August II. mußte nicht bloß auf die polnische Krone verzichten und den Stanislaus Leszczyński als König von Polen anerkennen, sondern auch zugeben, daß Karl XII. alle seine und seines Heeres Bedürfnisse für die nächsten acht Monate aus Sachsen requirire, und zugleich den Liefländer Patkul, den Gesandten Rußlands in Sachsen (auf diesen hatte Karl XII. einen besonderen Haß, weil derselbe, während er doch als Liefländer schwedischer Unterthan war, sehr viel, wenn nicht das Meiste dazu beigetragen hatte, daß im Jahr 1699 das Bündniß zwischen Dänemark, Polen und Rußland zu Stande kam) ausliefern. Zu Letzterem sich zu verstehen, widerstritt der Ehre, aber August der Starke bequembte sich doch, und der unglückliche Patkul wurde daraufhin auf die grausamste Weise als Hochverräther hingerichtet.

Das Drama schien zu Ende zu sein, war es aber nicht. Man hatte gehofft, Karl XII. werde nach Verfluß des Winters aus Sachsen abziehen, und August der Starke gab sich auch alle Mühe, denselben hiezu zu bewegen; allein erst nach Verfluß eines vollen Jahres nahm die aussaugende Occupation ein Ende, und wie nun die Schweden im September 1707 abzogen, betrug ihre Stärke über 43,000 Mann. Der schwedische König hatte nämlich gegen 24,000 junge Sachsen gewaltsam ausheben und seinem Heere einverleiben lassen. Ueberdem

war das Kurfürstenthum um mindestens 23 Millionen Thaler ärmer geworden, denn nicht nur hatte die Unterhaltung des schwedischen Heeres immense Summen gekostet, sondern dasselbe war auch auf sächsische Kosten ganz neu equipirt und überdem die schwedische Kriegskasse bis zum Rande gefüllt worden. Welch' ein Glück also für die Sachsen, einen Kurfürsten zu haben, dem es gelungen, mit sächsischem Geld und Blut auf eine Zeit lang die polnische Krone zu erwerben! Ihre nächsten Nachbarn dagegen, die Schlesiern, welche von ihren habsburgischen Beherrschern längst mit Gewalt zum Katholicismus zurückgezwängt worden waren, zogen aus der genannten Occupation einen großen Vortheil, denn Karl XII. als eifriger Protestant versäumte es während seines Aufenthalts in Altranstädt nicht, für sie von dem Beherrscher Oesterreichs, Joseph I., Gewährung von Religionsfreiheit und Zurückgabe von hundertundzwanzig ihnen entriffenen protestantischen Kirchen zu fordern, und Joseph I., in der Angst, der König von Schweden möchte sonst mit Ludwig XIV. gegen Deutschland in Verbindung treten, gewährte die Forderung augenblicklich. Nachdem nun dieß Alles geordnet, zog Karl XII. wieder nach Polen, und verweilte da ein volles Jahr, um seinem Schützling, Stanislaus Leszczyński die Herrschaft zu sichern. Dann wandte er sich mit seiner ganzen Macht gegen Peter den Großen, und im Anfang des Jahres 1709 stand er bereits bei Smolensk. Von da beabsichtigte er geraden Weges gegen Moskau zu ziehen, allein von Mazeppa, dem Hettmann der Kosaken überredet, drang er zuerst in die Ukraine ein, und nun kam's zu einem furchtbaren Wendepunkt seiner bisherigen Siegeslaufbahn. Am 27. Juni 1709 nämlich wurde die Schlacht von Pultawa geschlagen, und sie endete (die Gründe, warum dieß so kam, des Näheren zu erörtern, gehört nicht in die deutsche Geschichte) mit einer wahrhaft entsetzlichen Niederlage der Schweden. Ueber 9000 blieben auf dem Platze, und der Rest mußte sich mit Waffen und Gepäck (auch die Kriegskasse mit 7 Millionen sächsischer Thaler fiel in die Hände der Russen) gefangen geben. Dem Könige Karl XII. selbst jedoch gelang es, obwohl er schwer verwundet war, sich mit wenigen Begleitern über den Dnieper und Bug in die Türkei zu retten, wo er in der Grenzfestung Bender gastfreie Aufnahme fand. Nun kann man sich denken, welchen







In demselben Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Geheimnisse der Bastille.

Historisch-biographische Bilder aus der Vergangenheit

von

Otfr. Müllins.

Mit Illustrationen.

2 Bände in kl. 8.

(Ladenpreis früher Rthlr. 2. 17  $\frac{1}{2}$ . — fl. 4. 15.)

jetzt Rthlr. 1. — fl. 1. 45.

Ferner:

**1870!**

# Der große Entscheidungskampf

zwischen

Deutschland und Frankreich

von

Theodor Griesinger.

Mit mehr als 100 Illustrationen.

73 Bogen in 4<sup>o</sup>.

Preis Thlr. 1. — fl. 1. 48.

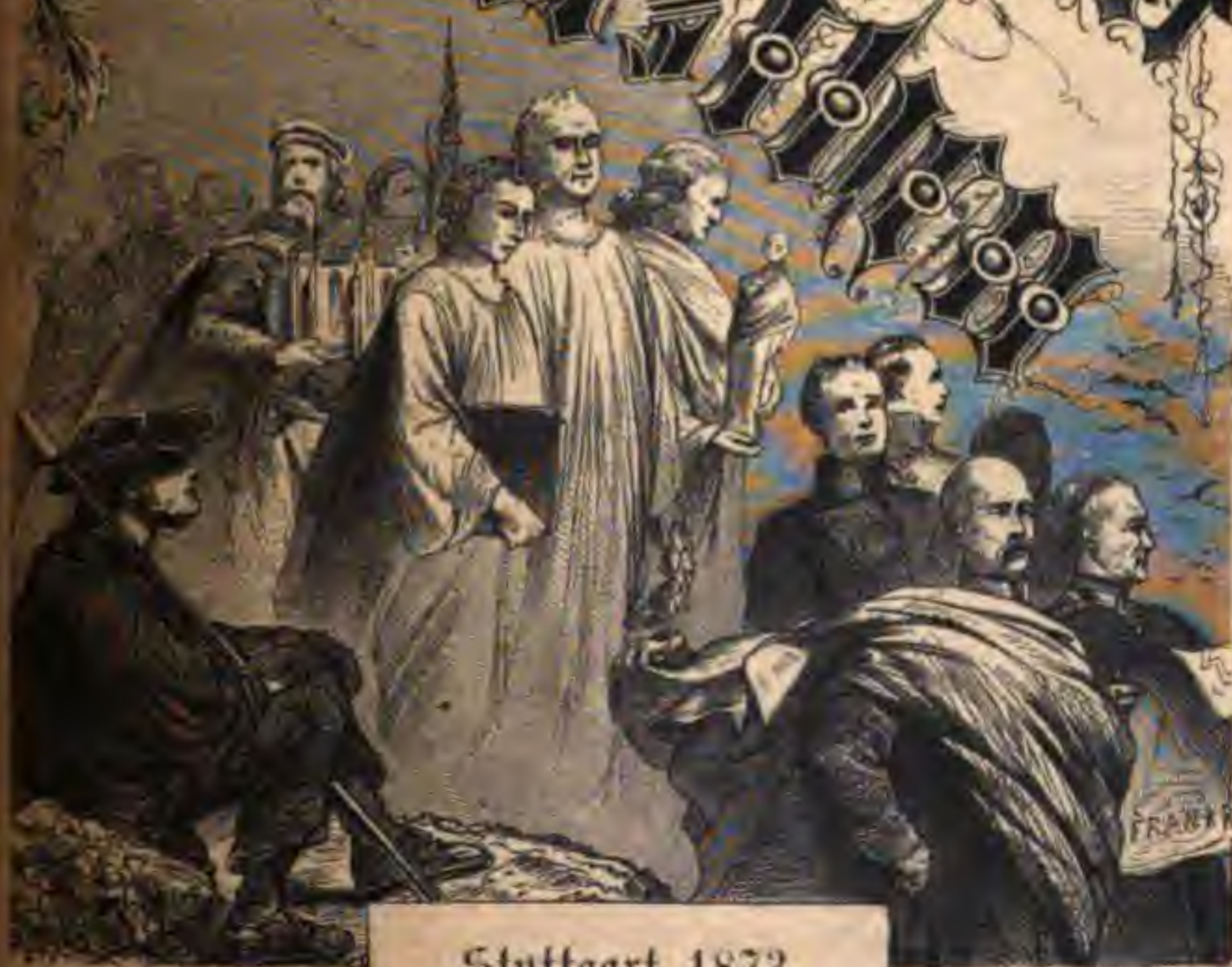
J. Kreuzer'sche Buchdruckerei (Hammer & Liebig) in Stuttgart.



37. & 38. Hest.

Preis jeder Liefg. 4 sgr. — 12 kr. rh.

THEODOR  
GRISINER  
Bibliophile



Stuttgart 1873.

Verlag von Paul Moser.







Einbruch die Nachricht von diesen hochwichtigen Ereignissen im Norden Europa's hervorbringen mußte. Das bisher unüberwindliche schwedische Heer vernichtet, und Karl XII., der Sieger in allen Schlachten, gleichsam ein Verbannter in der Türkei! Es war eine unerhörte Wendung des Geschickes und ein Thor, der sie sich nicht zu Nutzen machte! So sagten sich August der Starke und Friederich IV. von Dänemark und augenblicklich erneuerten sie, die Friedensschlüsse von Altranstädt und Travendahl für ungültig erklärend, im Verein mit Peter dem Großen, den Krieg gegen Schweden. Letzterer hatte die Zeit, während Karl XII. in Polen und in Sachsen gestanden, dazu benützt, um Ingermannland — wo er sofort die Stadt Petersburg nebst den Festungen Schlüsselburg und Kronstadt am finnischen Meerbusen gründete — zu erobern, und beeilte sich nun, auch noch Esthland und Liefland zu unterwerfen. Nicht minder thätig erwies sich August der Starke, denn er erschien bereits im Oktober 1709 von neuem mit einem sächsischen Heere in Polen und bis zum Neujahr schon saß er wieder — Stanislaus Leszczyński entfloß mit seinem kleinen Anhang nach Schwedisch-Pommern — als König in Warschau. Die Dänen endlich landeten im November 1709 in Schoonen, und bemächtigten sich in wenigen Wochen des ganzen Landstrichs, die Stadt Helsingborg allein ausgenommen. Noch größere Fortschritte machten die Verbündeten in den drei nächstfolgenden Jahren. Ein russisches Heer nämlich drang in Finnland ein und ein dänisches setzte sich in den Herzogthümern Bremen und Verden fest; August der Starke aber, unterstützt von einem anderen russischen Heere, erschien in Schwedisch-Pommern und richtete da die furchtbarsten Verheerungen an. Freilich machte jetzt die interimistische schwedische Regierung die größten Anstrengungen, um die vielen Feinde abzuwehren, und am 20. Dezember 1712 gelang es dem General Steenbock, die Dänen bei Gadebusch (zwischen Ratzburg und Schwerin) auf's Haupt zu schlagen, worauf er am 9. Januar 1713 die (zum dänischen Antheil von Holstein gehörige) Stadt Altona verbrannte. Allein nunmehr vereinigten die Dänen, Sachsen und Russen ihre Streitkräfte, schlossen den General Steenbock in der Festung Tönningen (im Schleswig'schen) ein, nöthigten ihn durch Hunger, sich am 20. Mai 1713 mit seiner ganzen Armee gefangen

zu geben, und eroberten dann den ganzen Gottorp'schen Antheil von Schleswig-Holstein. Jetzt lag die Gefahr nahe, daß die verbündeten Dänen, Russen und Sachsen-Polen alle in Deutschland gelegenen schwedischen Provinzen (der Leser kennt sie längst) in die Gewalt bekommen würden, und somit ließ der König Friederich Wilhelm I. von Preußen, der Nachfolger Friederichs I. (seit 25. Februar 1713), um sich ebenfalls seinen Antheil an der Beute zu sichern, die Städte Stettin und Wismar nebst den Inseln Usedom und Wollin besetzen. Nicht minder griff auch der Kurfürst von Hannover oder besser gesagt König Georg I. von England (im August 1714 hatte er diese Krone geerbt) handelnd ein, und kaufte den Dänen für 877,000 Reichsthaler die Herzogthümer Bremen und Verden ab, um das Kurfürstenthum Hannover besser abzurunden. In Anbetracht alles dessen kam man in Stockholm auf den Gedanken, statt der schwachen interimistischen Regierung — Karl XII. verblieb die ganze Zeit über beharrlich in der Türkei, um diese zu einem Krieg gegen Rußland aufzustacheln — eine definitive zu errichten, und die vornehmsten schwedischen Adligen unterhandelten deshalb mit Ulrike Eleonore, der Schwester Karls XII. Kaum aber erhielt Letzterer hiervon Kunde, so brach er schnellstens von Demotica, wohin ihn die Türken zuletzt verwiesen hatten, auf und erschien am 11. November 1714 (er legte die ganze weite Strecke zu Pferde und in guter Verkleidung zurück, und die Reise ging über die Wallachei, Stuhlweissenburg, Ofen, Wien, Regensburg, Nürnberg, Würzburg, Hanau, Kassel, Braunschweig, Güstrow, Loß und Triebsen) Nachts ein Uhr, aller Welt unerwartet, in Stralsund, der schwedischen Hauptfestung an der Ostsee. Hier betrieb er sofort die kriegerischen Rüstungen auf's eifrigste, und im Frühjahr 1715 verlangte er von Friederich Wilhelm I. kategorisch die Räumung der in Besitz genommenen Städte und Festungen. Auch wartete er eine Antwort gar nicht ab, sondern warf sich alsbald auf Wollin, Usedom und Wollgast, und eroberte sie in kürzester Frist. Die Folge hiervon war, daß sich nun Friederich Wilhelm I., sowie auch Georg I. von England-Hannover, der für seine neu erkauften Herzogthümer Verden und Bremen besorgt war, mit Dänemark, Rußland und Sachsen-Polen verbündeten, und nicht lange hernach schlug ein mit Dänen, Han-



noveranern und Sachsen verstärktes preussisches Heer unter Führung des bewährten alten Dessauers die Schweden wieder aus Wollgast, Usedom und Wollin hinaus. Noch mehr, der alte Dessauer nahm auch die Insel Rügen in Besitz und eroberte am 23. Dezember 1715 nach dreimonatlicher Belagerung die Festung Stralsund. Von hier war Karl XII. zwei Tage zuvor heimlich nach Kopenhagen übergeschifft, und sein unausgesehtes Bemühen ging nun dahin, ein neues Heer zu schaffen. Allein die Hülfquellen Schwedens hatte der lange Krieg fast gänzlich aufgezehrt, und das Papiergeld, das man schuf, konnte das baare Geld nicht ersetzen. Endlich nach zwei langen Jahren — diese Zeit benützten die Russen dazu, um tief in Finnland einzudringen, während die übrigen Verbündeten die schwedischen Besitzungen an der Nord- und Ostsee vollends ganz eroberten — hatte Karl XII. wieder eine Armee von 27,000 Mann auf den Beinen, und mit dieser fiel er im Sommer 1718 in Norwegen ein, das damals noch zu Dänemark gehörte. Dieser Feldzug jedoch sollte auf höchst tragische Weise endigen. Während der Belagerung der Festung Friedrichshall nämlich besichtigte Karl XII., von Niemanden als dem Oberingenieur Megret und dem Generaladjutanten Siedert begleitet, am 11. Dezember 1718 spät Abends noch die Laufgräben, und hier traf ihn Nachts neun Uhr eine tödtliche Kugel. Diese war offenbar nicht von der Festung aus abgeschossen, sondern aus nächster Nähe, und der Thäter, oder um die Sache beim rechten Namen zu nennen, der Mörder konnte fast unmöglich ein Anderer sein, als der Generaladjutant Siedert. Allein man stand deswegen doch von jeder näheren Untersuchung ab, denn es nahm nun die obgenannte Ulrike Eleonore, als Schwester Karls XII., den schwedischen Thron ein, und über diese gewann alsbald diejenige Parthei des schwedischen Adels, welche des Kriegs — sowie noch mehr der despotischen Herrschaft Karls XII. — schon lange müde war, durchaus die Oberhand. Somit knüpfte man augenblicklich Friedensunterhandlungen an, und schon am 7. November 1719 anerkannte Schweden den König August II. unter der einzigen Bedingung, daß er dem Stanislaus Leszczyński eine Million Thaler bezahle, als den alleinig rechtmäßigen Regenten von Polen an. Gleich darauf, am 20. November 1719 kam man auch mit

Georg I. von England-Hannover in's Reine, und zwar dahin, daß er gegen Bezahlung von einer Million Thaler in den schwedischen Staatsschatz die Herzogthümer Verden und Bremen behalten dürfe. Ebenso günstige Bedingungen erhielt der König Friederich Wilhelm I. von Preußen, mit welchem der Frieden am 1. Februar 1720 abgeschlossen wurde. Kraft dessen fiel zwar die Insel Rügen nebst den Festungen Stralsund und Wismar an Schweden zurück, dagegen aber überließ man dem Könige ganz Vorpommern bis an die Peene, sowie Stettin, Wolin und Usedom. Weit geringer fiel der Antheil aus, welchen Dänemark an der allgemeinen Beute bekam, denn (der Friedensschluß datirt sich vom 14. Juli 1720) es konnte außer 600,000 Thalern baar Geld nichts heraus schlagen, als den Gottorp'schen Antheil an Schleswig-Holstein, und damit hörte dieses Territorium als souveraines Herzogthum zu existiren auf. Am schwierigsten fiel es mit Rußland ein Abkommen zu treffen, und erst nachdem der russische General Apraxin an der Küste von Upland gelandet und allda die gräßlichsten Verheerungen angerichtet hatte, verstand man sich am 10. Sept. 1721 zum Frieden von Nystadt. Schweden mußte auf Liefland, Esthland und Ingermannland für immer verzichten und erhielt dafür, nebst einem Schmerzensgeld von zwei Millionen Thalern das von den Russen bereits halb eroberte Finnland zurück. In solcher Weise endete nach einundzwanzigjähriger Dauer der Nordische Krieg. Er brachte für Deutschland wenigstens das Gute, daß nunmehr der ganze Küstenstrich von der Weser bis zur Oder von ausländischer Herrschaft befreit wurde; Schweden aber sah sich nun wieder auf seine natürlichen Gränzen zurückgewiesen, und die nordische Großmachtsrolle, die es seit Gustav Adolph gespielt, fiel von jetzt an dem bisher in Europa unbekannt gewesenen russischen Reiche zu.

---



### Viertes Kapitel.

#### Deutschland unter Kaiser Karl VI. im tiefsten Verfall.

(1721—1740.)

Die Geschichte Deutschlands als eines Ganzen unter Karl VI., dieses traurigsten aller traurigen deutschen Kaiser, zugleich des Letzten vom reinen habsburgischen Mannestamm, sind bald erzählt.

Noch während um das spanische Erbe gekämpft wurde, war zwischen dem Freistaat Venedig und der hohen Pforte, wie man gewöhnlich die türkische Regierung in Constantinopel nennt, ein Krieg über den Besitz von Morea ausgebrochen, und da nun im Verlauf desselben die Venetianer den Kürzeren zogen, wandten sie sich im Jahr 1715 in der dringendsten Weise an Kaiser Karl VI. um Hülfe. Der österreichische Staat hätte, wie man sich denken kann, der Ruhe äußerst nothwendig bedurft, allein Seine Heiligkeit Papst Clemens XI. bestand darauf, daß den Venetianern geholfen werde, und somit entschloß sich die Wiener Regierung im Jahr 1716 zum Krieg gegen die Türken. Dieser nahm übrigens, im vollkommensten Gegensatz gegen das sonst Gewohnte, einen ebenso schnellen als glücklichen Verlauf, denn der Prinz Eugen kommandirte die österreichische Armee und hatte als Präsident des Oberhofkriegsraths die Jahre 1713 bis 1716 dazu benützt, dieselbe, soweit es der ewige Geldmangel zuließ, zu regeneriren. Die Türken — obwohl 200,000 Mann stark, während das christliche Heer nur 65,000 Streiter zählte — wurden also gleich in der ersten Schlacht, am 4. August 1716, bei Peterwardein auf's Haupt geschlagen, und fast noch glänzender war der Sieg, welchen der Prinz Eugen (unterstützt von seinen tapferen Untergeneralen, unter welchen sich nach seinem eigenen Zeugnisse der Prinz Karl Alexander von Württemberg besonders auszeichnete) das Jahr darauf, am 16. August bei Belgrad ersocht. Nunmehr bat die tief gedemüthigte türkische Regierung um Frieden, und in diesem, der am 21. Juli

1718 in Passarowitz abgeschlossen wurde, mußte sie alle vom Prinzen Eugen in den Jahren 1716 und 1717 gemachten Eroberungen, also namentlich die höchst wichtigen Festungen Temeswar und Belgrad, sowie das ganze — bekanntlich äußerst reiche — Banat nebst dem nördlichen Theil von Serbien und der Wallachei an Oesterreich abtreten.

Die Türkennoth war also glücklich beseitigt, aber um so schwerer lastete eine andere Sorge auf dem Kaiser. Die Sorge nämlich, es könnte, weil er der einzige männliche Habsburger war, den es damals noch auf Erden gab — seine Ehe war lange Jahre hindurch kinderlos geblieben und schien es für immer bleiben zu wollen —, nach seinem Tode um den Besitz der österreichischen Staaten ein ganz ähnlicher Kampf entstehen, wie der um das spanische Erbe, welcher dreizehn Jahre gedauert und mit der Zertheilung der Bestandtheile der spanischen Monarchie geendet hatte. Besagter Sorge nun wurde er allerdings am 13. April 1716, an welchem ihm seine Gemahlin einen Sohn schenkte, enthoben, aber nur auf sehr kurze Zeit, denn der Knabe starb bereits wieder am 4. November 1716. Die Sorge stellte sich also von neuem ein und wurde selbst dann nicht gehoben, als ihm am 13. Mai 1717 eine Tochter, welche den Namen Maria Theresia erhielt (sowie nachher noch eine weitere Tochter Maria Anna) geboren wurde. Es fehlte als rechtmäßiger, unbestreitbarer Erbe ein Sohn, und ein solcher kam nicht, soviel auch in den Kirchen um ihn gebetet wurde. Wer war nun erberechtigt? Ei natürlich in Ermangelung einer männlichen die weibliche Descendenz, aber kamen dabei etwa bloß die Töchter Karls VI. oder auch die Töchter der vorangegangenen Kaiser, wie namentlich die Josephs I., in Betracht? Karl VI. selbst setzte seinen Kopf darauf, daß seine geliebte älteste Tochter Maria Theresia Alles ohne irgend welche Abreißung und Zerstückelung erben solle, und ließ zu diesem Behufe eine neue Thronfolgeordnung unter dem Titel „Pragmatische Sanction“ publiciren. Selbstverständlich aber genügte diese Publication nicht, um seiner Tochter die ungehinderte Nachfolge im Gesamtreich zu sichern, sondern es handelte sich vielmehr darum, daß alle Welt die neue Thronfolgeordnung anerkenne. Somit wandte er sich zuerst an die



Mitglieder der eigenen Familie, sodann an die Stände seiner Kronländer, nach diesen an die deutschen Fürsten und schließlich an die auswärtigen Mächte und verlangte von ihnen, daß sie sich jetzt schon feierlichst verpflichten sollten, später gegen die Thronnachfolge der Maria Theresia nichts einwenden zu wollen. Dieses Verlangen bei der eigenen Familie, sowie in den österreichischen Kronländern durchzusetzen, fiel ihm nicht besonders schwer, und selbst von den deutschen Fürsten sagten Viele augenblicklich zu, ohne daß man sie durch besondere Versprechungen zu ködern brauchte. Mehr Schwierigkeiten machte der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., denn dieser war dem Hause Habsburg wegen dessen demüthiger Unterwerfung unter die Herrschaft der Jesuiten, welche ewige Protestantenverfolgungen zur Folge hatte, keineswegs freundlich gesinnt; allein endlich gewann ihn Karl VI. dadurch, daß er ihm die Nachfolge in den Herzogthümern Jülich und Berg, deren Fürstenhaus am Erlöschen war (der Leser erinnert sich wohl der Erbschaftsansprüche, welche Preußen auf diese Länder schon früher machte), zusicherte, soweit er sie als Kaiser zusichern konnte. Dagegen verweigerten die Kurfürsten von Sachsen und Bayern fortwährend ihre Beistimmung, denn ihre beiden Kurprinzen waren an die beiden ältesten Töchter des verstorbenen Kaisers Joseph I. verheirathet, und darauf gestützt, glaubten sie nach Karls VI. Tod wenigstens einen Theil der österreichischen Erblande in Anspruch nehmen zu können. Was endlich die auswärtigen Mächte anbelangt, so zeigten sich noch weit Mehrere, als von den deutschen Fürsten, renitent, und der Kaiser mußte zum Theil schwere Opfer bringen, um sie zu gewinnen. So verlangten und erhielten zum Beispiel England und Holland die Auflösung der asiatischen Handelsgesellschaft, welche sich unter der Regide des Prinzen Eugen (diesem war nach Beendigung des spanischen Erbfolgekriegs die hohe Würde eines Statthalters der spanischen, jetzt österreichischen Niederlande übertragen worden) in Ostende gebildet hatte, denn diese Gesellschaft that dem englischen und holländischen Handel nach Ostindien großen Abbruch. So verlangte und erhielt ferner der König Philipp V. von Spanien die Abtretung der italienischen Fürstenthümer Parma und Piacenza an den Infanten Don Carlos, seinen zweiten Sohn, und so

setzte es endlich Rußland durch, daß Karl VI. sich verpflichtete, die russischen Pläne in Beziehung auf Polen, wenn nöthig, selbst mit den Waffen in der Hand zu unterstützen. Frankreich dagegen war weder durch süße Worte noch durch Versprechungen zu gewinnen, und man konnte es also sozusagen mit Händen greifen, daß dessen Herrscher abermalen darauf sinne, durch einen Krieg mit Deutschland sein Königreich mit mehr oder weniger Land zu vergrößern.

Und ehe man es sich versah, war dieser Krieg da. Am 1. Februar 1733 nämlich starb August II., genannt der Starke, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, und sein Nachfolger in Sachsen wurde vermöge Erbrechts sein gleichnamiger Sohn, nachher August III. geheißten. Natürlich bewarb sich derselbe auch um die durch den Tod seines Vaters vacant gewordene polnische Krone, und in dieser seiner Wahlbewerbung unterstützten ihn Rußland und Oesterreich. Ersteres deswegen, weil es in ihm einen willfährigen Nachbar zu bekommen gewiß war; Letzteres theils deswegen, weil es sich hiezu (wie wir früher gesehen) Rußland gegenüber zum voraus verbindlich gemacht hatte, theils noch mehr deswegen, weil der junge Kurfürst als Gegenleistung versprach, der Pragmatischen Sanction sofort ohne irgend welchen Vorbehalt beitreten zu wollen. Die tonangebenden Magnaten in Polen jedoch waren in ihrer Mehrzahl durchaus nicht für den Sohn Augusts des Starken, da sie nicht ohne Grund glaubten, er werde bloß den Vater copiren, und so fand es Frankreich ziemlich leicht, die Candidatur des Stanislaus Leszczyński, den wir längst kennen, durchzusetzen. Dieser hatte nach der Niederlage seines Beschützers, Karls XII., eine Zuflucht in Frankreich (er lebte in Weissenburg im Elsaß) gefunden, und dort wurde ihm das Glück zu Theil, daß der Urenkel und Nachfolger Ludwigs XIV., König Ludwig XV., seine Tochter heirathete. So verstand es sich ganz von selbst, daß Ludwig XV., die Candidatur seines Schwiegervaters mit allen Mitteln unterstützte, und am 12. September 1733 ward somit Stanislaus Leszczyński in Warschau von der großen Mehrzahl des polnischen Adels zum König erwählt. Eine kleine Minderheit dagegen rief, auf das Anbrängen der Beherrscher Oesterreichs und Rußlands, um dieselbe Zeit den sächsischen August zum Könige aus, und unmittelbar darauf rückte,



um die Minderheitswahl zu unterstützen, eine starke russisch-österreichische Armee, kommandirt vom General Lesch, in Polen ein. Hiedurch wurde Stanislaus zur schnellsten Flucht gezwungen, und nicht einmal in Danzig, wo sich ein Theil seiner Anhänger um ihn sammelte, konnte er sich halten. So ging Polen für ihn verloren, und statt seiner setzte sich August III. mit Hülfe der russisch-österreichischen Bajonette auf den polnischen Thron. Darüber aber wurde Ludwig XV., der das Verfahren Oesterreichs (Rußland lag ihm zu fern) für einen seiner Ehre angethanen Schimpf erklärte, im höchsten Grade erzürnt, und rüstete sich augenblicklich zum Krieg gegen Karl VI. Auch gelang es ihm durch die Klugheit seines Premierministers, des Cardinals Fleury, mit Leichtigkeit, sich die Bundesgenossenschaft der Könige von Spanien und Sardinien zu sichern, denn Ersterer hoffte bei dieser Gelegenheit das im Utrecht-Rastadter Frieden von Spanien abgerissene Neapel und Sardinien wieder zu gewinnen, und Letzterer (der ehemalige Herzog von Savoyen) wünschte sich durch ein Stück von Mailand etwas mehr zu arrondiren. Also bloß des Raubes wegen schlossen Spanien und Sardinien mit Frankreich ein Schutz- und Trugbündniß, und daß es den Franzosen selbst ebenfalls bloß um den Raub zu thun war, bewiesen sie dadurch, daß sie sofort nicht über Oesterreich, sondern über Theile des an dem ganzen Streit ganz unbetheiligten deutschen Reichs, nämlich über Lothringen und die Rheinlande, herfielen. In Folge dessen entschloß sich der Reichstag in Regensburg — er brachte diesen Entschluß glücklich nach einer Berathung von nur vier Monaten (November 1733 bis März 1734) zu Stande — im Frühjahr 1734, dem König von Frankreich den Krieg zu erklären; dagegen säumten die Herren Reichsstände von Woche zu Woche, ihre Contingente zu stellen, und mehrere derselben, wie die Kurfürsten von Bayern, von der Pfalz, von Mainz und von Köln hielten sogar ihre Truppen ganz zurück, weil sie innerlich mit Frankreich sympathisirten. Des Reiches Hülfe hatte also keinen großen Werth, aber vielleicht fand Karl VI. andere Bundesgenossen? Nicht einen einzigen, das ferne Rußland, das Jahr und Tag brauchte, bis es ein Armeecorps an den Rhein senden konnte, allein ausgenommen. So sah sich Oesterreich fast ganz

auf die eigene Kraft angewiesen, und da ihm nun die Feinde wenigstens auf zwei Kriegsschauplätzen — in Neapel die Spanier unter dem Infanten Don Carlos und im Mailändischen eine französisch-sardinische Armee unter dem alten Marschall Villars — mit großer Uebermacht entgegen traten, so mußten seine Heere nothwendig unterliegen. Nicht ganz so schlimm verlief der Feldzug auf dem dritten Kriegsschauplatz, am Rhein, wo sich die Reichsarmee etwa 35,000 Mann stark mit einem österreichischen Corps von 25,000 Mann vereinigte, denn hier führte deutscherseits der Prinz Eugen das Oberkommando, und dieser war, obwohl alt geworden, noch immer der erste Feldherr seiner Zeit. Allein da ihm ein französisches Heer von fast 100,000 Mann unter dem Marschall von Berwick entgegenstand, so mußte er sich — zumal bei dem erbärmlichen Zustand der Reichsarmee — auf den Vertheidigungskrieg beschränken, und konnte es nicht einmal verhindern, daß Philippsburg und Trarbach in die Hände des Feindes fielen. Nunmehr endlich sah Karl VI. ein, daß er sich zum Frieden bequemen müsse, und da ihm die französische Regierung schon im Frühjahr 1735 eröffnen ließ, daß sie die Pragmatische Sanction, an welcher dem Kaiser am meisten gelegen war, bestätigen werde, wofern Karl VI. sich in allem Uebrigen nachgiebig erweise, so wurde man im Verlauf des genannten Jahres über die Friedenspräliminarien einig. Abgemacht wurde, erstens, daß August III. allgemein als König von Polen anzuerkennen sei; zweitens, daß Stanislaus Leszczyński als Entschädigung das Herzogthum Lothringen bekommen solle, und zwar mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß dieses Herzogthum nach seinem Tode bei dem Staate Frankreich zu verbleiben habe; drittens, daß der Herzog Franz von Lothringen, welchen Karl VI. mit seiner Tochter Maria Theresia verlobt hatte (dieser Franz war der Sohn des im Jahr 1729 verstorbenen Herzogs Leopold Joseph), nicht nur von Spanien die italienischen Fürstenthümer Parma und Piacenza, sondern auch nach dem Absterben des letzten Medicäers das Herzogthum Toskana erhalten solle; viertens, daß der spanische Infant Don Carlos die von ihm eroberten Königreiche Neapel und Sicilien behalten dürfe, jedoch völlig abgetrennt von Spanien selbst; fünftens, daß die mailändischen Grafschaften



Tortona und Novara mit dem Königreich Sardinien zu vereinigen seien; sechsstens, daß die Franzosen die Festungen Kehl, Philippsburg und Trarbach zu räumen und an das Reich zurückzugeben hätten; siebentens endlich, daß Frankreich der Pragmatischen Sanction beitrete und sich verpflichte, die älteste Tochter Karls VI., Maria Theresia, als Erbin der Gesamthösterreichischen Monarchie anzuerkennen. Alle diese Abmachungen wurden auch richtig, nachdem der Frieden definitiv geworden war, durchgeführt, und Don Carlos bestieg sofort den Thron von Neapel und Sicilien, während der König von Sardinien Tortona und Novara besetzte. Nicht minder übernahm Stanislaus Leszczyński im April 1737 die Regierung von Lothringen und Bar, sowie der Herzog Franz nach dem Tode Johann Gasto's, des Letzten aus dem Medicaischen Stamme, im Juli 1737 die von Toscana, Parma und Piacenza. Endlich gewährleistete Frankreich die Pragmatische Sanction, und Karl VI., der um diesen Preis das herrliche Lothringen opferte, fühlte sich darüber überglücklich, denn er war Thor genug zu glauben, daß die Welschen ihr Wort halten würden. Wie ganz anders urtheilte dagegen der Prinz Eugen! Noch kurz vor seinem Tode — 21. April 1736 — erklärte er, ein gefüllter Staatsschatz und ein wohlgeübtes schlagfertiges Heer würden die Pragmatische Sanction am besten sichern, und mahnte den Kaiser auf Beides sein Hauptaugenmerk zu richten. Karl VI. aber — nun die nächstfolgenden Jahre schon sollten zeigen, wie wenig er diese Mahnung beachtete.

Das Bündniß mit Rußland hatte dem Kaiser auch nicht den geringsten Nutzen getragen, denn das Hülfscorps, welches ihm die Czarin Anna im Hochsommer 1735 zusandte, kam viel zu spät an, um noch im Kriege verwandt werden zu können. Dagegen wurde Karl VI. durch jenes Bündniß nunmehr in einen neuen Krieg verwickelt, der ihm fast noch größere Verluste brachte, als der eben erst beendigte. Schon Peter der Große hatte die Absicht, die russische Macht auf Kosten der Türken bis an das schwarze Meer auszudehnen, und gleich nach dem Ende des wegen Polen entstandenen Krieges schritten die Russen zur Eroberung der Krimm. Mit Karl VI. aber wurde abgemacht, daß er zu gleicher Zeit die Türken an der unteren

Donau anzugreifen habe, und mit Freuden ging er darauf ein, in der Hoffnung, sich für das verlorene Neapel und Sicilien durch Eroberungen in Bosnien, Serbien und der Wallachei schadlos zu halten. Der hohe Herr bedachte nicht, daß es nach dem Tode des Prinzen Eugen in ganz Oesterreich, trotz der großen Menge von Feldmarschällen und Feldmarschalllieutenanten, die aber diese hohe Würde meist nur ihrer hohen Geburt und ihrem gut katholischen Glauben verdankten, nicht einen einzigen fähigen Militär gab, dem man das Oberkommando über die Armee anvertrauen könne, und noch weniger bedachte er, daß man wegen der ewig herrschenden gräßlichen Geldklemme, welche der letzte Krieg noch vermehrt hatte, gar nicht im Stande sei, eine selbsttätige Armee von hinlänglicher Stärke auf die Beine zu bringen. Trotz allem dem begann man im Hochsommer 1736 den neuen Krieg, und weil der Feldmarschall von Sedendorf im Anfang einige Vortheile errang, glaubte man schon den Sieg in den Händen zu haben. Doch nach kurzem schon trat, hauptsächlich in Folge des Reibes des Feldmarschalls Rhevenhüller, der selbst gerne Oberkommandant gewesen wäre, eine sehr schlimme Wendung der Dinge ein, und Sedendorf wurde also durch den Feldmarschall von Königseck ersetzt. Weil aber auch dieser neue Oberbefehlshaber eine Schlappe nach der anderen erhielt, stellte man sofort den Feldmarschall Wallis an die Spitze des Heeres, und dieser Wallis nun war es, der die Schlacht bei Kropka, in welcher das österreichische Heer fast vernichtet wurde, verlor. Jetzt blieb nichts mehr übrig, als am 1. September 1739 zu Belgrad einen schmachvollen Frieden zu schließen, und um diesen zu beschleunigen, war der Feldmarschall Reipperg, der den Wallis verdrängte, erbärmlich genug, den Türken fast Alles, was der Passarowitzer Frieden eingebracht hatte, also namentlich auch Belgrad und Orsowa, wieder abzutreten.

Gleich darauf, am 20. Oktober 1740, starb Kaiser Karl VI., der letzte männliche Sproß des Habsburgischen Stammes, aber in welchem Zustande hinterließ er die von der Mutter Natur so sehr bevorzugte österreichische Monarchie! Total zerrüttet und verarmt im Innern; militärisch wie politisch ohnmächtig gegen Außen. Beschränkt und bigott, wie er war, hatte er, so lange er regierte, die Staatsgeschäfte



fast einzig und allein in die Hände der Jesuiten (gegen sie mußte der Prinz Eugen stets ankämpfen, den Sieg über sie aber konnte er nur in den höchsten Zeiten der Noth davontragen) und der mit ihnen befreundeten vornehmen Kreise gegeben, und diese schalteten und walteten nach dem althergebrachten pfäffischen Schlenbrian. Zur Vervollkommenung des Landbau's, zur Hebung der Gewerbe, zur Gründung einer selbstständigen Industrie geschah auch nicht das Geringste, und vor der Verbesserung der Schulen, wie überhaupt vor der Bildung des Volkes und dem Aufschwung der Wissenschaften hatte man einen förmlichen Abscheu. In Folge dessen konnten sich die Staatseinkünfte nicht nur nicht heben, sondern sie gingen vielmehr immer weiter rückwärts, und die große österreichische Monarchie war finanziell nicht einmal im Stande, so viel zu leisten, als das sechsfach so kleine und von der Natur vielfach nicht begünstigte, aber gut regierte Königreich Preußen. Was aber in den Staatsschatz abgeliefert wurde, das kam fast immer nur den Jesuiten und Pfaffen, sowie dem zahllosen Heere mehr oder minder vornehmer Würdenträger — der überflüssigen Hof- und Staatsämter gab es eine Legion und in Wien selbst lebten über 40,000 Personen vom Hofe — zu gut, und nie, oder wenigstens beinahe nie blieb so viel übrig, um für den Staat selbst oder doch wenigstens für die Armee etwas thun zu können. Dafür erfreute sich Karl VI. eines doppelten Ruhmes; einmal desjenigen, daß in seinen weiten Staaten nur zu der Jungfrau Maria gebetet wurde, und sodann des anderen, daß allen seinen Unterthanen, selbst den Bürgern der größeren Städte — wie insbesondere denen von Wien — nach und nach durch die Gewalt, welche die Kirche ausübte (wer denkt, hört auf, ein treuer Sohn der Kirche zu sein, also muß man den Leuten das Denken unmöglich machen) alles Interesse für etwas Höheres abhanden kam. Gut essen und gut trinken, dazuhin schöne Weiber nebst Musik und Tanz und sonstigem sinnlichem Genuß, das war Alles, was man in Folge der Pfaffenerziehung anstrebte, und glücklich pries man den, der sich all' dieß zu verschaffen verstand, ohne daß er sich körperlich oder geistig anstrengen mußte.

Sah es nun übrigens in Oesterreich traurig genug aus, so doch fast noch trauriger in den vielen deutschen Kleinstaaten oder wie man

sich damals ausdrückte: im Reich. Die Kurfürsten, Herzoge, Fürsten und Grafen bis auf den geringsten Reichsstand hinab waren souveraine Herren geworden und regierten nun auch als „Souveraine“. Mit anderen Worten, sie hielten dafür, daß in ihren Territorien Alles, das Lebendige wie das Todte, ihr alleiniges Eigenthum sei, mit dem sie nach Belieben schalten und walten könnten, und so wurden sie mehr oder minder abscheuliche Tyrannen, welche ihre Unterthanen bis auf's Blut peinigten. Ihr Vorbild war der große französische Despot, Ludwig XIV., und ihr ganzer Hof, ihre ganze Regierungsweise, ihr ganzes Gebahren vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen wurde dem Leben in Versailles nachgebildet. Jeder der hohen regierenden Herren, und hätte er nur eine verschuldete Baronie besessen, würde sich todt geschämt haben, nicht in Paris und Versailles gewesen zu sein, und daß er seine Söhne dahin schickte, um „Mores“ zu lernen, versteht sich von selbst. Freilich wurden sie von den Franzosen wegen ihrer plumpen deutschen Manieren oft genug verspottet, und Viele von ihnen mußten es sich in's Gesicht sagen lassen, sie sprechen französisch wie eine Rohrdommel. Allein was that's? Der deutsche Adel trug beßwegen doch sein Geld nach Welschland, denn nur allein in Paris und Versailles, behauptete er, könne man sich den unumgänglich nöthigen Weltton aneignen. Fast an keinem deutschen Hofe sprach man also eine andere Sprache, als die französische, und ebensowenig durfte eine andere Sitte herrschen. Die Kleidung, das Amöblement, die Etiquette, das Reglement, die Chargen, die Amusements — — Alles, Alles wurde dem Versailler Muster geradezu affenmäßig nachgebildet, und daß somit auch französischer Brunk, französische Verschwendung, sowie insbesondere französische Viederlichkeit und schamlose Schaustellung dieser Viederlichkeit an den Kleinhöfen sich einbürgerte, versteht sich von selbst. Ueberdem mußte jeder deutsche Fürst sein eigenes Versailles haben, und selbst der kleinste ruhte nicht, als bis ein solches, oder wenigstens ein Trianon oder Marly erbaut war. Nun kann man sich aber denken, daß dieß Alles zusammen genommen horrenden Summen verschlang, und verwundert wird der Leser fragen, woher denn die kleinen deutschen Fürsten, die oft nur über ein armes Duodezländchen herrschten, diese Summen



nahmen. Die Antwort ist: sie saugen ihren Unterthanen durch die ruchlosesten Erpressungen den letzten Blutstropfen aus, und wenn schließlich nichts mehr bei ihnen zu erhoffen war, verkauften sie sie als Soldaten an fremde Machthaber. Es gab damals in Europa nicht wenige Staaten, welche die ihnen zu ihren Kriegen nothwendigen militärischen Kräfte unmöglich in den eigenen Landen aufreiben konnten, und unter diesen ragten — außer Oesterreich und Frankreich — besonders Venedig, Holland und England (erstere wegen seiner Kämpfe mit den Türken um Morea, die letzteren zwei wegen ihrer Colonieen in Asien und Amerika) hervor. Woher nun bezogen diese Staaten ihre Armeen? Sie wandten sich an die deutschen Fürsten und von diesen waren wenigstens die kleineren stets bereit, die geforderten Regimenter, das Regiment für hundert- bis zweimalhunderttausend Gulden, an sie zu verkaufen. Man merke aber wohl, diese Regimenter bestanden nicht aus angeworbenen Freiwilligen, weil diese zu viel Geld gekostet hätten, sondern aus Landeskindern, welche die Landesherren mit brutaler Gewalt (zu diesem Behufe hielt man sich eine gewisse Anzahl von rohen Trabanten, die sich schon in aller Herren Ländern herumgetrieben hatten, und diese holten die Bauernbursche Nachts aus den Betten oder stahlen sie von der Straße und dem Acker weg) in den Soldatenrod steckten, und es war also der Verkauf der bewußten Regimenter nichts anderes, als ein Menschenhandel der niederträchtigsten Sorte. Noch mehr, man mußte diesen Handel geradezu einen Mord der Landeskinder nennen, denn die Meisten derselben gingen entweder in den Schlachten zu Grunde oder wurden sie von dem ungewohnten Klima hinweggerafft, und von Tausenden kehrten stets nur Hunderte zurück. Allein was lag hieran, der Menschenhandel trug Geld und zwar sehr viel Geld ein, und auf ehrliche Weise konnte man sich dieses Geld nicht verschaffen. Wenn nun aber die Herren Fürsten ihre Zeit in der oben geschilderten Weise hinbrachten, wenn sie sich mit Nichts beschäftigten, als mit Schlemmen und Prassen, mit Jagden, Festivitäten, Maitressen und Reisen, konnten sie da auch nur eine Minute lang an das Wohl ihrer Unterthanen denken? In der tiefsten Unwissenheit ließ man die Jugend aufwachsen, und keine einzige Duodezregierung dachte daran, für Schulen zu sorgen. Ebenso

wenig beförderte man den Ackerbau, der fast überall ganz im hergebrachten Schlenbrian fortgetrieben wurde, und am allerwenigsten befaßte man sich mit der Hebung des Handels. Gab es doch, einige einzelne große Heerstraßen (die zum Theil noch von den Römern herrührten) ausgenommen, nicht einmal Verbindungswege, auf denen man die Waaren hätte befördern können, denn diese Wege würden ja Geld gekostet haben! Ueberdem legte jeder Fürst an der Gränze seines Territoriums Zollstätten an, und so kam es, daß ein Waarentransport oft an einem einzigen Tag seine zehn oder zwölf Schlagbäume zu passiren hatte. Ganz ebenso hielt man es mit den Wasserstraßen, denn von jedem schiffbaren Flusse gehörte diese Strecke dem souverainen Herrn So und So und jene dem Herrn A. oder U. Hievon kann man sich augenblicklich überzeugen, wenn man eine Karte unseres Vaterlandes aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Hand nimmt und sich die verschiedenen Territorien, welche alle souverain waren, betrachtet. Da wird man zum Beispiel auf der Strecke von Basel bis Koblenz und vom Rhein bis zum Lech mehr als hundert für sich bestehende Herrschaften finden und zudem bilde von diesen Zwergherrschaften nicht eine einzige ein abgerundetes Ganzes, sondern wurde vielmehr stets von anderen ebenso kleinen Herrschaften durchschnitten. Wie konnte nun unter solchen Umständen von Handel und Wandel die Rede sein? Am allerübelsten aber waren damals doch die sogenannten Pfaffenländchen (den Rheinstrom hieß man zu jener Zeit des heiligen römischen Reichs Pfaffenstraße, weil sich da eine geistliche Herrschaft an die andere reihte) daran, ich meine die Territorien, welche von den Herren Äbten, Bischöfen und Erzbischöfen beherrscht wurden, denn in diesen wuchs, wörtlich genommen, das Gras auf den Straßen. Vor lauter Feiertagen und Wallfahrten kam fast kein Mensch zu einer anhaltenden Arbeit; dafür aber erhielten die Leute in den Klöstern und auf den Bischofsitzen magere Bettelsuppen — Pfaffensuppen genannt — um wenigstens nicht Hungers zu sterben. Kein Buch, keine Zeitung durfte ohne doppelte Zensur erscheinen, damit die Unterthanen aus ihrer stillen Vegetation nicht aufgeschreckt würden, und von Schulen sah man natürlich ganz ab. So versumpfte das geistige Leben vollständig;



dagegen aber konnte man keine hundert Schritte machen, ohne auf ein bluttriefendes Heiligenbild zu stoßen, und von Schwarzkitteln, wie man die Herren Patres vom Orden Jesu nannte, wimmelte es förmlich. Gewiß also Zustände, wie man sie sich erbärmlicher gar nicht denken kann, besonders wenn man noch in Rechnung zieht, daß kein Deutscher mehr etwas von einem deutschen Vaterlande wußte. Nein, bei der totalen Ohnmacht des Kaisers und der Allmacht der Kleinen Souveraine kannte man nur noch ein Sachsen, ein Braunschweig, ein Württemberg, ein Bayern, ein Preußen, ein Oesterreich, und nannte dieses sein Vaterland. So zersplitterte sich Deutschland in einige hundert Vaterländer, und in diesen lebten die Unterthanen in der allerkriechendsten Unterwürfigkeit gegen den despotischen Landesherren und seine womöglich noch despotischeren Beamten.

So sah es damals in den deutschen Kleinstaaten aus, und zum Beweise, daß ich in dieser allgemeinen Schilderung noch viel zu milde verfahren bin, will ich nun mit einigen Belegen aus diesem und jenem Fürstenthum aufwarten. Wir versehen uns also zuerst nach Sachsen, also nach jenem deutschen Lande, welches zu Luthers Zeiten noch so mannhafte Regenten aufzuweisen hatte, an dessen Hofe aber jetzt, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, eine Verderbniß herrschte, wie sie unmöglich ärger hätte sein können. Schon der Kurfürst Johann Georg II., der von 1656 bis 1680 regierte, wurde (außerdem, daß er seines Vaters Trunksucht erbte) ein fast slavischer Nachäffer Ludwigs XIV. und suchte diesen verschwenderischen Monarchen durch den Reichthum seiner Garderobe, durch seine üppigen Feste, durch seine magnifiquen Jagden (verbunden sogar mit Löwenhezen), durch seine Schifffahrten und Feuerwerke auf der Elbe, endlich durch seine kostspieligen Opern mit italienischen Sängern und Sängerinnen sogar noch zu übertreffen. Etwas weniger verschwenderisch in solchen Dingen war sein Nachfolger Johann Georg III. (1680—1691); allein einen um so tolleren Aufwand machte er für das Militär, und um diesen bestreiten zu können, verkaufte er schon anno 1687 drei Regimenter seiner Landeskinder an die Venetianer zum Kriege in Morea. Noch weit schlimmer wurde es unter seinem Sohne Johann Georg IV. (1691—1694), denn dieser mißhandelte seine ebenso schöne

als liebenswürdige Gemahlin Eleonore, geborene Prinzessin von Sachsen-Eisenach (und verwittwete Markgräfin von Brandenburg-Anspach) in gemein brutaler Weise und legte sich dafür die sinnliche Sibylle von Reidschütz, eine Tochter des Obersten Rudolph von Reidschütz, als öffentliche Maitresse bei. Sie kostete ihn Millionen, weil er sie mit fürstlicher Pracht umgab, und schon dieß war traurig genug; noch weit trauriger aber für das Sachsenland war es, daß er ihre Mutter, eine geborene von Haugwitz (diese soll eine Buhlschaft seines Vaters, Johann Georg III., gewesen sein) ganz nach Willkühr im Lande schalten und es sogar geschehen ließ, daß diese gräßliche Harpyie in Verbindung mit dem Kammerdirektor Ludwig Gebhard von Hoymb Alles ausraubt. Endlich ließ Johann Georg IV. sein geliebtes „Billchen“ durch den Kaiser zur Reichsgräfin von Rochlitz erheben, und wollte sich dann von seiner Gemahlin scheiden lassen, um die Maitresse zu heirathen. Allein ehe es so weit kam, wurde Letztere am 4. April 1694 schnell von den Blattern hinweggerafft, und drei Wochen später, am 27. April, folgte ihr der Kurfürst, weil von ihr angesteckt, im Tode nach. Nunmehr hofften die Sachsen auf bessere Zeiten; sie kamen jedoch vom Regen in die Traufe, indem jetzt August der Starke Kurfürst wurde. Wir kennen ihn schon diesen August und wissen, wie viel sächsisches Geld nach Polen wanderte, um die polnische Krone für ihn zu gewinnen. Nicht minder wissen wir, daß er dieser Krone halber katholisch werden mußte, und sich dadurch seinen sächsischen Untertanen total entfremdete. Endlich wissen wir noch, daß er, immer wieder wegen dieser Krone, in den nordischen Krieg verwickelt wurde, welcher die gräßliche Occupation Sachsens durch die Schweden zur Folge hatte, und man hätte es kaum glauben sollen, daß das Kurfürstenthum fähig gewesen wäre, so Schweres zu ertragen. Allein das Allerschlimmste habe ich noch nicht einmal berührt, das nämlich, daß August der Starke ein Maitressen- und Günstlingsregiment einführte, gegen welches die Reidschütz-Rochlitz-Affaire als ein völlig unschulbiges Kinderspiel erschien, und man ist daher ganz in seinem Recht, wenn man diesen Fürsten, der an Körperkraft allerdings ein Riese war, mit sittlichem Maßstab gemessen, als den Geringsten der Geringen bezeichnet. Seine Mai-



treffen waren der Reihenfolge nach, Nummer eins: Fräulein von Kessel; Nummer zwei: Aurora, Gräfin von Königsmark, die Mutter des Marschalls Moritz von Sachsen, der, obwohl Deutscher, die Waffen für Frankreichs König führte; Nummer drei: Fatime, Freiin von Spiegel, eine geborene Türkin, die als Kind bei Ofen gefangen und in Sachsen erzogen wurde, Mutter des Grafen Rutowsky, nachherigen sächsischen Feldmarschalls; Nummer vier: Gräfin von Esterle, geborene Gräfin von Lamberg, eine Wienerin, welche August ihrem elenden Gemahl um eine schwere Summe abkaufte; Nummer fünf: Fürstin Lubomirska, eine Polin, nachher zur Reichsfürstin von Teschen erhoben, die Mutter des Chevalier de Saxe; Nummer sechs: Mademoiselle Henriette Renard, eine Warschauer Schenkwirths Tochter und Mutter der Gräfin Orselka, des tollsten Mannweibs von der Welt; Nummer sieben: Baronin von Hoymb, nachherige Reichsgräfin von Cosel, welche, nachdem sie abgedankt war, ihr Leben als Gefangene auf der Festung Stolpen zubringen mußte; Nummer acht: Gräfin von Dönnhoff, eine Polin, die noch mehr Geld verschleuderte, als selbst die Cosel; Nummer neun: Fräulein von Dieskau und endlich Nummer zehn: Fräulein von Osterhausen. Das waren die zehn offenen, sozusagen officiellen Maitressen, die alle ihren eigenen Palast und Hofstaat hatten, gerade wie die Maitressen Ludwigs XIV.; allein außer ihnen unterhielt August der Starke noch eine Menge von Nebenliebschaften, und diese feilen Weiber zusammengenommen, gebaren ihm die hübsche Anzahl von dreihundertundvierundfünfzig Kindern, für welche ohne Ausnahme mehr oder minder fürstlich gesorgt wurde. Unter den Günstlingen sind besonders hervorzuheben, der Großkanzler von Weichlingen, der Oberstkämmerer Graf von Bixthum, der Ministerpräsident Graf von Hoymb, der bairische Graf von Watzdorf, der diebische Graf von Walerbarth und der Obergünstling Generalfeldmarschall Graf von Flemming. Diese sämtliche Günstlinge und Maitressen aber wurden von August dem Starcken mit Reichthümern überhäuft, und was sie nicht geschenkt erhielten, riefen sie mit Gewalt an sich, so daß die Summen, welche sie das Land kosteten, in's Ungeheuerliche anstiegen. Nur allein der Graf von Flemming hinterließ nach seinem Tode ein Vermögen von sechzehn Millionen Thalern,

und seine Wittwe fand daher für gut, hievon freiwillig acht Millionen an den Staatsschatz abzuliefern, um das Uebrige ungestört (sie befürchtete eine gerichtliche Untersuchung darüber, auf welche Weise ihr verstorbenen Gemahl zu dem kolossalen Reichthum gelangt sei) behalten zu dürfen. Daran aber, daß die Günstlinge und Maitressen ganz tolle Summen verschlangen, war es noch lange nicht genug, sondern noch weit mehr kosteten die Bauten und Feste, sowie insbesondere die Hofhaltung, welche an Ueppigkeit diejenige Ludwigs XIV. bei weitem übertraf. In letzterer Beziehung erinnere ich an die Unmasse von Hofämtern, die sämmtlich — der Oberhofmarschall mit seinen Marschällen, der Oberhofstaalmeister mit seinen Stallmeistern, der Oberhofjägermeister mit seinen Jägermeistern, der Oberhofkammerer mit seinen Kammerherren u. s. w. — äußerst reich dotirt waren, sowie an die noch größere Unmasse von niederen Bediensteten, von welchen sich besonders die Heibuden (ursprünglich ungarische Trabanten), die Schweizer (Thürsteher, zu denen man damals riesige Bursche aus den eidgenössischen Urkantonen verwandte), die Mohren (Nubier, als Kutscher besonders gesucht) und der Janitscharen (Aufwärter bei der Tafel in Janitscharen-Uniform) auf indirektem Wege vortrefflich zu stehen wußten. Nicht minder erinnere ich, was die Bauten und Feste anbelangt, an den Japanischen Palast und den Zwinger in Dresden, vor allem aber an die berühmte Moritzburg im Friedwalde, drei Stunden von Dresden, welche mit Fug und Recht das sächsische Versailles genannt wurde. Sodann an die Venusfeste in den Lustgärten, an die Dianenfeste in den Wäldern, an die Neptunfeste auf der Elbe und an die Saturnusfeste im Plauen'schen Grunde. Weiter an die Tourniere, Carroussels, Ringelrennen, Jahrmärkte, Maskeraden, Bauernhochzeiten und Nationalwirthschaften. Endlich an die militärischen Lustlager (nur allein für das bei Mühlberg wurden fünf Millionen Thaler aufgewendet), und an die Hochzeiten der Söhne und Töchter August's des Starken, bei denen er stets besonderen Glanz (die theuerste war übrigens die seines legitimen Sohnes mit der Tochter Kaiser Josephs I., denn die Kosten beliefen sich auf volle sechs Millionen Thaler) entfaltete. Gewiß es war eine Verschwendung sonder Gleichen, und das dazu nöthige kolossal viele Geld konnte,



nachdem man es vergeblich mit sogenannten Goldmachern (an jedem kleinen deutschen Hofe traten damals, weil man des Geldes ewig bedürftig war, derlei alchymistische Abentheurer und Betrüger auf, auch am Dresdener, wo insbesondere der berühmte Johann Victor von Klettenberg es so arg trieb, daß ihn August der Starke schließlich mit dem Schwerte hinrichten ließ) versucht hatte, nur durch die ruchlosesten Erpressungen aufgebracht werden. Darum waren dem Könige August II. auch nur solche Minister genehm, welche ganz neue Steuern (wie z. B. eine allgemeine Kopf- und Vermögenssteuer, eine Besoldungssteuer, eine Rangsteuer, eine Dorfacciosteuer, eine Generalconsumtionsordnung und andere Abgaben mehr) zu erfinden vermochten und sich überhaupt als Blutsauger erster Sorte bewährten. Die Folge aber war, daß das sächsische Volk mehr und mehr verarmte und fast bei keiner Gelegenheit, nicht einmal bei den großartigen Festen, welche doch sonst der Zuschauer eine Menge herbeilodeten, mehr eine Freude am Dasein zeigte. Noch muß ich übrigens bemerken, daß es sich — ein langer Despotismus erzeugt nothwendig tiefdemüthige Kriecherei — geduldig in Alles fügte und nur über Eines in Zorn ausloderte. Das geschah, als der König anfang, sein großes stehendes Heer, dessen er in Polen und zum nordischen Krieg bedurfte, nicht mehr durch freiwillige, geworbene Söldner zu ergänzen, sondern durch gewaltsam gepreßte Rekruten aus den verschiedenen Gemeinden des Landes. Diese gewaltsam Gepreßten, die man durch eigene Rekrutenfänger (eine Erfindung des Generalfeldmarschalls von Flemming) bei Nacht und Nebel aus den Betten holte, wurden dann auf der Folter zum Fahneneid gezwungen und sofort zu der Armee nach Polen gebracht; allein man hatte Mühe, taugliche Subjekte zu finden, weil sich die jungen Burschen den Pressern vielfach durch die Flucht zu entziehen wußten, und hierin von ihren Angehörigen, trotz der furchtbaren Strenge, mit der man derlei „Aufruhr“ (so hieß man die gerechte Nothwehr) regelmäßig bestrafte, immer unterstützt wurden. Endlich, am 1. Februar 1733, starb dieser von seinen fürstlichen Mitgenossen vielfach angestaunte und beneidete, von seinem Volk aber verfluchte Despot, und abermals hofften jetzt die Sachsen, daß eine bessere Zeit für sie anbrechen werde. Wußte man ja doch von seinem Sohn und

Nachfolger, daß sich seine Gemahlin über seine Untreue nicht beklage, und daß also jedenfalls die skandalöse Maitressenwirthschaft seines Vaters aufhören werde! Auch bestätigte sich dieß nachher vollkommen, allein wurde es deswegen besser? Nicht um das Geringste, denn August III. mußte sich die polnische Krone, welche er natürlich ebenfalls anstrebte, mit denselben Mitteln — mit sächsischem Geld und sächsischen Truppen — erkämpfen, wie sein Vater. Ueberdem welche kolossale Summen verschwendete er nicht an katholische Kirchen und Andachtsübungen, während doch außer ihm selbst und seiner Gemahlin, sowie verschiedenen Hofbediensteten ganz Sachsen dem Protestantismus huldigte! Weiter erinnere ich an die großartigen Jagden, die er fast allwöchentlich abhielt, sowie an die immensen Kosten der Oper und der an derselben angestellten Italiener und Italienerinnen, der Cerrini, Marcolini und Piatti. Endlich aber, und das war die Hauptsache, welche ein gräßlicher Blutsauger war nicht sein allmächtiger Günstling, Heinrich von Brühl, der Sohn eines armen Weigenfels'schen Hofmarschalls, der es aber unter August III. zum Reichsgrafen und Premierminister mit einem wahrhaft fürstlichen Einkommen brachte! Er spielte in Sachsen-Polen dieselbe Rolle, welche einst in Constantinopel die Großvezire und in Frankreich die Majores-domi gespielt hatten, und seine Gewalt über den verstandeslosen König war eine unbegrenzte. Wie aber benützte er diese Gewalt? Für's erste entfernte er alle die vom Hofe, welche, wie der Graf Sulkowsky, es hätten versuchen können, dem Könige die Augen zu öffnen. Für's zweite ließ er sich von seinem Herrn eine Baronie und Herrschaft nach der anderen schenken, wie z. B. die Herrschaft Forsta und Pforten in der Niederlausitz, wie weiter die Baronie Gangloffsimmern mit vier Dörfern, und wie endlich die Starostie Zips, welche die Größe eines kleinen Fürstenthums hatte, von anderen kleineren Gütern gar nicht zu reden. Für's dritte vereinigte er in seiner Person eine Menge der einträglichsten Aemter, und von allen diesen Aemtern, die er neben seinem obersten Ministerposten bekleidete, bezog er die Besoldungen, so daß er einen regelmäßigen Gehalt von fast 80,000 Thalern — damals eine horrend Summe — bezog. Zum vierten ließ er sich von auswärtigen Mächten, besonders von Oesterreich und Ruß-



land, sogenannte Jahrgelder bezahlen, d. h. er ließ sich von diesen Mächten bestechen und handelte dann rein in ihrem Interesse. Zum fünften entlehnte er von den reichen Kaufleuten in Leipzig unter dem Titel einer „freiwilligen Contribution“ bedeutende Summen und dachte nie daran, dieselben zurückzuzahlen. Zum sechsten endlich be-  
stahl er die öffentlichen Kassen in der frechsten Weise, um sie dann, theils durch die drückendsten Steuern, theils durch eine himmelschreiende Kabinettsjustiz, bei der um Geld Alles feil war, wieder zu füllen. Durch all' dieß zusammen, wurde es ihm möglich, einen Aufwand zu machen, wie kein anderer Minister je vor und nach ihm, und selbst der des Königs mußte hinter dem seinigen zurückstehen. Er hielt sich über zweihundert Bediente und hatte eine eigene Leibwache, die er noch verschwenderischer bezahlte, als seiner Zeit der Cardinal Richelieu, der Beherrscher Ludwigs XIII. Seine Garderobe, die er natürlich nur in Paris anfertigen ließ, war die glänzendste damaliger Zeit, und mit ihr harmonirte die Ueppigkeit seiner Tafel (die Pasteten wurden auch aus Paris bezogen) in allen Stücken. Von der Herrlichkeit seines Palastes aber, dessen innere Einrichtung natürlich ebenfalls der Hauptstadt von Frankreich entstammte, gibt noch jetzt die sogenannte Brühl'sche Terrasse, die reizendste öffentliche Promenade in Dresden, Zeugniß, und in diesem Palaste feierte man Feste, deren Luxus in's Unbegreifliche ging. Das war das Glück, welches die Kurfürsten von Sachsen am Ende des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihren Unterthanen bereiteten!

Nicht viel Besseres ist von Bayern zu berichten. Maximilian's I., der im dreißigjährigen Krieg eine so hervorragende Rolle spielte, Sohn und Nachfolger Ferdinand Maria (1651—1679) zeichnete sich durch eine Bigotterie ohne Gleichen aus, und durch den Einfluß seines Beichtvaters, des Pater Privigniani, floß fast alles Geld des Landes in die Taschen der Geistlichkeit. Seinen Unterthanen dagegen entzog er vollends alle Rechte, die sie aus dem dreißigjährigen Krieg noch gerettet hatten, und anno 1669 wurde der letzte Landtag abgehalten. Sein Hauptgünstling war sein Oberhofmarschall, der Graf — nachher Fürst — Herrmann Egon von Fürstenberg, der Bruder

jener beiden Hochverräther Franz Egon und Wilhelm Egon, von denen ich schon früher berichtete, und dieser von Frankreich bestochene Günstling, der nach und nach bis zum Obersthofmeister und Präsidenten des Geheimenraths avancirte, leitete den Kurfürsten natürlich ganz im französischen Interesse. Nicht minder erhielt der ganze Hof in Sprache, Kleidung, Etiquette und Festivitäten einen durchaus französischen Anstrich, und um nun auch ein französisches Lustschloß zu besitzen, legte Ferdinand Maria in Verbindung mit seiner Gemahlin Abbelheid, einer savoyischen Prinzessin, den Grund zu dem Schlosse Nymphenburg mit seinem großartigen Parke. Im Uebrigen zeichnete sich dieser Kurfürst durch Nichts mehr aus, als durch eine ungeheure Prachtliebe, und nur allein an die Stickerie seines Paradebettes ließ er zwei Centner und neunzehn Pfund Gold verschwenden. Noch weit schlimmer erging es den Bayern unter seinem Sohn und Nachfolger Maximilian II. Emanuel (1679—1726), denn weil er sich im spanischen Erbfolgekriege hochverrätherischer Weise mit den Franzosen verbündete, wurde, wie wir bereits erzählt, sein Kurfürstenthum von Oesterreich erobert, und während der langen Besitznahme auf's gräßlichste ausgeplündert. Das war aber nicht das Einzige, sondern als großer Franzosenfreund und Bewunderer Ludwigs XIV. (sein Erzieher war der Franzose Henry Marquis de Beauveau gewesen) trat Max Emanuel natürlich auch in Sachen des Maitressenthums in die Fußstapfen des französischen Königs, und nach einander spielten eine Gräfin Kaunitz, eine Baroness von Louchier, nachherige Gräfin Arco, eine Gräfin Wehlen, eine Venetianerin Canossa, eine Gräfin Paar, ein Fräulein von Singendorf und noch unzählige kleinere Amourschaften ihre verderblichen Rollen. Nicht minder wurde am Hofe nur noch französisch gesprochen, und die Tourniere, die Carroussels, die Maskeraden, die Schlittensfahrten, die Gartenfeste und wie die Lustbarkeiten sonst hießen, waren reine Nachbildungen der Festivitäten von Paris und Versailles. Am ärgsten übrigens trieb es Max Emanuel in Brüssel, wo er als Statthalter der spanischen Niederlande Jahre lang (von 1701 bis 1702) residirte, denn hier verschwendete er für Maitressen und Pferde, seine beiden Hauptliebhabereien, solch' außerordentliche Summen, daß ihm aus Bayern dreifache Steuern (ein Sprüchwort in Bayern



sagte: „der Kurfürst brodt den Niederlanden sein Bayern ein“, und ein anderes: „in Brüssel geht's zu, wie im ewigen Leben“) nachgeschickt werden mußten. Nach Beendigung des spanischen Erbfolgekriegs wieder in München residirend, erweiterte er das Schloß Nymphenburg in der großartigsten Weise (von ihm stammt die Pagodenburg, die Badenburg und das bewundernswerthe Wasserwerk im großen Parke) und erbaute dann in einer Entfernung von nur zwei Stunden, um doch auch ein eigenes Versailles zu haben, das Schloß Schleißheim, dessen große Marmortreppe wegen ihrer Pracht jetzt noch bewundert wird. Freilich kostete das Alles zusammen unendlich viel Geld, und da somit die gewöhnlichen Einkünfte trotz der dreifachen Steuern nicht zureichten, so erhielt das Kurfürstenthum eine Schuldenlast von über dreißig Millionen Gulden. Ganz dasselbe Glück bereitete den Bayern Max Emanuels Sohn und Nachfolger Karl Albert (1726—1745), von welchem übrigens erst später des Näheren die Rede sein wird, denn auch er hielt sich einen ganzen Cyclus von Maitressen, von welchen ihn Dreie, die schöne Sophie von Ingenheim, die Gräfin Josepha Topor-Morawitzka und die Gräfin Eleonor Fugger besonders lange beherrschten. Auch hatte er noch eine andere Hauptliebhaberei, nämlich für Jagdhunde, und aus aller Herren Ländern kaufte er sich die theuersten Exemplare zusammen. Nicht bloß aber dieß, sondern es galt auch als schweres Verbrechen, einen dieser Hunde zu beleidigen, und Wildddiebe — selbst Bauern, welche die Sauen und Hirsche aus ihren Feldern trieben, damit nicht ihre Saaten zerstört wurden — wurden unnachsichtlich mit dem Tode bestraft. Noch führe ich an, daß unter Karl Albert anno 1735 das verderbliche Lottospiel in Bayern eingeführt wurde, und zwar nach dem Muster des päpstlich-römischen, von dem man wußte, daß es der Regierung (obwohl auf Kosten der Wohlfahrt des Volkes) viel Geld eintrage.

Wir versetzen uns nun an den Hof von Hannover, dessen ersten Kurfürsten Ernst August der Leser bereits kennen gelernt hat. Der unmittelbare Vorgänger dieses Ernst August war der Herzog Johann Friederich, der sich anno 1649 zur katholischen Religion bekehren ließ, und dann nach seinem Regierungsantritt, anno 1665, Alles that, um

seine gutprotestantischen Unterthanen katholisch zu machen. Deutsche Gesinnung besaß er gar keine, und deshalb stellte er auch dem Könige Ludwig XIV. ein bedeutendes Söldnerheer, um damit in den Jahren 1672 bis 1679 den Kaiser Leopold I. zu bekämpfen. Nicht minder lebte er in seinem verarmten Lande mit unsinniger Pracht ganz nach französischem Muster, und um das Geld aufbringen zu können, verkaufte er 6000 seiner Unterthanen an die Venetianer zum Krieg in Morea. Ganz in seine Fußstapfen trat in dieser letzteren Beziehung — Verkauf von Landeskindern an die Venetianer — sein jüngster Bruder und Nachfolger Ernst August (1679—1698); auf die Seite der Franzosen dagegen stellte er sich nicht, sondern wußte sich vielmehr, wie uns bekannt, dadurch den Kurhut zu erwerben, daß er dem deutschen Kaiser in dem neuen Krieg gegen Ludwig XIV., anno 1686, ein bedeutendes Truppencorps zu Hülfe sandte. Unter ihm gewann also Hannover in seiner äußerlichen Machtstellung, in allem Uebrigen aber erwies sich Ernst August als einen Regenten, der aller Sittlichkeit und allem Recht Hohn sprach. Seine Gemahlin war die ebenso hochgebildete als anmuthige pfälzische Prinzessin Sophie, mütterlicherseits eine Enkelin des Königs Jakob I. von England, und wegen dieser ihrer Abstammung aus dem Hause Stuart wurde nachher ihr und Ernst August's erstgeborener Sohn Georg Ludwig unter dem Titel Georgs I. König von Großbritannien. Ernst August vernachlässigte jedoch diese seine Gemahlin vollständig und lebte offen mit seiner Maitresse Clara Elisabeth, geborene von Maisenbuch, deren Scheingatten, einen armen Kammerherrn, mit Namen Franz Ernst von Platen, er nach und nach zum Oberstallmeister, Premierminister und Reichsgrafen beförderte. Sie, die Maitresse, eine Buhlerin der niedrigsten Sorte und zugleich ein Weib voller schlimmen Leidenschaften, dominirte Alles, und blindlings mußten ihr die Hof- wie die Staatsdiener gehorchen. Durch sie kam auch anno 1682 die Heirath des Kurprinzen Georg Ludwig (des nachherigen Georg I.) mit Sophie Dorothee, der einzigen Tochter oder vielmehr des einzigen Kindes des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Celle, wie wir bereits berichtet haben, zu Stande, denn die Vereinigung von Celle mit Hannover brachte ihr persönlich große pecuniäre Vortheile. Nicht minder



aber wußte sie es, damit ihr Einfluß auf den Sohn und Nachfolger kein geringerer sei, als auf den Vater und Regenten, dahin zu bringen, daß der Kurprinz ihre eigene jüngere Schwester, die Frau von dem Busche (nachherige Generalin Weich) zur Maitresse nahm, und wie der Prinz dieser Dame müde wurde, vermittelte sie in der Person einer Verwandtin, der schönen Irmengard Melusine von der Schulenburg, eine Nachfolgerin ihrer Schwester, damit der Kurprinz nicht etwa in Hände gerathe, die ihr unliebsam gewesen wären. Das Maitressenthum florirte also in Hannover in der gemeinsten Schamlosigkeit; allein daran war es noch lange nicht genug, sondern dasselbe verband sich auch noch mit der Missethat und am Ende selbst mit dem brutalsten Meuchelmord. Die Kurprinzessin Sophie Dorothee fand sich, nachdem sie ihrem Gemahl einen Sohn und eine Tochter geboren hatte, von demselben mehr und mehr vernachlässigt, und wie sie nach den Gründen forschte, brachte sie es heraus, daß er schon lange (alle Welt in Hannover wußte dieß und nur ihr war es bis jetzt verborgen geblieben) die Melusine von der Schulenburg als Maitresse unterhalte. Natürlich fühlte sie sich hiezu auf's höchste gekränkt, und hiezu war sie um so mehr berechtigt, als die Maitresse ihr sowohl was körperliche Schönheit, als auch was geistige Bildung anbelangt, total nachstand. Von nun an kam's nicht selten zu häuslichen Scenen, sowie nicht minder dazu, daß Sophie Dorothee sich bei ihren Schwiegereltern über ihren Gemahl beklagte. Allein die Scenen führten nur dazu, daß ihr Gemahl, ein sehr roher brutaler Herr, sie nicht selten sogar körperlich mißhandelte, und die Klagen bei den Schwiegereltern endeten immer mit einer Abweisung. Die Schwiegermutter Sophie nämlich erklärte, nicht genug Einfluß zu haben, um eine Aenderung herbeiführen zu können, und verwies die Söhnerin auf die eigene traurige Stellung der Gräfin Platen gegenüber. Noch weniger nahm sich der Kurfürst Ernst August der Klägerin an, sondern bedeutete sie vielmehr immer kurzweg, ihn mit solchen Kleinigkeiten nicht zu behelligen. Natürlich, denn so instruirte ihn seine langjährige Beherrscherin, die Gräfin Platen, welche schon deswegen auf Seiten des Kurprinzen und seiner Maitresse stand, weil sie diese Verbindung ihrer eigenen Machtstellung wegen selbst ge-

schaffen hatte. Noch mehr aber bedrücken, weil die Kurprinzessin das familiär zudringliche Entgegenkommen der Gräfin Platen stets kalt und stolz zurückgewiesen und derselben nur zu oft ihre Verachtung offen genug gezeigt hatte. Durch dieß alles zusammen genommen wurde die Lage der Sophie Dorothee mit jedem Tage eine unheimlichere und ihre Stimmung gränzte oft an Verzweiflung. Sie fand aber keinen Ausweg, sich zu helfen, da sie ringsum nur Feinde sah, die meist eine Freude an ihrer Verzweiflung hatten. Da kam im Jahr 1690 der Graf Philipp von Königsmark an den Hof von Hannover und fand alsbald eine Anstellung als Oberst des Regimentes der Garbedragonier. Er war ein sehr schöner Mann in der vollsten Manneskraft, und die sinnliche Gräfin Platen warf daher alsbald ihr Auge auf ihn. Auch ruhte sie in ihrer stürmischen Leidenschaftlichkeit nicht, als bis sie ihn in ihre Nähe gezogen hatte, und von nun an durfte er nur noch ihr allein leben. Dessen ungeachtet konnte es nicht fehlen, daß der Graf oft und viel in die Nähe der Kurprinzessin kam, und sofort flammte in Beiden die Erinnerung auf. In ihrer frühesten Jugend nämlich hatten die Zwei ganze Tage zusammenverlebt, weil ihre Mütter Freundinnen gewesen waren, und an dem kleinen Hof von Celle nannte man sie damals nur die Unzertrennlichen. Freilich lagen zwischen Jetzt und Damals vielleicht zwanzig Jahre, allein wie gesagt, die Erinnerung flammte deswegen doch auf. Zudem, wie der Graf sich durch den Augenschein überzeugte, in welcher trauriger Lage sich die Kurprinzessin befand, wurde er zum innigsten Mitleid hingerissen, und die Prinzessin ihrerseits, diese Theilnahme in seinen Augen lesend, sagte das vollste Vertrauen zu ihm. So entstand nach und nach ein Freundschaftsbund zwischen ihnen, und dieser Bund wurde um so inniger, als sie ihn Beide vor Jedermann (er wegen der Eifersucht der Gräfin Platen, sie um den Verdacht ihres brutalen Gemahls nicht zu wecken) in den Schleier des tiefsten Geheimnisses hüllen mußten. Endlich vertraute die Prinzessin ihm an, daß sie es in ihrer jetzigen Lage nicht mehr aushalten könne, und sofort schwur er ihr zu, daß er sie, und wäre es mit Gefahr seines Lebens, aus derselben befreien wolle. Daraufhin wurde zwischen ihnen abgemacht, daß er ihr zur Flucht zu ihrem Vetter Anton Ulrich, dem Herzog von Braun-



schweig-Wolfenbüttel, einem alten Herrn, der ihr immer besondere Freundschaft erwiesen, verhelfen solle, und zu diesem Behufe trat er Anfangs Sommer 1692 aus den Hannoverischen Diensten aus, um sich dafür in die des Kurfürsten August des Starken von Sachsen zu begeben. Von Dresden reiste er dann über Wolfenbüttel, wo er sich mit dem Herzog Anton Ulrich verständigte, in den ersten Tagen des Juni 1692 nach Hannover zurück, unter dem Vorgeben, seine dortigen Angelegenheiten definitiv in's Reine bringen zu wollen; in Wahrheit aber zu keinem anderen Zwecke, als nunmehr die beabsichtigte Flucht in's Werk zu setzen. Allein so heimlich er auch seine Vorbereitungen traf, so konnten sie doch der Gräfin Platen nicht verborgen bleiben, da sie ihn von allen Seiten mit Spionen umgab. Schon lange vor seinem Austritt aus den Hannöberischen Diensten war sie wüthend über ihn geworden, denn je mehr seine Freundschaft zu Sophie Dorothee wuchs, um so weniger Zeit widmete er ihr, und am Ende hatte sie es nur zu gut empfunden, daß ihre ausschweifenden Liebeszudringlichkeiten ihn anzuedeln begannen. Noch wüthender wurde sie, als er sich in sächsische Dienste begab, und wie er nun vollends nach seiner Rückkehr von Dresden sie nicht weiter mehr beachtete, als es die Etiquette erforderte, gerieth sie förmlich außer sich. Demgemäß eilte sie, nachdem sie durch ihre Spione erfahren, daß die Kurprinzessin höchstwahrscheinlich — ganz gewiß wußte sie es natürlich nicht — im Sinne habe, mit dem Grafen von Königsmark zu entfliehen, am Mittag des 1. Juli 1692 zum Kurfürsten Ernst August, ihrem langjährigen Sklaven, und stellte ihm vor, daß diese Flucht unter allen Umständen, und wäre es durch eine Gewaltthat, verhindert werden müsse. Der Kurfürst aber, das Aufsehen, welches eine solche Flucht nothwendig machen mußte, fürchtend, gab ihr alsbald schriftliche Vollmacht, ganz nach Gutdünken zu verfahren. Am Spätabend des 1. Juli nun hatte der Graf von Königsmark mit der Kurprinzessin in deren Zimmern im Residenzschlosse von Hannover eine letzte Unterredung, um die Flucht endgültig festzustellen, und wie er darauf gegen Mitternacht über den Corridor nach der Treppe zuschritt, wurde er plötzlich von vier kurfürstlichen Leibtrabanten unter der Anführung eines Sergeanten, Namens Buschmann, und in Gegenwart der Gräfin

Platen meuchlings von hinten überfallen. Diese Trabanten nämlich hatte die Gräfin am Abende zu dem Meuchelmord gegen hohen Lohn gebungen, und natürlich war ihre Wahl nur auf solche gefallen, welche, weil sie schon in aller Herren Ländern, auch in Italien, wo die Dolchstöße zu Hause sind, gebient, einen Mord auf die leichte Achsel nahmen. Der Graf von Königsmark, obwohl gleich beim Ueberfall schwer verwundet, wehrte sich mit dem kurzen Dolche, den er trug, mannhaft, allein angefeuert von der Gräfin drangen die Mörder nur um so hitziger auf ihn ein und nach wenigen Minuten schon hauchte er sein Leben aus. Daraufhin ließ die Gräfin den Leichnam in ein geheimes Gemach werfen, das man gar nicht benützte, und da man die andere Nacht einige Tragkörbe voll ungelöschten Kalks nachschüttete, vermoderte der Körper ohne Zweifel in sehr kurzer Zeit, ohne besonderen Geruch im Schlosse zu bereiten. So verschwand der Graf von Königsmark aus dem Leben und eine Bestrafung dieser Missethat fand nie statt, weil Niemand die Mörder belangen konnte. Auch läugnete der Kurfürst Ernst August beharrlich etwas von dem Verschwinden des Grafen zu wissen, obwohl er den Befehl zu diesem Mord selbst ausgestellt hatte, und erst lange nach seinem Tode wurde das verbrecherische Geheimniß aufgedeckt. An dem Mord des Grafen selbst übrigens hatte man noch nicht genug, sondern man schritt auch noch in derselben Nacht zur Verhaftung der Kurprinzessin Sophie Dorothee, indem man sie des Ehebruchs mit dem Ermordeten beschuldigte. Sie bewies ihre Unschuld durch das Zeugniß ihrer Kammerfrauen, welche stets allen Unterredungen mit dem Grafen angewohnt hatten, und man konnte ihr also schließlich nichts vorwerfen, als daß sie beabsichtigte, vom Hannöverischen Hofe zu entfliehen. Dessenungeachtet sprach das servile hannöverische Consistorium die Ehescheidung von ihrem Gemahle aus, und daraufhin brachte man sie, damit sie nicht im Stande sei, all' diese Niederträchtigkeiten zu veröffentlichen, als Staatsgefangene nach dem Schlosse Ahlden an der Aller, wo sie erst nach zweiunddreißigjähriger Haft am 13. November 1732 starb. „Und was that nun der Kurprinz Georg Ludwig — schritt er sofort zur zweiten Ehe?“ Gott bewahre, sondern er lebte fortan öffentlich mit der Melusine von der Schulenburg und das



Maitressenthum florirte also am Hofe von Hannover mehr als je. Nicht allzulange hernach, im Januar 1698, starb der Kurfürst Ernst August und sein Nachfolger wurde natürlich Georg Wilhelm. Sobald Dieser aber die Regierung angetreten hatte, ließ er das Schloß Herrenhausen, nahe bei Hannover, bisher ein ganz einfaches Gebäude, mit ungeheuren Kosten in ein prächtiges Versailles umbauen, und nicht minder prächtig war der Park, den er um dasselbe, natürlich mit Hülfe französischer Künstler, anlegte. In diesem Schloß und Park feierte man dann die herrlichsten Feste, und auf allen paradirte Melusine von der Schulenburg als Königin der Schönheit und Liebe. Ja man hielt dafür, daß sie diese Stellung für ihr ganzes Leben behalten werde; allein siehe da, schon im Jahr 1700 fand es der Kurfürst Georg Ludwig höchst langweilig, nur eine einzige Maitresse zu haben, und legte sich also eine zweite bei. Gewiß, er entließ die erste nicht, wie es sonst seine Regenten-Collegen, wenn sie eine neue Leidenschaft erfaßte, im Brauche hatten, sondern behielt sie neben der zweiten, und man erlebte nun das Schauspiel eines Doppelmaitressenthums. Doch, wird der Leser fragen, wer war diese Zweite? Keine andere, als die Tochter der Gräfin von Platen, der langjährigen Maitresse Ernst August's, mit Namen Sophie Charlotte, also eine Dame, die höchst wahrscheinlich Georg Ludwigs eigenen Vater zum Erzeuger hatte. Zum Maitressenthum kam also jetzt auch noch die Blutschande, allein die junge Platen reizte seine Sinne durch ihre merkwürdig üppige Körperformen, und so bekümmerte er sich um eine solche Kleinigkeit, die eigene Schwester zur Geliebten zu haben, nicht im Geringsten. Im Gegentheil, er fand so großen Gefallen an ihr, daß er für sie, nachdem er ihr den Grafen von Kielmannsegge zum Scheingemahl gegeben, das Lustschloß Fantaisie, zwischen Hannover und Herrenhausen, erbaute, und Millionen über Millionen an sie verschwendete. Merkwürdig übrigens, auch das Doppelmaitressenthum genügte dem Kurfürsten in die Länge nicht, und im Dezember 1706 erfuhr man, daß es nunmehr drei Gunstdamen am Hofe gebe. Und merkwürdig, auch diese dritte Maitresse gehörte in die nächste Verwandtschaft, denn sie, Sophie Karoline, geborene von Uffeln, war die Gattin des Oberkammerherrn Ernst August von Platen, des Sohnes der ehemaligen

Maitresse des Kurfürsten Ernst August, als dessen Vater man allgemein den Letzteren bezeichnete! Auch sie, die Gemahlin des Halbbruders, kostete den Kurfürsten Georg Ludwig schweres Geld, denn sie verlangte ihren eigenen Hofstaat, und um Hof halten zu können, mußte ihr das Lustschloß Montbrillant an der großen Allee nach Herrenhausen erbaut werden. Also drei Maitressen zumal; hatte man je vorher etwas Aehnliches erlebt? Freilich kam es unter den Dreien oft und viel zu schweren Mißhelligkeiten, weil immer die Eine die Andere verdrängen wollte, allein der Kurfürst gab keiner Klage Gehör, und so mußten sie sich wohl oder übel in das Unvermeidliche fügen. Auch nahm diese Dreimaitressenwirthschaft selbst dann kein Ende, als der Kurfürst im August 1714 nach dem Tode der Königin Anna von England den brittischen Thron bestieg, denn sowohl die Melusine als die Kielmannsegge und die Platen begleiteten ihren Galan nach England, und ließen sich dort — unter dem Gespött der Engländer — hohe Titel und Gnaden von ihm verleihen.

Weniger Gräßliches ist von dem anderen Zweige des Welfenhauses, nämlich von den Herzogen von Braunschweig-Wolfenbüttel zu berichten; die Entsittlichung aber herrschte in Wolfenbüttel gerade so gut, als an irgend einem anderen kleinen Hofe Deutschlands. Insbesondere war der bereits genannte Herzog Anton Ulrich (1685 bis 1714) ein Frauenjäger, wie Wenige, und diese seine Leidenschaft verließ ihn selbst im höheren Alter nicht. Auch erbaute er sich ebenfalls sein Versailles, ich meine das Lustschloß Salzdahlum, und seine üppige Hofhaltung dorten war ganz nach französischem Muster eingerichtet. Was aber sein Wesen am besten kennzeichnet, ist das, daß er anno 1710, fast achtzig Jahre alt, noch zum Katholicismus übertrat und von da an seine Unterthanen zwingen wollte, ihm zu Lieb ebenfalls die Religion zu wechseln. Noch unsittlicher, als er, lebte sein Sohn und Nachfolger August Wilhelm, der sich von seinem Günstling, dem Baron von Dehn, vollständig leiten ließ, und denselben auch zugleich mit Reichthümern überhäufte. Dieser Herzog starb aber schon im Jahr 1771, und nun übernahm sein Bruder Ludwig Rudolph die Regierung, weil er selbst keine Söhne hatte. Jetzt kam wieder einige Ordnung in die Finanzen, allein leider starb Ludwig Rudolph, ebenfalls



söhnelos, schon anno 1735, und nun folgte Herzog Karl von der Nebenlinie Braunschweig-Bevern. Was jetzt für tolle Tage kamen! Der neue Herzog nämlich zählte bei seinem Regierungsantritt kaum zwanzig Jahre, und glaubte als unumschränkter Herr, der er plötzlich wurde, das Recht zu haben, kein einziges Vergnügen zu theuer zu finden. Seine Hofhaltung gestaltete sich also zu einer der verschwenderischsten und ein Fest verdrängte das andere. Nicht minder verschlangen kostspielige Reisen nach Venedig zum dortigen Carneval ungeheure Summen, und noch mehr kosteten die „Freundinnen“, mit denen sich der Herzog umgab. Woher nun das Geld zu diesem kolossalen Aufwand nehmen? Ei, das Factotum des Herzogs, der Minister Schließstädt, wußte den jüdischen Finanzgrößen Hamburgs den kleinen Staat Wolfenbüttel als so zahlungsfähig hinzustellen, daß dieselben Anlehen über Anlehen gewährten, bis endlich die Schuld auf zwölf Millionen Thaler anwuchs. Jetzt freilich stand der Bankrott vor der Thüre, und nur die schnellste Entlassung des Schließstädt, sowie die Ernennung des Erbprinzen zum Mitregenten konnte die Schmach abwenden.

Wir wenden uns nun nach dem Herzogthum Württemberg. Dieses erbte nach dem schnellen Tode des Herzogs Wilhelm Ludwig (Januar 1677) dessen kaum anderthalbjähriger Sohn Eberhard Ludwig, und somit trat unter dem Oheim des Minderjährigen, dem Herzog Friederich Karl, für die nächsten fünfzehn Jahre eine vormundschaftliche Regierung an. Diese Zeit war für Württemberg eine höchst traurige, denn damals richteten die Franzosen unter dem General Mélac jene gräßlichen Verwüstungen, von denen ich bereits berichtet habe, im Lande an, und der Herzog-Administrator, ein ebenso schwacher als kopfloser Herr, that nichts, um das Elend abzuwenden. Darum als Eberhard Ludwig, im Februar 1693, vom Kaiser für volljährig erklärt, die Regierung antrat, konnte er, wohin er auch blickte, nichts als Jammer und Noth sehen, und sicherlich wäre es daher eine schöne Aufgabe für ihn gewesen, die tiefen Wunden seines Herzogthums zu heilen. Allein erzogen wie die anderen Fürstensöhne damaliger Zeit gefiel er sich nur darin, in seinem Duodezstaate einen anderen Ludwig XIV. zu spielen, und weil ihm seine fromme Ge-

mahlin Elisabeth, Tochter des Markgrafen Friederich Magnus von Baden-Durlach, etwas langweilig vorkam, warf er sich in die Arme einer Buhlerin. Diese war die viel berühmte Wilhelmine von Grävenitz, und zugeführt wurde sie dem Herzog durch ihren eigenen Bruder, Friederich Wilhelm von Grävenitz, einem armen Mecklenburgischen Edelmann, der am württembergischen Hofe einen Kammerjunkerposten erhalten hatte. Zum Schein verheirathete Eberhard Ludwig die Geliebte an einen Grafen von Würben, einen Oesterreicher, und gab demselben den Titel und die Besoldung eines Landhofmeisters, jedoch unter dem Beding, daß er beständig im Ausland leben müsse. Die Grävenitz dagegen, das ist die neuverehelichte Gräfin von Würben oder die Landhofmeisterin, wie sie sich von jetzt an nennen ließ (das Volk verwandelte diesen Namen in „Landverderberin“) erhielt in Stuttgart, der Residenz des Herzogs, ihr eigenes Palais, und residirte allda mit einer Pracht, von der man vorher in Württemberg keinen Begriff hatte. An dieser Pracht aber genügte es ihr nicht, sondern sie mischte sich auch in die Regierung, und ohne ihre Einwilligung durfte gar Nichts dekretirt werden. Warum auch nicht? Ihre Reize und Buhlkünste hielten den Herzog so gefangen, daß er blindlings ihren Anordnungen folgte, und nicht ein einziges Mal in den nächstfolgenden zwanzig Jahren machte er auch nur den Versuch, sich der ihm aufgelegten Ketten zu entledigen. Eines übrigens genirte die herrische Dame gewaltig, das nämlich, daß die wirkliche Herzogin, die rechtmäßige Gemahlin Eberhard Ludwigs, ihrem Palais gegenüber, im herzoglichen Schlosse Hof hielt und durch keine Machinationen und Beleidigungen dazu gebracht werden konnte, zu ihren Eltern nach Durlach zu entfliehen. Darum ging die Maitresse ihren herzoglichen Sklaven alsbald an, in nächster Nähe von Stuttgart, aber doch weit genug entfernt, um von der rechtmäßigen Herzogin nicht mehr belästigt zu werden, eine neue Residenz zu erbauen. Man merke wohl, nicht etwa bloß ein Lustschloß, um darin zu wohnen, wollte sie haben, sondern eine ganz neue Residenz, also eine Stadt, in welcher alle zum Hofe gehörigen Beamten und Diener, zusammen mit allen Gewerben und Handlungen, die mit dem Hofe zu thun hatten, ihren Sitz haben sollten — eine Stadt, welche Stuttgart an Glanz übertrefte



und dadurch für alle Fremden zum Anziehungspunkt werde. So wurde denn im Jahr 1706 mit dem Bau der neuen Residenzstadt, welche den Namen Ludwigsburg erhielt, begonnen, und schon nach wenigen Jahren war das herrliche Schloß daselbst mit dem ebenso herrlichen Parke wenigstens so weit vollendet, daß es der Herzog mit der Maitresse und dem Hofstaate beziehen konnte. Nicht minder schnell wuchs auch die Stadt aus dem Nichts hervor, denn alle die, welche sich dem Herzog zu lieb entschlossen, hier Häuser zu bauen, erhielten nicht nur den Platz und das Bauholz umsonst, sondern man verwilligte ihnen auch eine zwanzigjährige Steuerfreiheit. Ueberdem zwang der Herzog alle Städte und Aemter seines Landes auf ihre Kosten hier größere Gebäude herzustellen, und wenn diese dann fertig waren, verschenkte er sie an seine Günstlinge und Hofleute. Endlich wurden auch noch für die verschiedenen Beamten die nöthigen Kanzleien errichtet und so gedieh Ludwigsburg, trotz seiner windigen und wasserlosen Lage in unglaublich kurzer Zeit. Welch' ein Jubel für die Gräfin! Das war speciell „ihre“ Residenz, und in dieser konnte sie nun erst recht mit Allgewalt auftreten. Zu allererst sorgte sie für sich selbst und dann in zweiter Linie für ihre Verwandten. Ihr selbst mußte der Herzog eine Menge von Herrschaften — wie z. B. Brenz, Gochsheim, Stetten und Freudenthal nebst der Grafschaft Welzheim — schenken, und überdem verstand sie es, ihre Kasse durch andere Mittel stets bis zum Ueberfließen zu füllen. So maßte sie sich das Recht an, alle Aemter nach ihrem Belieben zu besetzen, und natürlich erhielt Niemand ein solches, ohne daß er es theuer genug bezahlte. So verwandelte sie Gefängnißstrafen in Geldstrafen, und zog diese Strafen für sich ein. So vertauschte, versetzte und verkaufte sie Domainen, ohne je Rechenschaft darüber abzulegen, und verlieh den Juden für ein „Billiges“ die einträglichsten Handelsmonopole. So — doch es genügt zu sagen, daß sie nach und nach einen immensen Reichthum ansammelte und auch so klug war, denselben wenigstens theilweise im Auslande anzulegen. Wie aber für sich selbst, so sorgte sie auch für ihre Brüder und Schwäger, und jeder derselben kam durch sie zu Geld, Amt und Würden. So avancirte ihr Bruder Friedrich Wilhelm, dem sie ihre Maitressenstellung verdankte, in

unglaublich kurzer Zeit vom Kammerjunker zum Kammerherrn, dann zum Obersthofmeister, weiter zum Obervogt von Nürtingen, Baihingen und Urach, ferner zum Premierminister, nachher zum Gouverneur der Grafschaft Mömpelgard und endlich selbst zum Reichsgrafen. So wurde Karl Ludwig von Grävenitz, ihr zweiter Bruder, Generalmajor, und ihr dritter, Johann Friederich, Oberststallmeister. So endlich beförderte der Herzog den Nathanael von Sittmann, den Gatten der Eleonore von Grävenitz (einer Schwester der Maitresse) zum Geheimenrath, und den Herrn von Boldewin, den Eheherrn der Eleonore von Grävenitz (einer anderen Schwester) zum Kriegskommissär und Obervogt von Kirchheim. Kurz, nur allein die Grävenitz'sche Parthei florirte in Württemberg, und wer vorwärts kommen wollte, mußte zu ihrer Fahne schwören. Verdienst — Thorheit! Die verdienstesten Männer, wie der Kanzler Peter von Forstner, mußten in's Ausland fliehen, wenn sie nicht mit dem Gefängniß Bekanntschaft machen wollten, denn das Regiment gehörte der Landesverderberin, welche auch, à la Maintenon, im Geheimen Cabinet den Vorsitz führte. Gerechtigkeit — noch größere Thorheit! Die Landesverderberin stieß nach Willkühr jedes gerichtliche Urtheil um, und verkaufte das Recht für fixe Preise. Ein solches Elend hatte Württemberg noch nie erlebt, und deswegen sah man auch im Jahr 1717 die erste große Auswanderung von Württembergern nach Amerika. Doch wie verhielt sich zu allem dem der Herzog? Mein Gott, er schwelgte fast jeden Tag in einem anderen Festtaumel, und wenn man mit den Maskeraden, den Caroussells, den Bällen, den Concerten, den Opern und Theatern zu Ende war, so veranstaltete man Jagden, auf welchen man im Stande war, Tausende von Hirschen und Sauen (man hegte das Wild auf Kosten des Landbaues in solch' außerordentlicher Anzahl, daß in dem kalten Winter von 1719 auf 1720 nicht weniger als 10,000 Rehe, Hirsche und Schweine erfroren) zu erlegen. Endlich übrigens erwachte der Herzog doch aus seiner gräßlichen Verblendung, aber nur erst, nachdem sie fast dreißig Jahre lang angebauert hatte. Die Maitresse war inzwischen alt und häßlich geworden und zugleich hatte sie solch' tyrannisch-herrschaftsüchtige Launen selbst gegen den Herzog angenommen, daß er dieselben kaum mehr ertragen konnte.



Dennoch aber würde sie ihren Sturz vielleicht abgewendet haben, wenn nicht der König Friederich Wilhelm I. von Preußen, der im Jahr 1730 den Hof von Stuttgart besuchte, des Herzogs besseres Ich geweckt und denselben gleichsam moralisch gezwungen hätte, die langjährige Buhlerin außer Landes zu schicken. Natürlich aber ließ man sie nicht ziehen, ohne daß man ihr vorher ihren Reichthum, soweit man seiner habhaft werden konnte, abgenommen hätte, und namentlich confiscirte man alle ihre Baronieen und Herrschaften. Jetzt athmeten die Württemberger wieder auf, und es läßt sich auch nicht läugnen, daß der Herzog von nun an den ehrlichen Versuch machte, wieder gut zu machen, was verbrochen worden war. Namentlich umgab er sich jetzt mit guten Berathern und stellte auch die Landschaft (die Vertretung der drei Stände des Adels, der Geistlichkeit und der Bürgerschaften) wieder her. Allein das Elend, das die lange Maitressenwirthschaft angerichtet, war ein allzu enormes, als daß man es hätte über Nacht bewältigen können, und zudem starb Eberhard Ludwig schon zwei Jahre später, im Oktober 1733. Nunmehr fiel Württemberg, weil Eberhard Ludwig keinen unmittelbaren Thronerben hinterließ, an den Prinzen Karl Alexander, von dessen Tapferkeit wir bereits Meldung gethan haben, und dieser beeilte sich, von dem Lande Besitz zu ergreifen. Leider jedoch zeigte es sich sogleich, daß der tapfere Herr ganz und gar nicht zum Regenten und speciell nicht zum Regenten Württembergs passe, denn derselbe hatte sich seines Vorrückens im österreichischen Militärdienst wegen zum Katholicismus convertiren lassen, während ganz Württemberg dem Protestantismus huldigte. Man kam also württembergischerseits dem neuen Herrn keineswegs mit Vertrauen entgegen, und dieß ärgerte denselben so sehr, daß er schon nach kurzem die sämtlichen Geheimeräthe seines Vorgängers entließ, um sich dafür mit Berathern ganz anderen Schlags zu umgeben. Unter diesen spielte die Hauptrolle der Jude Süß Oppenheimer, welcher dem Herzog, so lange derselbe noch bloßer apanagirter Prinz und kaiserlicher General war, in seinen ewigen Geldverlegenheiten vielfach ausgeholfen hatte, und jetzt unter dem Titel eines Cabinetsecretars mit dem Amte eines Finanzministers betraut wurde. Natürlich, denn der neue Regent, der mit Schulden

belastet ankam, brauchte viel Geld, weit mehr als das armgewordene Württemberg für jetzt abwarf, und hoffte zuversichtlich, daß der Jude ganz neue Finanzquellen aufschließen werde. In dieser seiner Hoffnung täuschte sich auch Karl Alexander keineswegs, allein die neuen Finanzquellen waren der Art, daß die Erpressungen und Betrügereien der fortgejagten Gräfin von Würben völlig durch sie in Schatten gestellt wurden. Vor Allem bemächtigte sich Süß Oppenheimer der Münze und prägte in dem Zeitraum von neun Monaten für mehr als eilf Millionen Gulden kleinere Scheidemünze, deren innerer Werth noch nicht einmal den dritten Theil des Nennwerthes betrug. Dann schuf er ein „Gratiamt“, welches die Aufgabe hatte, alle Staatsämter, selbst bis auf das geringste herab, an den Meistbietenden zu verkaufen. Weiter errichtete er ein „Fiscalamt“, vor welches jeder Prozeß in letzter Instanz gebracht werden mußte, bei dem aber nur der Recht erhielt, der seinen Gegner um ein Beträchtliches überbot. Daraufhin ersann er ein „Bankalitäts- und Pfandamt“, bei welchem das sämmtliche Vermögen der Stiftungen und Gemeinden gegen sehr geringen Zinsfuß angelegt werden mußte, während das Amt selbst das Geld nur wieder zu hohen Zinsen auslieh. Weiter waren Privilegien und Titel um's Geld für Jedermann feil und nicht minder konnte man für einen guten Preis Monopole aller Art erwerben. Endlich belastete er die Württemberger — auch die Fremden, die im Lande wohnten — mit einer schweren Schutz-, Vermögens- und Familiensteuer, und lockte den Leuten noch überdem durch Lotterien den letzten Heller aus der Tasche. Kurz also der Jude wußte ganz Unerhörtes zu erfinden, und in Folge dessen fehlte es dem Herzog zu seinen vielen kostspieligen Liebhabereien nie an Mitteln. Den Löwenantheil an dem Gewinn aber zog Süß Oppenheimer selbst und sein Vermögen wuchs daher, trotzdem er ein großes Haus machte und insbesondere auch große Summen für käufliche Weiber ausgab, in's Kolossale an. Dazu kam noch der freche Uebermuth des Ulgewaltigen, der Jedermann, absonderlich aber den Beamten beim geringsten Widerspruch mit Rassiren, Kreuzweissschließen, Auspeitschen, Hängen und Köpfen drohte, und — mit einem Worte also, es war in Württemberg nicht mehr auszuhalten. Da starb der Herzog Karl Alexander



plötzlich in der Nacht vom 12. auf den 13. März 1737, wie man sagte, am Schlagfluß — wahrscheinlicher ist, daß er von einigen Verschworenen im Schlafe erstickt wurde — und alsobald wurde nun unter der folgenden vormundschaftlichen Regierung (des Verstorbenen ältester Sohn Karl Eugen zählte erst neun Jahre) der Jude mit allen seinen Helfershelfern verhaftet. Die Letzteren ließ man später — als Christen — entweder, wie den General Remchingen, entlassen, oder strafte man sie mit Gefängniß, wie den Expeditionsrath Hallwachs. Den Juden Süß Oppenheimer aber hängte man an dem eisernen Galgen auf der Galgensteige bei Stuttgart und steckte dann seinen Leichnam in ein eisernes Käfig, das man an der Spitze des Galgens befestigte. So nahm auch diese gräßliche Wirthschaft ein Ende; das Land Württemberg aber war auf Decennien hinein ruiniert und man muß sich nur wundern, wie es sich überhaupt wieder erholen konnte.

In Baden=Durlach (im Anfang des 16. Jahrhunderts hatte Markgraf Christoph die Markgrafschaft Baden zwischen seine beiden Söhne getheilt, und diese stifteten sofort die beiden Linien Baden=Baden und Baden=Durlach, von denen aber die erstere anno 1771 ausstarb) war im Jahr 1709 auf den Markgrafen Friederich Magnus sein Sohn Karl Wilhelm gefolgt und dieser hatte für gar nichts Sinn, als nur allein für die gemeinste Sinnlichkeit. Derselben fröhnte er schon in Paris, wo er natürlich seine Studien machte, im ausschweifendsten Maße, und sowie er an die Regierung seines kleinen Ländchens kam, beschloß er seinen unzünftigen Gelüsten vollkommen die Zügel schießen zu lassen. Um nun aber ungenirt zu sein, das heißt um nicht von der Gegenwart seiner Gemahlin, einer württembergischen Prinzessin, die er schon im Jahr 1697 mit achtzehn Jahren heimgeführt hatte, sowie von den vorwurfsvollen Blicken und Redeweisen der Durlacher Spießbürger incommodirt zu werden, legte er mitten im Walde zwischen Durlach und dem Rhein (dem sogenannten Hardtwalde) im Jahr 1715 ein Jagd= und Lustschloß an, das er nach sich selbst „Karlsruhe“ nannte, und ließ rings um dieses Schloß herum in Strahlenform zweiunddreißig Alleen nach den zweiunddreißig Windrichtungen hin ausschauen. Von diesen zweiunddreißig

Alleen wurden später neune links und rechts mit Häusern (zuerst für Hofbedienstete und später für Privaten und Handelsleute) besetzt, und so entstand dann die Stadt Karlsruhe, welche man heute noch wegen ihrer eigenthümlichen fächerartigen Gestalt nicht ohne Verwunderung betrachten kann. Freilich den Ausbau dieser Stadt erlebte der Markgraf Karl Wilhelm nicht mehr, da er anno 1746, noch ehe Karlsruhe 2000 Einwohner hatte, verstarb. Dagegen aber erweiterte er das von ihm angelegte Schloß schon nach kurzem zu einem großartigen Gebäude (dasselbe war meist aus Holz construirt und wurde anno 1750 zum großen Theile abgebrochen, um dem jetzigen Steinbau Platz zu machen, den der Markgraf Karl Friederich im Jahr 1771 vollendete) und krönte dieses mit einem hohen massiven Thurm, dem sogenannten Bleithurm (der Boden unter der Kuppel war von Blei), dessen weite Räumlichkeiten und Nebengemächer er in ganz besonderer Art bevölkerte. Alda nämlich hielt er sich nicht weniger als hundert- undsechzig Rebserinnen, mit denen er unzählige Kinder zeugte, und jedes dieser Gunstdämchen versah er wieder mit zwei oder drei Dienstmädchen, die er ebenfalls mit seinen Umarmungen beglückte. Die eigentlichen Rebserinnen ließ er durch einige vertraute Kammerdiener, die seinen Geschmack schon kannten, in seinem ganzen Ländchen und auch auswärts förmlich anwerben (wobei übrigens nur zu oft Gewalt angewandt wurde) und wenn dann die Rekrutinnen installiert waren, folgte ihre Einkleidung à la Jardinière. Mit anderen Worten, sie erhielten eine bestimmte Uniform, welche viel Aehnlichkeit mit der Tracht der französischen Blumenhändlerinnen hatte, und im Badischen betitelte man sie daher nie anders als „Gartenmägdelein“. Sie bildeten des gestrengen Herrn Leibwache und bedienten ihn zugleich an der Tafel. Auch führten sie nicht selten im Schloßtheater Ballets und kleine Komödien auf oder divertirten sie sich mit Gesang und Musik, worin sie Unterricht erhielten. Nicht minder war die Tafel, an der sie speisten, stets eine ausgesuchte und nach der Tafel hatten sie freie Zeit genug, um im Garten oder in den Sälen tolle Spiele zu treiben. Ueber das Weichbild des Schlosses und Schloßgartens jedoch durften sie nicht hinaus, denn der Markgraf wollte durchaus jede Berührung seines Harems mit der Außenwelt vermeiden haben.



Deßemungeachtet erfuhr man außen Alles, was im Schlosse vorging, und weit und breit unterhielt man sich über nichts als über diese Schandwirthschaft. Ja die Durlacher Bürger wollten sogar aus Anhänglichkeit an die verlassene Markgräfin, welche getrennt von ihrem wüsten Eheherrs in Durlach zu residiren fortfuhr, gegen das Karlsruher Harem Sturm laufen und nöthigten dadurch den Markgrafen, seinen Hirschpark im Jahr 1722 wenigstens einigermaßen einzuschränken. Er reducirte also die Anzahl seiner Favoritinnen auf Sechzig der Schönsten; aber ohne diese erklärte er nicht leben zu können, und nach Jahr und Tag, als man sich nach und nach an dieses Unzuchtsleben gewöhnt hatte, wurde das Harem wieder vollzählig gemacht. Schließlich darf ich nicht vergessen anzuführen, daß den Markgrafen auf den kleinen Reisen, die er von Zeit zu Zeit unternahm, regelmäßig ein Theil seiner Favoritinnen begleiten mußte; nur folgten ihm die Dämchen nicht in weiblichem Costüme als Gartenmägdelein, sondern meist in der kleidsamen Uniform von Haibuden und Husaren, wobei sie nach Art der Männer zu Pferde zu sitzen pflegten.

Etwas weniger offen gaben sich die Pfälzer Kurfürsten ihren unzüchtigen Gelüsten hin, obwohl sich keiner von ihnen dem Concubinate fern hielt; dagegen wurde ihre Regierung ihren Unterthanen um so mehr in anderer Beziehung zum Fluche, ich meine in religiöser. Im Jahr 1685 starb, wie bereits früher gemeldet, der Kurfürst Karl, ohne Kinder zu hinterlassen, und ihm folgte also sein Vetter Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg. Dieser neue Kurfürst aber bekannte sich zum Katholicismus (sein Vater war, wie wir ebenfalls längst gemeldet haben, wegen des Erbes von Jülich und Berg zu dieser Religion übergetreten), während die ganze Pfalz fast ausnahmslos dem Calvinismus huldigte, und man kann sich also wohl denken, daß den besagten neuen Landesvater nicht geringe Lust anwandelte, seine soeben geerbten Unterthanen ebenfalls katholisch zu machen. Er unterließ es jedoch, denn seine protestantischen Herren Vetter vom Hause Pfalz-Weidenz machten ebenfalls auf das Erbe des Kurfürstenthums Anspruch, und es lag die Gefahr nahe, daß das Corpus Evangelicorum in Regensburg sich für die Weidenz'schen Erbanprüche entscheide,

sobald die Pfälzer religiös gedrückt wurden. Dieser Skrupel fiel für Philipp Wilhelms Sohn und Nachfolger Johann Wilhelm (1690 bis 1716) weg, weil die Beldenger Nebenlinie anno 1694 gänzlich ausstarb, und da nun besagter Johann Wilhelm von frühester Jugend an von den Jesuiten erzogen worden war, so setzte sich in ihm die Ueberzeugung fest, er sei dazu bestimmt, die verlorenen Seelen der pfälzischen Calvinisten der Mutter Gottes wieder zuzuführen. Der Mühe der Bekehrung jedoch unterzog er sich nicht selbst, sondern (statt es sich, wie es seine Pflicht gewesen wäre, angelegen sein zu lassen, die tiefen Wunden zu heilen, welche der armen Pfalz in den letzten Franzosenkriegen geschlagen worden waren) verlegte sofort seine Residenz von Heidelberg nach Düsseldorf, wo er einzig und allein den tollsten Vergnügungen lebte, und überließ die Regierung der Pfalz einem Rathscollegium, in welchem nach seiner Anordnung die Jesuiten den Ton angaben. Wie nun die Pfälzer ihres Calvinismus wegen mishandelt wurden! Zuerst wußte man es durch Geld- und andere Spenden dahin zu bringen, daß sich in einer Gemeinde einige wenige Mitglieder — räudige Schafe gibt es überall — zum Katholicismus bekehren ließen, und sowie man so weit war, erklärte man die ganze Gemeinde für katholisch. Mit anderen Worten, man setzte statt des kalvinistischen Pfarrers, den man mit Gewalt entfernte, einen katholischen ein, und übergab diesem Kirche, Pfarrhaus und Einkommen. Den Einwohnern aber, die sich beharrlich weigerten, von nun an (statt des bisherigen kalvinistischen) den katholischen Gottesdienst zu besuchen, legte man einfach so lange Einquartirung in's Haus, bis sie dem Bettelstab nahe gebracht waren, und dadurch wurden viele Tausende mürbe gemacht. Freilich andere Tausende entschlossen sich in ihrer Verzweiflung, obwohl mit schwerem Herzen, dem Vaterlande für immer den Rücken zu kehren, und wanderten in ganzen Schaaren (im Sommer 1709 zählte man 6520 und im Sommer 1710 gar 10,740 Köpfe) nach Amerika — meist nach Pennsylvanien — aus. Allein was that's, wenn auch die Pfalz dadurch entvölkert wurde? Besser gar keine Unterthanen, als leberische, sagten die Jesuiten und fuhren in ihrer systematischen Convertirung fort. Noch schlimmer, wenn möglich, wurde es, als nach dem Tode Johann



Wilhelms (der keine Kinder hinterließ) anno 1716 sein Bruder Karl Philipp (1716—1742) an die Regierung kam, denn dieser verlegte auf den Rath seines jesuitischen Beichtvaters Seedorf seine Residenz einzig und allein deswegen von Düsseldorf wieder nach Heidelberg, um die Convertirung an Ort und Stelle desto nachdrücklicher betreiben, respektive sie ganz zu Ende bringen zu können. Als bald wurde nun der Heidelberger Katechismus mit Gewalt unterdrückt, und daraufhin erging ein Gebot durch das Pfälzerland, daß jeder, der sich noch nicht zum Katholicismus bekannt, bis zum nächsten Jahre beichten oder auswandern müsse. Das war denn doch ein ganz maßloser Gewaltakt, der den westphälischen Friedensbestimmungen geradezu in's Gesicht schlug, und demgemäß legte der König Friederich Wilhelm I. von Preußen sofort Protest ein. Noch mehr, er drohte mit Gewaltmaßregeln, wenn die Calvinisten im Pfälzischen noch ferner irgendwie mißhandelt würden, und nun mußte der Kurfürst Karl Philipp einlenken. Er that es aber nur mit Wuth im Herzen, und noch wüthender wurde er, als sofort Viele, die bereits bekehrt gewesen waren, wieder zum Calvinismus zurückkehrten. In die allergrößte Wuth übrigens versetzte ihn die Universität Heidelberg, deren Professoren jetzt ohne Scheu ihren antikatholischen Freisinn zeigten, und als bald (anno 1720) siedelte er mit seinem ganzen Hof nach Mannheim über. Hier baute er dann von 1720 bis 1729 das großartige Schloß, das durch seine Massenhaftigkeit jetzt noch imponirt, und in diesem seinem ureigenen Versailles gab er seinen vielen Concubinen, die er sich zum Troste von nun an einlegte — und doch zählte er anno 1720 bereits sechzig Jahre —, tagtäglich die üppigsten Feste. Natürlich aber wurde all da Alles auf französischen Fuß gestellt, denn undeutsch war Karl Philipp vom Scheitel bis zur Zehe, und diese seine undeutsche Gesinnung manifestirte er in der gemeinsten Weise damit, daß er in den Jahren 1734 und 1735, wo zwischen Frankreich und Deutschland, Polens wegen, Krieg geführt wurde, die französischen Generale in Mannheim auf's schwelgerischste bewirthete, während sein Land von den französischen Truppen grausam genug ausgeplündert und mißhandelt wurde.

Ein fast noch viel traurigeres und jedenfalls gemeineres Regi-

ment führten in Norddeutschland die Herzoge von Mecklenburg-Schwerin. Herzog Christian Ludwig nämlich (1658—1692) ließ sich anno 1663 in Paris katholisch machen, und nahm dann nach seiner Rückkehr in's Mecklenburgische aus lauter Bewunderung für Ludwig XIV. den Namen „Louis“ an. Ja er unterzeichnete von dort an alle seine Dekrete als „Ritter der Orden des allerchristlichsten Königs“, und an seinem ganz französisirten Hofe ging es noch lieberlicher zu, als in Paris selbst. In fast noch tieferem Schlamm wälzte sich sein Vetter und Nachfolger (er selbst hatte keine rechtmäßigen Kinder) Friederich Wilhelm (1692—1713), denn dieser hatte auf dem „Venusberg“ in Paris, wo er „Mores“ lernte, seine Gesundheit total ruinirt, und es kennzeichnet ihn der Beiname des „Debouçhirten“, den man ihm allgemein gab, am allerbesten. Das allerlieberlichste Exemplar von einem deutschen Kleinfürsten war aber erst sein Bruder Karl Leopold, der ihn anno 1713 beerbte und sich dann während seiner ganzen Regierungszeit von einem Convertiten, dem Oberhofmarschall von Eichholz (zum Lohn für seine Convertirung zum Katholicismus baronisirte ihn der Kaiser Karl VI.) total leiten ließ. Besagter hohe Herr nämlich stellte keinen Beamten, nicht einmal einen Vogt, an, wenn ihm dieser nicht zuvor seine Frau — sofern sie noch jung war — oder eine seiner Töchter überlieferte, und so konnte er (obwohl er die Frau des Geheimenraths von Wolfrath lange Zeit stark bevorzugte) stets über einige Duzende von Geliebten verfügen. Wegen dieses seines zügellosen Eingreifens in das Wohl und die Ehre der Familien aber empörte sich der Gesammtadel des Landes gegen ihn, und in Folge dessen mußte er sich schon im Jahr 1720 nach Danzig flüchten. Von dort aus suchte er sein Land mit russischer Hülfe wieder zu erobern, allein es gelang ihm nicht, und die einzige Stadt, die ihm treu blieb, war Dömitz an der Elbe, wo er auch (während sein Bruder Christian Ludwig die Administration Mecklenburgs übernahm) anno 1747 sein trauriges Leben beschloß.

Keineswegs Besseres ist von den übrigen kleinen deutschen Fürstenthümern zu berichten, von denen ich noch Brandenburg-Baireuth, Brandenburg-Ansbach, Gotha-Altenburg, Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel besonders anführen will. In Brandenburg-Baireuth machte



zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Markgraf Ernst den Alchymisten Krohnemann zu seinem Factotum, ließ ihn aber sofort aufknüpfen, als dessen Goldmacherei sich als einen Schwindel erwies. Sein Sohn und Nachfolger, der Markgraf Georg Wilhelm (1712—1735) erbaute eine Stunde von Baireuth entfernt, das berühmte Lustschloß Eremitage und lebte da — ganz im Gegensatz zu dem Namen des Schlosses — in unerhörter Ueppigkeit. Noch baulustiger war sein Sohn, der Markgraf Friederich (1735—1763), der Gemahl der durch ihre Memoiren berühmten Friederike Sophie Wilhelmine von Preußen, Schwester Friederichs des Großen, und er verschwendete an das Baireuther Theater und Opernhaus, sowie an die dortige Residenz solche Summen, daß sein Ländchen der drückenden Abgaben wegen total verarmte. In Brandenburg-Ansbach machte sich der Markgraf Karl Wilhelm Friederich (1729—1757) durch seine Wuthausbrüche einen entsetzlich gefürchteten Namen, denn in solchen Augenblicken verlor er die Ueberlegung so sehr, daß er sich selbst zu Mordthaten (wie z. B. an dem Juden Ischerlin, der ihn mit falschen Edelsteinen betrog) hinreißen ließ. Im Uebrigen begnügte er sich mit ein paar Maitressen, sowie mit dem Jagdvergnügen und wollte vom Regieren, das sein Günstling Sedendorf für ihn besorgte, gar nichts wissen. In dem kleinen Gotha-Altenburg richtete der Herzog Friederich I. (1675—1691) Alles nach französischem Muster ein und preßte, um den Aufwand bestreiten zu können, 10,000 Landesfinder zu Soldaten, die er theils an die Venetianer, theils an andere auswärtige Staaten verkaufte. In seine Fußstapfen trat dann sein Sohn Friederich II. (1691—1732), indem auch er vom Soldatenverkauf die Kosten seines üppigen Hofes bestritt; nur verkaufte er dieselben nicht an die Venetianer, sondern an den französischen König Ludwig XIV., der ihm dafür monatlich 570,000 Livres zukommen ließ. In Hessen-Darmstadt war der Landgraf Ernst Ludwig (1678—1739) so unendlich träge, daß er sich nicht einen Augenblick lang mit den Regierungsgeschäften befassen wollte. Er übertrug diese also seinen Ministern, und unter diesen machte sich der Pole Wilhelm Ludwig Masłowski (der Landgraf wählte lauter Ausländer zu Ministern) besonders berühmigt. Womit vertrieb sich nun aber der Landgraf die Zeit? Ei

er widmete sich seinen Maitressen, zuerst der Gräfin von Singendorf und dann nachher der Frau von Seibelsdorf, der schönen Wittwe des bayerischen Generals von Seibelsdorf, die er zur Reichsgräfin beförderte. Auch vom Bauen war er ein großer Freund, und ihm verdankt das immens große Residenzschloß zu Darmstadt (dasselbe ist so ausgedehnt, daß Kaiser Joseph II., wie er durch Darmstadt kam, meinte: darinnen hätte er mit allen neun Kurfürsten Platz; der Bau nahm aber auch volle elf Jahre, von 1715 bis 1726, in Anspruch) sein Dasein. Im Uebrigen zeichnete sich der Landgraf noch dadurch aus, daß er Chiromantie trieb und viele Jahre lang nach dem Stein der Weisen suchte, leider aber ohne ihn zu finden. In Hessen-Kassel endlich trieb der Landgraf Karl die Verschwendung während seiner langen Regierung, von 1677 bis 1730, auf eine Weise, daß man billig staunt, wie seine Unterthanen es aushielten. Schon die Maitressen, mit denen er oftmals wechselte, kosteten ihn schweres Geld, und am meisten wohl die Geliebte seines Greisenalters, Fräulein von Bernhold, die sich nach seinem Tode an einen Herrn von Frankenberg verheirathete, dann Pietistin wurde und mit dem Gelde, das sie sich als Maitresse erspart, das große Frankenbergische Waisenhaus baute. Weit größere Summen noch verschlangen die Maritäten, welche der hohe Herr ansammelte, denn ihre Zahl war Legion und sie fanden in zwei großen Palais, der sogenannten Kunstkammer und dem Modellhaus, kaum Platz. Im Uebrigen hatten sie gar keinen reellen Werth, sondern waren bloß Tausenkünsteleien und beruhten zum Theil auf Betrug, wie insbesondere das kostbare „Perpetuum mobile“. Viel zu lachen gab dagegen das sogenannte „Käsenklavier“, welches so konstruirt war, daß, wenn man es spielte, vierzehn in einen Kasten mit vierzehn abgesonderten Behältern gesperrte Käsen von den spitzen Tasten in die Schwänze gestochen wurden und dann vor Schmerz die kläglichsten Töne in den gräßlichsten Dissonanzen ausstießen. Das allermeiste Geld aber verwendete der Landgraf auf das Bauen, und wenn schon die neue Orangerie, ein Prachtgebäude nach italienischem Muster, und das Marmorbad im Augarten kostspielig genug waren, so kamen sie doch gegenüber von den wahrhaft grandiosen Ausgaben für die berühmten Wasserwerke auf dem Weißenstein — der jetzigen



Wilhelmshöhe — gar nicht in Betracht. Dafür waren diese Werke aber auch die grandiosesten (ich erinnere nur an die vierzig Fuß breite Cascade, welche achthundertundzweiundvierzig Fuß hoch herabfällt, weiter an das Riesenschloß, den Octogon mit seinem farnesischen Herkules, endlich an die Fontaine mit ihrem hundertundneunzig Fuß hohen und zwölf Zoll dicken Wasserstrahl) in ganz Europa, und überragten die von Versailles und Saint Cloud bei weitem. Doch woher nahm der Landgraf das Geld zu diesen tollen Ausgaben, die mit der Größe seines Ländchens gar nicht im Einklang standen? Nun, man erfand verschiedene neue Abgaben, wie z. B. die Accise, den Lizent (Erlaubnißschein zum Betrieb dieses oder jenes Geschäftes), die Perrückensteuer, die Rangsteuer, die Stempelgebühren, die Wohnsteuer und andere ähnliche volksbeglückende Blutsaugereien; das Hauptgeld aber trug doch der Menschenhandel ein, ich meine der Handel mit Landeskindern, die man in der brutalsten Weise (wer sich widersetzte, mußte Spießruthen laufen, und Eltern, die den Raub ihrer Söhne beklagten, kamen in's Zuchthaus) zu Soldaten preßte. Die erste Lieferung von Menschenfleisch als Kanonenfutter ging anno 1687 nach Venedig ab, die zweite weit stärkere (9000 Mann) anno 1702 nach Holland, die dritte von 10,500 Mann anno 1706 nach England und endlich die vierte mit 12,000 Mann anno 1717 wieder nach England, um die Stuart'sche Prätententschaft zu bekämpfen; diese Lieferungen aber trugen dem Landgrafen ein Ungeheures ein, denn der Kopf wurde in der Regel mit hundertundfünfzig Thalern per Jahr bezahlt. Man kann sich nun denken, wie glücklich sich die Hessen unter diesem fluchwürdigen Menschenfleischhändler fühlen mußten, und wie sie Gott priesen, als derselbe endlich von dieser Welt abberufen wurde. Doch, kam es daraufhin vielleicht besser? Mit Nichten, sondern sein Nachfolger Friederich I. trat genau in seine Fußstapfen und ebenso auch der Nachfolger des Nachfolgers, nämlich der Landgraf Wilhelm VIII., der anno 1761 verstarb.

Schließlich wollen wir, da wir bisher nur von weltlichen Fürstenthümern sprachen, auch noch einen Blick auf die geistlichen Territorien werfen, allein wir thun es nur, um den Beweis zu liefern, daß das Regiment in denselben nicht nur nicht besser, sondern vielfach sogar

noch schlechter war. In Mainz allerdings saß von 1695 bis 1729 ein Erzbischof auf dem Thron, der zu den Besten gehört, welche je über das Mainzische Gebiet herrschten, nämlich der hochgebildete Graf Lothar Franz von Schönborn; allein unterschied sich etwa sein Hof von dem seiner weltlichen Kollegen? Auch nicht im Geringsten, die geistliche Kleidung des Regenten, die er wenigstens bei feierlichen Gelegenheiten trug, allein ausgenommen. Er hielt sich einen Großhofmeister und Vicehofmeister, einen Oberstkämmerer mit einigen Duzenden von Kammerherren, einen Obersthofmarschall und drei Hofmarschälle, einen Oberststallmeister nebst gegen hundert Stallmeistern und Bereitern, einen Oberstjägermeister und Viceoberstjägermeister nebst sechs Landjägermeistern, einen Oberstkämmerling und so noch eine Menge von hohen Bediensteten. Mit anderen Worten sein Hof-, Civil- und Militäretat glich in Allem dem seiner weltlichen Kollegen, und der Prunk, den er entfaltete, strahlte vielleicht sogar noch reicher. Auch hatte er eine große Passion für's Bauen, und außerdem, daß er in Mainz das herrliche Deutschordenshaus — jetzt noch das schönste Palais dort — sowie bei Bamberg, dessen Bischofsitz ihm ebenfalls gehörte, das Schloß Pommersfelde errichtete, rief er in einer Entfernung von einer Viertelstunde von Mainz, gegenüber dem Einfluß des Mains in den Rhein, das weltberühmte Lustschloß Favorite in's Leben, das ihn auf Millionen zu stehen kam. In diesem seinem herrlichen Versailles nun, dessen großartiger Park eine Ueberfülle von nackten Götterstatuen aufwies, feierte er die üppigsten Feste, und bei diesen Festen war merkwürdiger Weise die weibliche Welt die tonangebende. Nicht minder spielten die Damen bei den kleineren Unterhaltungen, bei Concerten, Tanz- und Spielabenden die Hauptrolle, und von irgend welcher Abstinenz oder gar von Fleischesabtödtung konnte man auch nicht eine Spur entdecken. Somit hatten die vielen vornehmen Fremden, die eigens nach Mainz kamen, um die Favorite, diesen Wunderitz der Freude, zu bewundern (Jammer schade ist, daß all' diese Herrlichkeit in der Leidenszeit der französischen Revolution in barbarischer Weise zerstört wurde), auf keinen einzigen weltlichen Genuß zu verzichten, obwohl allerdings bezeugt werden muß, daß der Erzbischof die Lust nie in Liederlichkeit und Schmutz ausarten ließ.



Ganz anders trieb es sein Amtsbruder in Köln, oder vielmehr in Bonn — denn die Kölner Erzbischöfe residirten schon seit dem 13. Jahrhundert nicht mehr in Köln, weil der freie Geist dieser Stadt ihnen gar nicht behagte —, der hochfürstliche Herr Joseph Clemens von Bayern, der (er regierte von 1688 bis 1723) und durch seine hochverrätherische Verbindung mit den Franzosen während des spanischen Erbfolgekriegs bereits hinlänglich bekannt geworden ist. Er hielt sich nämlich ebenso ungenirt seine Maitressen, als der Kurfürst August der Starke von Sachsen, und die beiden hervorragendsten dieser Gunstbamen waren die Gräfin Fugger, deren Strohmann von Gemahl er zu seinem Oberstaalmeister beförderte, und Madame de Neysbeck, eine Halbfranzösin. Auch gab er tagtäglich irgend eine „Unterhaltung“ und dabei herrschte eine solche „Freiheit“, daß man glauben konnte, nach Paris versetzt zu sein. Nicht minder hielt er sich einen großartigen Hofstaat, der schwere Summen verschlang, und seine Tafel — selbst in der Fastenzeit wurden nie weniger als zwanzig Schüsseln aufgetragen — war eine der üppigsten auf weit und breit. Endlich verschwendete er noch große Summen auf Bauten, und namentlich verdankt ihm das Lustschloß Poppelsdorf — sein Versailles, das er durch eine lange Allee mit Bonn verband — seine Entstehung. Weit schlimmer aber als alles dieß, war seine undeutsche Gesinnung, denn durch diese brachte er unsägliches Elend über sein Land. Weil er sich nämlich — hauptsächlich überredet von seinem Factotum, dem Kanzler Johann Friederich Karg von Wabenburg, welchen Ludwig XIV. bestochen hatte — gleich beim Beginn des Kriegs um das spanische Erbe, mit Frankreich verbündete und in alle seine Festungen, hauptsächlich auch nach Bonn, französische Besatzungen legte, eroberte Marlborough schon anno 1703, von den Niederlanden aus, das ganze Erzstift Köln und überbürdete es mit Contributionen und anderen Lasten. Ja volle zehn Jahre lang blieb das Erzstift von einer holländisch-englischen Armee besetzt und erduldet in dieser Zeit Drangsale, welche fast denen der Sachsen in der Zeit von 1706 auf 1707 gleichkamen. Was that aber unterdessen der hochwürdigste Joseph Clemens? Ei, er flüchtete sich gleich beim Einmarsch Marlboroughs nach Frankreich und lebte da von einer

Pension, die ihm Ludwig XIV. aussetzte, theils in Paris, theils in Valenciennes in großer Herrlichkeit und Freude. Auch kannte man ihn in diesen beiden Städten als einen großen Damenjäger, und wo es lieberlich zuing, war er gewiß dabei. Ja, er erlaubte sich Dinge, über welche selbst die Franzosen den Kopf schüttelten, und unter diese Dinge gehört insbesondere auch nachfolgendes Stüdlein. In Valenciennes ließ er nämlich zu Ende des Monats März 1710 öffentlich bekannt machen, daß er am nächsten Sonntag den 1. April in der Domkirche predigen werde, und nun strömte Alles in die Kirche, um den lieberlichen hohen Herrn auf der Kanzel zu sehen. Er bestieg diese auch wirklich, und wie er oben stand, verbeugte er sich gravitätisch gegen die Versammlung, indem er zugleich das Zeichen des Kreuzes machte. Dann aber, wie Alles athemlos horchte, schrie er mit Stentorstimme: „Zum ersten April“ und stieg unter dem wiehernden Gejauchze der Anwesenden die Kanzel wieder hinab. So trieb's der Erzbischof Joseph Clemens, aber ihn übertraf wo möglich noch sein Neffe und Nachfolger, der bayerische Prinz Clemens August, der von 1723 bis 1761 regierte. Er durfte sich eines wahrhaft königlichen Einkommens rühmen, denn außer seinem Erzbisthum hatte er auch noch die Bischofsstühle von Regensburg, von Paderborn, von Münster, von Hildesheim und von Osnabrück, sowie die Abteien von Stablo und Malmedy inne. Ueberdem wählten ihn die Deutschordensritter später auch noch zu ihrem Großmeister, und ohnehin bezog er ein starkes Jahrgehalt vom König von Frankreich. Das Einkommen dieses Kirchenfürsten war also unbedingt ein königliches, allein die vielen Festlichkeiten, die Concerte, die Bälle (der sehr geistliche Herr war selbst ein leidenschaftlicher Tänzer), die Gastmäler, die Maskeraden und Jagden, verschlangen solch' horrenden Summen, daß man nur zu oft zu dem Juden Oppenheimer in Hannover seine Zuflucht nehmen mußte. Clemens August baute auch das Lustschloß Augustusburg, sowie eine neue Residenz in Bonn selbst, und was seinen Hofstaat anbelangt, so gehörte er (nur allein die Kammerherren stieg auf andert-halb hundert) unter die großartigsten damaliger Zeit. Nicht minder berühmt war die erzbischöfliche Oper, und daß die an derselben angestellten Sängerinnen zugleich die Favoritinnen des regierenden



Kirchenfürsten seien, wußte man in Bonn allgemein. So die Demoiselle Eva Anstionia, dann die Frau Maria Josepha Stielerin, geborene Starfin, weiter die Demoiselle Antonia Cantarini und endlich die Demoiselle Judith Gottwalbin. Endlich bemerke ich noch, daß die ganze Hofhaltung auf französischem Fuß eingerichtet war, sowie auch namentlich, daß man nie ein anderes Wort hörte, als ein französisches.

Ganz dasselbe, was von Köln, gilt auch vom Erzbisthum Trier, und es ließ sich zum Beispiel der Erzbischof Karl Joseph, geborener Prinz von Lothringen (er war ein jüngerer Sohn des berühmten Feldherrn Karl von Lothringen) in den Jahren 1711 bis 1715 von der Marchesa Lunati (Gemahlin des Marchese Fernando Visconti-Lunati), in welche er sterblich verliebt war, so gründlich ausplündern, daß er fast hätte Betteln gehen müssen. Allein statt uns mit ihm und seinem ebenso lieberlichen Nachfolger Franz Ludwig (einem jüngeren Sohn des Kurfürsten Philipp Wilhelm von der Pfalz) länger zu beschäftigen, wenden wir uns nach Salzburg zu dem Erzbischof Leopold Anton, Freiherrn von Firmian, der von 1727 bis 1744 regierte und in dieser Zeit seinen Namen auf das traurigste verewigte. Sein Vorgänger Franz Anton, Graf von Harrach (1709—1727) war ein so splendorreicher Herr, wie Wenige. Derselbe ließ seinen großartigen Palast in Salzburg (73 Zimmer nebst 20 Sälen und Gallerieen) ganz neu und auf's prächtigste von Paris aus möbliren, und eine noch reichere Einrichtung erhielt das Lustschloß Mirabell, das er sich eine Stunde von Salzburg, in der herrlichsten Gegend der Welt, erbaute. Auch hielt er als ein ächter Cavalier äußerst viel auf seinen Marstall, und in seiner großartigen Reitbahn, die ganz aus Marmor bestand, veranstaltete er außer Tournieren auch oft und viel Kämpfe mit wilden Thieren. Kurz er war vom Kopf bis zur Zehe ein weltlicher vornehmer Herr; im Uebrigen aber konnte man ihm nicht besonders viel Schlimmes vorwerfen. Wie ganz anders aber trat sein Nachfolger, der obgenannte Freiherr von Firmian auf! Schwach von Charakter und Geist beseelte ihn ein fast unerträglicher Hochmuth, und nie grüßte er Jemanden, nie dankte er für einen Gruß. Als Maitresse hielt er sich die Frau Gräfin Arco, mit der er meist auf einem seiner Lustschlösser, entweder in Klesheim oder

noch lieber in Hellbrunn (dessen Park er mit Versailler Wasserwerken versah) residirte. Die übrige Zeit dagegen widmete er hauptsächlich der Jagd, die er so leidenschaftlich liebte, daß er gegen Wildddiebe mit der ausgesuchtesten Grausamkeit (er verkaufte sie auf die Galeeren nach Venedig) verfuhr. Dieß Alles nun übrigens hätte man ihm hingehen lassen können, nicht so aber eine That, durch die er seinen Namen für ewig gebrandmarkt hat. In seinem ärmlichen Hochmuth nämlich wollte er durchaus zum Cardinal vorrücken oder wenigstens in sonstiger Weise vom Papste ausgezeichnet werden, und da zeigte ihm nun sein Kanzler Christiani di Mallo (so nannte er sich selbst; er war aber ursprünglich ein armer Bauernbub aus Mäl in Tyrol mit dem Vornamen Christian) einen ganz schuftigen Weg, um zum Ziele zu gelangen. In den abgelegenen Gebirgsthälern des Erzbisthums Salzburg hatte die lutherische Lehre mit dem Beginn der Reformation eine Menge von Anhängern gefunden und diese blieben ihrem neuen Glauben ganz im Stillen von Generation zu Generation treu. Ihr liebstes Gebetbuch war also die lutherische Bibel; im Uebrigen aber lebten sie harmlos, und kein Mensch konnte sich über sie beklagen. Da meinte nun der abgeseimte Kanzler, wenn man diese Ketzer mit Gewalt zur römisch-katholischen Kirche zurückbrächte, so würde der heilige Vater in Rom einsehen, daß die päpstliche Sache dem Herrn Erzbischof über Alles gehe, und sofort alle Wünsche desselben erfüllen. Sofort begannen die Verfolgungen der armen Gebirgsbewohner und, unterstützt von den erzbischöflichen Amtleuten, durchzogen ganze Schaaren von Jesuiten die Gebirgsthäler, um in den abgelegenen Häusern nach den protestantischen Bibeln zu fahnden. Wo man aber eine solche aufstöberte, da verbrannte man sie mit großer Ostentation, und warf ihre Besitzer in's Gefängniß. Noch mehr, man behandelte die Evangelischen, wenn sie sich da und dort an verborgenen Orten versammelten, um sich gegenseitig in ihrer jetzigen Bedrängniß mit dem Worte Gottes zu erbauen, als Auf-rührer, und erbat sich vom Kaiser in Wien einige Regimenter Dragoner, den Aufruhr zu stillen. Karl VI. entsprach natürlich dieser Bitte, und die 6000 Mann, die er im Jahr 1731 sandte, wurden den Evangelischen in's Quartier gelegt. Wie nun aber die Dragoner,



von den Jesuiten angefeuert, in den ihnen angewiesenen Quartieren hausten! Es kamen Gräuel vor, die ich näher zu beschreiben wohl füglich unterlassen kann, und das Elend der Verfolgten überstieg bald alles Denkbare. Da gelang es Einigen auf Gebirgswegen, die kein Soldat zu betreten wagte, über die Gränzen des Landes zu entkommen, und diese wandten sich alsbald an den König Friederich Wilhelm I. von Preußen um Hülfe. Der König aber erklärte sofort auf dem Reichstage von Regensburg, daß er alle seine katholischen Unterthanen in gleicher Weise behandeln werde, wie die Salzburgischen behandelt würden, wenn man den letzteren nicht augenblicklich die freie Auswanderung gestatte. Diese Drohung wirkte und die Auswanderung wurde frei gegeben. Auch machten von derselben nicht weniger als dreißigtausend (nach anderer Zählung 28,078) Köpfe (es waren meist Bauern, Bergknappen, Holzhauer, Köhler und Tagelöhner) Gebrauch, und wanderten in langen Zügen entweder nach Holland und Hannover oder noch lieber (über 16,000) nach Preussisch-Litthauen, wo sie von Friederich Wilhelm I. fruchtbares Land in Hülle und Fülle angewiesen bekamen. Was war aber die Folge dieser großen — der letzten in Deutschland — Protestantenhag? Nun der Erzbischof Anton von Firmian erhielt vom Papste den Titel „Hoheit“ (Excelsus) und der Kanzler Röll wurde — außerdem, daß er ein Geschenk von 50,000 Thalern erhielt — zum römischen Grafen (Comes Aulae lateranensis) erhoben; allein in manchen Gegenden des Salzburgischen, in welchen früher die regste Betriebsamkeit zu Hause gewesen war, herrschte nun die Stille des Kirchhofs und verschiedene Menschenalter gingen vorüber, ehe der Schaden nur annähernd wieder ausgeglichen werden konnte.

Zum Glück übrigens stand der Erzbischof von Salzburg unter seinen vielen Kollegen ganz allein als Protestantenheker da, denn die anderen Alle waren viel zu sehr in den Schlamm der Liederlichkeit versunken, als daß sie sich mit dem Glauben hätten beschäftigen können. Sie besaßen meist große Einkünfte, die Herren Äbte und Bischöfe, und diese wurden in dulci Jubilo verthan. Nirgendß aß und trank man besser, als in den Klöstern und an den Bischofsstühlen, und daher datiren sich die Ausdrücke: Prälatenwein und Pfaffenschniße. Man

hielt etwas darauf, gefüllte, und zwar mit den besten Sorten gefüllte Keller zu haben, und je nach der Sorte hieß man den einen: Gottvaterkeller, den anderen: Gottsohnkeller und den dritten: Gottheiligengeistkeller. Wie man aber die Gelübde der Mäßigkeit und Demuth in das Gegentheil verkehrte, so auch die Gelübde der Keuschheit und Enthaltbarkeit. Ja von den geistlichen Herren Landesvätern gab es fast keinen Einzigen, der sich nicht seine eigenen Maitressen gehalten oder doch wenigstens mit den Töchtern und Weibern seiner Beamten geschwelgt hätte, und diese Herren Beamte machten sich in ihrer Servilität noch eine Ehre daraus, daß der hohe Herr ihnen diese Gnade erwies. Im Uebrigen ergöhten sich die Herren Aebte und Bischöfe, statt an die Predigt und den Gottesdienst zu denken, tageweise mit der Jagd oder auch machten sie sich gegenseitig Besuche, wobei sie es nie unterließen, sich einer mit sechs Hengsten bespannten Kutsche, Heibuden hinten auf und Läufer voran, zu bedienen.

So ging es an den kleineren und größeren Höfen Deutschlands zu, und der Verfall unseres Vaterlandes hätte also nicht größer sein können. Ein einziger Hof machte aber doch eine Ausnahme, der Berliner, und schon damals zeigte es sich, daß von ihm die Regeneration Deutschlands ausgehen werde. Wie der Kurfürst Friedrich Wilhelm, gewöhnlich nur der große Kurfürst genannt (1640—1688) den Grund zur künftigen Größe des Brandenburgischen Staates legte, haben wir früher schon gesehen. Auf ihn folgte der Kurfürst Friedrich III., und dieser von der furchtbarsten Eitelkeit geplagte Regent ruhte nicht, als bis er König Friedrich I. geworden war. Nicht minder vergaß er die Tugenden seines Vaters und machte sich vielfach ganz derselben Fehler theilhaftig, welche den anderen deutschen Fürsten damaliger Zeit anlebten. So hielt er sich eine Maitresse und ließ den Gatten derselben, der ihm die eigene Frau zugeführt, den berühmten Abentheurer von Kolbe, zum Grafen von Wartenberg, sowie zugleich zu seinem Premierminister vorrücken. So gefiel er sich darin, in allem Glanz seiner neuen Königswürde zu prunken, und weil dieser Prunk viel Geld kostete, mußten eine Menge von neuen Steuern erfunden werden. So nahm er ebenfalls zu der Thorheit der Alchymie seine Zuflucht, und wurde von derselben erst geheilt, als



ihn einer der Goldmacher, welcher den vornehmen Namen Don Dominico Gaetano Conte de Ruggiero führte, tüchtig betrogen und dadurch genöthigt hatte, ihn hängen zu lassen. Allein dennoch schritt auch unter ihm der Preussische Staat vorwärts, und der Grund hievon lag hauptsächlich in dem Geist der Duldsamkeit, welcher den König beseelte. Durch den westphälischen Frieden war sämmtlichen Deutschen unbedingte Religions- und Gewissensfreiheit gesichert worden; allein wie verstand man nur wenige Jahrzehnte später diese Freiheit? In den katholischen Staaten dominirten überall die Jesuiten, und sie setzten es nicht nur durch, daß sich dort kein Protestant aufhalten durfte, sondern dehnten ihren Despotismus auch auf die Katholiken aus, indem sie das ganze Erziehungswesen an sich rissen. Nirgends durfte etwas Anderes gelehrt werden, als was sie gelehrt haben wollten, und jeder freie Aufschwung des Geistes, jedes Forschen und Aufklären — nur die Verdummung des Volks sichert dem Pfaffen-  
thum die Herrschaft — wurde von ihnen unterdrückt. Ganz derselbe Despotismus herrschte auch in der protestantischen Kirche, seitdem man einmal in der Concordienformel und auf der Dortrechter Synode festgesetzt hatte, was Lutheraner und Calvinisten zu glauben hätten. Nur wer dieses Glaubens sei, erklärten die Häupter der protestantischen Kirche, könne selig werden, denn nur er sei rechtgläubig oder orthodox; wer aber davon abweiche, der sei unwidderbringlich verloren. Auch hier wurde das Forschen und Aufklären als Ketzerei angesehen, und die Herren Orthodoxen und Buchstabenreiter verfolgten jeden, der freisinnig dachte, ebenso grausam, als die Jesuiten in ihrem Bereiche thaten. Wie verhielt sich nun aber dieser fluchwürdigen Intoleranz gegenüber der König Friederich I. von Preußen? Er stiftete, angefeuert von seiner durch geistige Bildung höchst ausgezeichneten Gemahlin Sophie Charlotte, einer hannöverischen Prinzessin (Tochter Ernst August's und Sophia's, der Enkelin Jakobs I. von England) im Jahr 1694, also so lange er noch Kurfürst war, die freisinnige Universität Halle, und rief dann sechs Jahre später (anno 1700) mit Hülfe des berühmten Gottfried Wilhelm Leibniz die Akademie der Wissenschaften und Künste in Berlin in's Leben. Welcher Segen nun aber von diesen beiden Stiftungen für Preußen, ja für ganz Deutsch-

Land ausströmte! In Halle sammelten sich unter dem Schutze Friederichs I. alle Köpfe, welche mit der Orthodoxie im Kampfe lagen, ein Christian Thomasius (geboren 1655, gestorben 1728), der wegen seines Kampfes gegen die Dummheit, die Unbulbsamkeit, das Vorurtheil, den Aberglauben, das Hexenwesen und den Schlenbrian aus Leipzig (man läutete das Armesünberglöcklein, als er zum Thore hinauszog, aber zweihundert Studenten zogen ihm in Jahresfrist nach) vertrieben wurde, und nun in Halle für den gesunden Menschenverstand wie für die Volksaufklärung und den Gebrauch der deutschen Sprache (statt der französischen und lateinischen) mit vollster Kraft in die Schranken trat — ein Christian Wolf (geboren 1679, gestorben 1754), der als Philosoph und Mathematiker gleich ausgezeichnet, durch seinen Kampf mit dem Bigottismus und der Buchstabenglaubenserstarrung Licht, Freiheit und Ordnung in die Wissenschaft brachte — ein August Herrmann Franke (geboren 1663, gestorben 1727), der große helldenkende Pädagoge, welcher das Halle'sche Waisenhaus und die vielen anderen damit verbundenen Schul- und Erziehungsanstalten in's Leben rief — ein Hildebrand Canstein (geboren 1667, gestorben 1719), der Begründer der Bibelanstalten, das heißt des Drucks der lutherischen Bibel mit stehenden Lettern, wodurch „Gottes Wort den Armen zur Erbauung“ um einen kaum nennenswerthen Preis erlassen werden konnte. Sie und noch viele duzend Andere förderten Licht und Aufklärung von Halle aus; in Berlin aber wirkte in derselben Richtung, obwohl mehr im Stillen, die Akademie der Wissenschaften und Künste, deren erster Präsident der berühmte Leibnitz, vielleicht der scharfsinnigste Denker aller Zeiten, wurde. Nicht minder Großes verdanken wir dem bescheidenen Philipp Jakob Spener (geboren 1635, gestorben 1703), welcher durch den Einfluß der Königin Sophie Charlotte in Berlin Probst wurde, denn aus seinen zum Herzen redenden Predigten und Schriften sprach ein ganz neuer Geist und man nennt ihn daher mit Recht den Reformator des religiösen Lebens in der protestantischen Kirche. Durch die benannten beiden Stiftungen also trug Friederich I. ein Wesentliches zur Hebung des Preussischen Staates bei, und fast ebenso hoch anzuschlagen war der Schutz, den er den sogenannten



Refugiés, das ist den durch die bigotte Engherzigkeit Ludwigs XIV. aus Frankreich vertriebenen Hugenotten angedeihen ließ. Allein weit Größeres leistete sein Sohn und Erbe, König Friederich Wilhelm I., der während seiner ganzen Regierung (1713—1740) einen merkwürdigen Gegensatz zu seinem Zeitgenossen, dem Kaiser Karl VI., bildete, und ihm verdankt Preußen mehr, als man der schlimmen Fehler wegen, die ihm zugleich anklebten, gewöhnlich zuzugeben bereit ist. Es läßt sich nämlich nicht in Abrede ziehen, Friederich Wilhelm I. besaß einen Eigenwillen, der sich nur zu oft bis zur despotischsten Härte steigerte, und schon den geringsten Widerspruch ahndete er nicht selten mit persönlicher Mißhandlung. Gewiß ist ferner, er trieb seine Vorliebe für große Soldaten, aus denen er seine Leibwache (die sogenannte Potsdamer Garde) bildete, geradezu in's Tolle, und da er diese Garde nicht selten mit brutaler Gewalt aus aller Herren Ländern rekrutiren ließ, so wurde er dadurch in manch schlimmen Handel verwickelt. Gewiß ist weiter, er behandelte die Männer der Wissenschaft (Gelehrte und Federsucher waren ihm gleichbedeutend) mit einer fast cynischen Verachtung und ließ sich dadurch zu Akten (er ließ z. B. dem Philosophen Wolf, den die Orthodoxen bei ihm verläumdeten, im Dezember 1723 den Befehl zugehen, Halle bei Strafe des Galgens innerhalb vierundzwanzig Stunden zu verlassen, und war sogar nahe daran, die Aufhebung der Akademie der Wissenschaften in Berlin, als eines unnützen Instituts, zu decretiren) verleiten, die nimmermehr entschuldigt werden können. Gewiß ist endlich, er behandelte lange Zeit seinen ältesten Sohn und Erben, den nachherigen König Friederich den Großen, wegen dessen Vorliebe für französische Sprache und Litteratur, mit einer fast barbarischen Tyrannei, und war in seinem Jähzorn sogar einmal nahe daran, denselben als einen Staatsverbrecher hinrichten zu lassen. Allein, wenn wir auch alles dieß zugeben müssen, so steht umgekehrt nicht minder fest, daß er nicht nur bei allen diesen Ausschreitungen seines Eigenwillens stets die besten Absichten hatte, sondern auch das angerichtete Uebel, so bald er es als solches erkannte — und sein scharfer Verstand führte ihn fast immer zur Wahrheit — so viel möglich wieder gut zu machen suchte, und, was die Hauptsache, jedenfalls

wurde das Schlimme an ihm durch das Gute, das er bewirkte, total in Schatten gestellt. Sobald er im Februar 1713 die Regierung übernahm, ging er mit dem regsten Eifer daran, die vielen Unordnungen abzustellen, welche aus der Prunkliebe seines Vaters hervorgegangen waren, und den Anfang machte er mit dem Hofe selbst. Vor allem wurde dieser auf deutsche Weise eingerichtet und das Welsche mit sammt der welschen Sprache verschwand gleichsam über Nacht, denn nichts haßte er mehr, als die Franzosen und das Franzosenthum. Statt der hundert Kammerherren, durch die sich sein Vater hatte bedienen lassen, hielt er sich nur zwölf, und im selben Verhältniß reducirte er alle anderen Hofämter. Wo es irgend anging, beschnitt er die unsinnig hohen Gehalte, und wenn Einer sich dieß nicht gefallen lassen wollte, so durfte er der gänzlichen Entlassung bei der nächsten Gelegenheit gewiß sein. Den vielen kostbaren Gold- und Silberschmuck, mit welchem Friederich I. geglänzt, verkaufte er und bezahlte damit die Schulden, die er vom Vater hatte übernehmen müssen. Er selbst ging stets sehr einfach gekleidet, meist in gewöhnlicher Generalsuniform, und auch bei seiner Umgebung litt er keinerlei Luxus. Seine Mahlzeiten waren nicht reich, als die eines Berliner Bürgers, und überhaupt mußte der Hofhaushalt mit einer unglaublich geringen Summe bestritten werden. So mußte sich seine Gemahlin mit einer fast allzugeringen Dienerschaft begnügen, und auf Reisen durfte sie nur eine einzige Kammerfrau mitnehmen. Dasselbe Sparsystem wurde bei der Erziehung der königlichen Kinder befolgt, und das Taschengeld der jungen Prinzen und Prinzessinnen hätte nicht wohl ein lärglicheres sein können. Er selbst erlaubte sich kein anderes Vergnügen, als zu gewissen Zeiten das der Jagd und der Truppenmusterungen, insbesondere aber allabendlich das Zusammensein mit seinen ersten Räten und Generalen, die er bei einer Pfeife Tabak und einem Trunk Bier im sogenannten Tabakcollegium um sich versammelte. Dagegen sann er Tag und Nacht darüber nach, wie er sein Land am besten emporbringen könnte, denn nichts lag ihm mehr am Herzen, als das Wohl seiner Unterthanen. Demgemäß schaffte er alsobald die brüderlichsten Auslagen ab, und brachte das ganze Steuerwesen auf einen gerodteren Fuß.



Sein Werk waren auch die Kriegs- und Domainenkammern, sowie als deren Spitze das Berliner Generaldirektorium, und nicht minder wurden durch ihn die sämmtlichen adeligen Güter im Staat, bisher lauter steuerfreie Mannslehen, in freie aber steuerpflichtige Erbgüter verwandelt. Vielen durch die letzten Kriege oder auch durch Brandunglück heruntergekommenen Städten schenkte er die zum Wiederaufbau nöthigen Summen, und nur ihm verdankt Potsdam seine jetzige Größe und Schönheit. In Berlin selbst ließ er durch seinen vortrefflichen Finanzminister, v. Kraut, das sogenannte Lagerhaus errichten, welches lange Jahre hindurch die ganze Armee mit Tuch versorgte, und nicht minder vollendete er die schon von seinem Vater angefangene Friederichs-Vorstadt. Durch Schwertfeger und Büchsenspanner aus Lüttich wurden auf seinen Befehl in Spandau und Potsdam Gewehrfabriken errichtet, welche bald so gediehen, daß man keine Waffen mehr aus dem Auslande beziehen mußte, und ebenfalls auf seinen Befehl entstanden eine Menge von Wollenmanufakturen, die er durch das strengste Verbot der Einfuhr von baumwollenen Zeugen schützte. Um das furchtbar verödete Ostpreußen und Preußisch-Litthauen zu cultiviren, kam er allen Auswanderern aus der Pfalz, aus der Schweiz, aus Nassau, aus dem Salzburgischen, überhaupt aus allen Gegenden, wo die Landesherren so sinnlos waren, einen Religionszwang auf ihre Unterthanen auszuüben, mit offenen Armen entgegen, und wies ihnen nicht bloß Wohnplätze und Ackerland an, sondern ließ ihnen auch Baumaterialien und Ackergeräthschaften reichen und streckte ihnen sogar Baarsummen vor. Ja, viele Millionen kosteten ihn diese Kolonisten, denn so sparsam er sonst war, so freigebig erwies er sich in allen Fällen, wo eine offene Hand noththat. Dafür wurde er aber auch von jenen Kolonisten angebetet, und überdem erlebte er die Freude, Ostpreußen und Preußisch-Litthauen nach wenigen Jahren schon in eine freundliche Culturgegend verwandelt zu sehen. Nicht minder freigebig erwies er sich, wenn es galt, Schulen zu errichten, und viele Hunderte wurden von ihm in's Leben gerufen. Freilich lauter Volksschulen, denn er wußte nur zu gut, daß ein Staat nicht gedeihen kann, dessen Einwohnerschaft in Unwissenheit aufwächst, während er umgekehrt (wie

(schon angedeutet) die Gelehrten gewöhnlich nur Pedanten, Narren und Salbader nannte. Nicht minder viel that er für die Verbesserung des Justizwesens, und namentlich durfte, so lange er regierte, kein Hexenprozeß mehr angestrengt werden. Noch mehr lagen ihm die verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten am Herzen, und insbesondere verdankt das große Potsdamer Waisenhaus für fünf- undzwanzighundert Soldatenkinder, sowie die Charité in Berlin, eines der großartigen Armenhäuser in der Welt, ihm seinen Ursprung. Kurz also, er war ein Wohlthäter seines Volks in des Wortes vollster Bedeutung, trotz der Despotie, mit der er dasselbe beherrschte, und in Beziehung auf Sittenstrenge, verbunden mit Verachtung aller eingeschleppten französischen Liederlichkeit, ging er demselben mit dem leuchtendsten Beispiele voran. Sein Hauptaugenmerk aber richtete er auf Dreierlei, einmal auf einen geordneten Staatshaushalt, der es möglich mache, daß jedes Jahr mit einem Ueberschuß endigte, sodann auf ein starkes, wohlgeordnetes und best geführtes Heer, damit das kleine Preußen den viel mächtigeren Nachbarn gewachsen sei, endlich auf den Schutz des Protestantismus, als dessen Hort er überall und bei jeder Gelegenheit auftrat. Den ersten Zweck erreichte er durch eine weise Sparsamkeit, sowie durch eine richtige Finanzwirthschaft, welche nur gerechte Steuern anordnete, endlich durch eine strenge Beaussichtigung der Beamten, die jeder Untreue alsbald auf die Spur kam. Auch sein zweites Hauptziel wurde vollständig errungen, und dabei unterstützte ihn sein Generalissimus, der Fürst Leopold von Dessau (der „Alte Dessauer“, von dem schon früher mehrmals die Rede gewesen ist), in solch' hervorragender Weise, daß man denselben den Reformator der preussischen Heereseinrichtung nennen könnte. Führt er doch ein ganz neues Exercitium ein, das zwar durch seine Strenge oft in Grausamkeit ausartete, durch welches aber die preussischen Soldaten eine solche Gewandtheit erlangten, daß sie doppelt so viel zu leisten vermochten, als die der übrigen europäischen Mächte. Eben aber die Vortrefflichkeit der Armee setzte den König Friedrich Wilhelm I. in den Stand, auch sein drittes Ziel, den Schutz des deutschen Protestantismus gegen die Angriffe der jesuitisch-katholischen Mächte,



vollständig zu erreichen, denn, wenn er auch keineswegs nach der Ehre eines Kriegshelden geizte, so wußte man doch wohl, daß er, wenn man seine Stimme unbeachtet gelassen hätte, nicht einen Augenblick gezaubert haben würde, sein Schwert in die Wagschale zu legen. Natürlich, denn nachdem der sächsische Kurfürst zum Katholicismus übergelaufen war, verstand es sich von selbst, daß Preußens König, als der mächtigste deutsche protestantische Fürst, sich an die Spitze der protestantischen Stände Deutschlands stellte, und Friederich Wilhelm I. war nicht der Mann, sich diesen höchst bedeutenden Machtzuwachs entgehen zu lassen. Mit nicht geringem Stolze konnte derselbe also am Schluß seiner Lebenslaufbahn auf seine Vergangenheit zurücksehen, da er sein Reich wohl doppelt so gekräftigt hinterließ, als er es angetreten hatte. Schon die Gebietsvergrößerung war, nicht sowohl wegen ihrer Ausdehnung, als wegen ihrer Wichtigkeit (er gewann durch Erbschaft Gelbern und Neuschätel, durch sein Schwert aber Vorpommern mit Stettin, Wollin und Useedom) nicht zu verachten; unendlich weit mehr aber hatte die innere Kräftigung des preussischen Königreichs zu besagen. Man bedenke nur, die jährlichen Einkünfte betrugen 7,400,000 Reichsthaler und im Staatschatz lagen nach Abbezahlung aller Schulden 8,700,000 Thaler. Man bedenke ferner, die Armee zählte nicht weniger als 76,000 Mann und war mit allem Nöthigen auf's beste versehen. Man bedenke endlich, die sämtlichen Festungen des Landes, von denen Memel, Magdeburg, Stettin und Wesel ganz neue Werke bekommen hatten, befanden sich im vortrefflichsten Stande, und für die Heranbildung eines ausgezeichneten Offiziercorps sorgte das schon anno 1817 gegründete Berliner Kadettenhaus. So bewahrte denn Friederich Wilhelm I. in seiner Todesstunde — Dienstag, den 31. Mai 1740, Mittags 2 Uhr — die Ruhe eines Weltweisen und sein Volk betrauerte ihn mit aufrichtigem Herzen. Wir aber fühlen uns unwillkürlich gezwungen auszurufen: „Welch' ein Gegensatz zwischen dem unter seiner Regierung fröhlich herangewachsenen kleinen Königreich Preußen und dem mehr als fünfmal so großen, aber total zerrütteten Oesterreich Karls VI.!“

Ende des dritten Bandes.





## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<b>Erstes Buch.</b>	
Das Zeitalter der Reformation. (1493—1555.) . . . . .	5
Erstes Kap. Maximilian I. (1493—1519.) . . . . .	5
Zweites Kap. Martin Luther. (1517—1520.) . . . . .	22
Drittes Kap. Karl V. und der Reichstag zu Worms. (1520 bis 1524.) . . . . .	38
Viertes Kap. Der Bauernaufruhr. (1525.) . . . . .	56
Fünftes Kap. Die Augsburger Confession und das Uebereinkommen von Nürnberg. (1525—1532.) . . . . .	78
Sechstes Kap. Der Tod Luthers, der schmalkaldener Krieg und das Interim. (1533—1548.) . . . . .	95
Siebentes Kap. Der Augsburger Religionsfrieden und die Abdankung Karl V. . . . .	118
<b>Zweites Buch.</b>	
Der große Kampf zwischen Katholicismus und Protestantis- mus. (1556—1648.) . . . . .	136
Erstes Kap. Friederich I., die Jesuiten und das Concil von Trient. (1555—1564.) . . . . .	136
Zweites Kap. Maximilian II. und Rudolph II. oder die Anfänge der Gegenreformation. (1564—1608.) . . . . .	155
Drittes Kap. Die Vorfälle zum 30jährigen Kriege. (1609 bis 1618) . . . . .	208
Viertes Kap. Der 30jährige Krieg. (1618—1648.) . . . . .	232
Fünftes Kap. Der westphälische Frieden. (1648.) . . . . .	306

**Drittes Buch.**

<b>Deutschland in seiner größten Erniedrigung. (1649 bis 1740.)</b>	321
Erstes Kap. Der Druck Frankreichs auf Deutschland und die kleinen Souverainetäten. (1649—1668.)	321
Zweites Kap. Die Rache und Raubzüge Ludwigs XIV. (1669 bis 1697.)	335
Drittes Kap. Der spanische Erbfolge- und der nordische Krieg. (1698 bis 1721.)	362
Viertes Kap. Deutschland unter Kaiser Karl VI. im tiefsten Verfall. (1721—1740.)	417







In demselben Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Geheimnisse der Bastille.

Historisch-biographische Bilder aus der Vergangenheit

von

• Otf. Mylius.

Mit Illustrationen.

2 Bände in fl. 8.

(Ladenpreis früher Rthlr. 2. 17  $\frac{1}{2}$ . — fl. 4. 15.)

jetzt Rthlr. 1. — fl. 1. 45.

Ferner:

**1870!**

# Der große Entscheidungskampf

zwischen

Deutschland und Frankreich

von

Theodor Griesinger.

Mit mehr als 100 Illustrationen.

73 Bogen in 4<sup>o</sup>.

Preis Thlr. 1. — fl. 1. 48.



39. & 40. Heft.

Preis jeder Liefg. 4 sgr. — 12 kr. rh.

702666  
ISIDOR  
GRISINER

Die  
Helden



Stuttgart 1873.

Verlag von Paul Mojer.







Theodor Griesinger's

# Geschichte der Deutschen

von

ihrem Beginn bis auf unsere Tage

in

v i e r B ä n d e n.

Vierter Band.



Stuttgart.

Verlag von Paul Moser.

1874.

Druck der J. Kreuzer'schen Buchdruckerei (Hammer u. Liebig) in Stuttgart.



**Vierter Band:**

Die

**Wiederaufrichtung Deutschlands zum Reiche**

oder

**von Friederich dem Großen bis zu Kaiser  
Wilhelm I.**

(1740 — 1874 nach Christus.)



## Erstes Buch.

### Das Zeitalter Friedrichs des Großen

oder


vom Regierungsantritt König Friedrichs II. von Preußen bis  
zum Tode Kaiser Josephs II. von Deutschland.

(1740—1790.)

#### Erstes Kapitel.

Maria Theresia von Oesterreich und Friederich II. von Preußen  
oder der Oesterreichische Erbfolgekrieg.

(1740—1745.)

 Der Nachfolger Friederich Wilhelms I. auf dem preussischen Königsthron, König Friederich II., der am 24. Januar 1712 geboren worden war, zeigte schon als Knabe eine ganz ungewöhnliche Begabung und diese entwickelte sich mit den Jahren in ganz wunderbarer Weise. Durch den Einfluß seiner Großmutter Sophie Charlotte, der ersten Königin von Preußen (der Wittwe Friederichs I.) erhielt er die fein gebildete Frau von Rocoulle zur ersten Erzieherin und den geistreichen Duhan de Jaudun, dessen Vater, ein hugenottischer Refugeé, sich in Berlin angesiedelt hatte, zum ersten Lehrer. So setzte sich schon in dem Knaben eine Vorliebe für französische Sprache und Bildung fest und diese Vorliebe konnte nachher weder von dem strengen Vater, noch von dem General, Grafen von Finkenstein, der ihm vom siebten Jahr an zum Gouverneur



gesetzt wurde, noch endlich von den Majoren von Kalkstein und von Senning, seinen militärischen Lehrmeistern wieder ausgetrieben werden. Im Gegentheil, je härter seine Erzieher ihn behandelten — so hart, daß der ganze Tag vom frühen Morgen bis zum Abend nur mit Studieren und Exercieren unter Ausschluß alles und jedes Jugendvergnügens, ja selbst unter Ausschluß der Musik, für welche Friederich eine große Vorliebe hatte, hingebracht werden mußte — um so mehr sträubte sich die Jugendkraft des hochbegabten Jünglings gegen den despotischen Zwang, und er suchte sich heimlich zu verschaffen, was ihm öffentlich nicht gestattet war. Heimlich las er also die geliebten französischen Schriftsteller, besonders die Werke Voltaires, welche er allen anderen vorzog; heimlich lernte er von dem berühmten Flötisten Quanz die Flöte spielen; heimlich gab er sich mit seinen ebenfalls heimlichen Freunden, den Lieutenants Ratte und von Keith, jenen Genüssen hin, nach welchen die Jugend dürstet. Schon dieß war schlimm genug, noch schlimmer aber war, daß dadurch — Friederich wurde, sobald Friederich Wilhelm I. hinter eine dieser Heimlichkeiten kam, immer auf's härteste abgestraft — jenes Mißverhältniß zwischen Vater und Sohn entstand, auf welches ich bereits früher hingewiesen habe. Endlich glaubte es der Jüngling, nachdem er achtzehn Jahre alt geworden war, nicht mehr aushalten zu können, und faßte sofort den Plan auf einer Reise, die er im Sommer 1730 mit seinem Vater zur Truppenbesichtigung nach Wesel machen mußte, mit Hülfe seiner Freunde Ratte und Keith zu seinem mütterlichen Oheim, dem König Georg II., nach England zu entfliehen. Durch eine unvorsichtige Aeußerung Keith's wurde der Plan verrathen und alsbald ließ Friederich Wilhelm I. den Sohn, den er in seiner Wuth über die beabsichtigte Desertion ohne das muthige Dazwischentreten des Generals von Mosel vielleicht mit dem Schwerte durchbohrt hätte, nach Küstrin in ein hartes Gefängniß bringen. Dem Lieutenant von Keith gelang es, zu entfliehen; den Lieutenant Ratte aber faßte man und derselbe wurde, nach erfolgtem kriegsrechtlichem Spruch, am 6. November 1730 in Küstrin unter den Fenstern des Gefängnisses, in welchem der Kronprinz Friederich saß, hingerichtet. Daraufhin setzte Friederich Wilhelm I. auch über den Sohn ein Kriegsgericht nieder, und ver-

langte von den Generälen, welche das Gericht bildeten, daß sie streng nach dem Rechte — und auf Desertiren stand der Tod — verfahren sollten. Diese jedoch, besonders der alte Fürst Leopold von Anhalt-Dessau (der alte Dessauer), der Feldmarschall von Rakmer und der Generalmajor von Buddenbrock, erklärten dem Könige in's Gesicht, daß sie sich nie und nimmer zur Verurtheilung des Kronprinzen verstehen würden, und auch die Gesandten von Oesterreich, Schweden und Polen, sowie der sehr einflußreiche Probst Reinbeck legten sich in's Mittel. Dieß alles zusammengenommen machte endlich Eindruck auf den König, und zugleich sagte ihm bei längerem Nachdenken sein Verstand, daß er durch seine despotische Härte den Fluchtversuch des Sohnes selbst hervorgerufen habe. Nicht minder ging seinerseits der Kronprinz in sich und schrieb, durch den Feldprediger Müller zur Einsicht gebracht, daß alles ganz anders stünde, wenn er stets ein gehorsamer Sohn gewesen wäre, dem Vater noch im November 1730 einen reuevollen Brief. Die Folge war, daß jetzt Friederich Wilhelm I. den Sohn begnadigte, ihm aber zugleich Befehl gab, vorberhand als jüngster Kriegsrath bei der Domainenkammer in Küstrin einzutreten, denn dem Könige schien noch eine kleine Nachkur zur völligen Dämpfung des hochfahrenden Sinnes seines Kronprinzen ganz am Platze zu sein. Friederich kam dem erhaltenen Befehle, wie sich von selbst versteht, gehorsamst nach, und arbeitete bei der Kammer mit einem Fleiße, der nichts zu wünschen übrig ließ. Dadurch erhöhte sich noch des Vaters versöhnliche Stimmung, und am 23. November 1731 rief ihn derselbe bei Gelegenheit der Verheirathung der Prinzessin Friederike Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Baireuth nach Berlin zurück. Noch vollständiger wurde die Versöhnung, als Friederich einwilligte, der Prinzessin Elisabethe Christine von Braunschweig-Bevern seine Hand zu reichen, und gleich nach der Trauung — Juni 1733 — erhielt er vom Vater die Herrschaft Ruppin mit dem Lustschloß Rheinsberg zum Geschenke. Auch hatte Friederich Wilhelm I. von nun an gar nichts mehr dagegen, daß der Sohn auf dieser seiner neuen Residenz ganz seinem Vergnügen, dem Studium und der Musik, lebte, und sich noch dazuhin mit einem ganzen Cyclus von hochbegabten Männern (wie der Freiherr von Kaiserling, der



Baron von Knebelstorf, der Ritter von Chasot, der freigeistige Jordan, der Maler Pesne, der Componist Graun, der Violinist Benda, der kriegsfundige Oberst Gamas und Andere) umgab. Umgekehrt aber lernte der Sohn des Vaters vortreffliche Eigenschaften überaus hoch schätzen, und sprach — ohne je des früheren Zerrwisses zu gedenken — nur noch mit der größten Dankbarkeit und Ehrfurcht von ihm. Ja wie der Sohn, von seiner Mutter benachrichtigt, daß der Vater schwer erkrankt sei, am 27. Mai 1740 von Rheinsberg nach Berlin eilte, umfing ihn der sterbende Monarch, wie man sein Liebstes umfängt, und Friederich selbst zerfloß fast in Thränen, obwohl er auf das Ereigniß längst vorbereitet war.

Von dem neuen Regenten Preußens erwartete man allgemein Großes, denn die verschiedenen Gesandten, welche am Berliner Hofe accredibirt waren, hatten fast einstimmig an ihre Höfe berichtet, daß derselbe nicht bloß einen überaus hellen Kopf, verbunden mit dem vielseitigsten Wissen, sondern auch einen heroischen Muth, einen eisernen Willen und einen fast unbegränzten Ehrgeiz besitze. Auch täuschte man sich in solcher Erwartung nicht, indem gleich die ersten Regierungshandlungen Friederichs II. zeigten, daß er keineswegs gesonnen sei, in seinem Staate ganz ruhig Alles beim Alten zu lassen. Im Gegentheil warf er sich sofort mit aller Kraft in die Geschäfte und entwickelte dabei wahrhaft staunenswerthe Sachkenntnisse. So erklärte er vor allem seinen vom Vater übernommenen Ministern, daß kein Unterschied zu machen sei zwischen dem Vortheil des Königs und dem des Landes; wenn aber je zwischen diesen beiden ein Conflict entstehen sollte, so sei nicht zum Vortheil des Königs, sondern zu dem des Landes zu entscheiden. So ließ er, weil der letzte strenge Winter große Noth erzeugt hatte, augenblicklich die von seinem Vater angelegten Getreidemagazine öffnen, und machte hiedurch, weil er das Korn zu einem bestimmten mäßigen Preis verkaufte, der Speculationswuth betrügerischer Wucherer einen Strich durch die Rechnung. So dekretirte er die Abschaffung der Folter und promulgirte zu gleicher Zeit ein umfassendes Toleranzedikt. So rief er den berühmten Mathematiker und Philosophen Wolf an die Universität Halle zurück, und betraute den gelehrten Maupertuis mit der Neuorganisirung der

unter seinem Vater tief herabgekommenen Akademie der Wissenschaften in Berlin. So stiftete er einen neuen Orden „für das Verdienst“ (*pour le mérite*) und machte es zur Grundbedingung, daß nur wirklich Würdige denselben erhalten sollten. So löste er das überaus kostspielige Potsdamer Riesenleibregiment auf und verwandte die nutzlos auf dasselbe verschwendeten Hunderttausende für die Verbesserung der wirklichen Wehrkraft. So errichtete er ein Ministerium für Handel und Gewerbe und beauftragte dasselbe, durch Heranziehung französischer und italienischer Kräfte den Kunstfleiß auch in Preußen zu wecken. So entschied er sich für vollständige Preßfreiheit, und wenn er auch aus Rücksicht für auswärtige Staaten die Censur (dieses schmachvolle Institut verdankt seinen Ursprung dem Papste Leo X., welcher durch seine Bulle vom 15. Mai 1515 alle Freigeister mit-  
samt dem freien Geiste unterdrücken zu können vermeinte) wieder einführte, so that er es doch nur mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß man nur „vernünftige Männer, welche nicht alle Kleinigkeiten relevirten und aufmußten“ zu Censoren bestellen dürfe. So gestattete er jedem seiner Unterthanen den Zutritt zu seiner Person, um Bitten oder Beschwerden vorzutragen, denn er wollte jeder Ungerechtigkeit vorbeugen. So entsandte er ein kleines Truppencorps nach Lüttich, und zwang dessen Fürstbischof, der sich über die zu Preußen gehörige Herrschaft Heristall Hohheitsrechte anmaßte, von dieser seiner Anmaßung zurückzutreten. Kurz er ließ zwar Alles bestehen, was sein Vater Lobenswerthes eingeführt hatte, verbesserte aber auch Alles, was ihm der Verbesserung werth schien, und machte die Größe und die Wohlfahrt Preußens zur ersten und letzten Richtschnur seiner Regierungsweise. Inmitten dieser seiner schöpferischen Thätigkeit aber traf die Nachricht ein, daß Kaiser Karl VI. am 20. Oktober 1740 verstorben sei, und nun eröffnete sich dem jungen Regenten ein neues Feld des Wirkens, das er zu betreten bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt hatte.

Von der Pragmatischen Sanction, für welche Karl VI. so viele Opfer brachte, haben wir schon gesprochen, und es trat also unmittelbar nach seinem Tode seine erstgeborene Tochter Maria Theresia, Gemahlin des Herzogs Franz von Lothringen (oder besser gesagt von



Toscana, das er für das an Frankreich abgetretene Lothringen erhielt), die Regierung über die sämtlichen österreichischen Staaten an. Alle Regierungen, die auswärtigen wie die deutschen, mit alleiniger Ausnahme der bayerischen, hatten jene Sanction anerkannt, und man durfte also, weil Bayern für sich allein zu schwach war, um seine Ansprüche an die Hinterlassenschaft Karls VI. mit Gewalt durchzusetzen, annehmen, daß die neue Regentin in dem Besitz der weitläufigsten österreichischen Monarchie nicht beunruhigt werden würde. Allein schon in den ersten Tagen nach dem Tode Karls VI. erhielt Friederich II. die unumstößliche Gewißheit, daß jene Annahme durchaus unberechtigt sei, und sofort stand sein Entschluß fest, seine eigenen Ansprüche an einen Theil des österreichischen Erbes in der ersten Minute mit der entschiedensten Kraft geltend zu machen. Der Leser wird sich erinnern, daß in längst vergangenen Tagen — während des dreißigjährigen Kriegs — Oesterreich die schlesischen Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, auf welche Brandenburg-Preußen gerechte Ansprüche hatte, mit Gewalt in Besitz nahm, und nahher nie dazu gebracht werden konnte, sie wieder herauszugeben. In diese Besitzergreifung hatte sich Brandenburg-Preußen bis jetzt ruhig gefügt, und man glaubte nun allgemein, daß es auch später keine Ansprüche mehr erheben werde. Allein Friederich II. sah nur zu gut ein, daß sein kleines (bei seinem Regierungsantritt nur 2200 Quadratmeilen mit etwa 2 1/4 Millionen Einwohner zählendes) und noch zudem weitgestrecktes Königreich (es reichte von Memel nach Cleve, also vom Kurischen Haff bis an den Rhein) unmöglich existenzfähig sei, wenn es nicht durch Gebietserweiterung gekräftigt werde, und bedachte sich also nicht, die alte, halb und halb verjährte Forderung von neuem geltend zu machen. Demgemäß ließ er; nur wenige Wochen nach Karls VI. Ableben durch einen außerordentlichen Gesandten — den Grafen Gotter — der Königin Maria Theresia unter dem Beding, daß sie die genannten vier Herzogthümer an Preußen abtrete, ein Freundschaftsbündniß gegen alle ihre Feinde antragen, und machte zugleich, um seinem Antrag Nachdruck zu geben, einen Theil seiner Armee mobil. Die Antwort Maria Theresia's fiel, wie man sich zum voraus denken konnte, durchaus abschläglich —

sogar sehr hochmüthig abschlägig — aus, und sofort rückte die preussische Armee unter der persönlichen Führung Friedrichs II., in der Mitte des Decembers 1740, in Schlessien ein. Es war das erste Mal, daß der junge König zu Felde zog, und er besaß also selbstverständlich von der Kriegsführung nur erst theoretische Kenntnisse; allein der erfahrene Feldmarschall von Schwerin — Kurt Christoph, Graf von Schwerin, geboren 1684, hatte in den Niederlanden unter dem Prinzen Eugen und dem Herzog von Marlborough seine Schule gemacht, und Friedrich II. setzte größeres Vertrauen in ihn, als in den damals schon sehr alten Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, genannt der alte Dessauer, — stand ihm zur Seite, und überdem konnte ihm Maria Theresia, welche bei ihrem Regierungsantritt ihre Lande in der tiefsten Zerrüttung vorfand, nur ganz ungenügende Streitkräfte entgegenstellen. So wurde ganz Schlessien, mit der alleinigen Ausnahme der Festungen Glogau, Brieg und Neisse, fast ohne Schwertstreich erobert, und die Schlessier selbst waren deß ganz zufrieden. Die Protestantischen unter ihnen deßwegen, weil die unbulbsame Jesuitenregierung Karls VI. sie bisher unter einem ebenso grausamen als widersinnigen Druck gehalten hatte, die Katholischen deßwegen, weil Friedrich II., der ihnen sofort in einem Manifeste vollkommenste Religionsfreiheit zusicherte, seine Soldaten alle ihre Bedürfnisse baar bezahlen ließ. Endlich übrigens, nachdem im Frühjahr 1741 (9. März) auch noch Glogau erstürmt und Neisse und Brieg fest eingeschlossen waren, raffte Maria Theresia doch ein Heer zusammen, mit welchem der erfahrene Feldmarschall Neipperg alsbald in Oberschlessien einrückte, und am 10. April 1741 kam's zur Schlacht. Die Oesterreicher hielten sich tapfer genug, und Friedrich II. verzweifelte deßhalb schon so sehr am Erfolg, daß er das Schlachtfeld verließ, um zum Herzog von Holstein-Beck, der zur Deckung des Oberübergangs mit einigen Regimentern bei Strehlen stand, zu reiten. Der Feldmarschall Schwerin dagegen erkämpfte in seiner Abwesenheit den Sieg (obwohl allerdings mit schweren Opfern, denn er hatte 2500 Tode und über 3000 Verwundete) und nöthigte seinen Gegner, den Feldmarschall Neipperg, so eilig als möglich eine gedeckte Stellung weit hinter der Festung Neisse zu suchen.



Bayern hatte, wie bereits erzählt, die Pragmatische Sanction nie anerkannt, denn dessen Kurfürst Karl Albrecht glaubte wegen seiner Abstammung von der Erzherzogin Anna, der ältesten Tochter des Kaisers Ferdinand I., ein näheres Anrecht an das Erbe der österreichischen Monarchie zu haben, als die Tochter Karls VI. Als ein erbärmlicher, verbuhlter Schwächling jedoch besaß er nicht den Muth, für sich allein für sein vermeintliches Recht zu kämpfen, und suchte deshalb Frankreich auf seine Seite zu ziehen. Diese Macht hatte ja seit zwei Jahrhunderten Alles daran gesetzt, das Haus Habsburg zu demüthigen, und somit durfte man hoffen, daß sie sich, trotzdem sie der Pragmatischen Sanction feierlichst beigetreten war, die jetzige Gelegenheit, die österreichische Monarchie zu zertrümmern, nicht entgehen lassen würde. Die Hoffnung schlug nicht fehl, und schon am 22. Mai 1741 wurde zu Nymphenburg ein Vertrag abgeschlossen, in welchem Frankreich sich verpflichtete, nicht nur die Ansprüche Karl Albrechts auf die österreichischen Lande Böhmen, Oberösterreich, Tyrol und Vorderösterreich (er war jetzt so bescheiden Ungarn und Niederösterreich der Maria Theresia lassen zu wollen), sondern auch dessen Wahl zum Kaiser von Deutschland durchzusetzen, damit dieselbe nicht etwa auf Franz von Lothringen-Toskana, den Gemahl Maria Theresia's, falle. Umgekehrt dagegen machte sich Karl Albrecht anheischig, alle Eroberungen, welche Frankreich am Rheine und in den Niederlanden machen würde, als künftiger Kaiser gutzuheißen, und namentlich das ganze linke Rheinufer von Deutschland abreißen zu lassen. Kaum nun übrigens war dieser schlimme Vertrag abgeschlossen, so traten demselben auch noch zwei weitere Regenten, der König August III. von Sachsen-Polen und der König Philipp V. von Spanien bei, und Frankreich sagte dem Ersteren ganz Mähren sowie einen Theil von Oberschlesien, dem Letzteren aber die italienischen Herzogthümer Parma und Piacenza, zu. So bildete sich eine furchtbare Allianz gegen Maria Theresia, und diese Allianz wurde ihr dadurch um so gefährlicher, als auch Friederich II. im Kriege mit ihr lag. Das allerschlimmste aber war, daß sie keinen Bundesgenossen finden konnte, denn die Kaiserin Anna von Rußland blieb neutral, um in den Armen des schönen Grafen Lynar, des sächsischen Gesandten, schwelgen

zu können, und Georg II. von England, obwohl ihr freundlich gesinnt, wagte es nicht, ihr offen beizustehen, weil er fürchtete, die Allirten könnten sonst in sein Kurfürstenthum Hannover einfallen. Nach menschlicher Berechnung war also Maria Theresia verloren, allein es sollte doch anders kommen. Zwar allerdings im ersten Anfang stand es sehr mißlich um die österreichische Sache, weil man den Allirten nicht einmal ein kleines Corps, viel weniger ein starkes Heer entgegenstellen konnte, und Karl Albrecht drang, unterstützt von einer französischen Armee unter dem Marschall Belleisle, welche die rheinischen Kurfürsten (die von Frankreich bestochenen Erzbischöfe von Köln und Mainz) ganz ungehindert durch ihre Länder ziehen ließen, siegreich in Oberösterreich ein. Schon am 3. September hielt er seinen Einzug in Linz, wo er sich als künftiger Erzherzog von Oberösterreich huldigen ließ, und nun schien auch Unterösterreich mit der Hauptstadt Wien verloren. In dieser großen Noth beschloß Maria Theresia auf den dringenden Rath des Lord Hindsford, des englischen Gesandten, sich mit dem König von Preußen abzufinden, damit der Feldmarschall Reipperg freie Hand bekomme, seine Truppen den vereinigten Bayern und Franzosen entgegenzuführen, und am 5. Oktober 1741 kam richtig in Kleinschnellendorf ein geheimer Vertrag mit Friederich II. zu Stande. Hiernach verpflichtete sich Maria Theresia, im künftigen Frieden ganz Niederschlesien bis nach Neisse und Oppeln hinauf an Preußen abzutreten, wenn Friederich II. von jetzt ab die Waffen ruhen lasse; letzterer aber versprach dieß unter dem Beding, daß die Uebereinkunft ganz geheim gehalten werde, weil sonst Sachsen, Bayern und Frankreich vereint die Waffen gegen ihn führen könnten. Jetzt war es möglich, das Corps Reipperg, das einzige damals disponible, nach Unterösterreich zu ziehen, um wenigstens Wien zu decken, und darin lag schon ein großer Gewinn. Als einen noch größeren Gewinn aber mußte man es betrachten, daß jetzt der Kurfürst Karl Albrecht, statt mit seiner überlegenen Armee auf Wien loszugehen, sich von Linz aus gegen Böhmen wandte, um vor allem — er fürchtete, der König von Sachsen-Polen, der eben, seinem mit Frankreich abgeschlossenen Vertrag gemäß, stark rüstete, möchte ihm sonst zuvorkommen — sich die böhmische Königskrone aufzusetzen.



Großen Widerstand fand derselbe auch bei diesem Unternehmen nicht, und es gelang ihm sogar, in der Nacht vom 26. auf den 27. November Prag zu erobern. Noch mehr, am 7. Dezember 1741 rief man ihn dort zum König von Böhmen aus, und am 19. Dezember huldigten ihm die versammelten Stände. Nunmehr hielt der Kurfürst die leichte Eroberung für vollkommen gesichert, und wandte sich, die Behauptung Prags den Franzosen überlassend, eilends nach Mannheim, um von hier aus seine Wahl zum deutschen Kaiser (die in Frankfurt vor sich zu gehen hatte) zu betreiben.

Durch Zweierlei war also Maria Theresia vor gänzlichem Untergang gerettet worden; einmal durch das Uebereinkommen mit Friedrich II. in Kleinschnellendorf, und sodann durch die thörichte Kriegsführung des Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern. Jetzt aber, nachdem das Uergste abgewendet, hoffte sie den Sieg über ihre Feinde zu erringen und zwar ebenfalls durch zwei Maßregeln. Zum ersten nämlich dadurch, daß sie durch eine halboffene Verlautbarung des geheimen Vertrags mit Preußen den Samen des Mißtrauens in den Bund ihrer Gegner werfe, und zum zweiten dadurch, daß sie die tapferen Ungarn zu einer großartigen Hülfsleistung aufstachle. An den Letzteren hatte das Haus Habsburg vielfach schwer gesündigt — man denke nur an das Blutgericht zu Eperies, von dem ich früher gesprochen — und sich dieselben dadurch total entfremdet. Nunmehr aber, während der Schicksalsschläge von 1741, eilte Maria Theresia nach Preßburg und bewilligte dem ungarischen Reichstag, den sie sofort um sich versammelte, alle seine Rechtsforderungen. Ja sie anerkannte die alte ungarische Verfassung ohne irgend welchen Rückhalt, und rief dadurch eine Begeisterung ohne Gleichen für sich hervor. Darum wie sie im Spätherbst 1741 mit ihrem neugeborenen Söhnchen, dem nachherigen Kaiser Joseph II., auf dem Arm, in ungarischer Nationaltracht und das ungarische Königsschwert umgürtet, den Reichstag beschwor, ein starkes Heer für sie auszurüsten, riefen die sämtlichen Magnaten ihre Säbel aus der Scheide und schrien wie außer sich: „Moriatur pro rege nostro Maria Theresia“, zu deutsch: „Blut und Leben für unsere Königin Maria Theresia.“ Dem Rufe aber folgte alsobald die That, und mit dem Beginn des

Jahres 1742 stand schon ein wohlgeordnetes Heer von 30,000 Mann auf den Beinen. Ueberdem sammelten einzelne Partheigänger, unter welchen besonders der Husarengeneral Menzel, der wilde Oberst Trent und der tollkühne Bärnklaus (eigentlich hieß er Perflö, Freiherr von Schönreuth) hervorzuhellen sind, auf eigene Kosten Freicorps, und zu diesen drängten sich alle verwegenen und raublustigen Gesellen unter den Panduren, Croaten und Wallachen. Was aber noch weit höher anzuschlagen war, der Feldmarschall von Neipperg verstand es, sein kleines Corps von Mähren aus bedeutend zu verstärken, und nicht minder gelang es dem Feldmarschall Riebenhüller in Verbindung mit dem Prinzen Karl Alexander von Lothringen, dem Bruder des Gemahls Maria Theresia's, größere Heerhaufen aus Deutschland und Italien herbeizuziehen. An Soldaten litt somit Maria Theresia jetzt nicht mehr Mangel, und sie sandte sofort, schon im Januar 1742, — also mitten im Winter — eine Armee nach Böhmen, während eine zweite nicht bloß Linz und Oberösterreich wieder erobern, sondern auch in Bayern einfallen sollte. Nun wäre es selbstverständlich die Pflicht des Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern gewesen, so schnell als möglich zu seiner aus Franzosen und Bayern gemischten Armee zurückzukehren; allein er überließ die Führung derselben seinen französischen und bayerischen Untergeneralen, obwohl keiner von ihnen besondere Fähigkeiten besaß, und blieb der Kaiserwahl wegen in Mannheim. Diese, am 24. Januar 1742 vorgenommene Wahl fiel in der That günstig für ihn aus, indem er fast alle Stimmen (die Kurfürsten — Könige von Brandenburg-Preußen und von Sachsen-Polen — hatten ihm als Feinde Maria Theresia's längst ihr Wort gegeben, und die Kurfürsten-Erzbischofe von Mainz, Köln und Trier standen im Solde Frankreichs) erhielt; allein den Tag vor seiner Wahl, am 23. Januar, räumten 15,000 Franzosen vor dem anrückenden österreichischen Feldmarschall Riebenhüller das wichtige Linz, und am 12. Februar 1742, an welchem er als Kaiser Karl VII. in Frankfurt gekrönt wurde, zog der Husarengeneral Menzel mit dem Pandurenoberst Trent siegreich in München ein.

Die Eine der beiden Maßregeln, durch welche sich Maria Theresia den Sieg über ihre Feinde sichern wollte, war also eine äußerst glück-



liche zu nennen, denn nicht nur wurde Oberösterreich wieder erobert, sondern es fiel auch ganz Bayern, selbst das feste Ingolstadt, das der tolle Bärnklaus erstürmte, in die Hände ihrer Truppen, die es nun in gräulicher Weise — ganz kroatisch und pandurisch — verwüsteten. Eine ganz entgegengesetzte Wirkung dagegen hatte die zweite Maßregel, ich meine die Verlautbarmachung des geheimen Vertrags mit Preußen. Statt daß nämlich dadurch Zwietracht unter die Allirten geworfen worden wäre, widerrief Friederich II. alsbald jene Uebereinkunft, und eilte im Januar 1742 nach Dresden, um die dortige Regierung zu bestimmen, daß sie das sächsische Heer mit dem seinigen zur Eroberung von Mähren vereinige. Es geschah, und alsbald schritt Friederich II. zur Belagerung von Brünn, nachdem Generalfeldmarschall von Schwerin vorher schon Olmütz besetzt hatte. Nach kurzem jedoch schon trennte sich der sächsische Feldmarschall Graf Rutowsky, der meinte alles besser zu verstehen, als der König von Preußen, von letzterem, um zu den Franzosen in Böhmen zu stoßen, und nun zog sich auch Friederich II. aus Mähren zurück, entschlossen, die Oesterreicher unter dem Prinzen Karl Alexander von Lothringen aufzusuchen. Am 17. Mai 1742 kam's dann bei Chotusitz, unweit Gzaslau, zur Schlacht, und die Oesterreicher erlitten trotz ihres heldenmüthigen Widerstandes eine schwere Niederlage. Das war wieder ein harter Schlag für Maria Theresia, und sie sah nun ein, daß ihre Sache nie triumphiren werde, so lange Friederich II. gegen sie im Felde stehe. Nun erbot sich der englische Lord Hindsford zum zweiten Male, den Frieden mit dem preussischen Könige zu vermitteln, und schon am 11. Juni 1742 wurde derselbe zu Breslau abgeschlossen. Friederich II. erhielt ganz Schlesien (nicht bloß Unter Schlesien) nebst der Grafschaft Glatz mit der alleinigen Ausnahme der Städte und Bezirke Teschen, Troppau und Jägerndorf, sowie des jenseits der Oppa gelegenen hohen Gebirgszuges; dagegen verstand er sich dazu, eine Schuld von 1,700,000 Thalern, welche auf Schlesien haftete, zu übernehmen, und dieselbe in kürzester Frist baar an die Gläubiger heimzuzahlen. Er erreichte also jetzt weit mehr, als ihm in der Uebereinkunft von Kleinschnellendorf zugesagt worden war, und der großartige Zuwachs an Land und Leuten mußte ihn mit um so

größerem Stolz erfüllen, als seine Erbstaaten von der Kriegsfurie auch nicht das Geringste zu leiden gehabt hatten.

Von nun an lächelte der Königin Maria Theresia das Glück. Der Kurfürst-König August III. von Sachsen-Polen nämlich ließ sich nicht lange nach dem Friedensschlusse von Breslau bewegen, ebenfalls (sein allmächtiger Günstling, der Premierminister Graf Brühl, war von Maria Theresia durch Schenkung mehrerer größerer Güter in Böhmen bestochen worden) von der großen Coalition zurückzutreten, und versprach von nun an vollständige Neutralität. Ein noch größerer Gewinn aber war es, daß jetzt Georg II. von England-Hannover, nachdem er seinen bisherigen Minister Walpole durch den sehr krieges- risch-gefinnten Lord Cateret ersetzt hatte, ein förmliches Bündniß mit Maria Theresia abschloß und ihr sofort nicht bloß starke Subsidien (England war reich und Oesterreich arm) bezahlte, sondern auch als- bald ein Heer zu sammeln begann, mit welchem (es bestand meist aus gekauften Schweizern und Hessen, sowie aus rekrutirten Hannoveranern und wurde von ihm „Pragmatische Armee“ getauft) er im Jahr 1743 persönlich in's Feld zu rücken versprach. So gestärkt durfte Maria Theresia mit Sicherheit auf den Sieg rechnen, und vor allem ging man daran, die Franzosen und Bayern aus Böhmen hinausz- zuwerfen. Dieß machte sich aber um so leichter, als dieselben damals genöthigt waren, sich zu trennen. Die Bayern nämlich unter General Sedendorf, und unterstützt von einem französischen Corps unter dem Marschall Broglio marschirten auf Bayern zu, um dieses arme Land von der unerträglichen Bedrückung der Oesterreicher zu befreien; das Hauptcorps der Franzosen dagegen concentrirte sich in und um Prag, fest entschlossen, diese Stadt jedenfalls zu behaupten. Gegen Prag nun rückte der Prinz Karl Alexander von Lothringen mit überlegenen Streitkräften heran, und bald wurde die Lage der Franzosen dort innen eine trostlose. Wohl sandte die französische Regierung, hievon benachrichtigt, den Herzog von Maillebois mit 50,000 Mann zum Entsatz; allein kaum hatte derselbe mit seiner Armee die böhmische Gränze überschritten, so retirirte er auch schon wieder nach der Ober- pfalz, weil er unmöglich die nöthigen Lebensmittel aufbringen konnte. Von Verzweiflung getrieben, faßte endlich der Marschall Belleisle



den Entschluß, sich durchzuschlagen, und am 17. Dezember gelang ihm auch richtig das Wagniß. Von den 14,000 Mann jedoch, mit denen er sich durchschlug (wohl eben so viel hatte er als krank und kriegsuntüchtig in Prag zurückgelassen), gingen in Folge des Hungers und der furchtbaren Kälte auf der Retirade wenigstens drei Viertel zu Grunde, und selbst die wenigen Tausende, mit denen er Eger erreichte, befanden sich in einem kläglichen Zustande. Nicht viel besser erging es dem französischen Corps unter Broglie, welches mit den Bayern vereint die Oesterreicher aus Bayern hinausschlagen sollte, denn, nachdem der General Sedendorf am 8. Mai 1743 bei Braunau an der bayerischen Gränze von dem österreichischen Feldmarschall Rhevenhüller auf's Haupt geschlagen worden war, mußte es ebenfalls in die Pfalz flüchten. Noch schlimmer stand es nach der genannten Niederlage um die Bayern, und es blieb am Ende dem General Sedendorf nichts übrig, als, um den Rest seiner Armee zu retten, am 27. Juni 1743 mit Rhevenhüller in Niederschönfeld einen Vertrag (man hieß ihn den Neutralitäts- und Evacuationsvertrag) abzuschließen, kraft dessen das ganze Kurfürstenthum Bayern den Oesterreichern Preis gegeben blieb. Daraufhin setzte Maria Theresia eine österreichische Regierung daselbst ein, ließ Steuern über Steuern erheben, und zwang — im September 1743 — die bayerischen Stände zur Huldigung. Inzwischen hatte sich König Georg II. von England, seinem Versprechen gemäß, an die Spitze seiner „Pragmatischen Armee“ gestellt, und war den Franzosen unter dem Herzog von Noailles bis an den Main entgegengerückt. Er war notorisch ein sehr schlechter Felbherr, und seine Niederlage schien also gewiß. Weil aber der Herzog von Noailles noch weniger taugte, erkämpfte Georg II. am 27. Juni 1743 bei Dettingen, unweit Aschaffenburg, einen vollständigen Sieg, und zwang die Franzosen sich eiligst über den Rhein nach Frankreich zurückzuziehen. Denselben Rückzug traten dann auch die beiden französischen Corps an, welche unter den Marschällen Broglie und Belleisle noch in der Pfalz standen, und sofort vereinigte sich der Prinz von Lothringen mit Georg II., um die Waffen über den Rhein hinüber nach Frankreich (nach dem Elsaß, das gräßlich verwüstet wurde) zu tragen.

Trostloser hätte nun die Lage des Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern, oder wie er jetzt hieß, des Kaisers Karl VII. gar nicht sein können. Vertrieben aus seinen Stammlanden, von Niemanden geschützt, lebte er in Frankfurt am Main vom Almosen Ludwigs XV., daß er bei seinem totalen Geldmangel anzunehmen genöthigt war, und nirgend, gar nirgend zeigte sich ihm ein Hoffnungsstrahl. Ja, er mußte gewärtig sein, selbst aus Frankfurt vertrieben zu werden, da ihn sein General Sedendorf nur ganz ungenügend schützen konnte, und in dieser verzweiflungsvollen Lage machte er der Königin Maria Theresia die demüthigendsten Friedensanträge. Diese aber, durch die bisherigen Erfolge ihrer Waffen übermüthig gemacht, verwarf sie kurzweg, denn sie trachtete nach nichts Geringerem, als zu gleicher Zeit die bayerischen Lande und Elsaß-Lothringen ihrer Monarchie einzuverleiben. Zu diesem Behufe schloß sie am 13. September 1743 mit Georg II. zu Worms einen noch engeren Defensivtractat ab, und in dieses Bündniß ließen sich sofort auch Holland und Sardinien — Ersteres, um seine Gränze nach Frankreich hin zu erweitern, Letzteres, um die Herzogthümer Finale und Piacenza zu erwerben — aufnehmen. Ja sogar Sachsen trat demselben am 20. Dezember 1743 bei, denn man machte seinem Regenten Hoffnung, daß für ihn äußerst wichtige Magdeburg zu erwerben, und ließ es ohnehin an reichen Präsenten für den bestechlichen Grafen Brühl nicht fehlen. Kaum nun übrigens waren diese Bündnisse abgeschlossen, so erfuhr auch Friederich II., trotzdem man sie sehr geheim zu halten suchte, deren Inhalt, und dieser sagte ihm deutlich genug, daß Maria Theresia auf nichts anderes ausgehe, als, nach Einverleibung Bayerns und Elsaß-Lothringens, auch ihm auf den Leib zu rücken. Sprach man doch am Wiener Hofe laut genug davon, daß man unter allen Umständen Schlessien wieder haben müsse, und der in Sachsen allmächtige Graf Brühl vertraute es ungenirt seiner Umgebung an, daß die Demüthigung des preussischen Königs, den er bitterlich haßte, nur noch eine Frage der Zeit sei. Kurz, es blieb kein Zweifel, daß Maria Theresia, welche den Breslauer Frieden nur in der höchsten Noth unterzeichnet hatte, die erste günstige Gelegenheit ergreifen werde, um Schlessien zurückzuerobern, und somit beschloß Friederich II. alsbald wieder in die Action ein-



zutreten. Mit anderen Worten, er gab der flehentlichen Bitte Karls VII., ihm Hülfe zu gewähren, nach, und reiste im Frühjahr 1744 nach Frankfurt am Main, um dort am 22. Mai mit dem armen Kaiser die sogenannte Frankfurter Union abzuschließen. Dieser trat sofort außer dem Landgrafen von Hessen-Kassel auch noch der Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor, (Nachfolger Karl Philipps, der im Dezember 1742 verstorben war) bei, und überdem versprach die französische Regierung, den Krieg von jetzt an wieder kraftvollst aufnehmen zu wollen.

Diesen neuen Kampf — man nennt ihn gewöhnlich den zweiten schlesischen Feldzug, im Gegensatz gegen den ersten, der im Breslauer Frieden endigte — begann Friederich II. mit derselben Schnelligkeit, mit der er den früheren begonnen hatte, und bereits am 15. August 1744 rückte er mit 100,000 Mann in drei Kolonnen in Böhmen ein. Diese Kolonnen sammelten sich am 2. September vor Prag, und am 16. September mußte sich diese Stadt mit ihrer ganzen Besatzung ergeben. Daraufhin wandte sich Friederich II. gegen Niederösterreich, um Wien zu erobern, und es gelang ihm nach einander die Plätze Tabor, Budweis und Frauenberg wegzunehmen. Diese schnellen Erfolge zwangen die Königin Maria Theresia, eilends ihre Truppen aus Bayern und dem Elsaß zurückzuberufen, um ihre eigenen Lande zu schützen, und in Folge dessen rückte der General Sedendorf augenblicklich mit seinem kleinen Corps (den Vertrag von Niederschönfeld zu brechen, machte ihm gar keine Skrupel) in Bayern ein, worauf Karl VII. nach München zurückkehrte. Nicht minder überschritten die Franzosen, sobald sie durch den Abzug des österreichischen Heeres unter dem Prinzen von Lothringen Luft bekamen, den Rhein, und eroberten noch im Herbst 1744 die Stadt Freiburg nebst dem ganzen Breisgau. Durch alles dieß aber ließ sich Maria Theresia durchaus nicht irre machen, sondern gab vielmehr Befehle über Befehle, ihre sämtlichen Streitkräfte um Wien herum zu concentriren, und in der That brachte nun auch der Prinz Karl Alexander von Lothringen eine Armee (bestehend aus seinem eigenen Heere, mit dem er im Elsaß gestanden, dann aus 22,000 Mann Sachsen unter dem Grafen Rutowsky, weiter aus dem Corps Riebenhüller, das aus Bayern

herbeigeeilt war, zum vierten aus einem neuen großartigen ungarischen Aufgebot und endlich aus den Freicorps Trenk's, Bärnklaus' und Menzel's mit den Tausenden von Panduren, Kroaten und Wallachen) zusammen, welche der Friederichs II. weit um das Doppelte überlegen war. Letzterer, der mitten in Feindes Land stand, dessen Bevölkerung ihm selbst um theures Geld keine Lebensmittel lieferte, mußte sich also entschließen, augenblicklich — zu Anfang November — den Rückzug anzutreten, obwohl es ein Rückzug war, wie man ihn sich gar nicht gefährlicher denken kann. Man bedenke nur den furchtbaren Mangel, der die Mannschaft wie die Pferde dem Hungertode nahe brachte! Man bedenke weiter die ewigen Regen- und Schneestürme, wie sie der November bringt, und in Folge derselben die ganz grundlosen Heerstraßen! Man bedenke endlich den übermächtigen Feind, dessen herumschwärmende Reiterei den Spitzen und Enden der preussischen Armee ununterbrochene Scharmüßel lieferte, sich dagegen aber nie in eine Schlacht oder auch nur in ein ernsthaftes Gefecht einließ! So konnten trotz der außerordentlichen Umsicht und der noch außerordentlicheren Thätigkeit, welche Friederich II. und seine Generale entfalteten, die furchtbarsten Verluste an Menschen, Pferden und Kriegsmaterial nicht ausbleiben, und wie endlich Anfangs Dezember die schlesische Gränze erreicht wurde, war das preussische Heer gar nicht mehr zu erkennen. Augenblicklich ließ nun Friederich II. seine Truppen die Winterquartiere beziehen, und machte die unsäglichsten Anstrengungen, um sie wieder in guten Stand zu setzen. Allein der Feind drang ihm nach Schlesien nach, und nicht nur fielen nach einander Hirschberg, Landskuth, Schmiedeberg und selbst die starke Festung Cosel in seine Hände, sondern die Panduren und Kroaten brandschatzten auch alle Städte und Dörfer Oberschlesiens, welche von den Preußen nicht besetzt waren, in der entsetzlichsten Weise.

Wie nun Maria Theresia jubelte! Sie erließ sofort im Januar 1745 ein Manifest, in dem sie ganz Schlesien wieder in Besitz nahm, und schloß im selben Monat noch in Warschau mit Sachsen-Polen, England und Holland eine neue Convention, worin sich alle vier Contrahenten verpflichteten, die Waffen nicht eher aus der Hand zu legen, als bis die preussische Macht zu einer Null herabgedrückt sei.



Trotz allem dem verlor Friederich II. nicht einen Augenblick lang den Muth, sondern benützte vielmehr die während des Winters doch endlich eingetretene Ruhe dazu, um seine Mannschaften, sowie sein Kriegsmaterial wieder zu ergänzen, und dabei kam ihm der Umstand äußerst gut zu Statten, daß die Oesterreicher nach althergebrachter Gewohnheit mit der Eröffnung des Feldzugs bis tief in den Mai 1745 hiniewarteten. Endlich übrigens, zu Ende Mai brach der Prinz Karl Alexander von Lothringen mit seinem aus Oesterreichern, Ungarn und Sachsen bestehenden großen Heere in Unterschlesien ein, und da sich Friederich II. mit seiner viel geringeren Armee langsam vor ihm zurückzog, so glaubte er in seiner Eitelkeit, der preußische König verzweifelte selbst daran, ihm irgendwie noch kräftigen Widerstand leisten zu können. Und doch sehnte sich Letzterer nach nichts mehr, als die Oesterreicher zum Schlagen zu bringen, und zog sich nur zurück, um den feindlichen Oberanführer desto unvorsichtiger zu machen! Am 1. Juni bezog Friederich II. ein Lager zwischen Schweidnitz und Strigau, und in diesem gedachte ihn der Prinz von Lothringen einzuschließen. Am 3. standen sich die Armeen bereits ganz nahe, indem der Prinz auf der Straße von Landshuth nach Jauer, die über Strigau führt, heranzog. Während aber die österreichische Armee sich in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni sorglos — ihr Oberanführer glaubte ja, sein Gegner habe Angst vor ihm! — dem Schläfe überließ, entrollte sich noch vor Tagesgrauen die preußische Armee auf den Anhöhen vor Strigau, unweit des Dorfes Höhenfriedberg, in der schönsten Schlachtordnung, und früh vier Uhr schon, noch ehe die Oesterreicher Zeit gefunden hatten, sich zu sammeln, erdonnerten ihre Kanonen. Bis um neun Uhr war Alles entschieden, und noch nie hatte Friederich II. einen glänzenderen Sieg erfochten. Seine Verluste beliefen sich auf noch nicht 3000 Mann, von den Oesterreichern und Sachsen dagegen lagen 5000 todt oder verwundet auf dem Schlachtfeld und über 7000 waren gefangen. Ueberdem erbeuteten die Preußen 66 Kanonen, sowie 7 Standarten und 72 Fahnen, und der feindliche Lagerbestand fiel ohnehin in ihre Hände. Nunmehr trennte sich der Feldmarschall Rutowsky von dem Prinzen von Lothringen, und führte — zur Sicherung Sachsens — seine Sachsen

über Görlitz in die Heimath zurück. Der Prinz von Lothringen aber retirirte eiligst über Landshuth zurück nach Böhmen und bezog bei Königgrätz ein festes Lager. Ihm folgte auf dem Fuße Friederich II., um seine Truppen in Feindes Land zu nähren, und setzte sich in nächster Nähe zwischen Jaromir und Ehlum fest. Dort blieben sie beiderseitig ein ganzes Vierteljahr lang unthätig stehen, denn der Prinz von Lothringen hatte genug zu thun, seine Armee wieder zu ergänzen; der König von Preußen aber benützte die Zeit vorzüglich zu Zweierlei. Einmal dazu, um durch ausgeschiedte starke Detachements die österreichischen Besatzungen aus Oberschlesien zu vertreiben, und sodann dazu, um wo möglich einen vortheilhaften und dauernden Frieden zu erlangen.

Inzwischen nämlich hatte sich die Sachlage in Deutschland bedeutend verändert. Am 20. Januar 1745 war Kaiser Karl VII., kurz nach seiner Rückkehr nach München, erst siebenundvierzig Jahre alt, verstorben, und sein Sohn und Erbe Maximilian Joseph traf das bayerische Kurfürstenthum in der tiefsten Zerrüttung an. Ueber vierzig Millionen Schulden ruhten auf demselben, und ganze Distrikte lagen in Folge der Raub- und Brandzüge der Kroaten und Panduren verödet. Ihm mußte also vor Allem daran liegen, für seine Lande Frieden zu bekommen, und sofort beauftragte er den General Sedenborf, mit Maria Theresia in Unterhandlung zu treten. Diese fanden zu Güssen, an der Tyroler Gränze, statt, und schon am 22. April 1745 konnte der Frieden unterzeichnet werden. Max Joseph entsagte für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen auf die österreichischen Erblande, und versprach noch außerdem bei der nun vorzunehmenden Kaiserwahl seine Stimme dem Großherzoge Franz von Lothringen-Toskana, dem Gemahle Maria Theresia's, zu geben. Die Letztere dagegen zog alsbald ihre Truppen aus ganz Bayern zurück, und verbot während des Rückzugs jedwede weitere Brandschatzung. Nachdem auf diese Art der Handel mit Bayern beseitigt war, wandte Maria Theresia alle ihre Aufmerksamkeit der Kaiserwahl zu und wußte eine Kurstimme nach der anderen für ihren Gemahl Franz zu gewinnen. Freilich protestirte Friederich II. gegen dessen Wahl und auch Frankreich machte seinen Einfluß in derselben Richtung geltend; allein es



gab keinen anderen Mitbewerber, und somit einigten sich am 13. September 1745 alle Kurstimmen — mit Ausnahme Brandenburg-Preußens und des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz — auf den früheren Herzog von Lothringen, der sofort am 4. Oktober als Kaiser Franz I. gekrönt wurde. Dieses Resultat übrigens kannte Maria Theresia, wie man sich wohl denken kann, schon verschiedene Wochen vor dem eigentlichen und formellen Wahltag (13. September), und weil nun das Kaiserthum neuen Glanz um sie und ihr Haus verbreitete, wurde sie trotz der verlorenen Schlacht von Hohenfriedberg nur um so unbeugsamer in ihrem Entschluß, nicht zu ruhen, als bis der preußische König bis zur Vernichtung gebemüthigt sei. Ganz anders dachte der König Georg II. von England, der, weil die an Oesterreich zu bezahlenden Subsidien von seinem Parlamente kaum noch zu erhalten waren, den Krieg längst satt hatte, und mit Freuden begrüßte er es also, als Friederich II. sich von Jaromirs aus an ihn wandte, um den Frieden zu vermitteln. Beiderseitig wurden Gesandte nach Hannover gesandt, und am 26. August 1745 kam dort eine Convention (sie enthielt für Preußen die günstige Bestimmung, daß demselben Schlesien unter Gewährleistung Englands verbleiben solle) zu Stande, welcher beizutreten Oesterreich und Sachsen aufs dringendste aufgefordert wurden. Hierzu wäre nun der König August III. von Sachsen-Polen nicht unschwer zu bringen gewesen, allein Maria Theresia rief wuthentbrannt, daß sie lieber den Rock vom Leibe als Schlesien missen wolle, und drang so lange in den König von Sachsen-Polen, bis dieser einwilligte, mit ihr zusammen die Convention von Hannover zu verwerfen.

Von neuem also war's fest beschlossene Sache, daß nur das Schwert zu entscheiden habe, und sofort — Mitte September — ertheilte Maria Theresia ihrem Feldherrn, dem Prinzen Karl Alexander von Lothringen, den Befehl, den König von Preußen unter allen Umständen anzugreifen. Dieser hatte damals bei sich in seinem Lager zwischen Jaromirs und Ehlum nur 19,000 Mann stehen, weil verschiedene Truppencorps zur Eroberung Cosels und anderen Festungen Oberschlesiens entsendet worden waren. Ueber doppelt so stark dagegen war die Armee des Prinzen von Lothringen bei Königingrätz, obwohl

der Prinz zur Bekämpfung der preußischen Streifcorps ebenfalls nicht unbedeutende Détachements von seinem Hauptheere abgetrennt hatte. Die Verhältnisse standen also für die Oesterreicher äußerst günstig, und somit traf der Prinz von Lothringen Anstalt, dem Befehle Maria Theresia's schon in den nächsten Tagen nachzukommen. Nun hielt es aber Friederich II., als ihm die Bewegungen des Feindes über dessen Absichten Aufschluß gaben, für nothwendig, vorher, ehe er sich in einen Kampf einlasse, noch mehr Truppen an sich zu ziehen, und wollte sich zu diesem Zwecke wieder, wie früher, zwischen Schweidnitz und Strigau in Oberschlesien festsetzen. In den letzten Tagen des Septembers 1745 marschirte er also von Ehlum und Jaromirs ab, und schlug die Richtung über Soor, Trautenau und Landshuth nach Strigau ein. Am Frühmorgen des 30. Septembers aber, als er eben die Zelte zwischen Staudenz und Soor, wo man die Nacht durch campirt hatte, abzubrechen befohlen hatte, überfiel ihn der Prinz von Lothringen, der ihm schnellstens nachgerückt war, und es entspann sich sofort eine furchtbar blutige Schlacht. Fünf Stunden lang kämpfte man von beiden Seiten mit der außerordentlichsten Tapferkeit, und, weil die Kroaten Gelegenheit fanden, während des Kampfes einen Theil des preußischen Lagers zu plündern, ließ der Prinz von Lothringen bereits eine Siegesmeldung nach Wien abgehen. Allein das Genie Friederichs II. errang schließlich trotz der furchtbaren Uebermacht der Oesterreicher doch den Sieg, und die 40,000 mußten vor den 19,000 die Flucht ergreifen. Das war die berühmte Schlacht bei Soor, in welcher die Oesterreicher 22 Kanonen und 10 Fahnen verloren, und sofort bezogen nun die Preußen das vorher schon projektirte Lager zwischen Schweidnitz und Strigau. Friederich II. aber eilte, nachdem er bestens für seine Truppen gesorgt, Ende Oktober nach Berlin, um von hier aus wo möglich einen Separatsfrieden mit England und Sachsen zu Stande zu bringen. Kaum nun übrigens hatte er dieses Geschäft eingeleitet, so wurde er von einem geheimen Freund am sächsischen Hofe, der dort in alle Geheimnisse eingeweiht war, am 8. November benachrichtigt, daß auf Anregung des Grafen Brühl seine Feinde den Plan ausgebrütet hätten, ihn mitten im Winter in Berlin zu überfallen, um ihn zu den schmachlichsten Entsagungen zu nöthigen.



Der Prinz von Lothringen sollte in aller Stille mit Umgehung des preussischen Lagers bei Schweidnitz nach Meissen, im Kurfürstenthum Sachsen, marschiren, und dort das sächsische Heer unter Kutowsky an sich ziehen. Mit diesem hätte sich dann noch der österreichische General Grünne, der am Rheine gegen die Franzosen stand, in Eilmärschen zu verbinden gehabt, und dann wollte man zu Ende des Dezembers zusammen Berlin wegnehmen. Solchen Plan zu vereiteln, befahl Friederich II. sofort den Feldmarschall Leopold von Anhalt-Dessau (dem alten Dessauer), der bis jetzt mit einem ansehnlichen Heere die Gränzen Brandenburg-Preußens gegen Sachsen hin zu bewachen beauftragt war, von seinem Standquartier Halle aus über Leipzig gegen Dresden, in dessen nächster Nähe, bei Kesselsdorf, der Feldmarschall Graf Kutowsky das sächsische Heer sammelte, vorzurücken, und er, der König selbst eilte nach dem Lager bei Schweidnitz, um seine dortigen Truppen heranzuziehen. Alles ging mit Windeseile, und am 25. November schon erreichte Friederich II. mit seinem Heere die Stadt Görlitz, nachdem er zwei Tage zuvor bei Katholisch-Hennersdorf vier sächsische Regimenter, die in's Lager von Kesselsdorf stoßen sollten, fast gänzlich vernichtet hatte. Von dort zog er über Bautzen nach Meissen, welches, wie wir wissen, auch das Ziel des Prinzen von Lothringen war. Allein der König erreichte die Stadt schon am Vormorgens des 15. Dezembers, während die viel langsameren Oesterreicher noch um mehrere Tagmärsche zurückstanden. Inzwischen war der alte Dessauer — der aber noch die Energie eines Jünglings besaß — dem erhaltenen Befehle gemäß, eiligst von Halle abgerückt, und schon am 29. November hatte sich ihm Leipzig ergeben müssen. Dann zog er das kleine Corps des Generals Lehwalb, der bisher bei Torgau gestanden, an sich, und vorwärts ging's nun gegen Dresden. Dort stand, wie schon gesagt, im Lager von Kesselsdorf das sächsische Heer unter dem Grafen Kutowsky, und mit ihm hatte sich soeben das 10,000 Mann starke Corps des österreichischen Generals Grünne vereinigt. Seine Stellung war eine sehr gut gewählte, allein der alte Dessauer schritt deswegen doch, fast unmittelbar nach seiner Ankunft im nahen Willmsdruff, am 15. Dezember (also an demselben Tag, an welchem Friederich II. Meissen erreichte) in der Früh zum

Angriff, und schon nach einem Kampf von wenigen Stunden gelang es seinen Tapfern, die Hauptbatterie der Sachsen zu erstürmen. Bis zum Mittag aber hatte der alte Feldmarschall einen glänzenden Sieg errungen, und der fliehende Feind verlor außer 48 Kanonen noch mehr als 5000 Gefangene. Theuer genug übrigens mußte der Sieg erkauft werden, denn auf dem Schlachtfelde lagen über 8000 Tote und Verwundete, und unter diesen befanden sich mindestens ebensoviele Preußen als Oesterreicher und Sachsen.

Diese Niederlage brachte den König August III. von Sachsen-Polen, der über Hals und Kopf von Dresden entflohen war, in die entsetzlichste Noth. Nicht nur nämlich retirirte jetzt der Prinz von Lothringen, der mit seiner Armee bereits den Plauen'schen Grund erreicht hatte, so schnell als möglich nach Böhmen, um nicht ebenfalls geschlagen zu werden, sondern Friederich II. besetzte bereits am 18. Dezember Dresden, und machte sich damit zum Herrn von Sachsen, über das er augenblicklich die strengsten Contributionen verhängte. Somit beauftragte August III. sofort den englischen Gesandten in Dresden, mit dem Könige von Preußen um jeden Preis den Frieden zu vermitteln, und lud zugleich die Königin, jetzt Kaiserin, Maria Theresia ein, dasselbe zu thun. Einen Tag lang weigerte sie sich, trotzdem sie sich zugestehen mußte, daß sie dem außergewöhnlichen Talent des preussischen Königs nicht gewachsen sei. Wie dann aber der englische Gesandte in Wien ihr drohte, daß im Falle ihrer längeren Renitenz die bisher von England bezahlten Subsidien sistirt werden würden, gab sie ihre Einwilligung, und versah den Grafen von Harrach, ihren Gesandten in Dresden, mit den nöthigen Vollmachten. So kam der von den Völkern schon so lange ersehnte Frieden ziemlich schnell, bereits am 25. Dezember 1745, in Dresden zu Stande, und in diesem trat Oesterreich — unter dem Beding, daß Friederich II. den Gemahl Maria Theresia's als Kaiser anerkenne — ganz Schlessien mit der Grafschaft Glatz für ewige Zeiten an Preußen ab. Von Sachsen wurde keine Gebietsabtretung verlangt, dagegen mußte es an Preußen eine Million Thaler Kriegskostenentschädigung zahlen, und erst wie diese geleistet war, zog Friederich II. seine Truppen zurück.

So endete der österreichische Erbfolgekrieg für den König von



Preußen in der ruhmvollsten Weise; gegen Frankreich und Spanien aber setzte Maria Theresia den Kampf noch drei Jahre lang fort, jedoch ohne daß Deutschland dabei irgendwie betheiligt gewesen wäre. Darum gehen wir auch über jene Kriegsfortsetzung mit Stillschweigen hinweg, und bemerken bloß, daß beim Friedensschluß in Aachen (18. Oktober 1748) alle Eroberungen mit alleiniger Ausnahme der italienischen Fürstenthümer Parma, Piacenza und Guastalla, welche der spanische Infant Don Philipp erhielt, gegenseitig zurückgegeben wurden. England, Frankreich und Holland hatten also ihr Geld und das Blut so vieler Tausende umsonst geopfert, und ebenso umsonst hatte Bayern all' das viele Elend über sich ergehen lassen müssen.

---

## Zweites Kapitel.

### Friederich II. als Privatmann und Landesvater.

(1745—1756.)

Nur Preußen war aus dem langen Kampfe von 1740—1745 groß hervorgegangen. Es hatte ein herrliches Land mit  $1\frac{1}{2}$  Millionen Einwohnern gewonnen, und da seinem Könige nach dem Aussterben des Hauses Cirksena (Kurt Edgard, der letzte Cirksena starb im Jahr 1744) auch noch Ostfriesland zufiel, so bildete es jetzt ein recht respectables Königreich. Mit der bloß äußeren Vergrößerung seines Staates aber begnügte sich Friederich II. keineswegs, sondern noch weit mehr lag ihm der innere Ausbau desselben am Herzen, und sofort nach hergestelltem Frieden ging er mit staunenswerthem Eifer an seine Aufgabe.

Von seiner eminenten geistigen Begabung haben wir schon gesprochen; doch zeigte sich diese jetzt erst in ihrem glänzendsten Lichte, weil nunmehr zum früheren jugendlichen Enthusiasmus die kaltblütigste männliche Ueberlegung, sowie zur früheren fieberhaften Arbeitshaft die planmäßigste Ordnung in der Thätigkeit trat. Jede Stunde hatte

ihre Bestimmung, und von dieser ließ sich Friedrich II. weder durch Ermüdung, noch durch schlechtes Wetter, noch durch Einreden Anderer abbringen. Im Sommer erhob er sich schon um vier Uhr Morgens — im Winter eine halbe Stunde später — und von dem Augenblicke an, da er das Bett verließ, bis zu dem, wo er sich wieder niederlegte, war er gestiefelt und bespornt. Zum An- und Auskleiden bediente er sich keiner fremden Hülfe, und nicht minder besorgte er das Waschen, Rasiren und Frisiren mit eigenen Händen. Sowie er fix und fertig war, trat er an den Schreibtisch und ging die eingelaufenen Briefe durch. Dann hörte er die Rapporte der dienstthuenden Offiziere an und gab die nöthigen Befehle. Nun wurde Kaffee getrunken und nach diesem griff er zur Flöte, welche er meisterhaft zu spielen verstand. Eine Stunde später traten die Kabinettsrätthe mit ihren Portefeuilles ein und hielten nach Ueberreichung ihrer Schriftstücke ihre Vorträge. Beide aber, die Vorträge wie die Schriftstücke fanden augenblicklich ihre Erledigung, denn erster Grundsatz des Königs war, nichts auf den anderen Tag aufzuschieben. Mit dem Schlag zwölf Uhr ging's zur Tafel, und zu dieser lud er immer eine ausgesuchte Gesellschaft geistreicher und verdienter Männer. Nach der Tafel trank er Kaffee und darauf, nachdem er die inzwischen im Kabinete ausgefertigten Briefe und sonstigen Papiere unterzeichnet, besichtigte er in einem längeren Spaziergang seine Gärten und Anlagen. Die Stunden von vier bis sechs Uhr Abends widmete er ausschließlich seinen schriftstellerischen Arbeiten, und in diesen wollte er nicht gestört sein. Von sechs bis sieben Uhr wurde musicirt oder concertirt, wobei immer gute musikalische Kräfte mitwirkten, und gleich nach sieben Uhr nahm er das Nachtesseu — natürlich wieder in gewohnter Gesellschaft — ein. War aber auch dieses vorbei, so begannen die Lese- oder besser gesagt die Vorlesestunden, verbunden mit wissenschaftlichen Unterhaltungen, und diese setzte der König meist bis Mitternacht fort, denn vom langen Schlafen war er kein Freund. Wie übrigens der Tag seine bestimmte Eintheilung hatte, so auch das Jahr, und hierin bildeten die militärischen Geschäfte die Hauptabschnitte. Bestimmt am 17. und 18. Mai fand bei Potsdam Truppenmusterung statt, dann vom 21. bis 23. bei Berlin, vom 26. bis 28. bei Magdeburg, am



2. Juni bei Küstrin, am 3. und 4. bei Stargard und vom 8. bis zum 10. Juni in Preußen. Im Juli brauchte er in Sanssouci, seinem Sommeraufenthalte, die Brunnenkur, und dann trat er am 14. August die Rebuereise nach Schlesien an. Anfangs September besah er das Artilleriecorps, und vom 21. bis 23. selbigen Monats war wieder in Potsdam Herbstmanöver. Ende November bezog er das Schloß in Potsdam, und während der Carnevalszeit — 24. December bis 24. Januar — wohnte er im Schlosse zu Berlin. Alle diese Umzüge und Reisen aber wurden auch noch in anderer Beziehung ausgenützt, nämlich dazu, die Zustände auf dem Lande kennen zu lernen, und oft und viel mußten die Amtleute und Landräthe Stundenlang neben seinem Wagen herreiten, um seine Fragen zu beantworten. Nicht minder gab er auf diesen Reisen gar vielen Bittstellern, selbst von den geringsten Ständen, Audienz, und jede Klage wurde sofort von ihm erledigt. Freilich ohne Despotismus ging es dabei nicht ab, denn er entschied Alles kraft seiner eigenen Auctorität, wie schon sein Vater gethan hatte; allein seine prompte Justiz stiftete deswegen doch ungemein viel Gutes.

Dessen, daß er von Jugend auf eine große Vorliebe für französische Sprache und Literatur gezeigt habe, ist von mir bereits Erwähnung gethan worden, und ich setze nun hinzu, daß ihn diese Vorliebe sein ganzes Leben durch nicht verließ. Ja er stellte den geistreichen Voltaire höher als irgend einen anderen Schriftsteller damaliger und vergangener Zeit, und zog ihn sogar eine Zeit lang (so lange nämlich, bis er die schmutzige Persönlichkeit des ebenso eitlen als geizigen Franzosen durch Erfahrung näher kennen lernte) an seinen Hof. Man hat dieß dem Könige zum schweren Vorwurf gemacht, allein man muß nur bedenken, wie arm damals — in der Jugend und ersten Regierungszeit Friederichs — das deutsche Geistesleben noch war, während der glänzende Wit und die freie Sprache der französischen Schriftsteller dem eigenen Geiste des Königs entsprachen. Im Uebrigen trieb dieser seine Vorliebe für das Französische nicht so weit, daß er das Deutschthum, wie man oft meint, ganz von seinem Hofe verbannt hätte. Im Gegentheil, nicht einmal französische Berichte verlangte er, und auf jede deutsche Eingabe erfolgte sicherlich

eine deutsche Antwort. Ebendeshwegen war ihm auch an der Hebung der deutschen Volksschulen in seinen Staaten äußerst viel gelegen, und er verordnete nicht nur, daß alle Eltern verpflichtet sein sollten, ihre Kinder in die Schule zu senden, sondern auch, daß für notorisch Arme die Gemeindefassen das Schulgeld bezahlen müßten. Nicht minder sorgte er für das höhere Unterrichtswesen, und um dasselbe emporzubringen, berief er verschiedene berühmte Gelehrte, wie den Franzosen Maupertuis und den Basler Euler an die Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Weit mehr übrigens als durch all' das bisher Gesagte imponirt uns Friederich II. durch seine freie Geistesrichtung in religiösen Dingen. Schon sein Vater, Großvater und Urgroßvater hatten sich durch Duldsamkeit gegen Andersgläubige hervorgethan, allein in der Durchführung des Prinzips der Toleranz, darin, daß während seiner ganzen Regierung Protestanten und Katholiken nicht bloß auf dem Papiere, sondern in der Praxis vollkommen gleichberechtigt behandelt wurden, steht Friederich II. in der That einzig da. Man denke nur an Schlessien, das so viele Jahrhunderte hindurch mit der österreichischen Monarchie verbunden gewesen war. Die dortigen Protestanten hatten unter einem solchen Regimente natürlich unendlich viel zu leiden gehabt, und es läßt sich denken, mit welchem Entzücken dieselben dem neuen Regenten, dem Horte des Protestantismus, entgegenjubelten. Nicht minder aber läßt sich denken, von welcher Angst umgekehrt die Katholiken — und diese bildeten in Schlessien die große Mehrzahl — erfaßt werden mußten, denn sie dachten natürlich nicht anders, als daß die Reihe des Unterdrücktwerdens nunmehr an sie kommen werde. Auch wäre dieß in den Augen Vieler nur eine gerechte Wiedervergeltung gewesen, wie denn zum Beispiel nach der Schlacht von Hohenfriedberg eine Schaar von etlich tausend protestantischen Bauern eine Deputation an den König sandte, mit der Anfrage, ob sie nicht ihre katholischen Nachbarn, die ihnen bisher so viel Böses gethan, todtzuschlagen sollten. Was aber erwiderte Friederich II. dieser Deputation? Er erinnerte sie daran, daß das Gebot des Evangeliums sei, seine Feinde zu lieben, und beschämt gingen die Bauern nach Hause. Ganz in diesem Sinne — wer kennt nicht sein berühmtes Dictum: „In meinen Staaten



kann Jeder nach seiner eigenen Façon selig werden“, — verfuhr der König, nachdem ihm die Eroberung Schlesiens gesichert war, und nicht ein einziges Recht wurde den Katholiken geschmälert. Selbst die Klöster ließ er unberührt fortbestehen, und der Clerus behielt alle seine reichen Einkünfte. Auf Eines dagegen drang er mit unabänderlicher Strenge, darauf, daß die Protestanten künftig nicht mehr angefeindet werden durften, und so entstand nach und nach ein ganz freundschaftliches Verhältniß zwischen den beiden Religionspartheien.

Unter dem Toleranzgesetze gediehen Schlesiens und die anderen Landestheile des Königreichs Preußen, in welchen Katholiken wohnten, ganz ungemein; einen nicht minder großen Aufschwung aber nahmen auch die übrigen Provinzen, denn es gab nicht leicht je einen Monarchen, dem die materielle Wohlfarth seiner Unterthanen mehr am Herzen gelegen gewesen wäre, als dem Könige Friederich II. Demgemäß suchte er vor allem das Gerichtswesen, das wie überall in Deutschland so auch in den preussischen Provinzen noch sehr im Argen lag, zu reformiren, und sein Großkanzler Cocceji (Friederich II. nannte die Juristen gewöhnlich nur „Rechtsverdreher aus Gewinnsucht“, seinen Großkanzler aber zeichnete er als einen hochachtbaren Gesetzeskundigen aus) mußte sofort eine neue Prozeßordnung ausarbeiten, welcher ein neues Civilgesetzbuch und Landrecht bald nachfolgte. Freilich auf Vollkommenheit durften diese Gesetze nicht Anspruch machen, und noch weniger waren sie mit derjenigen Klarheit des Ausdrucks abgefaßt, daß auch die Laien sie verstehen konnten; allein ebendeshalb ordnete Friederich II. eine dreijährige Generalvisitation aller Gerichtshöfe seines Königreichs an, damit man auf die gemachten Erfahrungen weiter bauen könne. Ueberdem wachte er selbst persönlich darüber, daß seine ärmeren Unterthanen nicht von den Reicheren und Höhergestellten unterdrückt würden, und obwohl auch hiebei nicht selten ein großer Theil Despotismus sich geltend machte, so hatte dennoch die genannte königliche Obergewalt, welche besonders der Gewaltthätigkeit der niederen Beamten ein Ziel setzte, für das ganze Staatswesen die heilsamsten Folgen.

Gerade ebenso sehr, wie dem Recht und der Gerechtigkeit, widmete Friederich II. seine Aufmerksamkeit dem Ackerbau, dem Handel

und den Gewerben. So ließ er die Oder schiffbar machen und sorgte für die Verbesserung der Seehäfen an der Nord- und Ostsee. So machte er Vorschüsse an emporstrebende Fabriken, und zog vom Auslande Gewerbsleute herbei, die den innländischen als Musterarbeiter vorleuchten sollten. So nahm er sich des Bauernstandes an, und Ebelleute, welche ihre Ackerbauern wie Leibeigene und hörige Knechte behandelten, durften sicher sein, ihrer Strafe nicht zu entgehen. So ordnete er die Urbarmachung der sandigen Marke bei Berlin durch Herbeischaffung besseren Bodens an, und gewann durch Austrocknung von Morästen viele Tausende von fruchtbaren Aekern. So errichtete er in allen Provinzen Getreidemagazine, deren Vorräthe hinreichten, seine Gesamtunterthanen auf anderthalb Jahre lang zu nähren, und wenn also eine Theuerung eintrat, konnte er die Preise des Mehls durch Verabreichung von Früchten nach Recht und Billigkeit reguliren. So entstanden durch sein unmittelbares Eingreifen in den Jahren 1745 bis 1756 nicht weniger als zweihundertundachtzig neue Dörfer, und natürlich wurde auch für Kolonisten vom Auslande her gesorgt. So war er mit großem Eifer darauf bedacht, die Städte emporzuheben, und Schmiedeberg zum Beispiel wurde nach einem großen Brande ganz neu aufgebaut, während Neustadt-Eberswalde eine große von lauter Messerschmieden bevölkerte Vorstadt erhielt. Insbesondere lagen ihm die Städte Berlin und Potsdam am Herzen, und wie in ersterer das Invalidenhaus, die katholische Kirche und der große Dom sein Werk sind, so vollendete er in letzterer das königliche Schloß und schuf neu das Rathhaus, die Bildergallerie, das Cavalierhaus, das sogenannte neue Palais, und — was ich hervorhebe — das so überaus liebliche Sanssouci. Kurz Friederich II. hielt es für eine seiner ersten Regentenpflichten, die Wohlfarth seiner Länder zu erhöhen, und wenn ihm in dem Streben nach solch' hohem Ziele auch einiges Wenige — wie z. B. die Einführung des Weinbau's, sowie die der Seidenzucht im Brandenburgischen — mißglückte, weil die klimatischen Verhältnisse dagegen waren, so können blos Thoren es versuchen, deshalb seine Bestrebungen im Allgemeinen in's Lächerliche ziehen zu wollen.

Doch wo bleibt die Armee? wird der Leser fragen. Nun es



versteht sich von selbst, daß ein junger Monarch, welcher soeben einen fünfjährigen Krieg vollendete, in welchem er als Feldherr eine höchst bedeutende Rolle spielte, seinen Soldaten sein besonderes Augenmerk zugewendet haben wird, und solches zu thun, lag für Friederich II. noch ein besonderer Grund vor. Er wußte nur zu gut, daß seine bisherige Gegnerin, die Königin, jetzt Kaiserin Maria Theresia, jede günstige Gelegenheit ergreifen würde, das verlorene Schlessien, das ihr gar nie aus dem Sinne kam, wieder zu erobern, und solches unmöglich zu machen, blieb nichts übrig, als eine starke, immer schlagfertige Armee bereit zu halten. Demgemäß begrüßte er es mit Freuden, daß von den vielen Gefangenen, die in den letzten Schlachten des österreichischen Erbfolgekriegs in seine Hände gerathen waren, viele Tausende ihn, nach geschlossenem Frieden, baten, in seine Dienste treten zu dürfen, denn nun konnte er die großen Verluste, welche seine Regimenter erlitten, wieder ergänzen, ohne seinen Ländern die Arbeitskräfte zu entziehen. Auch blieb es von nun an für ihn Regel, die Hälfte seiner Truppen durch Anwerbung aus den übrigen Provinzen und Staaten Deutschlands zu gewinnen, und den Nachtheil, daß unter diesen Angeworbenen nicht Wenige der Klasse der Strolche, Vagabunden und Verbrecher angehörten, wußte er durch Einführung einer eisernen Mannszucht auszugleichen. Ein besonderes Augenmerk schenkte er der Reiterei und Artillerie, welche beide ihm — laut der Erfahrungen des letzten Kriegs — noch an Vielem Mangel zu leiden schienen, und mit Hülfe seiner trefflichen Generale half er allen diesen Mißständen ab. Man denke nur an die Berühmtheit, welche die Ziethen'schen Husaren später erlangten, sowie an die Leistungen der reitenden Artillerie, welche vor Friederich II. eigentlich gar nicht existirte! Nicht minder war er für die Armierung der Festungen, sowie für die Anhäufung von Waffenvorräthen in den Arsenalen besorgt, und nach wenigen zehn Friedensjahren konnte er sich sagen, durch seine starke Armee — er brachte sie bis 1756 auf 200,000 Mann — gegen alle unerwarteten Schläge gesichert zu sein. Eines nur dürfte uns auffallen, das, daß er die Offiziersstellen fast einzig und allein mit Adelligen besetzte, während er doch sonst für den Adel — man denke an die adeligen Gutsbesitzer, gegen welche er, wenn sie ihre Bauern

bedrückten, mit unnachsichtiger Strenge verfuhr — keine besondere Vorliebe zeigte; allein die Gebildeten des Bürgerstandes damaliger Zeit (wir haben bei Gelegenheit der Schilderung der Reichsstädte schon früher davon gesprochen) wollten nichts vom Kriegshandwerke wissen, und schon deswegen sah sich Friederich II. — gerade wie die sämtlichen anderen Fürsten Deutschlands — auf die Adelligen angewiesen. Nicht minder deswegen, weil der preußische Adel von jeher einen großen patriotischen Eifer zeigte, und am allermeisten deswegen, weil die meisten adeligen Söhne, besonders die jüngeren, welche keine Ansprüche auf das väterliche Erbgut hatten, vom frühesten Knabenalter an, in den Waffen geübt und zum Dienste in der Armee herangebildet wurden.

Bergegenwärtigen wir uns nun übrigens Alles das, was Friederich II. in den Jahren 1745 bis 1756 neu schuf, so müssen wir nothwendig zu der Frage gedrängt werden, woher er denn, da ja sein Staat zu den kleineren Königreichen gehörte, die Mittel zu seinen Leistungen nahm. Die Antwort aber ist einfach die: Die Mittel kamen daher, daß er beharrlich für eine vortreffliche Staatsökonomie besorgt war, und an sich selbst den Anfang im Sparen machte. Beschränkte er doch den Aufwand für seine Hofhaltung so sehr, daß er trotz seiner Vorliebe für eine gute Tafel mit der äußerst geringen Summe von 120,000 Thalern jährlich (gar mancher kleine deutsche Duodezfürst brauchte das Zehnfache!) ausreichte! Aber freilich jeder unnütze Prunk wurde vermieden, und Günstlinge, Glückritter und Gunstdamen kosteten ihn keinen Heller. Ueberdem wählte er sich seine Rechnungs- und Verwaltungsbeamte mit großer Vorsicht aus, und beaufsichtigte sie mit der scrupulösesten Genauigkeit. Ganz ebenso hielt er es mit dem Staatshaushalt, und Hand in Hand mit der äußersten Sparsamkeit, wo dieselbe am Platze war, ging die strengste Ordnung und Controlle. Auch darf ich nicht verschweigen, daß der gesteigerte Handel und Wandel gar viele neue Finanzquellen aufschloß, gerade wie auch die Bauern, weil sie nach und nach wohlhabender wurden, die Steuern ohne Rückstände zahlen konnten. Durch all' dieß zusammen nun sah sich Friederich II. im Stande, den Staatsschatz, welchen der letzte Krieg vollständig geleert hatte, innerhalb zehn



Jahren („wie man im Sommer für den Winter sammelt“, pflegte er zu sagen, „so muß ein Regent im Frieden für den Krieg sparen“) wieder vollständig zu füllen, denn die Staatseinnahmen gewährten bald einen Ueberschuß von 1,200,000 Thalern über die Ausgaben, ohne daß deshalb die Steuern hätten erhöht werden müssen.

Die Augen von ganz Europa waren also auf das kleine Preußen gerichtet, das sich in so staunenswerther Weise entwickelte; allein eine um so tiefere Verachtung verdienten die übrigen Staaten und Stäätchen des deutschen Reichs. In diesen nämlich wirthschafteten die Fürsten immer noch in derselben Weise, wie ich sie bereits geschildert habe; nur nahmen sie sich jetzt statt Ludwigs XIV. den grundliederlichen Nachfolger desselben, ich meine den König Ludwig XV. von Frankreich, zum Muster. In Sachsen trieb's der allmächtige Graf Brühl womöglich noch ärger als zuvor, und das Land wurde der polnischen Königswürde wegen gänzlich ausgesogen. Hannover sah seinen Kurfürsten persönlich fast gar nie, weil er als König von England in London zu residiren genöthigt war, und selbstverständlich wurde nun das Kurfürstenthum so verwaltet, als ob es eine englische Provinz gewesen wäre. Der neue Kurfürst von Bayern, Max Joseph, lebte allerdings etwas sittlicher, als sein Vater Karl Albrecht (Kaiser Karl VII.); aber dafür ließ er die Jesuiten schalten und walten, und kein Staat oder Stäätchen war unduldsamer, als der seine. Der Markgraf Friederich II. von Hessen-Kassel, der Convertit (er war katholisch geworden) fuhr fort, im Menschenhandel zu excelliren, und gewann durch den Verkauf seiner Landeskinder an die Engländer (zur Bekämpfung der rebellischen Nordamerikaner) Millionen. In Braunschweig aber ahmte man sein Beispiel nach, denn woher sollte man denn sonst das Geld zu dem toll verschwenderischen Leben, das am Hofe herrschte, nehmen? In Württemberg nahm der Herzog Karl Eugen, der Nachfolger Karl Alexanders in den ersten Jahren einen Anlauf zum Guten, so daß sogar Friederich II. seine frühzeitige Volljährigkeitserklärung befürwortete; allein nur zu bald lernte er die Wollust kennen, und von nun an hielt er sich ein ganzes Regiment von Buhlschwestern, für die er auf einem Flügel seines Schlosses ein neues Stockwerk aufsetzte. Auch verschwendete er an Bauten (an die

Lustschlösser Solitude, Grafeneck und Hohenheim, sowie an das neue Corps de Logis in Ludwigsburg) Millionen, und das Geld dazu wurde natürlich den Unterthanen abgeschweift. Ganz ebenso hielten es die übrigen deutschen Fürsten, und je kleiner ihre Territorien waren, um so despotischer herrschten sie. Ja jeder Reichsbaron, und wenn er nur zwei Dörfer besaß, machte es den übrigen „Landesvätern“ nach und prunkte auf Kosten seiner „Landeskinder“ mit einer so großartigen Hofhaltung, als wäre er ein souverainer König oder Kaiser. An den geistlichen Höfen aber wälzte man sich erst vollends recht im Schlamme der Lieberlichkeit, und das Beispiel der Herren Äbte und Bischöfe steckte natürlich auch ihre Beamten, sowie die Bürger ihrer Residenzen an. Kurz es blieb in den verschiedenen „Vaterländern“ für jetzt noch Alles so, wie ich es am Schlusse des vorigen Bandes geschildert habe, und es dürfte daher nur Ekel erregen, wenn ich auf nähere Einzelheiten eingänge.

Und in Oesterreich — blieb auch da noch Alles beim Alten? Nun in Oesterreich herrschte Maria Theresia und zwar als ganz absolute Herrin. Sie hatte es allerdings, wie wir wissen, durchgesetzt, daß ihr Gemahl als Franz I. zum Kaiser von Deutschland ernannt wurde, und gleich darauf war sie sogar so artig, ihm den Titel eines Mitregenten von Oesterreich zu geben. Einen factischen Einfluß auf die Regierung der österreichischen Staaten dagegen gestattete sie ihm nie, sondern gerade im Gegentheil ließ sie auch noch die kaiserlichen Befugnisse, soweit solche noch vorhanden waren, an sich, und der gutmüthige Franz schiedte sich um so gerner darein, als es ihm dadurch möglich wurde, ganz ungestört seinen Lieblingsneigungen (darunter bildete das Ansammeln eines kleinen Hausschatzes die Hauptsache, weshalb ihn auch Friedrich II. immer nur den Wiener Hofbanquier nannte) zu leben. So energisch nun aber Maria Theresia in dieser Beziehung austrat, so wenig besaß sie die Kraft, den bisherigen zerrütteten Zuständen in ihren Erbstaaten ein Ende zu machen, und vor gründlichen Reformen, die so überaus nothwendig gewesen wären, schreckte sie geradezu zurück. Das kam theils daher, daß ein Weib an sich schon nicht fähig ist, in großartiger Weise durchzugreifen, theils — und zwar noch mehr — daher, daß die Kaiserin, wie sich



das sozusagen von selbst versteht, in großer Obedienz gegen das Priester- und Mönchthum erzogen worden war. Darum blieben auch unter ihr die Jesuiten allmächtig, und höchstens fügte sie sich noch den Rathschlägen ihres persönlichen Günstlings, des Premierministers Fürsten Kaunitz, der übrigens mit dem katholischen Priesterthum Hand in Hand ging. Sie konnte sich daher nie so weit erheben, ihren protestantischen Unterthanen in Aufrichtigkeit freie Duldung zu gewähren, und ebenso wenig wurde in der Verwaltung etwas geändert. Nein der Schlenbrian dauerte fort, und selbst was das Finanzwesen anbelangt, begnügte sie sich damit, einige größere Mißbräuche abzuschaffen. Nur in Militärsachen erhielt der Feldmarschalllieutenant Daun, der sich im letzten Kriege allein als tüchtiger General bewährt hatte, ziemlich freie Hand, und derselbe bemühte sich die preußischen Verbesserungen im Heerwesen auch in Oesterreich — soweit dieß nämlich die traurigen Finanzverhältnisse zuließen — zur Geltung zu bringen.

### Drittes Kapitel.

#### Der siebenjährige Krieg.

(1756—1762.)

So oft Maria Theresia einen Schlesier sah oder auch nur das Wort Schlesien hörte, traten ihr die Thränen in die Augen. Tag und Nacht sann sie also darüber nach, wie sie den verhaßten jungen König von Preußen, Friederich II., zur Herausgabe der herrlichen Provinz zwingen könne, und dabei half ihr Günstling, der Staatskanzler Kaunitz, der den preußischen König ebenso bitterlich haßte (Fürst Wenzel Anton von Kaunitz machte sich als Gemahl einer Gräfin von Ostfriesland und Rietberg, nach dem Tode des letzten Girkfena Hoffnung, daß ihm ein großer Theil von Ostfriesland zufallen werde, allein Friederich II. vernichtete durch die Besitznahme des Landes diese Hoffnung gänzlich), getreulich mit. Weil sie Beide

aber sofort einsahen, daß Oesterreich für sich allein die Kraft hiezu nicht besäße, warfen sie ihr Auge nach Auswärts und suchten in aller Heimlichkeit nach Bundesgenossen. Am frühesten und zugleich am leichtesten ließ sich der König von Sachsen-Polen, August III., gewinnen, weil dessen allmächtiger Minister, der uns bekannte Graf Brühl, sich von dem Könige von Preußen stets eine geringschätzende Behandlung gefallen lassen mußte. Nicht viel schwerer fiel es, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, die Nachfolgerin der Kaiserin Anna (seit 1741) in Mitleidenschaft zu ziehen, denn einmal hatte sich Friedrich II. manch bitteres Wort über ihre gemein liederliche Sittenlosigkeit erlaubt, und sodann war Maria Theresia so klug gewesen, den Premierminister der Elisabeth, den sehr verkäuflichen Grafen Bestuscheff Riumin, zu bestechen. Als drittes Mitglied schloß sich der schwache König von Schweden, Adolph Friedrich, der sich ganz in den Händen des dortigen hohen Adels befand — und der schwedische Adel liebte fremdes Gold ungemein — dem Complotte an, und damit wuchs die gegen Preußen gerichtete Coalition bereits zu einer sehr respectablen Höhe an. Allein sie genügte dem sehr vorsichtigen Staatskanzler Kaunitz immer noch nicht, und er kam nun auf den unerhörten Gedanken, auch Frankreich auf Oesterreichs Seite herüberzuziehen. Seit mehr als zwei Jahrhunderten hatten sich diese beiden Staaten auf Tod und Leben bekämpft, und in der ganzen politischen Welt nahm man an, daß dieser Kampf so lange nicht aufhören könne, als bis der eine Gegner den anderen gänzlich vernichtet habe. Jetzt aber unternahm es der Fürst Kaunitz, Frankreich zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit Oesterreich zu bringen, und so unnatürlich eine solche Verbindung auch war, so setzte er sie dennoch durch. Der König Ludwig XV. nämlich, der Nachfolger Ludwigs XIV., ließ sich von seinen jeweiligen Buhlerinnen gänzlich beherrschen, und seine dominirende Maitresse war damals (seit 1745) die Marquise von Pompadour, welche den König Friedrich II., weil er höchst verächtlich von ihr gesprochen hatte, fast noch tiefer haßte, als die Kaiserinnen Elisabeth und Maria Theresia. An diesem Haß nun schürte Kaunitz fort und fort, und als er endlich gar die sonst so sittlich strenge Maria Theresia dazu brachte, einen eigenhändigen Brief an die Buhlerin zu schreiben, in welchem sie dieselbe



„meine theure Cousine“ betitelte, erklärte sich die Letztere in dem geheimen Vertrag von Babiole vom 22. September 1755 (der definitive Vertrag wurde aber erst am 1. Mai 1756 zu Versailles abgeschlossen) zu dem vorgeschlagenen Schutz- und Truppbündnisse bereit. Nunmehr theilten die heimlich Coalirten des Bären Fell, noch ehe der Bär erlegt war, und zwar in nachfolgender Weise. Frankreich erhält — oder vielmehr sollte erhalten — die Hälfte der österreichischen (früher spanischen) Niederlande, den Hafen von Ostende mit inbegriffen; die andere Hälfte aber, mit Ausnahme der Festung Luxemburg, welche geschleift wird, fällt an einen französischen Prinzen, den Herzog Philipp von Parma. An Oesterreich wird Schlesien nebst der Grafschaft Glatz zurückgegeben, und außerdem vergrößert es sich in Italien mit Parma und Piacenza, welche der Herzog Philipp abtritt. Sachsen darf sich Magdeburg, den Saalkreis und Halberstadt aneignen, während die Provinz Preußen zu Polen kommt. Rußland setzt sich in den Besitz von Kurland und Semgallen und Schweden in den von Hinterpommern, welches ihm im nordischen Krieg von Brandenburg-Preußen entrissen wurde. Endlich gibt man den Dänen Hoffnung auf Bremen und Verden, sowie den Holländern auf Cleve, und sichert sich dadurch die Neutralität dieser Staaten. In solcher Weise sollte Brandenburg-Preußen geschmälert werden, und nachdem man nun über den Theilungsplan einig geworden war, schritt man zur Festsetzung des Feldzugsplanes. Beim Beginn des Frühlings 1757 sollte Oesterreich an Preußen den Krieg erklären, und dadurch den König Friederich II. veranlassen, in Böhmen einzumarschiren. Stehe er dann mit seiner Hauptmacht dort, so müßten die Kriegserklärungen Frankreichs, Rußlands, Schwedens und Sachsens folgen, und die Armeen dieser vier Staaten hätten ihn sofort im Rücken zu fassen. Einer solchen Uebermacht aber sei er natürlich nicht gewachsen, und somit werde man schon am Ende des Jahrs 1757 das große geplante Ziel erreicht haben.

Daß Maria Theresia Böses gegen ihn im Schilde führe, wußte Friederich II. schon lange, und nicht minder erfuhr er auch durch seine Gesandten und Agenten, daß dieselbe mit Elisabeth von Rußland und der französischen Pompadour in näherer Verbindung — er nannte

diese Verbindung verächtlicher Weise nur das Complot der drei Unterröcke (des trois Cotillons) — stehe. Ebendeshalb suchte er, um nicht allein zu stehen, seinen nahen Vetter, den König Georg II. von England-Hannover, auf seine Seite zu ziehen, und dieß gelang ihm — weil zwischen England und Frankreich, ihrer amerikanischen Colonien wegen, schon lange Mißhelligkeiten bestanden und somit zu befürchten war, daß sobald der Krieg ausbreche, Frankreich versuchen werde, Hannover zu erobern — mit leichter Mühe in dem zu Westminster abgeschlossenen Vertrage vom 16. Januar 1756. Etwas Genaues übrigens über die Pläne seiner Feinde kannte Friederich II. nicht, und obwohl Rußland und Oesterreich im Anfang des Sommers 1756 größere Truppenmassen zusammenzuziehen anfangen, glaubte er doch, daß der kommende Krieg noch einige Jahre auf sich warten lassen werde. Da erhielt er zu Anfang des Monats August 1756 von einem Canzleibeamten des Dresdener Cabinets, mit Namen Menzel, den er bestochen hatte, genaue Abschriften aller Depeschen, welche in der letzten Zeit zwischen Oesterreich, Rußland, Frankreich, Schweden und Sachsen-Polen gewechselt worden waren, und sofort stand sein Entschluß, seinen Feinden zuvor zu kommen, fest. Dieselben waren nämlich, wie er durch seine Gesandte erfuhr, noch keineswegs gerüstet, und somit durfte er hoffen, die Sachsen und Oesterreicher zu schlagen, noch ehe die Franzosen, Russen und Schweden im Felde erscheinen könnten. Waren aber Oesterreich und Sachsen besiegt, dann ging höchstwahrscheinlicher Weise die ganze Coalition in die Brüche, und der beabsichtigte große Krieg hatte mit einem einzigen Schlage ein Ende. So plante es Friederich II., und da Beschließen und Handeln bei ihm Eines war, so stand er urplötzlich, am 29. August 1756, mit 70,000 Mann in Sachsen. Wittenberg, Torgau und Leipzig wurden nach einander besetzt, und am 9. September 1756 zog Friederich II. in Dresden, aus dem König August III. mit seinem Minister Brühl über Hals und Kopf entfloh, ein. Sofort trat eine preußische Landesadministration in's Leben und alle öffentlichen Kassen wurden mit Beschlag belegt. Nicht minder leerte man die wohlversesehenen Zeughäuser in Dresden, Weißenfels und Zeitz, und schaffte Geschütze und Waffen nach Magdeburg. Contributionen dagegen schrieb der



Eroberer keine aus, und noch viel weniger duldete er, daß die Einwohner Sachsens irgendwie mißhandelt wurden. Inzwischen hatte der sächsische Generalfeldmarschall, Graf Rutowsky, mit dem sächsischen Heere, soweit die Regimenter nicht in Polen lagen (im Ganzen 17,000 Mann) zwischen Pirna und dem Königsstein ein überaus festes Lager, das unmöglich mit Sturm genommen werden konnte, bezogen, und Friederich II. mußte es daher, um es durch Hunger zu bezwingen, wie eine Festung einschließen und belagern. Das kostete aber viel Zeit, und somit durfte man sächsischerseits hoffen, daß Oesterreich Entsatz bringen werde. Auch ertheilte Maria Theresia ihrem Feldmarschall Browne, der mit dem inzwischen angesammelten österreichischen Heere in Böhmen stand, augenblicklich hiezu Befehl, und Browne setzte sich so schnell — viel schneller, als man es sonst an einem österreichischen General gewohnt war — in Marsch, daß er schon am 30. September bei Budin die Eger überschritt. Viel weiter aber kam er nicht, denn Friederich II. eilte ihm mit allen Truppen, die er dem Belagerungskorps entziehen konnte, etwa 40,000 Mann, bis in's Böhmisches hinein, entgegen, und brachte ihm, trotzdem seine Armee 70,000 Mann zählte, am 1. Oktober bei Lobositz eine gründliche Niederlage bei. Browne zog sich nun eilends gegen Prag hin zurück, ohne sich in einen weiteren Kampf einzulassen, und die Folge war, daß sich das nach der Niederlage der Oesterreicher noch enger eingeschlossene sächsische Heer, vom Hunger auf's Aeußerste getrieben, am 15. Oktober mit Waffen, Munition, Fahnen und Gepäck gefangen geben mußte. Damit hatten die kriegerischen Actionen für dieses Jahr ein Ende, denn die weit vorgeschrittene Zeit machte einen Einmarsch Friederichs II. in Böhmen nicht rathsam, und somit bezogen die Preußen in Sachsen Winterquartiere. Auch mußte dieses arme Land selbstverständlich Alles liefern, wessen die preußische Armee bedurfte, und man zwang sogar jene 17,000 gefangene sächsische Soldaten in dieselbe einzutreten. Eine Maßregel übrigens, die besser unterblieben wäre, denn diese Soldaten desertirten nachher bei der ersten Gelegenheit, die sich darbot, schaarenweise, und traten zu den Oesterreichern über.

Der erste Feldzug vom Jahr 1756 hatte also für Friederich II.

glücklich genug geendet, allein seine Hoffnung, durch die gewonnenen Erfolge die große Coalition zu sprengen, schlug gänzlich fehl. Vielmehr bot Maria Theresia nunmehr erst recht Allem auf, um während des Winters ihre Armee in den besten Stand zu setzen, und zugleich versprachen ihr die Regierungen von Schweden, Rußland und Frankreich (August III. von Sachsen-Polen war durch den Einfall Friedrichs II. in sein Kurfürstenthum gelähmt), von jetzt ab, den Krieg mit der größten Energie betreiben zu wollen. Ja, es gelang ihr sogar den deutschen Reichstag in Regensburg dahin zu bringen, daß er schon im Januar 1757 den Reichskrieg gegen Friedrich II. erklärte, und sofort die Aufstellung einer Reichsarmee von 60,000 Mann dekretirte. Von Wien aus nämlich wurde der Einfall des preussischen Königs in Sachsen als eine unerhörte und höchst sträfliche Empörung gekennzeichnet, und Pamphlete über Pamphlete wurden in die Welt geschleudert, welche über dem „Landfriedensbrecher und gewaltthätigen Störer des europäischen Friedens“ den Stab brachen. Freilich ließ sofort Friedrich II. die Originaldepechen, welche zwischen Sachsen, Oesterreich, Rußland, Frankreich und Schweden gewechselt worden waren (man fand dieselben im Dresdener Archive, dessen man sich noch vorber, ehe sie die in Dresden zurückgebliebene Königin von Sachsen-Polen beseitigen konnte, zu bemächtigen verstand), durch den Druck veröffentlichen, und lieferte damit den Beweis, daß nicht er, sondern Oesterreich mit seinen Verbündeten den Krieg gewaltsam provocirt hätte; allein was half es ihn? Nur einige wenige kleinere norddeutschen Fürsten, der Landgraf von Hessen-Kassel, die Herzoge von Braunschweig und Sachsen-Gotha, sowie der Graf von Schaumburg-Lippe, traten auf seine Seite; die anderen alle aber hielten zur großen Coalition, weil sie von Frankreich durch das Versprechen von höchst bedeutenden Subsidiengeldern gelodert wurden. So erhielt der Kurfürst von der Pfalz für die Dauer des Kriegs nicht weniger als 11,300,000 Livres, und der Pfalzgraf von Zweibrücken 4,400,000. So weiter der Herzog von Württemberg 10,000,000, und die Beherrscher von Mecklenburg, Nassau und Lüttich zusammen 3,000,000. So endlich Köln 7,000,000, Mainz 4,000,000, Bayern 8,700,000, und Baireuth, Anspach und Darmstadt je 1,000,000. Ja selbst das



winzige Waldeck wurde für würdig erachtet, mit 50,000 Livres erkauft zu werden, während Oesterreich selbst in den nächsten sieben Jahren nicht weniger als 82,700,000 Livres aus der geheimen Chatouille Ludwigs XV. bezog. Im Uebrigen brauchte Friederich II. die Reichsarmee vorderhand nicht zu fürchten, denn statt der dekretirten 60,000 Mann wurden nicht einmal 20,000 auf die Beine gestellt, und diese — man gab ihnen einen Prinzen von Hildburghausen zum Kommandanten — waren so ärmlich ausgerüstet, daß sie den Hohn der regulären Heere erregten. Um so furchtbarer dagegen erschien die Macht der übrigen Coalirten, indem Oesterreich 180,000, Frankreich 150,000, Rußland 100,000 und Schweden 20,000 Mann marschiren ließ, und dieser halben Million konnte Friederich II., auch wenn er seine Kräfte auf's höchste anspannte, noch keine 200,000 Mann entgegenstellen. Dessen ungeachtet ging Letzterer dem Kampfe ganz unverzagt entgegen, und hatte dazu seine gewichtigen Gründe. Einmal nämlich verpflichtete sich Georg II. von England-Hannover, ihm außer einer jährlichen Geldbewilligung von vier Millionen Thalern eine Hülfarmee von 40,000 Mann (gebildet aus Engländern und Hannoveranern, sowie aus den Truppen der obgenannten vier kleinen norddeutschen Fürsten, welchen England Subsidien bezahlte) zu stellen, und sodann ließ es sich gar nicht denken, daß die Coalirten nach einem einheitlichen Plane operiren würden. Ueberdem waren nicht die preußischen Soldaten die besten, die es damals in der Welt gab, und stand nicht an ihrer Spitze ein Friederich II., mit dessen Feldherrngenie kein anderer General sich messen konnte?

Mit dem Beginn des Frühjahrs 1757 setzte Friederich II. seinen Feldzugsplan fest, und Ende März begann er mit seinen Operationen. Den Franzosen am Rhein stellte er die englisch-hannöversische Armee, welche der Herzog von Cumberland kommandirte, entgegen, und den Russen nebst den Schweden den allbewährten Feldmarschall von Lehwald mit einem Corps von 30,000 Mann. Den Kampf gegen den Hauptfeind, das ist gegen die Oesterreicher wollte er selbst aufnehmen, und vor allem sollte Prag nebst ganz Böhmen erobert werden. Zu diesem Behufe theilte er seine Armee in vier Heersäulen, und alle viere (die erste unter dem Prinzen Moriz von Anhalt-Dessau, dem

tapferen Sohn des alten Dessauers, der anno 1747 gestorben war, die zweite unter dem Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern, der sich bereits im österreichischen Erbfolgekriege ausgezeichnet hatte, die dritte unter dem alten Feldmarschall von Schwerin, den wir schon kennen, und die vierte unter seinem eigenen Kommando) sollten zu gleicher Zeit in Böhmen einbrechen, um sich am 6. Mai vor Prag zu vereinigen. Fast überall wichen die Oesterreicher, ihre Magazine und Proviantlager im Stiche lassend, vor ihnen zurück, ohne einen Kampf zu wagen, und wo sie sich stellten, wie bei Reichenberg der Graf von Königsfeld gegen den Herzog von Bevern, wurden sie mit großem Verluste in die Flucht geschlagen. Am 6. Mai in der Früh vereinigte sich Friederich II. vor Prag mit den Corps Bevern und Schwerin, das Corps Moritz von Dessau aber stand noch etwas zurück bei Branitz auf dem linken Ufer der Elbe, bemüht eine Schiffbrücke über den Fluß zu schlagen. Trotzdem beschloß Friederich II. die ihm bedeutend überlegene österreichische Armee, welche zum Schutze Prags herbeigeeilt war, sofort anzugreifen, denn dieselbe wurde von dem Prinzen Karl Alexander von Lothringen — übrigens unter Beigabe des Feldmarschalls Browne — kommandirt, und vor diesem Feldherrn hatte er nicht den mindesten Respekt. Um ein Uhr Mittags begann also der Angriff, allein die Stellung des überlegenen Feindes war durch Anhöhen so gut gedeckt, daß anfangs alle Stürme der Preußen abgeschlagen wurden. Da stieg der alte Feldmarschall von Schwerin, der dem rechten Flügel der Oesterreicher gegenüber stand, mitten im furchtbarsten Kartätschenfeuer vom Pferde, und stellte sich, eine Fahne ergreifend, an die Spitze der Regimenter. Er wurde von vier Kugeln zumal durchbohrt; aber der General von Manteufel hob die Fahne auf, und unaufhaltsam drangen ihm die begeisterten Soldaten nach. Mit Sonnenuntergang, nachdem auch von Seiten der Oesterreicher ein hervorragender General, der alte Feldmarschall Browne gefallen war, entschied der tapfere Herzog Ferdinand von Braunschweig (ein jüngerer Sohn des verstorbenen Herzogs Ferdinand Albrecht und Bruder des regierenden Herzogs Karl) durch ein kühnes Manoeuvre, durch welches es ihm gelang, dem Feinde in den Rücken zu fallen, den Sieg, und die Flucht der Oesterreicher wurde nun eine



allgemeine. Ihrer mehr als 40,000 warfen sich nach Prag, die Anderen aber retteten sich in der Richtung nach Rutenberg, um zu der Armee zu stoßen, welche der Feldmarschall Daun (Leopold Joseph Maria, Reichsgraf von Daun, der sich im letzten Erbfolgekriege unter allen österreichischen Generalen am meisten ausgezeichnet hatte, war unmittelbar vor dem Ausbruch des siebenjährigen Kriegs, trotz der Einsprache des Kaisers Franz I. und seines Bruders, des Prinzen von Lothringen, zum selbstständig kommandirenden General und Feldmarschall ernannt worden, denn Maria Theresia liebte ihn wegen seiner bigott katholischen Gesinnung sehr; Friederich II. dagegen nannte ihn spottweise nie anders, als „die geweihte Creatur“ oder auch „den Mann mit der geweihten Mütze“, weil derselbe beständig ein vom Papste geweihtes Barett auf dem Haupte trug) in Mähren zu sammeln beauftragt war. Obwohl nun übrigens der Sieg vor Prag ein ganz entschiedener genannt werden durfte, da die Oesterreicher außer 20,000 Todten und Verwundeten auch noch 9000 Gefangene und 60 Kanonen in den Händen der Preußen hatten lassen müssen, so wurde nun die Lage Friederichs II. doch etwas kritisch. Einmal nämlich hätte der Sieg nur mit den größten Opfern — 18,000 Todte und Verwundete — erkaufte werden können, und sodann war jetzt die Eroberung von Prag doppelt schwierig, weil sich die Besatzung der Stadt nunmehr (in Folge jener obgenannten 40,000 Flüchtlinge) auf fast 48,000 Mann belief. Zum dritten durfte man erwarten, daß der Feldmarschall Daun sofort mit seiner noch ganz intakten Armee zum Entsatz von Prag herbeieilen werde, und zum vierten endlich lief die Nachricht ein, daß sich die Reichsarmee, gegen welche preussischerseits noch gar keine Vorkehrungen getroffen waren, im Fränkischen in ziemlicher Stärke zu sammeln beginne. Trotzdem blieb Friederich II. des frohesten Muthes, und zugleich zeugten seine Anordnungen von seiner außerordentlichen Umsicht. Als bald nämlich schickte er den Herzog von Bevern mit 20,000 Mann an die Mährische Gränze, um den Feldmarschall Daun zu beobachten, und nicht minder erhielt der tapfere General Maier den Auftrag, an der Spitze von vier Reiterregimentern im Fränkischen einen solchen Schrecken zu bereiten, daß die dortigen Reichsstände sofort von allen Kriegsrüstungen abständen. Er selbst blieb mit der Hauptarmee vor

der Stadt Prag stehen, und bombardirte sie Tag und Nacht. Sie vertheidigte sich aber hartnäckig, und zugleich rückte der Feldmarschall Daun mit seiner 60,000 Mann starken Armee, ohne daß es der Herzog von Bevern verhindern konnte, zwar langsam, aber stetig vor. Da erkannte Friederich II., daß er die Uebergabe Prags nur erst dann erzwingen könne, wenn er der dortigen Besatzung alle Hoffnung auf Entsatz genommen oder mit anderen Worten, wenn er den Feldmarschall Daun geschlagen habe, und sofort trennte er von dem Belagerungsheer 12,000 Mann ab, mit denen er das Corps Bevern aufsuchte. Am 15. Juni vereinigte er sich mit demselben bei Kaurzim, und daraufhin erfolgte am 18. Juni die viel berühmte Schlacht von Kollin. Sie endete mit einer furchtbaren Niederlage der Preußen, denn nicht bloß waren die Oesterreicher mehr als doppelt so stark (66,000 gegen 32,000) gewesen, sondern sie hatten auch ein durch Sümpfe, Hohlwege und Schluchten gedeckte äußerst vortheilhafte Stellung gehabt. Sofort retirirte Friederich II. nach Nimburg, in der Richtung nach Bittau und Görlitz und der Feldmarschall Daun störte diesen Rückzug nicht im geringsten. Troßdem war die Lage des preußischen Königs eine verzweifelte, denn zu den 18,000 Mann, welche der Sieg vor Prag gekostet hatte, kam nun der Verlust von weiteren 13,700 Mann, sowie überdem der eines großen Theils der Kanonen. Es blieb somit nichts übrig, als die Belagerung von Prag augenblicklich aufzuheben, und ganz Böhmen so schnell als möglich zu räumen. Langsam und vorsichtig folgte ihm das österreichische Heer, zu dem sofort der Prinz von Lothringen, den Oberbefehl wieder übernehmend, mit der Prager Besatzung stieß, und als dann der Besiegte noch in der Lausitz, unweit von Görlitz, in einer stark geschützten Lage Halt machte, verschanzte sich in nächster Nähe auch der Prinz von Lothringen mit dem Feldmarschall Daun. Nur begingen die Oesterreicher vorher die Schandthat, auf ihrem Zuge in die Lausitz (am 23. Juli) die schöne Stadt Bittau, eines darin befindlichen preußischen Magazins wegen, in Brand zu schießen, und damit einen Schaden von mehr als zehn Millionen Thalern anzurichten.

Ein Unglück kommt selten allein, sagt ein altes Sprüchwort, und dieses bestätigte sich auch jetzt wieder. In der Provinz Preußen



nämlich waren die Russen unter dem General Apraxin, 100,000 Mann stark, schon zu Ende Mai 1757 eingebrochen, und hatten sich dann, nachdem sie am 5. Juli Memel erobert, sengend und brennend über das ganze Land ergossen. Endlich wagte es der alte Feldmarschall Lehwald, sich ihnen, um der gräßlichen Verwüstung Einhalt zu thun, am 30. August bei Großjägerndorf, unweit Wohlau, entgegenzustellen, aber er mußte sich vor der furchtbaren Uebermacht mit einem Verlust von 4000 Mann und zwölf Kanonen zurückziehen. Jetzt schien das Schicksal der Provinz Preußen entschieden; doch siehe da, plötzlich kehrte Apraxin, ohne seinen Sieg zu benützen, in Eilmärschen nach Rußland zurück, denn er hatte die Nachricht erhalten, daß die Kaiserin Elisabeth am Sterben sei, und wußte, daß er den Nachfolger der Kaiserin tödtlich beleidigt haben würde, wenn er ferner feindlich gegen Preußen aufgetreten wäre. Zu derselben Zeit, in welcher die Russen in Preußen so barbarisch hausten, waren auch die Schweden, 22,000 Mann stark, in Pommern eingefallen, und ihre Grausamkeit stand hinter der der Russen kaum zurück. Auch konnte ihnen Niemand das Handwerk legen, weil der Feldmarschall Lehwald seine kleine Macht gegen die Russen nöthig hatte. Wie nun aber die Letzteren sich so eilig zurückzogen, brach der Feldmarschall eiligst nach Pommern auf, und die Folge war, daß die Schweden sich sofort, ohne einen ernstlichen Kampf zu wagen, im November auf der Insel Rügen in Sicherheit brachten. Wenden wir nun den Blick nach den Rheingegenden, welche der Herzog von Cumberland mit seiner 40,000 Mann starken (aus Engländern, Hannoveranern, Braunschweigern und Hessen zusammengesetzten) Armee gegen die Franzosen zu schützen hatte, so haben wir noch weit Unerfreulicheres zu berichten. Ihm nämlich, einem sehr unfähigen Feldherrn, brachte der Marschall d'Étrées, der mit 100,000 Franzosen in Westphalen eingedrungen war, am 26. Juli bei Hastenbeck, unweit Hameln, eine schimpfliche Niederlage bei, und nöthigte ihn in Folge derselben zu der berühmten Convention von Kloster-Seeven (9. September), kraft welcher der Herzog versprach, seine ganze Armee aufzulösen. Daraufhin besetzten die Franzosen unter dem Herzog von Richelieu, einem Günstling der Marquise von Pompadour, welchem jetzt an Stelle des Marschall d'Étrées der

Oberbefehl anvertraut wurde, ganz Hannover, Braunschweig und Hessen, und brandschaften diese Länder mit einer Geldgier, welche aller Beschreibung spottet. Zu diesem Unglück gesellte sich sofort noch ein weiteres, das nämlich, daß ein österreichisches Kroaten-Freicorps unter General Haddick, sich von der österreichischen Hauptarmee in der Oberlausitz abtrennend, bis in's Brandenburgische hineinstreifte, und sogar die Frechheit hatte, am 16. Oktober Berlin zu überfallen. Freilich räumte Haddick auf die Kunde hin, daß ein kleines preussisches Corps unter dem Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau gegen ihn herandrücke, die preussische Hauptstadt in aller Eile noch am Abend des 16.; allein während seines kurzen Aufenthalts hatte er doch des Unheils genug angerichtet und namentlich dem Magistrat eine Contribution von 215,000 Thalern abgepreßt. Die allerschlimmste Unglücksbotschaft übrigens lief aus Sachsen ein. Schon im Juli war ein weiteres französisches Heer von 50,000 Mann unter dem Herzog von Rohan-Soubise, einem noch größeren Liebling der Marquise von Pompadour, als es der Herzog von Richelieu war, bei Straßburg über den Rhein gegangen, und hatte sich dann vier Wochen später mit der Reichsarmee unter dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen (die Bildung dieser Reichsarmee hätte der weiter oben genannte General Maier, der überall im Fränkischen den größten Schrecken verbreitete, sicherlich verhindert, wenn er nicht nach der Schlacht von Kollin von Friedrich II., der jetzt aller nur irgend verfügbaren Truppen bedurfte, zurückberufen worden wäre) im Thüringen'schen vereinigt, um wo möglich den Preußen das Sachsenland zu entreißen. Freilich rückte dieses Heer, das nach seiner Vereinigung auf 80,000 Mann angeschwollen war, nur sehr langsam vorwärts; aber es rückte doch vorwärts, und die Gefahr, Sachsen zu verlieren, trat deshalb immer näher an den König Friedrich II. heran. Weil ihm nun übrigens dieses Land als die Basis aller seiner Kriegsoperationen ganz unentbehrlich war, übertrug er, schnell entschlossen, Ende August, dem Herzog von Bevern, dem er noch den tapferen General Winterfeldt beigesellte, den Oberbefehl über die Armee im Lager von Görlitz, und eilte selbst mit nur 12,000 Mann (mehr glaubte er der Hauptarmee nicht entziehen zu dürfen) nach Dresden, um wo möglich die Fortschritte der



Soubise'schen Armee zu hemmen. Hier angekommen, mußte er sich, seiner Schwäche wegen anfangs auf den „Kleinkrieg“ beschränken, und in diesem führten seine kühnen Reitergenerale, besonders der tapfere Seidlitz, manch' unvergeßliches Heldenstücklein (ich erinnere nur an den Ueberfall französischer Detachements bei Erfurt und Gotha) auf. Sowie der König aber sein dem Feinde gegenüber ganz winzig erscheinendes Heer durch Heranziehung des Corps Prinz Moritz von Anhalt-Dessau und einiger Festungsbefahrungen auf 22,000 Mann gebracht hatte, beschloß er augenblicklich einen Hauptschlag gegen die mächtige Soubise'sche Armee auszuführen. Diese hatte sich Ende Oktober 1757 der Städte Weigensfels, Merseburg und Halle bemächtigt, und setzte dann unter kolossalem Großprahlen ihres Oberanführers ihren Marsch auf Leipzig weiter. Nunmehr überschritt auch Friederich II. die Saale und folgte dem Feinde nach. Kaum aber überzeugte sich der Herzog von Rohan-Soubise hiervon, so wandte er sich um, des festen Glaubens, das kleine Häuflein Preußen mit leichter Mühe erdrücken zu können. Ihn hierin zu bestärken, zog sich Friederich II., wie wenn er Furcht hätte, zurück und bezog am 3. November, auf dem linken Ufer der Saale, zwischen den Dörfern Bedra und Roßbach, unweit von Weigensfels, ein festes Lager. Als bald setzte nun der Herzog von Rohan-Soubise bei Merseburg ebenfalls über die Saale, und unendlich froh, daß Friederich II. gar keine Miene machte, weiter zu entfliehen, begann er sofort am 5. November Morgens mit der Umzinglung des preußischen Lagers. Ganz ruhig ließ ihn Friederich II. viele Stunden lang gewähren; dann aber, Mittags zwei Uhr, gab er plötzlich das Zeichen zum Angriff, und der Erfolg zeigte, mit welch' wunderbarer Taktik er seinen Schlachtplan entworfen hatte. Von Vorn griff er die Franzosen mit seiner Infanterie an und von Hinten sauste der General Seidlitz, der sie schon vorher umgangen hatte, in ihre Reihen. Die Reichsarmee aber trennte der Herzog Ferdinand von Braunschweig von den Franzosen ab, und trieb sie schon nach den ersten Kanonenschüssen in die heilloseste Flucht. Dieses Beispiel ahmten die Franzosen nach wenigen anderthalb Stunden nach, und auch sie stiebt jetzt, verfolgt von den preußischen Husaren, die Alles niederhieben, was Waffen trug, nach allen Richtungen auseinander. Ein solcher Sieg war seit

den Zeiten Alexanders des Großen nicht mehr erfochten worden. Wenige 22,000 Mann hatten einen viermal so starken Feind in andert-  
halb Stunden vollständig über den Haufen geworfen, und ihm außer  
63 Kanonen und 22 Fahnen und Standarten über 7000 Gefangene,  
worunter 9 Generale und 320 Offiziere abgenommen. Ueberdem  
zählte der Feind 10,000 Tödt und Verwundete, während es auf  
preussischer Seite, genau gezählt, nur 91 Tödt und 274 Verwun-  
dete gab.

Als die Kunde von der Schlacht bei Roßbach erscholl, brach ganz  
Deutschland — und besonders der protestantische Theil desselben —  
in einen einzigen Siegeschrei aus. Die Franzosen, diese ebenso ver-  
dorbenen als übermüthigen Reichsfeinde, welche unser Vaterland seit  
so unendlich langer Zeit bedrängt und geschunden hatten, waren doch  
endlich einmal auf's Haupt geschlagen, und so auf's Haupt geschlagen  
worden, daß ihnen die Schande gar nicht mehr abgenommen werden  
konnte! Die Kinder auf den Straßen sangen den Ruhm des preußi-  
schen Königs, und in seinem ganzen Königreich gab es von nun an  
keinen Mann mehr, der nicht bereit gewesen wäre, die größten Opfer für  
ihn zu bringen. Nicht geringer erwies sich der sonstige Nutzen, welchen  
Friedrich II. aus dem Siege von Roßbach zog, denn er gebot nun  
wieder unbestritten über ganz Sachsen und konnte seine Waffen den  
Oesterreichern, seinen Hauptfeinden, entgegentragen. Diese, geführt  
von dem Prinzen von Lothringen und dem Feldmarschall Daun hatten  
inzwischen am 7. September dem Herzog von Bevern bei Mays,  
unweit Görlitz, eine bedeutende Schlappe (welche auch dem General  
Winterfeldt, dem Liebling Friedrichs II., das Leben kostete) beigebracht,  
und zwei Monate später, am 12. November, war gar die Festung  
Schweidnitz mit ihren reichen Vorräthen und einer Besatzung von  
6000 Mann nach harter Belagerung in ihre Hände gefallen. Frie-  
derich II. sah also die totale Niederlage des Herzogs von Bevern  
voraus, und mit fliegender Eile brach er mit 28 Schwadronen Ka-  
vallerie und 9 Bataillonen Infanterie, zusammen 12,600 Mann (die  
übrigen Truppen mußte er zum Schutze Sachsens zurücklassen) von  
Sachsen nach Schlesien auf, um zu retten, was zu retten sei. Auf  
dem Marsche aber schon, in Raumburg an der Queis, unweit von



Bunzlau, erhielt er die erschütternde Kunde, daß der Herzog am 22. November vor Breslau geschlagen und gefangen worden sei, worauf sich am 23. die genannte Hauptstadt von Schlesien an die 92,000 Mann starke österreichische Armee ergeben habe. Das bedeutete nichts anderes, als den Verlust von ganz Schlesien, wenn nicht augenblicklich den Fortschritten der Oesterreicher Einhalt gethan wurde, und somit marschirte Friederich II. eilends weiter. Am 28. November erreichte er Parchwitz und hier rastete er ein Paar Tage, theils um seinen von den angestregten Eilmärschen ermüdeten Truppen einige Erholung zu gönnen, theils um die Trümmer der Bevern'schen Armee, etwas über 19,000 Mann, deren Kommando die Generale Zietzen und Ryau übernommen hatten, an sich zu ziehen. Durch letztere Verstärkung wuchs sein Heer auf 32,000 Mann an, und alsobald wurde nun der Weitermarsch, dem Feinde entgegen, angetreten. Am 3. Dezember in Neumarkt angekommen, versammelte er am 4. in der Früh seine Generale um sich, und erklärte ihnen in einer erschütternden Anrede, daß er, fest entschlossen zu siegen oder zu sterben, den Feind, trotz dessen furchtbarer Uebermacht, unter allen Umständen angreifen werde. Die Generale aber theilten die Anrede den Regimentern mit, und das ganze Heer ward dadurch zu der todesmuthigsten Begeisterung entflammt. Am Abend erfuhr man, daß der Prinz von Lothringen, nachdem er 18,000 Mann nach Breslau geworfen, dem Könige mit 74,000 Mann entgegenrückte, um die „Potsdamer Wachparade“, wie der Prinz die kleine preussische Armee höhnisch nannte, aufzuheben. Daraufhin brach Friederich II. gleich am anderen Tag, den 5. Dezember, Morgens vier Uhr, noch bei tiefdunkler Nacht von Neumarkt auf, und zwischen den Dörfern Borna und Leuthen bekam man die lang gestreckten Reihen des Feindes zu Gesicht. Sofort nach genauer Recognoscirung entwarf Friederich II. seinen Schlachtplan und Kriegeskundige versichern, daß derselbe ein Meisterstück strategischer Kunst gewesen sei. Nicht minder ist Thatsache, daß der Plan über alle Maßen herrlich ausgeführt wurde, und, mit einem Worte, nie bewährte sich die Tapferkeit der preussischen Truppen, sowie das außerordentliche Genie ihres Anführers in großartigerer Weise, als an dem heutigen Tage. Um ein Uhr Mittags geschah der Angriff und schon nach drei

Stunden war der Feind überflügelt, umgangen, durchbrochen, aufgerollt, geschlagen. Am längsten kämpfte man um den Besitz des Dorfes Leuthen, und jedes Haus, jede Hecke, jede Mauer mußte von der preussischen Garde unter Mollendorf mit dem Bajonette erstürmt werden. Um so glorreicher war der Sieg. Die Oesterreicher hatten über 7000 Tode und Verwundete, die Preußen 2660; die Zahl der Gefangenen aber belief sich auf die namhafte Summe von 21,500 Mann, und überdieß nahmen die Preußen dem Feinde 134 Kanonen, 4000 Wagen und 59 Fahnen ab. Noch glorreicher erwies sich die Ausnützung des Siegs, denn nicht nur ergab sich schon nach vierzehn Tagen die Stadt Breslau mit 18,000 Mann Besatzung und ungemein reichen Vorräthen, sondern auch das übrige Schlesiens außer Schweidnitz wurde in kürzester Frist zurückerobert, und von der ganzen großen österreichischen Armee konnten nur 17,000 Mann wehrfähige Böhmen erreichen.

So endete auch der Feldzug von 1757 für Friedrich II. in höchst ruhmwürdiger Weise, und ein anderer großer Vortheil für ihn war, daß Georg II. von England — die Begeisterung des englischen Volks für Friedrich II. riß auch das Parlament, das Ministerium und den Hof mit sich fort — noch im Dezember 1757 sich entschloß, der englisch-hannöverschen Armee, die alsbald restituirt werden sollte, in dem Herzog Ferdinand von Braunschweig — statt des Lords Cumberland — einen überaus kundigen Feldherrn zu geben. Umgekehrt dagegen sandte Maria Theresia Botschaft über Botschaft an ihre Verbündeten, den Kampf mit erneuter Kraft aufzunehmen, und ernannte sofort, statt des unfähigen Prinzen von Lothringen, den Feldmarschall Daun zu ihrem Generalissimus. So geschah von beiden Seiten Alles, um sich den künftigen Sieg zu sichern, und mit dem Beginn des Frühjahrs 1758 schritt Friedrich II. zur Belagerung von Schweidnitz, das die Oesterreicher in Schlesiens allein noch besaßen. Am 18. April nahm er es mit Sturm, und nun wandte er sich plötzlich nach Mähren, um nach der Eroberung von Olmütz in Ungarn einzudringen. Am 3. Mai begann er die Belagerung dieser berühmten Festung; allein sie setzte ihm den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Ueberdem verlegte der Feldmarschall Daun alle Wege, welche nach Böhmen und



Schlesien zurückführten, und was noch weit schlimmer war, es gelang dem Daun'schen Unterfeldherrn Loudon (Gideon Ernst von Loudon, ein geborener Liebländer, der erst bei den Russen gedient, hatte im Jahr 1742 dem Könige Friederich II. seine Dienste angetragen, war aber von diesem seiner rothen Haare und seines häßlichen Gesichts wegen abgewiesen worden, und trat dann in österreichische Dienste, wo er sich gleich beim Beginn des siebenjährigen Kriegs so hervorthat, daß er schon nach kurzem zum General ernannt wurde), der preussischen Belagerungsarmee eine Proviantzufuhr von 3000 Wagen abzuschneiden. So trat endlich, weil die Nahrungsnoth mit jedem Tag größer wurde, an Friederich II. die Nothwendigkeit heran, den Rückzug anzutreten, und in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli geschah der Ausbruch, in der Richtung nach Königgrätz in Böhmen. Eine schwierigere Retirade jedoch kann man sich gar nicht denken, denn überall lauerte der Feind, und überall fand er in den Gebirgsschluchten, die man zu passiren hatte, Gelegenheit zum Angriff. Trotzdem kam die preussische Armee am 14. Juli wohlbehalten, sogar ohne einen einzigen Wagen verloren zu haben — so außerordentlich war die Vorsicht und Klugheit, mit der Friederich II., unterstützt von seinen trefflichen Generalen Keith, Fouquet, Rebow und Zieten jede Heeresabtheilung überwachte — in Königgrätz an, und nun hatte die Hauptnoth ein Ende. Nach kurzer Rast übrigens ward wieder aufgebrochen, um bei Landshuth in Oberschlesien, hart an der böhmischen Gränze, ein festes Lager zu beziehen, und hier lag die Armee einige Wochen lang still, weil Friederich II. vorher, ehe er sich zu weiteren Operationen entschloß, die Bewegungen des Feldmarschalls Daun abwarten wollte. Inzwischen war eine andere Gefahr riesengroß angeschwollen. Ich habe oben gesagt, daß das 100,000 Mann starke russische Heer unter Apraxin im Herbst 1757, obwohl siegreich, schnellstens nach Rußland zurückkehrte, weil Apraxin die Kunde erhielt, die Kaiserin Elisabeth sei am Sterben. Dieselbe war auch damals in der That schwerkrank, allein sie genas wieder, und ersetzte sofort den General Apraxin durch den General Fermor, dem sie befahl, unverweilt in Preußen einzurücken. Solches geschah bereits im Januar 1758, und man wird es nun begreiflich finden, daß der Graf Dohna, welchem Friederich II. ein Corps von

24,000 Mann untergeordnet hatte, um damit die nördlichen Landesgränze gegen Schweden und Rußland zu vertheidigen, sich (besonders auch, weil er von seinen 24,000 Mann 4000 Mann unter General Wedell hatte abtrennen müssen, um die Schweden in Stralsund festzuhalten) vor den 100,000 Russen weiter und weiter zurückzog. Somit gelang es dem General Fermor mit leichter Mühe, sich innerhalb der Monate Februar, März und April der ganzen Provinz Preußen zu bemächtigen, und im Mai zwang er dieselbe, seiner Kaiserin zu huldigen. Daraufhin überschwebte er mit seinen barbarischen Horden im Juni und Juli das Pommerische und die Neumark, allüberall mit viehischer Grausamkeit haufend, und endlich zu Anfang August schritt er zur Belagerung von Küstrin in der Mark Brandenburg. Das war die Gefahr, von der ich oben sagte, sie sei riesengroß angeschwollen, denn von Küstrin aus konnten die Russen in wenigen vierzehn Tagen Berlin erreichen, ohne daß der Graf Dohna, der sich mit seinem kleinen Heere hart an der Ober, Angesichts der Russen, verschanzt hatte, im Stande gewesen wäre, sie daran zu verhindern. Solche entsetzliche Gefahr mußte um jeden Preis abgewendet werden, und sofort übertrug Friederich II. den Oberbefehl über das Lager bei Landskuth dem Feldmarschall Keith, während er selbst mit 38 Schwadronen und 14 Bataillonen, also etwa 15,000 Mann, die er von der Hauptarmee abtrennte, in forcirten Märschen die Mark zu gewinnen suchte. Am 20. August traf er in Frankfurt an der Ober ein, und hier erfuhr er, daß die Russen, aus Zorn über den hartnäckigen Widerstand der „Festung“ Küstrin, die von dieser getrennte „Stadt“ Küstrin total in Trümmer geschossen hätten. Nicht minder traten ihm beim Weitermarschiren die barbarischen Verheerungen, welche die Russen überall angerichtet hatten, vor die Augen, und alsbald befahl er seinen Truppen, dem Feinde, wenn's zur Schlacht komme, keinen Pardon zu geben. Am 22. August vereinigte er sich bei Gorgast mit dem Dohna'schen Corps, wodurch sein Heer auf 35,000 Mann anschwoll, und am 23. ging er bei Güstebiese über die Ober. Sofort rückte ihm der General Fermor von Küstrin aus entgegen, und stellte sich am 24. zwischen den Dörfern Quartschen und Bieser. Friederich II. aber setzte sich hinter Willersdorf längs den Anhöhen vor dem Dorfe Zorndorf fest. Früh 9 Uhr



den anderen Tag (25. August 1758) begann die Schlacht, die blutigste des ganzen Kriegs, und bis Nachts 10 Uhr machten die Russen mit ihrer kolossalen Uebermacht den Preußen den Sieg streitig. Nun aber, nachdem sie gegen 20,000 Mann an Todten und Verwundeten, sowie weitere 9000 an Gefangenen eingebüßt hatten, wichen sie, 103 Kanonen und 27 Fahnen im Stiche lassend, in Unordnung zurück, und gleich den anderen Tag hob General Fermor die Belagerung von Küstrin auf, um über Landsberg und Driesen nach Polen zu retiriren. Noch mehr, er zog sofort auch ein kleines Corps, welches er schon früher zur Belagerung der kleinen pommerischen Festung Kolberg an der Ostsee beordert hatte, an sich, und von den Russen war also für dieses Jahr nichts mehr zu befürchten. Somit war das Blut der Preußen in der Schlacht von Zorndorf (sie hatten dort 11,000 Tode und Verwundete) doch nicht umsonst verspritzt worden, und augenblicklich übertrug nun Friederich II. dem Grafen Dohna wieder die Vertheidigung der nördlichen Landesgränzen, weil jetzt seine eigene Gegenwart in Schlesien und Sachsen bringend nothwendig wurde.

In Schlesien nämlich hatte der Feldmarschall Daun die Abwesenheit Friederichs II. dazu benützt, um von seinem überlegenen Heere einzelne Corps abzutrennen, welche er mit der Eroberung verschiedener fester Plätze des Landes (z. B. das Corps Harsch mit der Eroberung von Reisse und das Corps Loubon mit der Unterwerfung der Ober- und Niederlausitz) betraute. Dieß veranlaßte den Feldmarschall Keith, den genannten österreichischen Corps ebenso viele preußische entgegenzustellen, und dadurch schwächte er sich so, daß er den Feldmarschall Daun nicht hindern konnte, sich mit seinem Hauptcorps — immer noch 60,000 Mann — auf Sachsen zu werfen. Hier kommandirte Friederichs II. Bruder, der vielbegabte Prinz Heinrich; allein seine ganze Streitmacht belief sich auf 25,000 Mann, und wenn diese auch bis jetzt genügt hatte, um Sachsen gegen die deutsche Reichsarmee zu decken, so war sie dagegen selbstverständlich gegen den Feldmarschall Daun vollkommen unzureichend. Letzterer machte also in der Niederwerfung Sachsens bedeutende Fortschritte, und ohne die Tapferkeit des Generals Schmettau, des preußischen Kommandanten in Dresden, wäre ihm diese so höchst wichtige Stadt schon im Sep-

tember 1758 in die Hände gefallen. Fast ebenso schlimm stand es in der Lausitz, sowie in Schlesien, denn General Loudon brandschatzte bereits den Rottbuscher Kreis, und die Festungen Meisse und Kosel waren kaum mehr fähig, Widerstand zu leisten. Bei dieser schlimmen Sachlage faßte Friederich II. sofort den Plan, vor allem den Feldmarschall Daun zu schlagen, und in Eilmärschen ging's von Küstrin nach Sachsen. In Bautzen, wo er den Feldmarschall Keith mit seinem Corps an sich zog, erfuhr er, daß Daun auf die Nachricht von seinem Anmarsch hin — das bloße Wort: „Er kommt!“ brachte diese Wirkung hervor — alle Operationen eingestellt und bei Stolpen zwischen Dresden und Bautzen ein überaus festes Lager bezogen habe. Als bald machte Friederich II., um die Oesterreicher aus dieser Stellung zu locken, eine Schwenkung in der Richtung nach Gittau, wo Daun seine Magazine hatte, und in der That marschirte nun Letzterer so schnell er konnte, nach Löbau, um dem Könige den Weg zu verlegen. Daraufhin lagerte sich Friederich II. am 10. Oktober 1758 beim Dorfe Hochkirch auf dem Wege von Bautzen nach Löbau, und zwar in einer Stellung, die man mehr als gewagt (der Feldmarschall Keith sagte deshalb auch laut genug: „Wenn uns die Oesterreicher hier nicht angreifen, so verdienen sie gehangen zu werden“) nennen mußte. Allein er wählte sie, weil er glaubte, von hier aus, wenn er erst noch mehr Verstärkungen (seine Armee stand der österreichischen an Truppenzahl fast um das Doppelte nach) an sich gezogen hätte, den Feldmarschall Daun in seinem Lager bei Löbau am besten überfallen zu können. Doch was er den Oesterreichern zugebacht hatte, geschah nun ihm selbst. In der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober brach Daun mit seiner ganzen Armee von Löbau auf, ließ aber die Wachfeuer in seinem Lager sorgfältig unterhalten, um die Preußen seinen Abzug nicht merken zu lassen. Um 4 Uhr Morgens hatte er seine Truppen bei Hochkirch gesammelt, und sofort gab er das Signal zum Angriff. Die Preußen wurden förmlich überrumpelt, und ihre vollständige Vernichtung hätte nicht ausbleiben können, wenn sie weniger disciplinirt gewesen wären. So aber sammelten sie sich halbangekleidet mitten im furchtbarsten Kartätschenfeuer, und um 9 Uhr Morgens bewerkstelligte Friederich II. den Rückzug über Doberenschütz nach Bautzen in solcher Ordnung, daß



der Feind eine Verfolgung nicht wagte. Im Gegentheil bezog Feldmarschall Daun augenblicklich wieder sein Lager bei Löbau, sobald ihm die sichere Kunde wurde, daß Friederich II. bei Bautzen eine unangreifbare Stellung eingenommen hätte. Doch welch' enorme Verluste waren nicht preussischerseits zu beklagen! Das Lager, das Gepäck, fast die ganze Artillerie hatte der Feind erobert, und überdem bedekten 9000 Preußen, darunter die besten Offiziere (dem Prinzen Franz von Braunschweig nahm eine Kanonenkugel den Kopf weg und der Feldmarschall Keith fiel von zwei Musketenkugeln durchbohrt; der Prinz Moritz von Anhalt-Dessau aber erhielt eine schwere und Friederich II. selbst eine leichte Verwundung) das Schlachtfeld.

Diese entsetzliche Niederlage, hätte man glauben sollen, werde das Ende des Krieges herbeigeführt haben; aber nie zeigte sich Friederich II. größer, als gerade nach diesem Unglück. Sofort sandte er dem Grafen Dohna den Befehl zu, mit seinem Corps (und zu diesem gehörte auch das kleine Detachement des Generals Wedel) die Vertheidigung Sachsens zu übernehmen, und er selbst zog seinen Bruder Heinrich mit 7000 Mann frischen Truppen, sowie besonders auch mit dem nöthigen Geschütz an sich. Dann brach er am 24. Oktober Nachts 10 Uhr mit seinem Heere in der Richtung nach Schlesien auf, umging über Ullersdorf das Daun'sche Lager bei Löbau, und stand am 26. Oktober bereits in Görlitz. Von dort aus unternahm er mit Sturmeseele die Vertreibung der Oesterreicher aus Schlesien und am 6. November ward Meisse, am 15. Kosel entsezt. Kaum aber hatte er hier ein wenig aufgeräumt, so marschirte er wieder rückwärts nach Sachsen, wo inzwischen seine Gegenwart höchst nothwendig geworden war. Um nämlich endlich den Sieg von Hochkirch auszunützen, hatte sich der Feldmarschall Daun während der Abwesenheit des preussischen Königs in Schlesien wieder an die Eroberung Dresdens gemacht und zugleich seinen Untergeneral Haddick beauftragt, Torgau wegzunehmen. Nicht minder rückte die Reichsarmee, welche jetzt der traurige Convertit Prinz Friederich von Pfalz-Zweibrücken kommandirte, gegen Leipzig vor, und die Gefahr, daß ganz Sachsen den Preußen entrissen werden würde, lag also nahe genug. Allein es kam doch Alles ganz anders. Die Reichsarmee jagte Graf Dohna wie eine Heerde Schaafe bis

weit in's Thüringen'sche hinein zurück, und eine ebenso schimpfliche Niederlage bereitete sein Mitkommandirender, der tapfere General Webell, dem General Haddick vor Torgau. Die Stadt Dresden aber wurde von dem Grafen Schmettau mit solcher Kraft vertheidigt, daß Feldmarschall Daun lediglich nichts ausrichten konnte. Im Gegentheil hob Letzterer, als er am 18. November die Nachricht erhielt, daß Friederich II. von Schlessien her im Anmarsch sei, alsbald die Belagerung auf und retirirte nach Böhmen, um dort Winterquartiere zu beziehen. So wurde trotz der Niederlage von Hochkirch, sowohl Sachsen als Schlessien vom Feinde befreit, und nun übertrug Friederich II. das Oberkommando in Sachsen wieder seinem Bruder Heinrich, während er selbst die Stadt Breslau für die nächsten paar Monate zu seiner Residenz erkor.

Nicht minder glücklich war auch der Krieg am Rhein geführt worden. Dort hatte, wie wir wissen, die von Georg II. gestellte Hülfarmee (Engländer, Hannoveraner, Hessen, Braunschweiger u. s. w.) seit dem Spätherbst 1757 in dem Herzog Ferdinand von Braunschweig einen ausgezeichneten Führer bekommen, und dieser trieb die Franzosen, welche unter dem Herzog von Richelieu, später unter dem Grafen von Clermont das ganze nordwestliche Deutschland ausraubten, schon in den ersten Frühlingsmonaten des Jahres 1758 aus Hannover und Hessen bis über den Rhein zurück. Noch mehr, er nahm ihnen nach und nach in lauter kleinen Gefechten über 12,000 Gefangene ab, und brachte ihnen dann, nachdem er am 2. Juni den Rhein bei Emmerich ebenfalls überschritten hatte, am 23. Juni bei Grefeld eine blutige Niederlage bei. Nun fing man in Paris zu fürchten an, der tapfere Herzog könnte in Frankreich selbst einmarschiren, und ersetzte sofort den unfähigen Grafen Clermont durch den Marschall Contades. Noch mehr, man schickte sogar eine zweite Armee unter dem Herzog von Rohan-Soubise, dem lächerlichen Helden von Roßbach (trotz dieser schimpflichen Niederlage blieb er der Liebling der Marquise von Pompadour) bei Mainz über den Rhein, um vom Süden her gegen Hessen und Hannover zu operiren, und richtig gelang es demselben wegen seiner großen Uebermacht einige kleine Vortheile gegen den Grafen von Mosenburg, welchen ihm der Herzog von Braunschweig entgegen-



schickte, zu erringen. Hiedurch sah sich Letzterer genöthigt, im August wieder auf das rechte Rheinufer zu gehen; allein von nun an manövrirte er zu gleicher Zeit gegen die beiden französischen Heere mit einer solchen Meisterschaft, daß dieselben trotz ihrer fast dreifachen Uebersahl keine weiteren Fortschritte machen konnten. Im Gegentheil wurde der Marschall Contades genöthigt, auf dem linken Ufer des Rheins gegen die Maas hin, seine Winterquartiere zu nehmen, und der Herzog von Rohan-Soubise sah sich im Spätherbst auf die Gegend zwischen Main und Rhein, also auf eine Landschaft, die keinem der paar Verbündeten Friederichs II. angehörte, zurückgedrängt.

Den Winter von 1758 auf 1759 benützte man allseits zu erneuten großen Rüstungen und besonders thätig waren die beiden Kaiserinnen Maria Theresia und Elisabeth. Die Letztere ernannte, anstatt des in Ungnade gefallenen Generals Fermor den Grafen Peter Semenowitsch Soltikow zum Oberbefehlshaber, und befahl ihm, die Niederlage von Zorndorf um jeden Preis auszuweichen. Die Erstere aber strengte alle ihre Kräfte an, um die Armee des Feldmarschalls Daun noch stärker als früher zu machen, und suchte zugleich ihre Untergenerale, wie besonders den tapferen Loudon, der nach der Schlacht von Hochkirch Feldmarschalllieutenant wurde, durch Beförderungen zu außergewöhnlichen Anstrengungen anzufeuern. Auch Friederich II. that sein Möglichstes, sich auf den kommenden Feldzug vorzubereiten, allein er hatte, weil sein Königreich gegenüber den drei Großstaaten Oesterreich, Frankreich und Rußland sich geradezu zwergenhaft ausnahm, einen unendlich viel schwereren Stand. Er mußte daher, um Geld und Mannschaften aufzutreiben, zu den härtesten Mitteln — sogar zur Münzverschlechterung — greifen, und von selbst versteht es sich, daß er das occupirte Sachsen am wenigsten verschonte. Troßdem standen seine Rüstungen denen seiner Feinde gegenüber um das Vierfache zurück, und es blieb ihm also nichts übrig, als sich so viel wie möglich auf die Vertheidigung zu beschränken. Im ersten Anfang des neuen Feldzugsjahres 1759 übrighens ließ sich Alles so ziemlich gut an. Während nämlich Friederich II. selbst mit seiner Hauptmacht — übrighens nur 40,000 Mann — in einem festen Lager bei Landsbut und Schmottseifen in Schlessien, an der böhmischen

Gränze stehen blieb, um den österreichischen Feldmarschall Daun, der mit 70,000 Mann in und bei Münchengrätz lag, im Schach zu halten, operirte sein Bruder Heinrich, den er mit der Behauptung Sachsens betraut hatte, mit seinem kleinen kaum 24,000 Mann starken Heere wahrhaft bewunderungswürdig, denn nicht nur gelang es ihm schon im März 1759 durch einen kühnen Einfall in Böhmen verschiedene großartige österreichische Militärmagazine (welche wieder zu ergänzen, später der Feldmarschall Daun die größte Mühe hatte) zu zerstören, sondern er brach auch mit noch größerer Kühnheit in Franken ein und jagte, nach Eroberung Bamberg's, die dort in der Sammlung begriffene Reichsarmee auseinander. Um so schlimmer gestalteten sich die Verhältnisse im Norden. Dort sollte, wie früher, der Graf Dohna die Schweden und Russen zugleich abwehren, und es gelang ihm auch richtig, die Erstereu, welche überhaupt während des ganzen Kriegs die Kraftlosigkeit eines tief heruntergekommenen Staates an den Tag legten, bis nach Stralsund zurückzujagen. Vor dem 100,000 Mann starken russischen Heere unter Soltikow dagegen, zog er sich, da er nur über 25,000 Mann verfügte, beständig zurück, und machte es dadurch dem russischen Oberfeldherrn möglich, in alle bedeutenbere Städte der Provinzen Preußen und Pommern, sowie der Neumark Besatzungen zu legen. Dadurch aber trat die Gefahr, daß sich Soltikow mit der 30,000 Mann starken österreichischen Heeresabtheilung, welche der Feldmarschalllieutenant Loudon befehligte (diese stand damals in Lauban zwischen Görlitz und Bunzlau), vereinigen werde, und wenn diese Vereinigung stattfand, so konnte die Eroberung der ganzen Mark Brandenburg mit der Hauptstadt Berlin nicht leicht mehr gehindert werden. Somit berief Friederich II. zu Anfang des Monats Juli 1759 den Grafen Dohna ab, und betraute den General Wedell mit dem Oberkommando über das Dohna'sche Corps, ihm zugleich anbefehlend, die Russen zu schlagen, wo er sie finde. Dieser empfangenen Ordre gemäß griff Wedell, der vor Eifer glühte, sich auszuzeichnen, in der That den Grafen Soltikow am 23. Juli beim Dorfe Kay, unweit Züllichau, (an der Gränze der Mark Brandenburg gegen Schlesien und Posen hin) an, wurde aber vollständig geschlagen und verlor — außer 5000 Mann — sogar seine ganze



Artillerie. Daraufhin rückte Soltikow über Krossen nach Frankfurt an der Oder und vereinigte sich da mit Loubon, dadurch seine Armee (die er durch die Abgabe so vieler Besatzungen sehr geschwächt hatte) auf 70,000 Mann anschwellen machend. Schwer traf Friederich II. dieser Schlag, denn er sah voraus, daß Soltikow und Loubon sofort, wenn sie erst Küstrin erobert, auf Berlin marschiren würden. Solches zu hintertreiben, berief er augenblicklich seinen Bruder Heinrich zu sich und übertrug ihm den Oberbefehl über das schlesische Heer im Lager von Schmottseifen. Zugleich wurden alle bisher unter dem Prinzen Heinrich in Sachsen gestandenen Truppen mit Zurücklassung von nur 10,000 Mann unter dem General Fink nach Sagan an der Gränze Schlesiens gegen Brandenburg hin beordert, und an die Spitze derselben stellte sich Friederich II. selbst. Dann marschirte er nordwärts über Guben nach Müllrose, und vereinigte sich hier am 4. August mit den Trümmern des Corps Wedell. Weil er aber fand, daß sein Heer immer noch zu schwach sei, um die österreichisch-russische Armee angreifen zu können, zog er sofort auch noch die 10,000 Mann unter General Fink an sich, und alsbald nun, am 11. August, ward zwischen Frankfurt an der Oder und Lebus die Oder überschritten. Hier nämlich, auf dem rechten Ufer der Oder, hatten Soltikow und Loubon, die bisher allen Bewegungen des Königs genau gefolgt waren, zwischen Frankfurt und Runersdorf eine überaus feste Stellung eingenommen, und aus dieser wollte sie Friederich II. verdrängen. Den anderen Morgen (12. August) um 11 Uhr wagte er, obwohl sein Heer nur 40,000 Mann stark war, den Angriff, und dieser steigerte sich alsbald zu einer Schlacht, welche für die preussischen Waffen nicht unseliger hätte ausfallen können. Zwar allerdings im Anfang war Friederich II. siegreich und hatte nach sechs Stunden, Abends 6 Uhr, den linken Flügel des Feindes, welchen die Russen bildeten, zurückgedrängt. Nunmehr aber drang Loubon mit dem rechten Flügel (den Oesterreichern) vor, und seine noch ungeschwächten Truppen warfen Alles mit unwiderstehlicher Kraft vor sich nieder. In wilder Flucht stieβten die ermüdeten Preußen auseinander, und vergeblich waren alle Anstrengungen des Königs und seiner Generale, diese Flucht aufzuhalten.

Eine gräßlichere Niederlage konnte man sich gar nicht denken. Es gab kein Geschütz, keine Munition, keine Vorräthe mehr, denn Alles, Alles war dem Feind in die Hände gefallen. Ueber 26,000 Preußen bedeckten die Wahlstatt, und von denen, welche sich gerettet, hatten Viele, wie besonders auch die Generale Seidlitz, Fink und Hülßen, schwere Wunden erhalten. Dem König selbst waren zwei Pferde unter dem Leibe erschossen worden, und dem sicheren Tode hatte ihn nur die Tapferkeit des Rittmeisters Brittwitz entrissen. Abends spät sammelten sich im Dörfchen Detscher, wo sich die Schiffbrücken über die Oder befanden, noch 5000 Mann, und mit diesen marschirte Friederich II. am nächsten Tage nach Fürstenwalde auf der Heerstraße von Frankfurt an der Oder nach Berlin. Bis hieher war er stumpf und in sich versunken der Verzweiflung nahe gewesen; allein jetzt fand er auf einmal seine geistige Elasticität wieder und von Stunde an blieb er unermüdblich thätig, sich ein neues Heer zu schaffen. Er sammelte also die Versprengten, die sich noch nicht bei ihm eingefunden hatten, und zu gleicher Zeit zog er die kleinen Besatzungen der verschiedenen größeren Städte Brandenburgs und Pommerns an sich. Nicht minder schaffte er frisches Geschütz aus Berlin und Küstrin herbei, und so befehligte er schon nach wenigen Tagen wieder über ein kampffähiges Heer von 28,000 Mann. Mit dem festen Entschluß nun, für die Rettung seiner Hauptstadt das Aeußerste zu wagen, erwartete er in Fürstenwalde den Feind, allein — der Feind kam nicht. Gewiß, es lag in der Macht der vereinigten Russen und Oesterreicher gleich den Tag nach der Schlacht von Kunersdorf den Marsch auf Berlin anzutreten und mit der Eroberung Brandenburgs dem Krieg in acht Tagen ein Ende zu machen, aber sie traten den Marsch auf Berlin nicht an. Und warum nun nicht? Einfach deswegen, weil der Graf Soltikow nicht wollte. Er hatte in der Schlacht von Kunersdorf ebenfalls die furchtbarsten Verluste — 24,000 Tode und Verwundete — erlitten, und mußte also seiner erschöpften Armee eine längere Ruhe gönnen. Nach einigen Wochen aber, als ihn der Feldmarschall Daun, als österreichischer Generalissimus, auf's dringendste aufforderte, nun endlich doch den Marsch auf Berlin anzutreten, gab er folgende bezeichnende Antwort: „Ich habe zwei



Schlachten gewonnen und warte jetzt auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen, denn es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin ganz allein agiren.“ Mit anderen Worten das Interesse Rußlands gipfelte darin, die Provinz Preußen zu erobern, und diese Eroberung war damals eine vollendete Thatsache; seine Soldaten aber zum Vortheil Oesterreichs zu opfern, während der österreichische Generalissimus unthätig in Münchengrätz lag, dazu hatte Soltikow weder Lust noch Befehl. Ueberdem gab es für den russischen Oberanführer noch einen anderen tieferen Grund, warum er unthätig blieb. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland, die Feindin Friederichs II., war, obwohl anno 1759 erst 50 Jahre alt, längst durch gemeine Ausschweifungen entnervt, und konnte, da sie sich schon seit mehreren Jahren her täglich viehisch betrank, unmöglich mehr lange leben. Sobald sie aber starb, so kam ihr Neffe Peter, der Sohn ihrer Schwester Anna und des Prinzen Karl Friederich von Holstein-Gottorp, auf den Thron und dieser gehörte unter die enthusiastischen Verehrer Friederichs II. Selbstverständlich also mußte der Graf Soltikow, seiner eigenen Zukunft wegen, darauf bedacht sein, den künftigen Thronfolger günstig für sich zu stimmen, und dieß erreichte er am besten dadurch, daß er die jetzige schlimme Lage des preussischen Königs nicht auf's Außerste ausnützte. Deshwegen blieb Soltikow mit seiner Armee verschiedene Wochen lang unthätig bei Frankfurt an der Oder liegen, und wie er endlich aufbrach, schlug er nicht die Richtung nach Berlin, sondern die nach Schlesien ein. Auch machte er in Glogau bereits wieder Halt, und marschirte von da aus, jeden Zusammenstoß mit Friederich II., der ihm von Fürstenwalde aus, langsam gefolgt war, sorgfältig ausweichend, nach Polnisch-Lissa, um in der unteren Weichselgegend seine Winterquartiere aufzuschlagen.

Nicht minder günstig, als diese Unthätigkeit der Russen nach der Schlacht von Kunersdorf, wirkten für Friederich II. die glänzenden Vortheile, welche der tapfere Herzog Ferdinand von Braunschweig am Rhein über die Franzosen erkämpfte. Im Anfang freilich hatte er einen schweren Stand, denn die französische Regierung zur Einsicht gelangt, daß der Herzog von Rohan-Soubise als Feldherr nichts taue, ersetzte ihn bei Beginn des Feldzugs 1759 durch den Marschall

Broglie, und dieser beeilte sich vom Main aus nördlich vorzubringen, um sich mit dem Marschall Contades, der vom Unterrhein aus operirte, zu vereinigen. Dieß zu verhindern, eilte sofort der Herzog Ferdinand dem Marschall Broglie entgegen, und traf ihn Anfangs April in einer überaus festen Stellung beim Dorfe Bergen, in der Nähe von Frankfurt am Main. Der Versuch aber, den Marschall aus dieser Stellung zu verdrängen, mißglückte (13. April) vollständig, und unmittelbar darauf, Anfangs Mai, vereinigte sich Broglie mit Contades. Gleich einem Bergstrom übersflutheten sofort die Franzosen das nordwestliche Deutschland, und nach einander fielen die Städte Frankfurt, Kassel, Paderborn, Münster und Minden nebst noch verschiedenen anderen in ihre Hände. Ja selbst Hannover schien verloren; allein am 1. August trat ihnen der Herzog Ferdinand bei Minden entgegen, und brachte ihnen trotz ihrer großen Uebermacht eine totale Niederlage bei. Noch mehr, an demselben Tage schlug auch des Herzogs Neffe, der tapfere Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (Erstgeborener des regierenden Herzogs Karl von Braunschweig), welchen sein Oheim mit den braunschweigischen Truppen gegen das nordwärts vorausgeeilte französische Corps Brissac entsendet hatte, Letzteres bei Gohfeld, und diese beiden Siege hatten zur Folge, daß in den nächsten Wochen schon Osnabrück, Paderborn, Bielefeld, Marburg, Münster, Minden und Fulda zurückerobert wurden. Freilich rief jetzt die französische Regierung den Marschall Contades ab und machte den Marschall Broglie zum alleinigen Oberbefehlshaber; allein trotzdem gelang es den Franzosen nicht, sich wieder zwischen der Weser und dem Main festzusetzen, und am Ende mußten sie noch froh sein, zwischen dem Main und Rhein unangefochten die Winterquartiere beziehen zu können.

So hoch anzuschlagen nun aber auch diese über die Franzosen errungenen Vortheile waren, so endigte der Feldzug von 1759 doch keineswegs glücklich für Friederich II. Unmittelbar nachdem dieser, wie wir oben gesehen, alle seine Truppen aus Sachsen gezogen hatte, brach die Reichsarmee, die sich inzwischen unter dem Herzog von Zweibrücken im Fränkischen wieder gesammelt hatte, 25,000 Mann stark in's Sächsische ein, und eroberte ohne viele Schwierigkeit Leipzig,



Torgau und Wittenberg. Daraufhin schritt der Herzog in der Mitte des Augusts zur Belagerung der Stadt Dresden, in welcher der tapfere General Schmettau kommandirte, und man durfte also voraussetzen, daß die Reichsarmee dieselbe nicht erobern werde. Allein unseligerweise ließ Friederich II. unmittelbar nach der verlorenen Schlacht von Kunersdorf dem General die Weisung zugehen, es nicht auf's Aeußerste zu treiben, sondern vor allem darauf bedacht zu sein, die in Dresden befindliche Kriegskasse mit fünf Millionen Thalern zu retten, weil man sonst den Krieg nicht weiter führen könne. Diesen Befehl hätte der König freilich nur wenige Tage später, nachdem er seine geistige Kraft wieder gefunden, um jeden Preis gerne rückgängig gemacht, allein es war unmöglich, weil der Herzog von Zweibrücken einstweilen die Stadt so eng eingeschlossen hatte, daß man dem General Schmettau keine Nachricht mehr zukommen lassen konnte. Ebenso wenig half es etwas, daß der König gleich nachher, noch von Fürstenwalde aus, den General Wunsch mit einem kleinen Corps zum Entsatz von Dresden abschickte, denn als dieser, nachdem er unterwegs Torgau und Wittenberg den Reichstruppen im Sturme wieder abgenommen, am 5. September in der Nähe vor Dresden erschien, erhielt er die Unglückskunde, der General Schmettau habe den Tag zuvor, am 4. September, weil ihm ein Sturm bevorstand, unter der Bedingung des freien Abzugs capitulirt. Durch diese Kapitulation wurden nun allerdings die fünf Millionen Thaler gerettet, allein deswegen war dieselbe doch ein furchtbar harter Schlag für Friederich II., weil Dresden wegen seiner außerordentlich geschickten Lage zwischen Böhmen, Schlesien und der Mark Brandenburg bisher den Mittelpunkt gebildet hatte, von welchem alle seine kriegerischen Operationen ausgingen. Gewiß, ich wiederhole es, der Schlag war hart, aber ein fast noch härterer sollte nachfolgen. Unmittelbar nach dem Falle von Dresden nämlich brach der Feldmarschall Daun von Münchengrätz aus, wo er bisher gestanden, in Sachsen ein, um die Eroberung dieses Landes zu vollenden, und wenn ihm dieß, weil der Prinz Heinrich von Landskuth und Schmottseifen aus sofort ebenfalls nach Sachsen eilte, auch nicht vollständig gelang, so konnte ihn der Prinz mit seiner kleinen Armee doch nicht verhindern, wenigstens einen großen Theil

von Sachsen in Besitz zu nehmen. Endlich zu Anfang des Monats November, als die Russen an der Weichsel Winterquartiere bezogen hatten, konnte Friederich II. selbst nach Sachsen eilen, natürlich in keiner anderen Absicht, als um dem österreichischen Generalissimus eine entscheidende Schlacht zu liefern; allein dieser umsichtige Feldherr ließ sich, trotzdem er seine ohnehin überlegene Armee durch das Herbeiziehen der Reichsarmee noch verstärkt hatte, hierauf nicht ein, sondern zog sich sofort von Wilsdruff, wo er damals stand, hinter Dresden in den sogenannten Plauenschen Grund zurück, wo er sich fest verschanzte. Daraufhin eröffnete Friederich II. ein furchtbares Bombardement auf Dresden, in der Hoffnung dadurch den Feldmarschall Daun aus seiner festen Position herauszulocken; wie aber auch diese Hoffnung fehlschlug, schickte er den General Finck mit 15,000 Mann über Diepoldswalde nach Maxen, um die Oesterreicher im Rücken zu fassen. Das war ein äußerst gefährliches Manoeuver und der General machte deshalb dem Könige Vorstellungen; allein er mußte gehorchen, und führte also die Bewegung aus. Wie übrigens vorauszusehen war, warf sich sofort der österreichische Feldmarschall mit seiner ganzen Macht auf ihn und nahm ihn, nachdem er ihm 4000 Mann getödtet, am 20. November mit 11,000 gefangen. Trotz dieses neuen fast unerseßlichen Verlustes gab Friederich II. die Hoffnung, die Oesterreicher zum Schlagen zu bringen, nicht auf, und blieb, Dresden bedrohend, mit seinem Heere beharrlich in und bei Wilsdruff stehen. Doch auch Daun wich nicht aus seinem Lager im Plauenschen Grunde und spottete so der Absichten Friederichs II. Endlich übrigens, wie die Kälte immer mehr zunahm, brach Friederich II. seine Zelte ab und bezog bei Freyberg die Winterquartiere. Dasselbe that daraufhin auch der Feldmarschall Daun und führte seine Armee in die Gegend von Bittau an der böhmischen Gränze.

Wiederum ruhten jetzt die Waffen und diese Zeit benutzte Friederich II., um bei Rußland und Frankreich Friedensanträge zu machen. Er hatte bis jetzt den Riesenkampf gegen Halb-Europa glorreich bestanden; aber nunmehr fingen seine Heere nicht bloß an zusammenzuschmelzen, sondern auch, was noch schlimmer, sich zu verschlechtern, weil man in der Ergänzung derselben nicht mehr wählerisch sein durfte.



Uebrigens wurde es immer schwieriger, die zum Kriegsführen nöthigen Gelder aufzutreiben, und Friederich II. hatte also Grund genug, die schnellste Beendigung des Kriegs zu wünschen. Aber weder Rußland noch Frankreich gingen auf seine Anträge ein und von der haßerfüllten Kaiserin Maria Theresia ließ sich noch viel weniger ein Entgegenkommen erwarten. Es blieb also nichts übrig, als sich von neuem zum Kriege zu rüsten, und was nur irgend geschehen konnte, um Geld und Mannschaften aufzutreiben, geschah. Namentlich wurde Sachsen, so weit es sich noch in preussischen Händen befand, furchtbar ausgepreßt, denn außer 2 Millionen Thalern baar mußte es 10,000 Rekruten, 100,000 Scheffel Getreide und 20,000 Stück Ochsen stellen. Trotzdem konnte Friederich II. seinen zahlreichen Feinden nur noch 90,000 Mann gegenüberstellen, und die Armee des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, der die Franzosen zu bekämpfen hatte, belief sich auch nur auf 60,000 Mann. Somit schien eine Niederlage des preussischen Königs nicht ausbleiben zu können, und im Anfang ging auch Alles schlimm genug. Seinen Bruder Heinrich hatte Friederich II. beauftragt, Pommern und die Mark Brandenburg gegen die Russen und Schweden zu vertheidigen, und General Fouquet sollte Schlesien gegen die Oesterreicher unter Loudon behaupten. Er, der König selbst nahm es über sich, den Feldmarschall Daun aus Sachsen hinauszujagen, und das so überaus wichtige Dresden wieder zu erobern. Während er nun aber die letztere Stadt belagerte, erhielt er plötzlich die Unglücksbotschaft, daß Loudon, dessen Corps 30,000 Mann stark war, den General Fouquet, der nur 12,000 Mann unter sich hatte, am 23. Juni 1760 bei Landskuth bis zur Vernichtung geschlagen und gleich darauf die Festung Olitz zur Kapitulation gezwungen habe. Noch mehr, Loudon schritt nunmehr auch zur Belagerung von Breslau, der Hauptstadt Schlesiens, und überdem näherten sich die Russen unter Soltikow der schlesischen Gränze in Eilmärschen, um sich mit Loudon zu vereinigen. Geschah aber solches, so wandten sie sich ohne Zweifel Beide gegen den Prinzen Heinrich im Brandenburgischen, und dieser mußte dann nothwendig von einer so kolossalen Uebermacht erdrückt werden. Sofort stand nun der Entschluß Friederichs II. fest, seinem Bruder Hülfe zu bringen, und am 30. Juli brach er von

Dresden auf, die Vertheidigung Sachsens dem General Hülßen mit seinem kleinen Corps überlassend. In Eilmärschen ging's über Bautzen und Görlitz nach Schlesien hinein, um zuerst Breslau zu entsetzen; wie er jedoch am 13. August Jesendorf bei Liegnitz erreichte, erfuhr er, daß sein Bruder Heinrich die Oesterreicher unter Loudon bereits zum Abzug gezwungen hatte. Somit hatte Schlesiens Hauptstadt, die von ihrem Kommandanten Tauenzien während der Belagerung wahrhaft bewunderungswürdig vertheidigt worden war, für den Augenblick nichts mehr zu befürchten; um so gefährlicher aber gestaltete sich jetzt die Lage für Friederich II. selbst. Kaum nämlich hatte er am 30. Juli seinen Marsch nach Schlesien angetreten, so brach auch Feldmarschall Daun dahin auf und hielt, obwohl natürlich auf einer anderen Straße, immer gleichen Schritt mit dem preussischen Heere. Ja er kam demselben merkwürdiger Weise bis nach Liegnitz noch um einen halben Tag zuvor und vereinigte sich hier jenseits des Raabaches, eines Zuflusses der Oder, mit dem Loudon'schen Heere, das ihm von Breslau her entgegengezogen kam. Ueberdem standen die Russen unter Solistikow, 60,000 Mann stark, nur wenige Tagmärsche entfernt, unterhalb Glogau, auf der linken Seite der Oder, und wenn sie die ernstliche Absicht hatten, ebenfalls zu der großen österreichischen Armee zu stoßen, so konnte sie der viel schwächere Prinz Heinrich, welcher ihnen gegenüber lagerte, kaum daran verhindern. Welche Aussichten nun für Friederich II.! Schon die vereinigte österreichische Armee war ihm fast um das Dreifache überlegen, wenn aber vollends die Russen dazu kamen, so mußte es ihm ergehen, wie dem General Zink bei Maxen. Zum Glück übrigens harmonirte der russische Feldherr ganz und gar nicht mit den beiden Oesterreichischen, und selbst unter diesen herrschte, ihrer gegenseitigen Eifersucht wegen, durchaus keine Einigkeit. Ja, so groß war die Mißstimmung Daun's gegen Loudon und umgekehrt, daß jeder von ihnen, trotz ihrer Vereinigung, ein abgesondertes Lager inne hatte, und darauf gründete Friederich II. sofort den Plan, womöglich einen nach dem anderen zu schlagen. Am 14. August schloß derselbe aus den Bewegungen Loudon's, daß dieser den anderen Morgen die Anhöhen von Pfaffendorf besetzen wolle, und ganz das Gleiche berichtete auch ein Ueberläufer, ein Irländer, der unter Loudon als



Rittmeister diente. Solche Standquartierveränderung aber konnte keinen anderen Zweck haben, als das preussische Heer, wenn es in Jeskendorf stehen blieb, gerade in die Mitte zwischen das Daun'sche und Loudon'sche Lager zu bringen, um es dann von Hinten und von Vorn zugleich angreifen zu können. In tiefster Stille ließ also Friederich II. noch am 14. mit einbrechender Nacht sein Lager in Jeskendorf abbrechen, natürlich aber ohne die Wachfeuer auszulöschen, und setzte sich noch lange vor Mitternacht auf den Anhöhen von Pfaffendorf fest. Die Mannschaft legte sich ruhig nieder, nicht aber um zu schlafen, sondern um leise zu plaudern, denn der Feind konnte jede Stunde eintreffen. Um 2 Uhr Morgens, am 15., sprengte der Major Hund, der an der Spitze einer Husarenpatrouille recognoscirt hatte, zum Könige und meldete ihm, daß der Feind ganz in der Nähe sei. Sofort gab Friederich II., sich auf's Pferd schwingend, seine Befehle, und in wenigen Minuten stand jeder Mann an seinem Platz. Sowie nun aber der nichts ahnende Feldmarschalllieutenant Loudon die Höhen erreichte, wiederholte sich die Scene des Ueberfalls bei Hochkirch, obwohl in furchtbar verstärkter Weise. Von allen Seiten empfing ihn ein mörderisches Feuer, und seine Soldaten wälzten sich in ihrem Blute, ehe sie nur wußten, woher die Kugeln kamen. Ein gränzenloser Schrecken erfaßte die Mannschaften, und wie vollends die preussischen Husaren einhieben, wurde die Verwirrung eine entsetzliche. Wohl that Loudon sein Möglichstes, seine Schaaren zu ordnen, allein vergebens, und schon nach wenigen Stunden, in der Fröh um 5 Uhr, war Alles vorüber. Loudon hatte 10,000 Tode und Verwundete und dazuhin ging seine ganze Artillerie (82 Kanonen) verloren. Nicht minder wurden 6000 Mann gefangen, während der Verlust der Preußen sich nur auf 1800 Mann, meist leicht Verwundete, belief. Noch muß ich anführen, daß merkwürdigerweise der Feldmarschall Daun während der ganzen Action ganz ruhig in seinem Lager blieb, angeblich, weil er von der Kanonade nichts hörte; wenn er es aber auch versucht haben würde, dem Loudon'schen Heere zu Hülfe zu kommen, so müßte ihm dieß schwer genug geworden sein, weil die zwei einzigen Wege, die er einschlagen konnte, von Friederich II. durch furchtbare Batterien versperrt worden waren.

Die nächste Folge des Siegs bei Liegnitz bestand darin, daß der

Feldmarschall Daun mit seiner Armee eiligst nach Sachsen zurückging, während zu gleicher Zeit die Russen unter Soltikow nach Polen hin retirirten. Ungehindert konnte sich jetzt Friederich II. mit seinem Bruder Heinrich vereinigen, und sofort wurde geplant, vor allem ganz Schlesien vom Feinde zu säubern. War dieß geschehen, so wollte Friederich II. die Vertheidigung dieser Provinz wieder seinem Bruder überlassen, während er sich selbst die Aufgabe stellte, Sachsen von neuem zu erobern. Diesen Plan führte der König auch wirklich aus, obwohl ihm sein unermüdlicher Gegner, der Feldmarschall Daun, wenigstens das Letztere — die Zurückeroberung Sachsens — durch eine kühne Diversion unmöglich zu machen suchte. Nach langem Unterhandeln und Streiten brachte nämlich Daun den Grafen Soltikow dazu, daß er einwilligte, Berlin, die Hauptstadt Preußens, durch ein aus Russen und Oesterreichern zusammengesetztes Corps überfallen zu lassen, denn dadurch hoffte man den König Friederich II. zu nöthigen, zur Vertheidigung seiner Hauptstadt in's Brandenburgische zu eilen und alle anderen Unternehmungen aufzugeben. Die Russen bei dem Corps kommandirte der General Todtleben, die Oesterreicher (und diesen gesellte man auch die wenigen Regimenter zu, welche man aus den zu preussischen Soldaten gepreßten und nachher desertirten Sachsen gebildet hatte) der General Laschy. Am 4. Oktober langte das Corps in der Nähe von Berlin an, und am 9., nachdem sich die unbefestigte Stadt fünf Tage lang heldenmüthig genug vertheidigt hatte, zog es daselbst ein. Mit welcher Barbarei aber diese vereinigten Russen, Oesterreicher und Sachsen hausten, kann man sich denken, und die Contribution von 1,700,000 Thalern, welche die Stadt zahlen mußte, war noch das Geringste. Um übrigens der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich constatiren, daß in erster Linie die Sachsen sich durch die gemeinste Raubsucht und Zerstörungswuth (besonders wütheten sie gegen die königlichen Schlösser, die sie, wie z. B. Charlottenburg, sozusagen um und um lehrten) hervorthaten, während der General Todtleben solchem Schandtreiben, so viel in seinen Kräften stand, zu steuern suchte. Doch siehe da, am 12. Oktober lief die Nachricht ein, daß Friederich II. von Schlesien her in Eilmärschen nahe, und — mein Gott, wie schnell nun diese Barbaren abzogen! Die Russen



unter Todtleben gingen an die Weichsel, um wieder zu der Armee des Grafen Soltikow zu stoßen, die Oesterreicher und Sachsen aber schlugen den Weg nach Sachsen ein, wo sie sich sofort mit der Armee des Feldmarschalls Daun vereinigten.

Friedrich II. war auf die Botschaft hin, daß Todtleben und Lasch seine Hauptstadt überrumpelt hätten, eiligst von Schlesien, das er inzwischen wieder ganz in seine Gewalt gebracht, nach Berlin aufgebrochen, und stand in Guben (am Zusammenfluß der Lubitz und Neisse in der Niederlausitz), als man ihm meldete, daß der Feind auf und davon sei. Sofort wandte er sich links ab über Lübben nach Dessau, denn seine Absicht war, wenn er erst von Magdeburg aus sein Heer mit Mundvorräthen versehen habe, das inzwischen an den Feldmarschall Daun fast ganz verloren gegangene Sachsen um jeden Preis wieder zu erobern. Am 26. Oktober ging er über die Elbe, und drei Tage später erreichte er Düben. Hier, wo der soeben aus seiner letzten Position in Sachsen vertriebene General Hülßen zu ihm stieß, überzeugte er sich, daß der Feldmarschall Daun bei Torgau eine überaus feste Stellung eingenommen habe, und sofort marschirte er auf Torgau zu. Am 2. November lagerte er sich bei Langenreichenbach, zwischen Schilbau und Torgau, und hielt nun mit seinen Generalen Rath, ob es thunlich sei, die Oesterreicher in ihrem festen Lager anzugreifen. Alle schwiegen; nur der alte Ziethen sagte: „Alle Dinge sind möglich, wenn auch das Eine schwerer ist, als das Andere.“ Somit ward der Angriff auf den nächsten Tag festgesetzt, obwohl man sich das Furchtbare des Wagnisses nicht verhehlte. Am 3. November in der Früh theilte der König sein Heer in zwei Hälften. Mit der ersten wollte er selbst das österreichische Lager von vorn über Reiden und Elsnig stürmen, mit der zweiten sollte Ziethen dem Feinde zwischen Siptitz und Großwig in den Rücken fallen. Um 2 Uhr Mittags begann Friedrich II. den Sturm, aber die feindliche Artillerie (über 200 Kanonen) stellte ihm solch' unüberwindliche Hindernisse in den Weg, daß er trotz des blutigsten Ringens fast um keinen Schritt vorwärts kommen konnte. Mit dem Einbruch der Nacht war noch lange nichts entschieden und doch deckten schon Tausende und Abertausende von Todten und Verwundeten das Schlachtfeld. Nun aber griff der

alte Zieten von hinten her mit Macht ein, und um 10 Uhr Nachts hatte er die Anhöhen von Siptitz gewonnen. Damit war der Sieg für die Preußen entschieden, und um Mitternacht gab der Feldmarschall Daun, schwer verwundet, den Befehl zum Rückzug über die Elbe, in der Richtung nach Dresden. Am Morgen fand sich's, welche furchtbare Opfer diese Schlacht gekostet, denn die Preußen hatten 14,000, die Oesterreicher sogar 20,000 Mann (nebst 50 Kanonen) verloren. Der große Nutzen aber, den Friedrich II. aus dem Siege zog, war der, daß er, weil ihm nun wieder ganz Sachsen mit der Ausnahme von Dresden und des Stüd Landes, das zwischen dieser Stadt und Zittau liegt, zufließ, seine Winterquartiere im Sächsischen aufschlagen konnte.

Mit fast ebenso großem Ruhme hatten inzwischen der Herzog Ferdinand von Braunschweig und sein Neffe, der Erbprinz von Braunschweig in Hessen, Hannover und am Niederrhein das Feld gegen die übermächtigen Franzosen behauptet, und somit mußte es sich die große Coalition am Schlusse des Jahres 1760 abermalen gestehen, daß sie gegen den an Land und Leuten so kleinen König Friedrich II. nichts habe ausrichten können. Dessenungeachtet machte Letzterer während der Wintermonate von 1760 auf 1761 wieder verschiedene Versuche, um wenigstens einen Theil seiner Feinde zum Friedensabschluß zu bewegen, denn er konnte es sich nicht verhehlen, daß er den Krieg in die Länge nicht mehr aushalten könne. Woher sollten denn die Geldmittel kommen und woher die Soldaten, deren er zur Ergänzung seiner decimirten Heere so nothwendig bedurfte? Ueberdem — und dieß fiel noch am schwersten in's Gewicht — war im Oktober 1760 Georg II. von England gestorben und sein Enkel und Nachfolger Georg III. fühlte durchaus keine Neigung den Krieg mit derselben Energie fortzusetzen, wie sein Großvater gethan hatte. Allein alle preussischen Friedensvorschläge scheiterten daran, daß Maria Theresia ihnen mit der furchtbarsten Erbitterung entgegentrat, und somit blieb dem Könige nichts übrig, als seine letzten Kräfte zu einem neuen Feldzug anzustrengen. Ganz dasselbe that die große Coalition, natürlich aber ihrer Größe wegen mit ganz anderem Erfolg. So stellte die französische Regierung zwei Heere — das Eine unter dem Mar-



schall Broglie, das Andere unter dem Herzog von Rohan-Soubise, der jetzt die Gunst der Frau Marquise von Pompadour wieder mehr als je besaß — mit zusammen 160,000 Mann zumal auf, um endlich den Herzog Ferdinand von Braunschweig nebst seinem tapferen Neffen zu vernichten. So schickte Maria Theresia ihrem Generalissimus Daun, der in und bei Dresden überwinterte, höchst bedeutende Verstärkungen zu, und überdem erhielt die Reichsarmee, der man jetzt den österreichischen General Serbelloni zum Oberanführer gab, Befehl, sofort zu Daun zu stoßen. So rüsteten die Schweden außer einem kleinen Landheer auch noch eine Kriegsflotte aus, und mit dem Landheere vereinigte sich ein russisches Corps unter Todtleben, damit endlich Pommern definitiv erobert werden könne. So ersetzte die Kaiserin Elisabeth den Grafen Soltikow durch den viel erfahrenen Feldmarschall Butturlin, und ertheilte ihm den gemessensten Befehl, sich so schnell als möglich mit dem Corps des Feldzeugmeisters Loudon (diese Würde bekleidete er jetzt), das Maria Theresia auf 30,000 Mann brachte, zu vereinen, um nach Besitzergreifung von Schlesiens den Frieden in Berlin zu dictiren. Wie sollte nun Friederich II. es möglich machen, einer solch' kolossalen Uebermacht einen nur halbwegs wirksamen Widerstand entgegenzusetzen?

Was nun zuerst die Franzosen anbelangt, so eröffnete der Herzog Ferdinand den Feldzug gegen sie schon im Februar 1761 und brachte einer Abtheilung derselben am 14. selbigen Monats bei Langensalza eine bedeutende Schlappe bei. Später vereinigten sich die beiden französischen Heere in der Nähe von Paderborn, allein ein großes Glück war es, daß sich keiner ihrer beiden Oberanführer dem anderen unterordnen wollte, denn dadurch wurden alle ihre Unternehmungen gelähmt. Nachdem sie also bei Billingshausen am 15. Juli eine neue Niederlage erlitten, trennten sie sich wieder, um abermalen vereinzelt zu operiren. Das Endresultat aber war, daß gegen den Herbst hin der Herzog von Rohan-Soubise Westphalen vollständig räumte, um links vom Rheine Winterquartiere zu suchen, während der Marschall Broglie froh sein mußte, sich wenigstens in Hessen behaupten zu können.

Ebensowenig als die Franzosen ermannte sich der Feldmarschall

Daun, welchem Friederich II. seinen Bruder Heinrich entgegenstellte, in Sachsen zu irgend einer nennenswerthen That, sondern ließ es ruhig geschehen, daß der berühmte Reitergeneral Seidlitz die Reichstruppen in verschiedenen Einzelngesechten bis tief in's Fränkische hinein zurückwarf. Dagegen konnte es der Prinz Heinrich trotz seines überlegenen Feldherrntalentes mit seinem verhältnißmäßig sehr kleinen Corps nicht verhindern, daß der österreichische Generalfeldmarschall nach und nach so ziemlich alles sächsische Land, das zwischen Dresden und Böhmen liegt, sich unterwarf, und begnügte sich nothgedrungen damit, daß er wenigstens den Rest von Sachsen behaupten konnte.

Friederich II. hatte sich selbst die gefährlichste Aufgabe, die Vertheidigung Schlesiens, vorbehalten, und vom Mai bis zu Anfang August gingen seine unausgesehenen Bemühungen dahin, die Vereinigung der Russen und Oesterreicher zu verhindern. Endlich jedoch, am 12. August, fand bei Strigau, zwischen Schweidnitz und Jauer, diese Vereinigung dennoch statt, und es lag nun die Gefahr nahe, daß das coalirte Heer mit seinen 130,000 Streichern ihn, der nur 50,000 Mann unter sich hatte, erdrücken würde. In dieser großen Noth fügte er sich darein, etwas zu thun, was er während des ganzen Kriegs noch nie gethan hatte, und verschanzte sich bei Bunzelwitz, unweit von Schweidnitz, in einer Weise, daß sein Lager einer Festung glich. Trotzdem entwarf Loudon den Plan, das preussische Lager zu stürmen, und es wurde abgemacht, daß am 2. September der Sturm vor sich gehen solle. Allein dem auf seinen alten Adel, sowie auf seine Feldmarschallswürde ungemein stolzen Butturlin gefiel das oberherrliche Wesen Loudon's, der doch nur Feldzeugmeister und überdem ein ganz neugebackener Baron war, ganz und gar nicht, und somit versagte er plötzlich am Abend des 1. September seine Mitwirkung bei der Aktion. Noch mehr, er trennte gleich darauf unter dem Vorwande, daß es ihm an den nöthigen Lebensmitteln mangle, seine Armee von dem Heere Loudon's und zog sich nach Polen, wo seine Magazine lagen, zurück. Nunmehr fühlte sich Loudon dem Könige von Preußen gegenüber zu schwach, um ferner das Feld behaupten zu können, und beeilte sich hinter Schweidnitz, im Gebirge, eine fast unangreifbare Stellung einzunehmen. Dadurch aber ließ sich Friederich II.



verleiten, sein Lager bei Bunzelwitz zu verlassen, um ein anderes bei Reisse zu schlagen, denn durch diese Frontveränderung hoffte er den österreichischen Feldzeugmeister zu einer Schlacht zu zwingen. Loudon dagegen benützte den Abmarsch Friederichs II. dazu, um urplötzlich in der Nacht auf den 1. Oktober die Festung Schweidnitz mit seiner vollen Macht zu überfallen, und der Ueberfall gelang so gut, daß sich ihm der Kommandant Zastrow mit der ganzen Besatzung (3000 Mann) gefangen geben mußte. Jetzt nach dem Falle dieses äußerst wichtigen Platzes konnte Friederich II. nicht mehr daran denken, den Feldzeugmeister Loudon dieses Jahr noch aus Schlesien zu vertreiben, und richtete alle seine Anstrengungen dahin, wenigstens Breslau nebst den übrigen festen Plätzen zu behaupten.

Zu dem Verluste von Schweidnitz kam bald noch ein zweiter nicht minder schwerer. Schon das Jahr zuvor (1760) hatten die Schweden sich der kleinen, aber sehr schwer wiegenden pommerischen Festung Kolberg an der Ostsee zu bemächtigen gesucht, waren aber von dem tapferen Kommandanten Heyden mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden. In diesem Jahr (1761) dagegen wurden sie, sowohl zu Wasser als zu Land von den Russen in der großartigsten Weise unterstützt, und so mußte ihnen schließlich der Sieg bleiben. Ihr Landheer nämlich erhielt nach der Vereinigung mit dem russischen Corps Todtleben eine Stärke von 30,000 Mann, und vor dieser Uebermacht mußte sich natürlich das ganz kleine preussische Corps, über welches Friederich II. den württembergischen Prinzen Friederich Eugen (einem Bruder des regierenden Herzogs Karl von Württemberg, der es mit Frankreich und Oesterreich hielt), einer seiner tapfersten Generale, gesetzt hatte, in die Festung Stettin zurückziehen. Bei der Belagerung Kolbergs aber, die sich jetzt wiederholte, wirkte eine kolossale russische Flotte von 55 Schiffen unter dem Admiral Romanzow mit, und das Bombardement war so stark, daß fast alle Festungswerke in Trümmer gingen. Dennoch hielt sich der tapfere Kommandant Heyden vier volle Monate lang, und erst als die gräßlichste Hungereuth zu wüthen begann, übergab er am 16. Dezember 1761 den Platz.

So endete der Feldzug 1761 höchst mißlich für Friederich II., und das Jahr 1762 schien ihm mit Nothwendigkeit den Untergang

bringen zu müssen. Die Provinz Preußen befand sich in den Händen der Russen, welche zusammen mit den Schweden auch noch Vorpommern inne hatten. Oberschlesien mit Schweidnitz hielt der Feldzeugmeister Loudon besetzt und den größeren Theil von Sachsen hatte der Feldmarschall Daun occupirt. Woher sollte nun Friederich II., da die ihm gebliebenen Lande kaum noch steuersfähig waren, für den nächsten Feldzug Rekruten, Pferde, Lebensmittel und Munition schaffen? Gewiß seine Lage war zu Ende des Jahres 1761 eine äußerst traurige, aber mit dem Beginn des Jahres 1762 wurde sie geradezu eine verzweifelte, weil ihm jetzt die englische Regierung, nachdem Georg III. den friedenssehnächtigen Lord Bute zu seinem ersten Minister ernannt hatte, die bisher bewilligte Kriegssubsidie von jährlich 4 Millionen Thalern kündigte. Da starb am 5. Januar 1762 die Kaiserin Elisabeth von Rußland, und ihr folgte auf dem Throne ihr Neffe Peter, als Kaiser Peter III. geheißen, von dem wir schon wissen, daß er zu den enthusiastischen Verehrern Friederichs II. gehörte. Die Folge war, daß Peter III. alsbald den Feindseligkeiten gegen Friederich II. ein Ende machte, und etwas später, am 5. Mai 1762, einen Allianzvertrag mit ihm einging, kraft dessen die Russen nicht bloß Kolberg, Pommern und Preußen räumten, sondern sogar ein russisches Corps unter General Czernitschew zu dem preussischen Heere stoßen mußte. Diese so urplötzliche Umwandlung der Verhältnisse brachte auf die übrigen europäischen Mächte die außerordentlichste Wirkung hervor, und die schwache schwedische Regierung beeilte sich sofort, weil der russischen Hülfe beraubt, am 22. Mai ebenfalls mit Friederich II. Frieden zu schließen. Hiezu neigte sich jetzt auch Frankreich hin, allein ein jähes Ereigniß in St. Petersburg stellte plötzlich wieder Alles in Frage. In der Nacht auf den 9. Juli 1762 nämlich brach eine Palastrevolution gegen den Kaiser Peter III. aus, welche ihn des Thrones und Lebens zugleich beraubte, und sofort wurde seine von ihm früher schwer mißhandelte Gemahlin als Katharina II. zur Kaiserin ausgerufen. Diese aber hielt dafür, daß ihr ermordeter Gemahl von Friederich II. zu den Mißhandlungen, unter denen sie zu leiden hatte, veranlaßt worden sei, und wollte demnach den Krieg gegen Preußen alsbald erneuern. Wie erstaunte man nun übrigens, als man nur



wenige Tage später unter Peters III. hinterlassenen Papieren mehrere Briefe Friedrichs II. fand, in welchen dieser den Ermordeten zu einer edleren Behandlung seiner Gemahlin auf's dringendste aufforderte! Nach dieser Entdeckung konnte selbstverständlich von einer Erneuerung des Krieges keine Rede mehr sein, sondern Katharina II. bestätigte vielmehr den Frieden vom 5. Mai, nur daß der General Czernitschew mit seinem Corps nach Rußland zurückberufen wurde, weil die Kaiserin es für das Ersprießlichste hielt, neutral zu bleiben.

Welch' eine merkwürdige Wandlung der Dinge, und wie meisterhaft wußte sie Friedrich II. auszunützen! Unverzüglich berief er seine Truppen, die er bisher gegen die Russen und Schweden hatte verwenden müssen, aus Pommern und Brandenburg ab, und verstärkte damit die Heere in Schlessien und Sachsen. Er hatte jetzt nur noch drei Feinde gegen sich, die Franzosen, die Reichsarmee und die Oesterreicher, und mit diesen hoffte er mit Hülfe seiner Generale in diesem Jahre um so gewisser fertig zu werden, als in dem Oberbefehl der feindlichen Armeen inzwischen eine ihm keineswegs nachtheilige Veränderung vorgegangen war. Die Franzosen nämlich kommandirte seit dem Frühjahr 1762 der Herzog von Rohan-Soubise ganz allein, weil er als Günstling der Marquise von Pompadour die Abberufung des ihm verhassten Marschalls Broglie durchgesetzt hatte, und ebenso erhielt die Reichsarmee (Serbelloni verzweifelte daran, etwas mit ihr ausrichten zu können) in dem Grafen von Stolberg, einem höchst bornierten Kopfe, einen neuen Generalissimus. Nicht minder entsetzte Maria Theresia den Feldzeugmeister Loudon als zu waghalsig (diesen Vorwurf zog er sich wegen der Erstürmung von Schweidnitz zu) des Oberbefehls über ihre schlesische Armee und betraute mit derselben den vorsichtigen Feldmarschall Daun, der bisher in Sachsen gestanden. Ihrer Armee in Sachsen aber gab sie den General Haddick zum Höchstkommandirenden und befahl ihm zugleich, seine Truppen nicht allzusehr auszusetzen, weil sie nur sehr schwer wieder zu ersetzen seien. Mit dem Beginn der Operationen hatte der Feldmarschall Daun, um das wichtige Schweidnitz zu decken, eine überaus starke Stellung zwischen dieser Festung und Reichenbach eingenommen, und namentlich die Anhöhen von Burkelsdorf mit einer bedeutenden Macht besetzt. Nun

wollte aber Friederich II. unter allen Umständen Schweidnitz wieder in seine Hand bekommen, weil davon der Besitz Schlesiens abhing, und sofort entwarf er einen von allen Militärs noch jetzt viel bewunderten Plan, sich, durch Erstürmung der Anhöhen von Burkersdorf, zwischen Schweidnitz und der Armee Daun's einzuschließen. Am 21. Juli in der Früh begannen die Bewegungen der Preußen, und dieselben griffen so merkwürdig geschickt in einander, daß am Abend die Daun'sche Armee sich von Schweidnitz völlig abgeschnitten sah. Augenblicklich begann nun Friederich II. mit einem Theil seines Heeres die Belagerung der Festung, während er mit dem anderen die Daun'sche Armee im Schach hielt, und vergeblich waren alle Anstrengungen des österreichischen Generalissimus, in dem Gang der Dinge etwas zu ändern. Ja ein Hauptangriff auf die Preußen, welchen Daun am 16. August unternahm (Treffen bei Reichenbach), endete für die österreichischen Waffen höchst unglücklich, und die Belagerung von Schweidnitz nahm ihren ungestörten Fortgang. Dagegen hielt sich die 9000 Mann starke Besatzung der Festung äußerst tapfer, und viele Wochen lang verspritzte Friederich II. das Blut seiner Truppen vergeblich. Endlich übrigens, am 9. Oktober, mußte sich Schweidnitz ergeben, und damit fiel, weil sich jetzt Daun augenblicklich in die Gebirge von Glatz zurückzog, ganz Schlesien wieder in die Hände des Königs von Preußen. Das war der erste große Erfolg im Feldzug von 1762; aber fast nicht minder schwer wogen die siegreichen Kämpfe der Preußen im Sächsischen. Dort standen gegen die Reichsarmee die Generale Seidlitz, Belling und Kleist, und rieben sie in vielen Einzelgefechten durch kühne Ueberfälle auf. Die österreichische Armee unter Haddick dagegen fand in dem Prinzen Heinrich einen Gegner, dem sie keinen Fuß breit Boden abgewinnen konnte. Freilich war letzterer nicht stark genug, um neben der Belämpfung der österreichischen Armee auch noch die Belagerung Dresdens wagen zu dürfen; allein endlich, am 29. Oktober, brachte er dem General Haddick bei Freyburg eine empfindliche Niederlage (Haddick verlor 8000 Mann und 28 Kanonen, während die Preußen nur 1400 Tode und Verwundete hatten) bei, und daraufhin war es ihm möglich, auch mit der Belagerung Dresdens zu beginnen. Noch mehr, er sah sich sogar im Stande, den



General Kleist mit einem fliegenden Corps von 10,000 Mann in's Fränkische zu beordern, und dieser brandschatzte nicht bloß Nürnberg und Bamberg, sondern streifte sogar bis vor Regensburg, und jagte dadurch den süddeutschen Fürsten, besonders dem Kurfürsten Max Joseph III. von Bayern, sowie dem Herzog Karl Eugen von Württemberg eine solche Angst ein, daß sie sich augenblicklich vom Bunde gegen Friederich II. lossagten. Ganz derselben Erfolge durfte sich auch der Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen rühmen. Nicht nur nämlich schlug er sie erstmals, am 24. Juni, bei Wilhelmsthal, und zweitmals, am 23. Juli, bei Lutterberg, sondern am 1. November 1762 zwang er auch die französische Besatzung in Kassel zur Ergebung, und machte damit allen weiteren Operationen des Herzogs von Rohan-Soubise auf deutschem Boden für immer ein Ende.

Das waren Erfolge, welche die ganze Welt mit Bewunderung erfüllten, und tief beschämt gestand es sich zuerst die französische Regierung ein, daß sie, weil total erschöpft, nicht im Stande sei, den Krieg weiter zu führen. Nach äußerst kurzen Unterhandlungen kam also zwischen Frankreich und England schon am 3. November 1762 zu Versailles ein Präliminarfrieden (definitiv wurde derselbe zu Paris am 10. Februar 1763) zu Stande, und in diesem verpflichteten sich beide Mächte, nicht bloß gegenseitig das deutsche Gebiet zu räumen, sondern sich auch in keiner Weise fernerhin in die österreichisch-preussischen Händel zu mischen. Unmittelbar nachher erklärten sich auch die letzten deutschen Fürsten, die bisher mit ihren Contingenten am Kriege gegen Preußen Theil genommen, für neutral, und jetzt stand auf einmal Maria Theresia ganz allein. Konnte sie es nun wagen, den Krieg auf die eigene Kraft beschränkt, fortzusetzen, nachdem sie im Bunde mit Frankreich, Rußland, Schweden und Sachsen-Polen nichts hatte ausrichten können? Ihr stolzes Herz wollte brechen; aber die totale Erschöpfung ihrer Staaten, deren Schuldenmasse kolossal angewachsen war, sowie die Unmöglichkeit, neue Heere aus der Erde zu stampfen, ließen ihr keine Wahl. Nein, sie mußte sich zu dem demüthigenden ersten Schritt bequemen, bei Friederich II. um einen Waffenstillstand einzukommen, und dieser ward ihr am 24. November

1762 bewilligt. Sodann eröffnete man am letzten Tage des Jahres 1762 auf Schloß Hubertus, zwischen Oßchatz und Grimma in Sachsen, die Friedensverhandlungen, und diese führten schon am 15. Februar 1763 zum Ziele. Maria Theresia mußte auf die Provinz Schlessien nebst der Grafschaft Glatz für alle Zukunft Verzicht leisten; dagegen aber wurde dem König August III. von Sachsen-Polen sein Kurfürstenthum Sachsen zurückgegeben, und überdem versprach Friedrich II. dem Erstgeborenen Maria Theresia's, dem Erzherzoge Joseph, bei der künftigen Kaiserwahl seine Stimme zu geben. Sonstige Kriegsschädigungen wurden von keiner Seite verlangt, und von keiner Seite gegeben.

So hatte denn endlich das deutsche Reich wieder Frieden, aber welche furchtbare Opfer hatte nicht der Krieg gekostet! Freilich Süddeutschland, besonders der Oberrhein mit Baden, Württemberg und Bayern war von demselben kaum berührt worden; aber in Hessen und Westphalen standen ganze Dörfer leer und in Pommern, sowie in der Neumark sah man nichts als Aschenhaufen. Ebenso schwer hatten Schlessien und Böhmen gelitten, und was vollends gar Sachsen anbelangt, so war es bis auf das Mark ausgefogen worden. Dagegen aber wie stolz hob sich nicht die Brust eines jeden Preußen, wenn er sein Auge aufschlug zu dem Helden, welchem die Kraft innwohnte, sich gegen einen halben Welttheil durch volle sieben Jahre hindurch siegreich zu behaupten! Wie enthusiastisch erglühete nicht jeder Deutsche, der noch ein Herz für sein Vaterland hatte, wenn er an die Schlacht bei Rossbach, sowie an die vielen anderen Niederlagen des welschen Erbfeindes dachte! Weder aus Eigennutz noch aus Ruhmsucht hatte Friedrich II. den Krieg begonnen, sondern zur Rettung und Erhaltung seines Staates, und für ein solch' hohes Ziel opferte man freudig Gut und Blut. Ueberdem welche Feinde waren dem preussischen Könige gegenüber gestanden? In erster Linie die katholischen Mächte Frankreich und Oesterreich in Verbindung mit den katholischen Fürsten Süddeutschlands. Wie nun aber, wenn diese gesiegt hätten? Sie würden es den Protestantismus schwer haben büßen lassen, und dieß sprach man auch in der Hofburg zu Wien ungenirt genug aus. So pries man denn in dem Königshelden zugleich den Retter des Prote-



stantismus und der Religionsfreiheit, während Oesterreich fortan als die haupttrübschrittliche Macht, als der Hort der psäffischen Dunkel-männer galt. Ja von jetzt an fühlte es jeder deutsche Patriot, daß nur von Preußen aus die Wiedererstehung der deutschen Nation erfolgen könne, denn nur Preußen war ein rein deutscher Großstaat, während im österreichischen das nicht-deutsche Element bei weitem vorwiegte. Wenn nun aber die Verhältnisse so standen, war man dann nicht im vollsten Recht, den König Friederich II. von Preußen, den Schöpfer einer ganz neuen Zeit, fortan nur noch „Friederich den Großen“ oder gar, wie Viele thaten, „Friederich den Einzigen“ zu nennen?

#### **Viertes Kapitel.**

### **Die letzten Staatsactionen Friederichs des Großen**

oder:

**Die erste Theilung Polens, der bayerische Erbfolgekrieg und der deutsche Fürstenbund.**

(1773. 1778—1779. 1784—1785.)

Am 27. März 1764 wurde der Erzherzog Joseph (man erinnere sich an die Bedingungen des Hubertusburger Friedens) einstimmig zum römischen Könige erwählt, und anderthalb Jahre später, nachdem sein Vater Franz I. am 18. August 1765 verstorben war, bestieg er — während sein nächstältester Bruder Leopold das Großherzogthum Toskana, und der noch jüngere Ferdinand Modena erbt — vierundzwanzig Jahre alt, den deutschen Kaiserthron. Er war kein reiner Habsburger mehr, sondern das habsburgische Blut in ihm hatte sich mit dem lothringen'schen gekreuzt, und so gab ihm die Natur eine andere geistige Anlage, als seinen Vorgängern. Eine feurige Thatkraft schwellte seine Brust, und so unendlich fromm auch die Erziehung sein mochte, welche ihm seine Mutter angebeihen ließ, so konnte man

doch den Geist nicht bannen, der in die Zeit des siebenjährigen Kriegs gefahren war. Schon als Jüngling beneidete er den König von Preußen um seinen Ruhm, und zum Manne herangewachsen, wollte er ihn womöglich überragen. Leider aber gab es viele Jahre hindurch kein Feld für ihn, auf dem er hätte wirken können, denn als Kaiser hatte er, weil alle Kaiserrechte längst verloren gegangen waren, so viel wie nichts zu sagen, und in Oesterreich selbst wollte seine Mutter, Maria Theresia, obwohl sie ihn nominell zum Mitregenten ernannte, womöglich Alleinherrin bleiben. Um so eifriger ergriff er jede Gelegenheit, wo er irgendwie thätig eingreifen konnte, und eine solche Gelegenheit bot sich ihm im Jahr 1773.

In Preußen war (wovon später des Mehren die Rede sein wird) Friederich der Große (denn so wollen wir ihn von jetzt an nennen) nach Beendigung des siebenjährigen Kriegs mit unermüdblicher Sorgfalt darauf bedacht, die vielen Wunden zu heilen, welche der lange Kampf seinen Landen geschlagen; zugleich aber hielt er sein Auge offen für alle auswärtigen Angelegenheiten, fest entschlossen, in Europa nichts Wichtiges geschehen zu lassen, ohne ebenfalls ein Wort mitgesprochen zu haben. Nicht minder suchte er nach einem starken Bündnisse, um bei künftigen Verwicklungen nicht mehr so isolirt zu stehen, wie früher; allein ein solches hatte seine Schwierigkeiten. Mit England nämlich war die Freundschaft total erloschen, seitdem ihn Georg III. mit den vier Millionen Thalern jährlicher Subsidien so schmäblich im Stiche gelassen hatte, und an eine Annäherung an Oesterreich konnte er, weil Maria Theresia den Verlust Schlesiens nie vergaß, auch nicht einmal denken. Noch weniger wollte er von Frankreich wissen, denn Ludwig XV. fuhr fort, sich im Schlamm der tiefsten Gemeinheit zu wälzen, und für ihn regierten Günstlinge und Weiber. So blieb unter den europäischen Großmächten nur Rußland übrig, und wie ihm daher Katharina II. im März 1764 ein näheres Uebereinkommen antrug, griff er mit Freuden zu. Diese Zuvorkommenheit der russischen Kaiserin hatte aber ihre besondere Gründe. Zwischen Rußland und Preußen lag Polen, ein dem Umfang nach (es zählte 14,000 Quadratmeilen) ungeheures, in seinen inneren Verhältnissen jedoch total zerrüttetes, und deshalb nach Außen gänzlich machtloses Reich,



und da nun in diesem der feile, sittenlose Adel, welcher das Recht hatte, den König zu wählen, schon seit vielen Jahren her gewohnt war, den Thron an den Meistbietenden zu verkaufen, benützte Rußland diese Gewohnheit, um durch reiche Goldspenden mehr und mehr Einfluß zu gewinnen. So that schon Peter der Große, und so nach ihm Katharina I., sowie noch eifriger die Kaiserin Anna. Die jetzt regierende Katharina II. aber setzte es gar durch, daß nach dem Tode (4. Oktober 1763) des Königs August III. am 7. September 1764, einer ihrer früheren Liebhaber, der Starost Stanislaus Poniatowsky zum König von Polen erwählt wurde, und dieser war natürlich nichts Anderes als eine Puppe in ihren Händen. Nun gab es in Polen nicht wenige sogenannte Dissidenten, d. h. Nicht-Katholiken (Lutheraner, Reformirte, Griechischkatholische u. s. w.), und diese, welche, nachdem sie sich früher — laut der Warschauer Conföderation von 1573 — vollkommener Gleichstellung mit den Katholiken erfreut hatten, durch den Einfluß der Jesuiten nach und nach unter den Regierungen der Könige August II. und August III. aller ihrer Rechte beraubt worden waren, setzten es eben jetzt (auf dem Reichstag von 1767) durch, daß ihnen auf den Befehl Katharina's II. hin wieder vollständige Religionsfreiheit gewährt wurde. Diese Maßregel aber, gegen die natürlich kein Vernünftiger etwas einwenden konnte, erfüllte den Papst und die Jesuiten mit dem furchtbarsten Zorn, und sofort mußten (so wollte es Clemens XIII.) die Bischöfe Soltyk von Krakau, Massalsky von Wilna und Krasinsky von Kaminieniel gegen den Toleranzbeschluß einen wüthenden Protest erheben. Ihnen schlossen sich augenblicklich die Ultrakatholischen des polnischen Adels an, und im Februar 1768 hielten dieselben unter der Führung des Starosten Joseph Pulawsky in Bar, eine kleinere Stadt der Ukraine, eine geheime Zusammenkunft, in welcher beschlossen wurde, dem Kommandowort Rußlands mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. Auf den Beschluß folgte die That, und vor allem suchten sich die Verschworenen der Person des Königs Poniatowsky, des Werkzeugs der Kaiserin von Rußland, zu bemächtigen. Selbstverständlich aber ließ Letztere zum Schutz ihres Gliedermannes alsbald ihre Armeen marschiren, und es entstand nun ein erbitterter Kampf, der Polen fast drei Jahre lang verwüstete. Endlich

siegte Poniatowsky vollständig, allein statt daß nun die russischen Heere zurückgezogen worden wären, behielt Katharina II. das ganze Land besetzt, und schaltete darin, als wäre sie dessen souveraine Herrin. Da wurde es Friederich dem Großen, der bisher als Verbündeter Katharina's II. ganz ruhig zugeesehen hatte (und eben aus diesem Grunde war ihm die russische Kaiserin so freundlich entgegengekommen!) klar, daß seine Bundesgenossin nichts anderes bezwecke, als das große polnische Reich dem russischen vollständig einzuverleiben, und sofort stand der Entschluß in ihm fest, eine solch' kolossale Anschwellung der russischen Macht nicht zu dulden. Doch wie? Etwa dadurch, daß er der russischen Kaiserin den Krieg erkläre, und sie zwingen, Polen sich selbst zu überlassen? Ein solcher Krieg wäre bei der immensen Ausdehnung des russischen Reichs (der spätere Krieg Napoleon's I. gegen Rußland hat dieß hinlänglich bewiesen) vollkommen hoffnungslos gewesen, und überdem hätte, weil dem polnischen Reich aller innere Halt fehlte, nach wenigen Jahren das alte Spiel wieder beginnen müssen. Nein, es gab, um die russische Macht nicht allzugroß werden zu lassen, nur ein einziges Mittel, das, der Kaiserin Katharina II. nicht die „ganze“ Beute zu gönnen, sondern sich selbst ebenfalls einen gewissen Antheil zu sichern. Wenn's also an's Annexiren ging, wollte Friederich der Große mitannexiren, und hiezu hatte er noch einen ganz besonderen Grund. Den Polen war es, wie der Leser sich erinnern wird, vor dreihundert Jahren (anno 1466) gelungen, von den Deutschordensrittern die Abtretung der ganzen westlichen Hälfte der Provinz Preußen zu erzwingen, und dieses sogenannte „Polnische Preußen“ hatte trotz des dreihundertjährigen Druckes sein Deutschthum immer noch nicht ganz verloren. Ja selbst die protestantische Religion war in vielen Städten treu bewahrt worden, obwohl die Jesuiten während der polnischen Herrschaft mit der größten Grausamkeit gegen alle Dissidenten verfahren, und nun, da es so leicht war, dieses Land, das mit der preussischen Provinz Ostpreußen in so engem Zusammenhange stand, wieder zu erringen, sollte Friederich der Große nicht zugreifen? Ohne also lange zu zögern, setzte er sich mit dem Kaiser Joseph II. wegen der Theilung der Gränzbezirke Polens in Verbindung, denn Oesterreich hatte an



einen Theil dieser Bezirke, das sogenannte Zipser Comitat (dieses war anno 1412 vom Kaiser Sigismund an den polnischen König Wladislaw Jagello um 37,000 Schoß Prager Groschen verpfändet und seither nicht mehr eingelöst worden) Ansprüche, und Joseph II., der sich um die Vergrößerung seiner Stammlande ein Verdienst erwerben wollte, griff mit beiden Händen zu. Ja selbst Maria Theresia willigte ein, weil sie nicht bloß von ihrem Sohne, sondern auch von dem Fürsten Kaunitz bestürmt wurde, obwohl ihr die Annexion eine Zeitlang Gewissensbisse machte. Noch viel leichter ließ sich die Kaiserin Katharina II. für den Plan gewinnen, da sie die friedliche Theilung der polnischen Gränzbezirke einem möglichen Krieg gegen Preußen und Oesterreich bei weitem vorzog, und so kam denn am 5. August 1772 der Theilungsvertrag in St. Petersburg zu Stande. Rußland erhielt das polnische Liewland, die Hälfte der Wojewodschaft Pologn, die Wojewodschaften Witepsk und Mstislaw, und einen Theil von Minsk, zusammen 1975 Quadratmeilen mit 1,800,000 Einwohner; Oesterreich die Grafschaft Zips, die Hälfte der Wojewodschaft Krakau, einen Theil der Wojewodschaft Sandomir, ganz Rothpreußen und Theile von Belz und Pskutien, zusammen 1280 Quadratmeilen mit 2,700,000 Einwohner; Preußen endlich ganz Polnisch-Preußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn, also Pomerellen, Ermeland, Marienburg, Kulm und den Nebedistrikt, zusammen 631 Quadratmeilen mit 416,000 Einwohnern. Im Ganzen also verlor Polen durch diese erste Theilung gegen 4000 Quadratmeilen mit etwa 5 Millionen Einwohnern, und sofort ergriffen die drei Theilenden Besitz von ihrem jeweiligen Part. Darnach aber, ob die Theilung den Polen genehm sei, fragte man gar nicht, oder vielmehr zwang Katharina II. den König Poniatowski zur Anerkennung der vollendeten Thatsache, und nachträglich, am 18. September 1773, ertheilte auch der polnische Reichstag seine Zustimmung.

Das war die erste große Staatsaction Friederichs des Großen nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, und durch dieselbe wurde nicht bloß sein Königreich um ein Bedeutendes vergrößert, sondern sie kam auch dem besseren inneren Zusammenhang seiner nordöstlichen Provinzen zu gut. Bei der zweiten Staatsaction dagegen, von der

ich zu berichten habe, handelte es sich nicht um eine Vergrößerung der preußischen Lande, sondern vielmehr um die Vereitlung einer Vergrößerung Oesterreichs, durch welche unser Vaterland vielleicht bleibend in zwei Theile, in Nord- und Süddeutschland, zerrissen worden wäre. Am 30. Dezember 1777 starb der Kurfürst Maximilian Joseph III. von Bayern, und da er keinen Sohn hinterließ, so war sein rechtmäßiger Erbe sein nächster Vetter, der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz. Kaiser Joseph II. aber hatte seine Mutter Maria Theresia längst überredet, sobald dieser Todesfall eintrete, auf Bayern, oder wenigstens auf den größten Theil desselben, unter dem Vorwande alter Lebensverträge, Ansprüche zu erheben, und rückte also gleich unmittelbar nach dem Absterben Max Josephs mit einem starken Heere im Bayerischen ein. Man konnte es mit Händen greifen, daß Oesterreich sich für den Verlust von Schlesien entschädigen wolle, und die Sache erschien um so gefährlicher, als es, wenn es Bayern bekam, Herr von ganz Süddeutschland wurde. Besaß es ja doch schon seit Jahrhunderten einen großen Theil von Schwaben (das sogenannte Vorder-Oesterreich), während die übrigen süddeutschen Lande sich in kleinere, meist unbedeutendere Territorien zersplitterten, die sich der österreichischen Uebermacht nicht mehr hätten erwehren können! Bei der gewaltsamen Inbesitznahme Bayerns übrigens blieb Joseph II. nicht stehen, sondern er wollte sich das Land auch rechtlich sichern, und brachte sofort den äußerst schwachen Kurfürsten Karl Theodor durch Drohungen und Versprechungen dazu, daß derselbe ihm in einem bereits am 3. Januar 1778 zu Wien abgeschlossenen Vertrag ganz Niederbayern (den früheren München-Straubing'schen Antheil) förmlich abtrat. Damit glaubte Joseph II. sei jede Einsprache abgeschnitten; allein er hatte Eines nicht bedacht. Der Pfalzgraf Karl von Zweibrücken nämlich, der rechtmäßige Erbe Karl Theodors, der ebenfalls keine legitimen Söhne besaß, war gar nicht gefragt worden, ob er in die Abtretung Niederbayerns einwillige, und erhob, von Friederich dem Großen hiezu aufgemuntert, alsbald beim Reichstag von Regensburg feierlichen Protest gegen die Abmachungen zwischen Joseph II. und Karl Theodor. Zu gleicher Zeit nahm der Kurfürst von Sachsen als Schwestersohn des verstorbenen Max Joseph III. die bayerische



Allodialerbschaft im Betrag von 47 Millionen Gulden in Anspruch, und nicht minder wollte der Herzog von Mecklenburg die Landgrafschaft Leuchtenberg heraushaben. Weil aber diese Dreie gemeinsam an die preußische Hülfe appellirten, glaubte Friederich der Große Grund genug zum Einschreiten zu haben, und machte sofort der österreichischen Regierung gütliche Vorstellung, von der Occupation Bayerns abzustehen. Auf diese Vorstellung antwortete Joseph II. deutlich genug damit, daß er die Truppen, welche in den verschiedenen Theilen der Monarchie zerstreut standen, schnellstens in Böhmen zusammenzog, und selbstverständlich ließ nun auch Friederich der Große mobil machen. Auch ging dieß so schnell, daß schon nach wenigen Wochen ein Heer von 80,000 Mann bei Glatz stand, während ein zweites noch stärkeres, zu dem auch der Kurfürst von Sachsen seine Truppen stoßen ließ, an der sächsischen Gränze gegen Böhmen hin sich ansammelte. Am 4. April 1778 ging Friederich II. selbst von Berlin nach Breslau ab, und schickte von da dem Kaiser Joseph II. die Erklärung zu, er werde die längere Weigerung Oesterreichs, Bayern an den rechtmäßigen Kurfürsten Karl Theodor herauszugeben, für einen Kriegsfall betrachten. Darauf aber hatte der feurige junge Kaiser längst mit Schmerzen gewartet, und seine Antwort war, daß er Bayern behalten werde. Sofort rückten am 5. Juli 1778 die preußischen Heere in Böhmen ein, und das Eine, von Friederich dem Großen in Person befehligt, drang unter kleinen Scharmüheeln von Glatz bis Königsgrätz vor, wo Joseph II. am Zusammenfluß der Adler und der Elbe ein festes Lager bezogen hatte. Das Andere dagegen, an dessen Spitze der Prinz Heinrich gestellt war, nahm seinen Weg über Stolpen, eroberte mit leichter Mühe Schlackenau, Rumburg, Zwickau und Gabel, und nöthigte den ihm gegenüberstehenden Feldmarschall Loudon, der keine große Schlacht wagen wollte, zum fortwährenden Rückzug. Als nun übrigens Maria Theresia, welche, weil von ihrem Sohn und dem Fürsten Kaunitz überredet, daß aus der Besetzung Bayerns keine ernste Kriegsgefahr erwachsen werde, die Sachen ruhig ihren Gang hatte gehen lassen, sah, wie ihr schönes Böhmen abermalen von den Preußen überschwemmt wurde, erschrad sie bis zum Tode, und sandte sofort ganz in der Stille, ohne Vor-

wissen ihres Sohnes, ihren Minister Thugut zu Friederich dem Großen nach Kloster Braunau, um heimlich über den Frieden mit ihm zu unterhandeln. Nicht minder ersuchte sie sowohl die französische als die russische Regierung auf's dringendste, die Vermittlung zu übernehmen, und so kamen, obwohl Joseph II. sich hierüber unendlich entrüstet zeigte, vertrauliche Besprechungen in Gang, in Folge deren man die Kriegsoperationen von beiden Seiten freiwillig sistirte. Nicht lange hernach, zu Anfang März 1779, schloß Maria Theresia, ohne sich von ihrem Sohn, dem Kaiser Joseph II., fernerhin irgend etwas einreden zu lassen, mit Friederich dem Großen einen förmlichen Waffenstillstand ab, und dann setzte man zu Teschen einen Congreß ein, der am 13. Mai den Definitivfrieden unterzeichnete. Die Hauptartikel desselben waren: „Oesterreich überläßt Bayern mit Ausnahme allein des sogenannten Innviertels (des kleinen Gränzgebietes zwischen dem Inn und der Salzach mit Schärding, Braunau, Burghausen und Mauerkirchen) in der Größe von etwa 35 Quadratmeilen, welches ihm bleibt, dem Kurfürsten Karl Theodor, und sichert dem Pfalzgrafen Karl von Zweibrücken und seinen Nachkommen die Nachfolge; der Kurfürst von Sachsen erhält für seine Ansprüche an das Allodial- oder Privaterbe von Karl Theodor die Summe von 6 Millionen Gulden, und der Herzog von Mecklenburg wird wegen Leuchtenbergs damit entschädigt, daß ihm der Kaiser das Jus de non appellando (d. h. das Recht der obersten Gerichtsbarkeit, von der nicht an den Kaiser appellirt werden darf) in seinem Herzogthum verleiht; dem König von Preußen endlich sichert Oesterreich in den fränkischen Fürstenthümern Anspach und Baireuth das Recht der Nachfolge, sobald der Mannsstamm des gegenwärtig dort residirenden Fürstenhauses ausgestorben sein wird; dagegen aber beansprucht die preussische Regierung keine Entschädigung für ihre im Betrag von 17 Millionen Thalern aufgewendeten Kriegskosten.“ So endete dieser Krieg noch ehe er eigentlich begonnen hatte, und es kam während desselben zu keiner einzigen nennenswerthen Action. Man spottete daher auch vielfach über ihn — in Wien nannte man ihn nur den „Zwettschgenrummel“, in Berlin den „Kartoffelkrieg“, und in München den „Lumpenprozeß“ —; allein trotzdem schätzte man sich allgemein



glücklich, daß durch die so überaus kluge Mäßigung Friederichs des Großen eine abermalige Verheerung unseres Vaterlandes abgewendet wurde, und nur der ehrgeizige Kaiser Joseph II. hegte wegen seiner vereitelten Hoffnungen einen tiefen Groll in seinem Herzen, weshalb er sich auch von nun an, so lange seine Mutter lebte, vollständig in das Privatleben zurückzog.

Bei der dritten großen Staatsaction Friederichs des Großen, auf die ich jetzt noch zu sprechen komme, handelte es sich abermalen um die Einverleibung Bayerns in Oesterreich; nur kam es diesmal zu keinem Kriege, sondern Friederich der Große machte die Einverleibung von vornweg durch eine Maßregel unmöglich, welche ausgezeichnet gar nicht hätte getroffen werden können. Am 29. November 1780 starb Maria Theresia und in Folge dessen wurde der Kaiser Joseph II. Beherrscher der gesammten österreichischen Monarchie. Augenblicklich kam er nun auf seinen alten Plan, Bayern zu Oesterreich zu schlagen, zurück; allein diesmal wollte er ganz sicher gehen und bemühte sich deshalb vor allem die Kaiserin Katharina II. von Rußland durch einen persönlichen Besuch in St. Petersburg auf seine Seite zu ziehen. Nicht minder vergewisserte er sich der Einwilligung der französischen Regierung, und dieß fiel ihm um so weniger schwer, als seine Schwester Marie Antoinette dem derzeitigen (seit 1774) König Ludwig XVI. von Frankreich vermählt war. Erst jetzt, nachdem er mit Frankreich und Rußland sich verständigt, zu Ende des Jahres 1784, rückte er dem Kurfürsten Karl Theodor von Pfalz-Bayern gegenüber mit seinem Plane heraus, und dieser bestand diesmal in einem sehr plausibeln Tauschobjectsvorschlag. Dafür nämlich, daß Karl Theodor Bayern an Oesterreich abließ, sollte er ganz Belgien (die österreichischen, ehemaligen spanischen Niederlande) mit Ausschluß nur allein von Luxemburg erhalten, und überdem noch durch den Titel eines Königs von Burgund ausgezeichnet werden. Dieser Lockung konnte Karl Theodor, der gar nie, so lange er lebte, im Stande war, eine Zuneigung für die Bayern zu fassen, nicht widerstehen, und nach einer Ueberlegung von nur wenigen Tagen gab er seine Einwilligung. Nun handelte es sich darum, auch noch das Jawort des Pfalzgrafen Karl von Zweibrücken, als des Erben Karl

Theodors, zu gewinnen, und sofort eilte der russische Gesandte Romanzow (den seine Kaiserin vorher schon hiezu legitimirt hatte) nach Zweibrücken, um, was man sagt, eine Pression auf den Pfalzgrafen auszuüben. Dieser aber ließ sich nicht nur nicht einschüchtern, sondern erhob vielmehr am 3. Januar 1785 schriftlichen Protest, und stellte sich wie früher unter den Schutz Friederichs des Großen. Die Folge hievon war eine doppelte. Einmal die, daß Katharina II., als sie sah, daß Friederich der Große bereit sei, für das Recht des Pfalzgrafen Karl mit seiner ganzen Macht einzutreten, augenblicklich erklärte, es sei ihr nie in den Sinn gekommen, die Einwilligung des Pfalzgrafen „erzwingen“ zu wollen, und sodann die, daß Friederich der Große sich, ohne eine Minute Zeit zu verlieren, mit den übrigen deutschen Fürsten, zunächst mit den Kurfürsten von Hannover und von Sachsen, in Verbindung setzte, um durch einen festgeschlossenen Bund derlei Tauschprojecte mit deutschen Provinzen jederzeit, also für jetzt wie für die Zukunft, unmöglich zu machen. Die Vorschläge Friederichs des Großen fanden vielfach Beifall, und am 23. Juli 1785 wurde in Berlin zwischen Sachsen, Hannover und Brandenburg-Preußen das angeregte Bündniß „zum Schutze sämmtlicher Stände des Reichs bei ihren Landen, Gerechtsamen und Verfassungen“ abgeschlossen. Daraufhin forderte man auch die übrigen Territorialherren und Fürsten Deutschlands auf, dem Bündniß — dasselbe erhielt daher den Namen „Fürstenbund“ — beizutreten, und dieser Aufforderung folgten in der aller kürzesten Zeit die beiden Kurfürsten-Erzbischöfe von Mainz und Trier, der Landgraf von Hessen-Kassel, die Markgrafen von Baden und Anspach-Baireuth, der Pfalzgraf von Zweibrücken, die Herzoge von Braunschweig, Mecklenburg, Sachsen-Weimar und Sachsen-Gotha, sowie endlich der Fürst von Anhalt-Dessau. Einige andere Territorialherren allerdings, wie insbesondere der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Herzoge von Württemberg und Oldenburg, der Fürst von Anhalt-Zerbst und der Kurfürst-Erzbischof von Köln, blieben in Anbetracht ihrer Familienverbindungen mit dem Hause Habsburg dem Bündnisse fern, aber nicht um bei einem etwaigen Kriege für Oesterreich zu fechten, sondern um sich neutral zu halten. Welche Wahl blieb also unter solchen Umständen dem



Kaiser Joseph II.? Er hatte dießmal nicht bloß den König von Preußen, sondern fünf Sechstheile von Deutschland gegen sich, und somit ließ er sein Tauschproject alsbald fallen. Auch kam er später nie mehr auf den Gedanken, Bayern zu annexiren, zurück, und daran trug nur allein der von Friederich dem Großen in's Leben gerufene Fürstenbund die Schuld.

---

### Fünftes Kapitel.

#### Die Reformen Kaiser Josephs II. und Friederichs des Großen.

(1763—1790.)

Durch die Thaten Friederichs des Großen wurde die deutsche Nation aus ihrem langjährigen Schläfe geweckt. Man bejubelte die Siege über die Franzosen und schämte sich jetzt nicht mehr, ein Deutscher zu sein. Man fand urplötzlich, wie erbärmlich engherzig man bisher in religiösen Dingen gedacht habe, und streifte mit der Unbulsamkeit ein Vorurtheil nach dem andern ab. Man verschlang die Zeitungen, welche von den Thaten des Heldenkönigs berichteten, und in dem Drange sich mit Freunden und Nachbarn darüber auszusprechen, führte man sich gegenseitig neue Ideen und Anschauungen zu. Man studirte die Schriften von Voltaire und Rousseau, für welche sich die französische Nation begeisterte, und alle Welt schrieb nun das Wort „Aufklärung“ auf ihre Fahne. So wich die lange Erstarrung, in welche der deutsche Genius seit dem westphälischen Frieden gebannt lag, und es begann ein neues Jahrhundert, welches man mit Recht das der Aufklärung und Tölbung genannt hat.

Lange genug hatten einerseits unter den Protestanten die Orthodoxen, andererseits unter den Katholiken die Jesuiten das Regiment geführt, und um nun diesen beiden Erzfeinden der Aufklärung das Handwerk zu legen, entstanden die Gesellschaften der „Freimaurer“, „Illuminaten“ und „Rosenkreuzer“. Die „Freimaurer“, die sich rein

an die Sittengesetze hielten, ohne nach dem christlichen Dogma etwas zu fragen, errichteten in Berlin anno 1744 eine große Loge (ähnlich der, welche schon früher in England bestand) und verbreiteten sich von da über ganz Deutschland. Die Gesellschaft der „Illuminaten“ oder Erleuchteten, gegründet anno 1776 von Adam Weishaupt, Professor des kanonischen Rechts in Ingolstadt, wollte eine Legion von unüberwindlichen Streitern für Weisheit und Tugend in's Feld stellen und machte sich — allerdings ohne Rücksicht auf die richtige Wahl der Mittel — die Bekämpfung von Jesuitismus und Obscurantismus zur Lebensaufgabe. Die „Rosenkreuzer“, deren Devise ein Andreaskreuz über einer mit Dornen umgebenen Rose war, lehrten, daß alles Uebel in der Welt nur zweierlei Ursachen habe, in erster Linie die Pfaffen, in zweiter den Adel, und jedes ihrer Mitglieder mußte daher eidlich geloben, den Adel und das Pfaffenthum aus allen Kräften zu bekämpfen. Ganz ähnliche Grundsätze predigten auch die „Templer“, sowie noch verschiedene andere Geheimbünde, und alle zusammen suchten durch die Wichtigkeit, in welche sie sich hüllten, so viel Mitglieder als möglich anzulocken. Selbst der Papst — damals Clemens XIV. — kam dem allgemeinen Bestreben, die Finsterniß abzuschütteln, auf halbem Wege entgegen, indem er im Jahr 1773 auf das Andrängen der Regierungen von Portugal, Spanien und Frankreich den Jesuitenorden aufhob und damit constatirte, daß es an der Zeit sei, der Intoleranz wie der Verdummung auch innerhalb der katholischen Kirche endlich einmal ein Ende zu machen. Allein viel Erfolg hatte seine Maßregel nicht, wenigstens nicht für Deutschland, denn die Jesuiten setzten ihre Thätigkeit in weltlicher Kleidung fort, und ihre schlimme Lehrthätigkeit wuchs sogar noch, statt abzunehmen.

Von einem unendlich viel größeren Werth für das Wiederauf-  
erstehen der deutschen Nation war es, daß das Jahrhundert Friedrichs  
des Großen eine ganze Reihe von geharnischten Rittern erzeugte,  
welche für das Denken und Forschen, für die Wahrheit und das  
Recht, für das Licht und die Freiheit ihre geistige Lanze einlegten und  
damit zugleich die seit so vielen Menschenaltern brach gelegene, mit  
französischen und lateinischen Lappen total entstellte deutsche Sprache  
in unvergleichlicher Pracht wieder auferstehen machten. In dieser



Beziehung erinnere ich blos an die Dichterheroen Daniel Schubart (geboren 1739, gestorben 1794, den Sänger der Fürstengruft), Friederich Gottlieb Klopfftock (geb. 1724, gest. 1803, Hauptwerk: „Messiade“), Gotthold Ephraim Lessing (geb. 1729, gest. 1781, Hauptwerke: „Nathan der Weise, Laokoon und Dramaturgie“), und Christoph Martin Wieland (geb. 1733, gest. 1803, Hauptwerke: „Oberon und Agathon“), welchen die noch groeren Heroen Johann Wolfgang Göthe (geb. 1749, gest. 1832) und Friederich Schiller (geb. 1759, gest. 1805) folgten. Ich erinnere weiter an die Vorgänger und Bruder dieser Heroen, die ihnen zwar an Groe nicht gleichkamen, aber dennoch als „Ritter des Geistes“ glänzten, an Christian Ludwig Viscow (geb. 1701, gest. 1760), an Friederich von Hagedorn (geb. 1708, gest. 1754), an Christian Fürchtegott Sellt (geb. 1715, gest. 1769), an Gottlieb Konrad Pfeffel (geb. 1736, gest. 1809), an Ewald Christian von Kleist (geb. 1715, gefallen als Major in der Schlacht bei Kunersdorf 1759), an Mathias Claudius, genannt der Wandsbcker Bote (geb. 1743, gest. 1815), an Johann Wilhelm Ludwig Gleim (geb. 1719, gest. 1803), an Gottfried August Bürger (geb. 1748, gest. 1794), an Theobald Gottlieb von Hippel (geb. 1741, gest. 1796), an Johann Peter Uz (geb. 1720, gest. 1796) und an die Mitglieder des Göttinger Dichtervereins, „Hainbund“ genannt, unter welchen sich Hlty, Miller, Leisewitz, Vo, Salis und der beiden Grafen Christian und Friederich von Stolberg besonders berühmt machten. Ich erinnere ferner an den groen Humanisten Johann Gottfried von Herder (geb. 1744, gest. 1803), der Verfasser der Ideen zur Geschichte der Menschheit, an die beiden tiefdenkenden Philosophen Immanuel Kant (geb. 1724, gest. 1804, Hauptwerk: „Kritik der reinen Vernunft“) und Johann Georg Hamann (geb. 1730, gest. 1788), genannt der Magus aus Norden, an den unsterblichen Schöpfer der deutschen Kunstwissenschaft Johann Winkelmann (geb. 1717, gest. 1768) und endlich an die Historiker Isaa Meier (geb. 1728, gest. 1782), Justus Mser (geb. 1720, gest. 1794), August Ludwig von Schläger (geb. 1735, gest. 1809), Johannes von Müller (geb. 1752, gest. 1809), Michael Ignaz Schmidt (geb. 1736, gest. 1794), Johann Wilhelm von Archenholz (geb. 1745, gest. 1802)

und Ludwig Timotheus von Spittler (geb. 1752, gest. 1810). Ich erinnere endlich an die Pädagogen Basedow, Campe, Salzmann und Rochow, an die Naturforscher Albrecht von Haller und Franz Mesmer, den Erfinder des thierischen Magnetismus, an die Begründer der neuen Staatswissenschaft Schlettwein, Pütter, und von Moser, sowie an die großen Tondichter Georg Friederich Händel, Johann Sebastian Bach, Christian Gluck, Joseph Haydn und Wolfgang Amadeus Mozart.

In dieser gährenden großen Zeit, deren Träger Friederich der Große war, sah Deutschland einen Kaiser an seiner Spitze, der gar keine Aehnlichkeit mit seinen Vorgängern hatte. Im Gegentheil, der feurige Joseph II., vom Strome fortgerissen, hielt es, sobald er im Jahr 1763 die Kaisertürde erlangt hatte, für geboten, im Geiste des neu angebrochenen Jahrhunderts zu schaffen und zu wirken, und machte sich sofort daran, das Alte und Verrottete im deutschen Kaiserstaate mit der Wurzel auszureißen. Allein gleich der erste Schritt, den er in dieser Richtung that, belehrte ihn, daß er sich eine unmögliche Aufgabe gesetzt habe. Wie er nämlich, um die im deutschen Reiche total vernachlässigte Rechtspflege zu verbessern, an die Reform des Kammergerichts von Weplar ging und eine Visitation desselben anordnete, erhob sich auf dem Reichstage von Regensburg ob solcher gefährlicher Neuerung ein gar gewaltiger Sturm, und insbesondere legten ihm die größeren deutschen Reichsfürsten, obwohl sie einsahen, daß sich das genannte Gericht in einem höchst erbärmlichen Zustande befinde, Schwierigkeiten über Schwierigkeiten in den Weg. Ja, um es kurz zu sagen, es bedurfte eines Zeitraums von 16, sage sechzehn Jahren, bis Joseph II. es nur so weit brachte, daß einige wenige der Bestechung überwiesene Richter abgesetzt wurden; im Uebrigen aber blieb Alles beim Alten. Dieser furchtbare Widerstand, den gleich der erste Reformversuch fand, öffnete dem jungen Kaiser die Augen, und er sah ein, daß die Reichsfürsten an dem alten Reichsschlendrian schon deswegen nichts ändern lassen würden, weil sie fürchteten, es könnte ihnen dadurch zu Gunsten der Wiederemporrückung der längst begrabenen Kaisermacht etwas an ihrer eigenen Souverainetät geschmälert werden. Demgemäß gab er es auf, an dem gänzlich morsch gewor-



denen Reichsgebäude eine schöpferische Hand anzulegen, und setzte sich dafür die Umorgelung der österreichischen Zustände zum Ziele. Allein auch hier stieß gleich sein erster Schritt, welcher der Einschränkung des Klosterwesens galt, auf ein unübersteigliches Hinderniß, nämlich auf das Veto seiner Mutter Maria Theresia, durch welches er belehrt wurde, daß er nur dem Namen, nicht aber der Sache nach zum Mitregenten ernannt worden sei. So blieb er auch hier, so lange seine Mutter lebte, fast gänzlich zum Nichtsthun verurtheilt, und das Einzige, worin ihm ein etwas freierer Spielraum gegönnt wurde, war neben der Reform des Kriegswesens, das Feld der auswärtigen Angelegenheiten, worüber wir schon berichtet haben.

Endlich, am 29. November 1780, starb Maria Theresia, und nunmehr stürzte sich Joseph II. mit einer solch' furchtbaren Hast in's Reformiren, daß man wohl sieht, wie gränzenlos lästig ihm der bisher auferlegte Zwang gewesen sein mußte. Freilich hätte er sich billig vorher fragen sollen, ob seine Staaten und Völker auch wirklich dazu angethan seien, seine Reformen zu ertragen, denn einmal waren diese Staaten, wie wir wissen, aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzt, die gar nicht mit einander harmonirten, und sodann herrschte allüberall, selbst in den deutschredenden Provinzen, weit mehr aber noch in den slavischen, magharischen und romanischen, in Folge der zweihundertjährigen Herrschaft des Jesuitismus und Pfaffenthums die tiefste Unwissenheit. Allein Joseph II. hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, daß von seinem Regierungsantritte an ein neues Zeitalter für Oesterreich beginnen solle, und somit erließ er, nachdem er sich ein eigenes Cabinet, mit dem er vom Morgen bis zum Abend arbeitete, gebildet hatte, ein Reformedict nach dem andern. So gleich in den ersten Tagen ein „Censuredict“, oder besser gesagt ein Edict, welches die Censur aufhob, und allen österreichischen Staatsbürgern, gleichviel welcher Nationalität sie angehörten, vollkommene Preßfreiheit gewährte. Schon dieß war in Oesterreich, wo bisher die jesuitisch-pfäffische Gewalt sogar die Denkfreiheit unterdrückt hatte, etwas Unerhörtes; noch weit unerhörter aber war, daß gleich nachher auch die Leibeigenschaft aufgehoben und in Verbindung damit Gleichheit vor dem Gesetz, sowie Gleichheit der Abgaben eingeführt wurde.

Ja daß sich diese Gleichheit selbst auf die Juden erstreckte, welche bisher gleichsam als Auswurfslinge gehalten wurden! Die allergewaltigste der Josephinischen Neuerungen übrigenß richtete sich gegen die katholische Geistlichkeit, sowie gegen das damit so eng verbundene Mönchtum, „denn, wenn Oesterreich irgendwie zu neuem Leben erwachen solle“ — erklärte der reformeifrige Kaiser —, „müsse vor allem der bisher unbegranzte Einfluß dieses Standes, des gefährlichsten in jedem Staate, gebrochen werden.“ Als erste Maßregel in dieser Richtung nun erließ Joseph II. am 15. Oktober 1781 das sogenannte „Toleranzedict“, worin er feierlich erklärte, daß künftig in allen Religionsachen „Dulbung“ als oberstes Prinzip zu gelten habe, und daß somit von Stunde an die bisher so schwer bedrückten Protestanten nicht bloß in der ganzen österreichischen Monarchie ihre Religion frei ausüben dürften, sondern auch in bürgerlicher Beziehung (bisher verweigerte man ihnen in fast allen österreichischen Staaten das Bürger- und Meisterrecht, das Recht Güter zu erwerben und das Recht zum Vorrücken im Civil- und Militärdienst) den Katholiken vollkommen gleichzustellen seien. Die zweite Maßregel in dieser Richtung war die Reducierung der Klöster auf etwa die Hälfte ihres seitherigen Bestandes (woburch über 700 solcher Anstalten, insbesondere fast alle Bettelklöster mit 20,000 Innsassen beseitigt wurden), sowie das Verbot der Aufnahme von Novizen innerhalb der nächsten zwölf Jahre. Die dritte Maßregel ging gegen die Wallfahrten und Prozessionen, welche nur noch ausnahmsweise stattfinden durften, und die vierte bestand einmal in der Einführung des deutschen Kirchenliedes beim Gottesdienst und sodann in der Verbreitung einer neu veranstalteten deutschen Bibelübersetzung: „damit das Volk die wahre Religion daraus schöpfen könne.“ Die fünfte Maßregel beschäftigte sich mit der Erziehung der katholischen Geistlichkeit, um für die Zukunft einen freisinnigen Clerus zu schaffen, und die sechste endlich beschränkte den Verkehr der österreichischen Bischöfe mit dem Papste auf das Allernothwendigste, denn nach und nach sollte der Clerus der österreichischen Monarchie von Rom vollständig emancipirt werden.

Daß diese großartigen Reformen, welche der Charakter einer revolutionären Umwälzung alles bisher in Oesterreich Bestandenen an



sich trugen, in der ganzen Welt das größte Aufsehen machen mußten, versteht sich von selbst; die Ausnahme aber, welche dieselben in der österreichischen Monarchie selbst fanden, war eine sehr verschiedene. Joseph II. glaubte seinen Unterthanen damit die größte Wohlthat zu erweisen, und zweifelte deshalb nicht daran, daß ihre Dankbarkeit eine unendliche sein werde. Allein hierin täuschte er sich bitterlich, und dieß hatte seinen Grund hauptsächlich in Dreierlei. Einmal darin, daß die Slaven (Tschechen, Ruthenen, Slovenen, Croaten, Serben u. s. w.), welche die Hauptmasse seiner Unterthanen bildeten, auf einer ganz anderen Bildungsstufe standen, als die Deutschen, und in ihrer gränzenlosen Rohheit, Trägheit und Unwissenheit gar nicht fähig waren, die Vortheile der besagten Neuerungen auch nur zu begreifen. Sodann darin, daß der Gesammtadel Oesterreichs, welcher in allen Provinzen, besonders aber in Ungarn, eine ungemeine Macht besaß, sich einmal durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, sodann noch mehr durch seine Gleichstellung mit den Bürgerlichen vor Gericht, und endlich am allermeisten durch die Gleichheit der Abgaben furchtbar benachtheiligt fühlen mußte und man daher mit Bestimmtheit voraussehen konnte, er werde gegen die Ausführung der Reformen Front machen. Zum dritten und letzten darin, daß die katholische Geistlichkeit sich fast ohne Ausnahme wie Ein Mann — ihr Feldgeschrei war, wie immer, wenn es sich um Einschränkung ihrer Macht handelt: „Die Religion ist in Gefahr“ — zum feierlichsten Protest erhob und gar keine Scheu zeigte, die Masse des Volks, das sich ganz in ihren Händen befand, zum offenen Aufstand aufzureizen. Letzteres kam dem Kaiser noch am unerwartetsten, denn der Geist der Neuzeit hatte sich damals sogar einzelner Kirchensürsten bemächtigt, und als Beweis dessen war von dem Weihbischof von Trier, Nikolaus von Hontheim unter dem Namen Febronius eine Schrift (sie hieß: *De statu ecclesiae liber singularis*) ausgegangen, in welcher die auf die gefälschten Isidorischen Dekrete sich stützenden päpstlichen Anmaßungen an den Pranger gestellt wurden. Noch mehr, die drei rheinischen Erzbischöfe hatten sich gleich darauf, im August 1785, mit dem Erzbischof von Salzburg auf einer Zusammenkunft in Bad Ems dahin geeinigt (man hieß diese Einigung die „Emser Punctation“), daß sie künftig das päpstliche Primat nicht

mehr anerkennen und, um dieß durchzusetzen, ein deutsches Nationalconcil einberufen wollten. Allein wenn nun Joseph II. hierauf große Hoffnungen setzte, so baute er auf Sand. Wie nämlich der Papst Pius VI. mit Excommunication und Amtsentsetzung drohte und zugleich die übrigen Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte Deutschlands auf seine Seite herüberzuziehen mußte, traten die vier Kirchenfürsten augenblicklich den reuevollsten Rückzug an, und der Trierer Weihbischof ließ sich sogar dazu herbei, sein obgenanntes Buch förmlich und öffentlich zu widerrufen.

So fand also der „Reformkaiser“, wie man später Joseph II. geheißen hat, allüberall in seinen Staaten, die deutschen Provinzen oder vielmehr die deutschen Städte mit ihren vorangeschrittenen bürgerlichen Bevölkerungen allein ausgenommen, den hartnäckigsten Widerstand, und schon dieß mußte ihm den Muth nehmen, in seinem Werke fortzufahren. Trotzdem würde er wohl, da selbst der persönliche Besuch des Papstes in Wien anno 1782 ihn auf keine anderen Gedanken brachte, ausgeharrt haben, allein seine belgisch-niederländischen Unterthanen machten ihm dieß geradezu unmöglich. Im Belgisch-Niederländischen nämlich (den früheren spanischen Niederlanden) hatte sich die Geistlichkeit unter den bigotten spanischen, nachher österreichischen Herrschern eine ungeheure Macht errungen, und ihre Spitzen, die Bischöfe und Erzbischöfe, bildeten auch den Schwerpunkt auf den dortigen Provinziallandtagen, welche sich aus den sogenannten drei Ständen, der Geistlichkeit, dem Adel und den Städten, zusammensetzten. Hierum jedoch ganz unbekümmert, führte Joseph II. seine Reformen (Aufhebung der Klöster, Wallfahrtenverbot, Gottesdienst und Messe in der Landessprache u. s. w.) auch in den Niederlanden ganz in der gleichen Weise ein, wie in den übrigen Staaten seiner Monarchie, und errichtete namentlich im Dezember 1786 auf der streng katholischen Universität Löwen ein großes Generalseminar, in welchem (unter Aufhebung der Klosterschulen als der „Höhlen der dicksten Finsterniß“) künftighin alle zur Seelsorge bestimmten Jünglinge nach den Grundsätzen der jetzt herrschenden Aufklärung herangebildet werden sollten. Darob entstand unter der niederländischen Geistlichkeit, an deren Spitze sich der Erzbischof von Mecheln, Cardinal von Frankenberg, und der päpst-



liche Nuntius, Cardinal Tondabari stellten, ein Sturm des Unwillens und aufgereizt von den theologischen Professoren, erhoben die Studenten der Löwener Universität einen blutigen Aufstand. Er wurde mit Hülfe des Militärs gestillt; gleich darauf aber brach ein anderer Aufruhr in Brüssel aus, weil man einen dortigen Kaufmann, de Hondt, der eine öffentliche Kasse betrogen hatte, nach Wien schaffte, um ihn dort zu richten, während doch nach altniederländischem Rechte ein Niederländer nur in seiner Heimath nach den bestehenden Landesgesetzen processirt werden durfte. Freilich gelang es auch dießmal die Ruhe wiederherzustellen, allein wie nun Joseph II. fortfuhr, die Reformen mit Strenge durchzusetzen, und namentlich auch, um ein strammere Regiment handhaben zu können, die Niederlande gleich seinen übrigen Staaten in Kreise eintheilte, deren jedem ein nur dem Generalgouverneur verantwortlicher kaiserlicher Kommissär vorgesetzt wurde — wie Joseph II. dieß that, gewann die Geistlichkeit eine neue Handhabe, die Niederländer zum Aufruhr zu reizen. „Unsere Verfassung ist verletzt“, rief man jetzt und diesem Rufe folgte bald der Schrei: „Zu den Waffen!“ Die Folge war, daß nicht nur die aufgeregten Massen zuerst im Hennegau und dann im Brabantischen die österreichischen Beamten verjagten, sondern daß es auch dem Advokaten Van der Noot gelang, in Breda eine revolutionäre, oder wie man sich ausdrückte, patriotische Regierung zu errichten, an deren Spitze der Cardinal Frankenberg trat. Vergebens bot jetzt der kaiserliche General d'Alton alle ihm zu Gebot stehenden Streitkräfte auf, die Aufständischen zu Paaren zu treiben; dieselben erhielten sofort in dem bewährten General Van der Marsch einen vortrefflichen Führer und brachten durch ihre Uebermacht den Oesterreichern bei Turnhout eine Niederlage bei. Von nun an ging es Schlag auf Schlag. Am 11. Dezember 1789 brach in Brüssel der Aufstand los und die österreichische Besatzung ward durch Kapitulation zur Räumung der Stadt gezwungen. Am 26. Dezember erklärten sich die Stände von Brabant für unabhängig und ihnen folgten die Stände von Namur, Hennegau und Limburg auf dem Fuße nach. Ja am 11. Januar 1790 constituirten sich die sämtlichen belgisch-niederländischen Provinzen als vereintes Belgien zu einem freien Staate und stellten einen Congreß an

die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten. Nur Luxemburg schloß sich nicht an, denn hier hatte der kaiserliche General Bender alle noch übrigen österreichischen Truppen zusammengezogen und leistete den „Patrioten“ hartnäckigen Widerstand.

So wurde es dem Kaiser Joseph II. unmöglich, seine Reformen im Belgisch-Niederländischen durchzusetzen, und selbst für Ungarn mußte er sie, weil sonst dort ebenfalls ein Aufstand ausgebrochen wäre, zu Anfang des Jahres 1790 widerrufen. Ebenso wenig hatte er sie in den übrigen Provinzen vollständig durchsetzen können, indem seine Beamten vor dem hartnäckigen Widerstand des Adels und der Geistlichkeit (zum Theil auch der fanatisirten Bauern) zurückschraken. Außerdem, zusammen mit einem sehr unrühmlichen Kriege gegen die Türkei, welchen er im Jahr 1787 in Gemeinschaft mit der Kaiserin Katharina II. von Rußland begann, ohne in drei Feldzügen etwas Bedeutendes ausrichten zu können, brach ihm das Herz und er starb am 20. Februar 1790 mit dem Bewußtsein eines gänzlich verfehlten Lebens. Trotz seiner edeln Absichten war auch nicht eine einzige seiner stolzen Hoffnungen in Erfüllung gegangen, denn er hatte, ohne vorher durch Erziehung seiner Völker ein tüchtiges Fundament gelegt zu haben, viel zu viel und zu schnell bauen wollen, und nach seinem Tode ging, wie wir später sehen werden, Alles wieder den Krebsgang, wie früher. Trotzdem aber verdiente er das herrliche Denkmal, das ihm Friederich der Große mit wenigen Worten setzte. „Er (Joseph II.) ist,“ schrieb Lektterer, „an einem bigotten Hofe erzogen und hat den Aberglauben abgeworfen; er wuchs im Prunk auf und nahm einfache Sitten an; man nährte ihn mit Weihrauch und er war und blieb bescheiden.“

Daß Friederich dem Großen das Glück seiner Unterthanen in keineswegs niedererem Grade, als Joseph II., am Herzen lag, haben wir früher schon gezeigt; nur ging er dabei nicht mit dem Feuer eines Enthusiasten, sondern mit der ruhigen Ueberlegung eines klaren Geistes zu Werk, und nach Beendigung des siebenjährigen Krieges richtete sich seine Sorge vor Allem auf die Wiederherstellung des preussischen Heerwesens, das durch die während des Krieges erlittenen Verluste arg zerrüttet worden war. Wenn der Staat und die Staatsbürger eine Garantie haben wollten, nicht alsbald wieder von einem Feinde ge-



fährdet zu werden, mußte die Regierung über ein mächtiges, schlagfertiges Heer gebieten können, und nicht minder mußten die Festungen und der Feldapparat in bester Ordnung sein. In dieser Richtung nun entfaltete Friederich der Große eine ganz außerordentliche Thätigkeit und Rekruten über Rekruten — übrigens, um dem Landbau nicht zu viele Kräfte zu entziehen, meist Ausländer, die sich in Masse herbeidrängten — wurden eingestellt und einexercirt. Auch rief der König zur Bildung von Offizieren in Berlin eine Militärakademie in's Leben, während er zugleich das Potsdamer Kadettenhaus bedeutend erweiterte und in Stolpe (Pommern), sowie in Kulm (Westpreußen) zwei neue derartige Anstalten errichtete. Fast noch größere Sorgfalt verwandte er auf die Artillerie, und die Eisenhütten des Staates, die Stüdgießereien, die Pulvermühlen, sowie die Gewehrfabriken erhielten Aufträge in solcher Menge, daß sie dieselben erst in einem Zeitraum von mehreren Jahren bewältigen konnten. So groß nun übrigens der Eifer war, mit welchem Friederich der Große die Reorganisation seiner Armee betrieb, so warf er sich doch mit nicht minder großer Energie auf die Heilung der tiefen Wunden, welche der letzte lange Krieg seinen Unterthanen geschlagen hatte, und es ist merkwürdig, welcher praktischen Verstand er dabei an den Tag legte. Für die Grundbesitzer wurde eine großartige Creditanstalt neu gegründet, damit sie sich die zur Verbesserung ihrer Güter nöthigen Baarsummen anschaffen könnten, und überdem half der König aus seiner Privatkasse mit Darlehen und Geschenken (nach einem genauen Register des Ministers Herzberg beliefen sich die königlichen Schenkungen in dem Zeitraum von 1763 bis 1786 auf nicht weniger als 24,399,838 Thaler) in der freigebigsten Weise nach. So gelang es den meisten größeren Grundbesitzern, besonders auch dem Adel in Schlesien und Pommern, der sich in Folge der Kriegsverheerungen am Rande des Verderbens befand, sich wieder emporzurichten; den kleineren Bauern aber wurde dadurch geholfen, daß das zum nächsten Feldzug bereits angekaufte Korn als Saatfrucht unter sie vertheilt und ihnen zugleich anbefohlen wurde, einen Theil ihrer Aecker mit der so überaus nützlichen Kartoffel anzupflanzen. Von großem Nutzen erwiesen sich auch die auf des Königs Befehl allüberall angelegten Getreidemagazine, welche man in Ueber-

flußjahren füllte, denn nur durch diese Magazine wurde es möglich, das Hungerjahr 1770 ohne weitere Nachtheile zu überwinden, während in den benachbarten Ländern Sachsen und Böhmen, wo man diese Einrichtung nicht kannte, über 280,000 Menschen in Folge der furchtbaren Entbehrungen zu Grunde gingen. Kurz also, Friederich der Große wandte der Hebung der Landwirthschaft seine andauerndste Sorgfalt zu, und dieß hatte zur Folge, daß, weil aus anderen Ländern, besonders aus Böhmen, der Pfalz und den Rheinlanden, eine Menge von Einwanderern herbeiströmten, in den wenigst bevölkerten Provinzen eine lange Reihe von neuen Bauerndörfern entstand. Trotzdem darf man nicht glauben, daß der König über der Landwirthschaft die Industrie und das Gewerbetwesen vernachlässigte, und der beste Beweis hiefür ist die Errichtung der großen Bank in Berlin. Auch war die dortige Porcellainfabrik Friederichs des Großen ureigene Schöpfung, und ebenso die Einführung des Bergbaues in Schlesien. Endlich ist noch anzuführen die ganz außerordentliche Sorgfalt, mit welcher die Finanzen des Staates geregelt wurden, sowie die noch staunenswerthere Sparsamkeit in der Führung des königlichen Hofhalts, denn nur hiedurch wurde es Friederich dem Großen möglich, über ungewöhnlich große Summen zum Besten des Staates verfügen zu können. Als einen Mißgriff dagegen muß man es bezeichnen, daß derselbe den Verkauf von verschiedenen unentbehrlichen Lebensmitteln, wie von Salz, Tabak und Kaffee für ein königliches Monopol erklärte, und noch schlimmer war das, daß er die Verwaltung dieser „Regie“ französischen Steuerbeamten anvertraute; allein wo in der Welt hätte je ein Mensch existirt, der im Streben nach dem Guten nicht auch auf Abwege gerathen wäre?

Man würde übrigens sehr im Unrecht sein, wenn man aus dem bisher Angeführten den Schluß zöge, es sei Friederich dem Großen nur allein das materielle Wohl seiner Unterthanen am Herzen gelegen; vielmehr richtete sich sein Augenmerk ebenso sehr auf ihr geistiges Gedeihen, und somit sorgte er vor allem dafür, daß es wenigstens keiner größeren Gemeinde an einer guten Schule fehlte. Was aber die Hauptsache, er duldete durchaus nicht, daß im Oberconsistorium zu Berlin, welches die Aufsicht über Schule und Kirche zu führen hatte, Andere als höchst



aufgeklärte und freisinnige Männer Sitz und Stimme bekamen, und ich brauche bloß die Namen Süßmilch, Spalbing, Busching, Sade, Gebicke, Resewitz und Lieberkühn zu nennen, so weiß man, welch' ein Segen von dieser so höchst wichtigen Oberbehörde ausgehen mußte. So machte sich in der preussischen Monarchie alles das gleichsam von selbst, was Joseph II. in Oesterreich vergeblich mit Gewalt durchzusetzen versuchte, und nicht bloß lebten Katholiken und Protestanten höchst friedlich neben einander, ohne daß irgend ein Priester eine Störung zu machen gewagt hätte, sondern selbst diejenigen, welche man sonst gar nirgends duldete, die Sekten der Unitarier, Mennoniten, Schwentfelfbianer und Mährischen Brüder fanden unter dem Scepter Friederichs des Großen eine sichere Zuflucht. Endlich und schließlich muß ich noch des großen Eifers erwähnen, mit welchem der König die Verbesserung der Rechtspflege anstrebte. Die ersten Reformen nämlich, welche er durch seinen Großkanzler Cocceji eingeführt hatte, genügten ihm noch lange nicht, und deswegen wurde im Jahr 1780 der Nachfolger Cocceji's, der Großkanzler von Carmer, mit einer Revision der sämtlichen Rechtsgesetze beauftragt. Es war dieß eine ungeheure Aufgabe, allein der neue Großkanzler zeigte sich ihr gewachsen, indem er nicht nur die ausgezeichnetsten Juristen zu Mitarbeitern berief, sondern auch die Entwürfe der öffentlichen Prüfung durch Zusendung an die deutschen Universitäten unterbreitete. Auf diese Art entstand jenes vortreffliche Gesetzbuch, das nachher (anno 1794) als „Preussisches Landrecht“ publicirt wurde, und wenn auch Friederich der Große seine Vollendung nicht mehr erlebte, so hatte er doch das genugthuende Gefühl, das große Werk von Jahr zu Jahr weiter fortschreiten zu sehen.

Am 17. August 1786 starb Friederich der Große zu Sanssouci, 74 Jahre alt. Seine geistige Thätigkeit brauchte er bis an sein Ende nicht zu unterbrechen und noch den Tag vor seinem Tode las er alle an ihn gerichteten Briefe durch. Seine einfache Lebensweise änderte er gar nie und so blieb merkwürdiger Weise auch sein Aeußeres bis in sein hohes Alter das gleiche. Man sah ihn nie anders, als den großen dreieckigten Tressenhut auf dem Kopf, in abgetragener blauer Uniform mit rothen Aufschlägen und breiten Schößen, hinten den langen Zopf, vorn die Weste übersäet mit spanischem Schnupftabak,

den er in ungeheuren Quantitäten verbrauchte, in kurzen schwarz-sammetenen Beinkleidern und langen Stiefeln, den Degen an der Seite und in der Hand den berühmten Krüdenstock, der ihm auch, wenn er austritt, nicht fehlen durfte. Dem Verstorbenen zollte ganz Deutschland die tiefste Bewunderung, da er den deutschen Namen vor ganz Europa wieder zu Ehren gebracht hatte; in Preußen aber wurde er geradezu vergöttert, denn obwohl sich Niemand verhehlte, daß seine wunderbar ausgezeichneten Eigenschaften nur zu oft durch despotische Handlungen verbunkelt wurden, so stand dagegen die Thatsache, daß Preußen nur allein ihm seine jetzige Größe und Machtstellung verdankte, unumstößlich fest. Eine Monarchie von 2200 Quadratmeilen mit  $2\frac{1}{4}$  Millionen Einwohnern hatte er angetroffen und diese Monarchie zählte nunmehr 3600 Quadratmeilen mit fast 6 Millionen Einwohnern. Noch mehr, im Staatsschatz lagen 70 Millionen Thaler und zur Vertheidigung des Vaterlandes stand eine Armee von 200,000 Mann bereit. Trotzdem aber herrschte in allen Provinzen des Landes Wohlhabenheit und zugleich konnte sich Niemand über allzugroße Besteuerung beklagen. Seine letzte Ruhestätte fand Friederich der Große unter der Kanzel der Garnisonskirche zu Potsdam und in Berlin selbst hat man ihm später ein herrliches Denkmal errichtet. Von weit größerem Werthe jedoch deucht es mir zu sein, daß bis auf den heutigen Tag in ganz Preußen sein Bild in keinem Hause, selbst nicht einmal in der kleinsten Hütte fehlen darf und Alt und Jung seinen Namen nur mit der größten Liebe und Verehrung nennt.

Das Beispiel Friederichs des Großen wirkte vielfach ansteckend auch auf die kleinen deutschen Fürsten und unter diesen dürften der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der Herzog Karl Eugen von Württemberg, der Herzog Karl August von Weimar, der Markgraf Karl Friederich von Baden, der Erzbischof Emmerich Joseph von Mainz, der Bischof Franz Ludwig von Bamberg und Würzburg, sowie der Bischofsverweser von Münster, Domherr Graf von Fürstenberg besonders hervorzuheben sein. Sie alle erklärten mit großer Ostentation (ob es ihnen dabei vollkommen Ernst war, lasse ich dahingestellt), daß ihnen nichts mehr am Herzen liege, als das Wohl ihrer Unterthanen, und fingen sofort an, in ihren kleinen



Ländchen dieselben Einrichtungen zu treffen, durch welche Friedrich der Große seine Preußen beglückte. Auch besleißigten sie sich, im vollkommensten Gegensatz gegen früher, eines anständigen Lebens, nicht selten verbunden mit einem sparsamen Haushalt, und verkündeten ihren sämtlichen Beamten, daß sie jede Uebertretung von Recht und Gesetz auf das Strengste ahnden würden. Noch mehr, Einer von ihnen, der Herzog Karl August von Weimar, begeisterte sich so sehr für Kunst und Wissenschaft, daß er seinen Hof zum Sammelplatz der hervorragendsten Dichter damaliger Zeit machte, und ein Zweiter, der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, war Freigeist genug, um sich von den Freimaurern zu ihrem Großmeister erwählen zu lassen. Das Alleraußerordentlichste leistete aber doch der Herzog Karl Eugen von Württemberg, denn nachdem er über dreißig Jahre lang als Verschwender, Wollüstling und Tyrann jeden seiner Mitsürsten weit überboten hatte, erließ er an seinem fünfzigsten Geburtstag, den 11. Februar 1778, ein Ausschreiben, welches von allen Kanzeln des Landes am gleichen Sonntagmorgen von den Pfarrern abgelesen werden mußte, und in diesem Ausschreiben bekannte er sich nicht bloß offen als bisherigen großen Sünder und Despoten, sondern gelobte auch vollständige Besserung ohne Rückfall. Ein solches freiwilliges Selbstbekenntniß war wohl von Seiten eines regierenden Fürsten noch nie erhört worden und als weitere Merkwürdigkeit constatire ich, daß der hohe Herr seinem Versprechen so ziemlich nachkam. Er machte nämlich seine bisherige Maitresse Franziska, geborne von Bernardin, Gräfin von Hohenheim, zu seiner rechtmäßigen Gemahlin, nahm den Dichter Schubart, den er acht Jahre lang, eines satyrischen Gedichtes wegen, auf den Hohen-Asperg in schwerem Gefängniß gehalten, wieder zu Gnaden an, entließ alle seine Schauspieler, Sänger und Tänzer, die ihr Hunderttausende gekostet, dachte nicht mehr an die noch theureren Prunkfeste, Bälle und Jagden, brachte Ordnung und Leben in die Verwaltung, führte eine rasche Gerechtigkeitspflege ein, legte Kunststraßen und Chaussees an und stiftete in Stuttgart die hohe Karlschule, aus welcher vortrefflichen Erziehungsanstalt eine Menge von bedeutenden Männern hervorgingen. Einige kleine Rückfälle

aber blieben doch nicht aus und unter diese rechne ich hauptsächlich den Verkauf einiger tausend Landeskinder auf's Cap der guten Hoffnung (daher der Name: „Capregiment“) an die Holländer.

Wenn nun aber auch einzelne deutsche Fürsten anfangen Friedrich den Großen zu kopiren, so blieben doch die Uebrigen ihrer bisherigen traurigen Regierungsweise getreu. So verkauften, um sich Geld zu machen, die Regenten von Hessen-Kassel, Anhalt, Ansbach, Waldeck und Braunschweig (Letzterer trotz seiner freimaurerischen Philanthropie) ihre Unterthanen nach wie vor an das Ausland (dießmal an England, das mit seinen nordamerikanischen Colonieen im Kampfe lag) und die scharfe Einsprache Friedrichs des Großen gegen diesen Menschenhandel half nichts. So hielt sich der Pfalzgraf Karl von Zweibrücken auf seinem Lustschloß Karlsberg nicht weniger als 1500 Pferde nebst ebenso vielen Hunden und requirirte zu seinen allwöchentlichen großen Treibjagden für seine Jäger junge Bauernbirnen, mit denen diese treiben durften, was sie wollten. So spielten in Bayern, wo der Kurfürst Karl Theodor sich von dem Jesuiten Frank beherrschen ließ und für Nichts Sinn hatte als für die Versorgung seiner vielen unehelichen Kinder, Weiber und Mönche die Hauptrolle, und durch den Finanzminister Bettshert wurde das Land so furchtbar ausgezogen, daß überall Räuberbanden (der Name des bayrischen Hiesel lebt noch jetzt im Volke fort) entstanden, deren man kaum mit Militär Herr werden konnte. So nahm der Fürst Friedrich von Anhalt-Zerbst seinen beständigen Aufenthalt in Paris, von wo aus er seinen Unterthanen bei Buchthausstrafe verbot, ihn mit Klage- oder Bittschriften zu belästigen, und einstweilen wurde sein Ländchen von seinem Factotum, dem Geheimen Hofrath Haase systematisch ausgeplündert. So hatte der Fürst Karl Wilhelm von Nassau-Saarbrück an gar nichts Freude als am Jagen, und weil er in Folge dessen auf die Wilddiebe einen furchtbaren Haß warf, prügelte er Jeden, den er über einer solchen Frevelthat erwischte, mit allerhöchsteigenen Händen todt. So nahm der Fürst — — doch warum soll ich noch weitere Beispiele von der schlimmen Despotenwirthschaft der deutschen Kleinfürsten anführen? Nur das sei noch bemerkt, daß es an den kleinen geistlichen Höfen



womöglich noch trauriger zugeing, denn die Herren Bischöfe und Aebte wußten fast ohne Ausnahme von ihren großen Revenuen keinen anderen Gebrauch zu machen, als sich in den gemeinsten Wollüsten zu wälzen und sorgten zugleich durch totale Vernachlässigung des Schulwesens für eine solch' trasse Unwissenheit ihrer Unterthanen, daß unter denselben Wunderdoctoren und Teufelsbanner, wie der berühmte Pater Johann Joseph Gagner (derselbe trieb sein Wesen hauptsächlich an den geistlichen Höfen von Constanz, Regensburg und Ellwangen, und so offenkundig auch seine Charlatanerie war, so belohnte der Bischof von Regensburg seine Wunderkuren doch mit der Verleihung der fetten Pfründe der Dechaney Bennndorf), eine Hauptrolle spielen konnten.

---

## **Zweites Buch.**

### **Die Franzosenherrschaft in Deutschland.**

(1789—1815.)

#### **Erstes Kapitel.**

##### **Der Kreuzzug gegen die Revolution.**

(1789—1795.)

er Nachfolger Friederichs des Großen, dessen Ehe kinderlos geblieben, war nach dem Rechte der Erstgeburt sein Nefse, Friederich Wilhelm II., der anno 1744 geborene älteste Sohn des im Jahr 1758 gestorbenen Prinzen August Wilhelm, des zweitgeborenen Sohnes des Königs Friederich Wilhelm I., welchen sein Bruder Friederich der Große nie besonders geliebt hatte. Eben so wenig durfte sich Friederich Wilhelm II. der besonderen Vorliebe des großen Oheims rühmen und dieß fand darin seinen Grund, daß Nefse und Oheim fast in gar nichts gleich gestimmt waren. Friederich Wilhelm II. nämlich besaß allerdings ein mildes wohlwollendes Gemüth und auch persönlichen Muth konnte man ihm nicht absprechen; allein leider verband sich mit seiner Milde eine Schwäche des Characters, die ihn fast weibisch erscheinen ließ, und die Folge war, daß ihn seine Umgebung stets mißbrauchte, ohne daß er es merkte. Noch schlimmer fiel in's Gewicht, daß er seine sinnlichen Triebe, die sehr stark hervortraten, nie unterdrücken oder auch nur anständig beherrschen konnte, und so fiel er schon sehr frühe — seine Ehe mit der Prinzessin Louise von



Hessen-Darmstadt gehörte nicht unter die glücklichen, obwohl sie ihm vier Söhne und mehrere Töchter gebär — in die Hände eines ebenso leichtfertigen als verschmitzten Weibes, der mit dem Kammerdiener Riez verheiratheten Tochter des Kammermusikus Enke, welche ihn mit allen Künsten einer intriguanten Buhlerin beherrschte. Das allerschlimmste aber war, daß er in seiner geistigen Beschränktheit nicht bloß streng-orthodoxen Ansichten, sondern sogar einer bis zum Aberglauben sich steigenden Frömmerei huldigte und ihm also in seinem Innern — äußerlich that er sich Zwang an, so lange sein Oheim lebte — Aufklärung gleichbedeutend mit Gottesläugnerie erschien. Ist es nun unter solchen Umständen ein Wunder, wenn Friederich der Große seinen Neffen und Nachfolger mit keinen besonders günstigen Augen betrachtete und ihn deshalb auch bis an sein Ende kaum zu den Staatsgeschäften zuließ?

Der allererste Anfang der Regierung Friederich Wilhelms II. übrigens ließ sich noch gut genug an, denn er bat sofort die bisherigen Rathgeber seines verstorbenen Oheims in ihren Aemtern zu verbleiben und ließ sich von ihnen bestimmen, vor allem jene drückenden Monopole auf Salz, Tabak und Kaffee, von denen ich weiter oben gesprochen, abzuschaffen. Darüber entstand nun ein großer Jubel, allein nur alsobald trat ein Umschwung ein, den man sich greller gar nicht denken kann. Kaum nämlich hielt Friederich Wilhelm II. die Zügel einige Zeit lang in der Hand, so erhob er die Frau Riez, seine Buhlerin, zur Gräfin von Pichtenau und lebte von nun an öffentlich mit ihr als seiner anerkannten Maitresse. Schon dieser Skandal an einem Hofe, an dem seit Menschengedenken die größte Sittenstrenge zu Hause gewesen war, rief eine furchtbare Erbitterung hervor und es regnete förmlich Pasquille und Schmähschriften. Doch wie unendlich steigerte sich erst diese Erbitterung, als der König die bewährten, von Friederich dem Großen übernommenen Minister nach und nach entfernte und ihre Stellen mit Männern seines Vertrauens besetzte, welche den Staatswagen alsbald in andere Bahnen lenkten, als sich mit der Macht, der Ehre und dem Glück des Preußenlandes vertrug. Insbesondere waren es Zwei, die sich in dieser Richtung berüchtigt machten, nämlich in erster Linie Johann Christian v. Wöllner,

ein früherer Theologe und Pfarrer, der sich aber später nach seiner Verheirathung mit einer Gräfin von Ikenpliz auf Land- und Staatswirthschaft warf und vom Prinzen Heinrich von Preußen als Kammerath angestellt wurde; in zweiter Linie Johann Rudolph von Bischofswerder, früher Kammerherr beim Herzog Karl von Kurland, welcher anno 1760 in preußische Kriegsdienste trat, es aber unter Friederich dem Großen nicht weiter als bis zum Major bringen konnte. Diese Beiden nun drängten sich an Friederich Wilhelm II. schon zu der Zeit, als derselbe noch Kronprinz war, heran, und wußten ihn durch ihre zur Schau getragene Frömmerei vollkommen für sich zu gewinnen. Später umgarnten sie ihn sogar mit allerlei mystischen Gaukelspielen, unter denen Geistercitationen den Vorrang hatten, und überdem associirten sie sich mit der Lichtenau, der Buhlerin des Königs, um so ein Kleeblatt zu bilden, das alle Macht in die Hände bekomme. In welchem Geiste von da an regiert wurde, kann man sich denken, und am besten beurlunden diesen Geist zwei Maßregeln, das Religionsedict vom 9. Juli 1788 und das Censuredict vom 19. December 1788. Das Religionsedict, ein Machwerk Böllners, welcher nach der Absetzung des ehrwürdigen von Zedlitz, des „Ministers der Aufklärung“, wie man ihn nannte, das Cultusministerium errang, verbot den Geistlichen und Lehrern bei Strafe der Absetzung jede Abweichung vom orthodox-kirchlichen Lehrbegriff und machte zugleich jede Anstellung im Kirchen- und Lehramt von einer Prüfung in der strengsten Aelglaubigkeit abhängig. Das Censuredict aber, hervorgerufen von einer Sturmfluth von Spottschriften über die neugeschliche Frömmerei und Gleißnerei, unterwarf Alles, was gedruckt wurde, einer besonderen Censurcommission, und diesen furchtbaren Preßzwang verschärfte man später noch durch ein zweites Edict vom 5. März 1792. So stellte sich die Regierungsweise Friederich Wilhelms II. in einen vollkommenen Gegensatz mit der Friederichs des Großen, und daß man das im ganzen Lande bitter genug empfand, kann man sich denken. Nicht minder bitter ber schmeckte die Verschwendung, welche seit der Herrschaft der Buhlerin Lichtenau am Hofe eingeführt wurde, und am allerbittersten die Verachtung, mit der das Ausland nunmehr auf Preußen blickte.

Dieselbe weibische Schwäche, wie im Innern, bewährte Friederich



Wilhelm II. auch nach Außen und schließlich brachten ihn seine schlimmen Rathgeber sogar dazu, das politische System Friedrichs des Großen: „Abschwächung des früheren katholisch-habsburgischen Uebergewichts in Deutschland“ gänzlich zu verlassen. Den ersten politischen Conflict gab es mit der Republik Holland, und dieser führte sogar zu einem kurzen Kriege. Dort gab es schon seit einiger Zeit zwei große Partheien, eine sogenannte Oranische, welche es mit dem Erbstatthalter Wilhelm V., Prinzen von Oranien hielt und diesem, obwohl er nur der erste Beamte der Republik war, gerne monarchische Vorrechte verschafft hätte, und eine Patriotische, die darnach strebte, die Regierungsform mit Beseitigung der Erbstatthalterei immer demokratischer umzugestalten. Nun erlaubte sich der sehr despotisch gesinnte Wilhelm V., angespornt von seiner Gemahlin Wilhelmine, einer Schwester Friedrich Wilhelms II., verschiedene Handlungen, welche der Verfassung Hollands zuwiderliefen, und einem dieser Uebergänge widersehten sich die Bürger Dortrechts im September 1786 mit den Waffen in der Hand. Das Beispiel der Dortrechter aber wirkte ansteckend auf die anderen holländischen Städte und am Ende sah sich der Erbstatthalter genöthigt, mit seiner Gemahlin in die Festung Mynwegen zu entfliehen, von wo aus er den König von Preußen um Hülfe bestürmte. Anfangs zögerte Friedrich Wilhelm II., weil ihm sein Minister Herzberg von einer unzeitigen Einmischung abrieth; allein solchem Zögern wußte die Gemahlin Wilhelms V. durch einen kühnen Schritt ein Ende zu machen. Sie reiste nämlich im Sommer 1787 von Mynwegen nach dem Haag, wo man sie furchtbar haßte, um eine Beleidigung ihrer Person zu provociren, und diese Provocirung gelang ihr auch in der That. Sofort verlangte nun Friedrich Wilhelm II. für die Schmach, die man einer preussischen Prinzessin angethan, Genugthuung, und wie diese nicht in der Minute erfolgte, ließ er sofort unter dem Oberbefehl des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig — desselben, der sich als Erbprinz von Braunschweig im siebenjährigen Kriege hervorgethan hatte — ein Heer von 24,000 Mann in Holland einrücken. Vor diesem Heere aber hielten die schnell organisirten patriotischen Bürgerwehren nicht Stand und der Herzog wurde also fast ohne Blutvergießen in kürzester

Frist Herr von ganz Holland. Daraufhin stellte man die frühere Ordnung der Dinge wieder her, wobei man nicht unterließ, alle Aemter mit Anhängern der oranischen Parthei neu zu besetzen, und nachdem solches geschehen, kehrten die Preußen siegestolz, als hätten sie die größte Heldenthat begangen, in ihre Heimath zurück.

Das war die erste Einmischung Friederich Wilhelms II. in fremde Angelegenheiten, die ihn nichts angingen, und weil er da einen so guten Erfolg gehabt hatte, schritt er sofort zu einer zweiten. Damals führten, wie der Leser sich erinnern wird, Rußland und Oesterreich gemeinsam gegen die Türken Krieg, und dieser Krieg dauerte nun schon drei Jahre. Nun hielt es Friederich Wilhelm II. für angezeigt, sich als Schiedsrichter einzumischen, in der Hoffnung hiefür, gleichsam als Kuppelpelz, die Städte Thorn und Danzig zu gewinnen. Allein weder die Türkei, noch Oesterreich, noch Rußland wollten etwas von seiner Vermittlung wissen, und wenn er mit seinen Vorschlägen hätte durchbringen wollen, wäre ihm nichts übrig geblieben, als einen großen Krieg anzufangen. Dazu aber war er nicht der Mann, und so zog er es vor, in der Convention, welche er am 27. Juli 1790 in Reichenbach in Schlessien mit dem Beherrscher Oesterreichs abschloß (wir werden sogleich wieder auf dieselbe zurückkommen), einen friedlichen Rückzug anzutreten. Ja auf dieser Convention ließ er sich sogar, ganz gegen den Rath seines Ministers Herzberg, zu einem freundschaftlichen Ausgleich mit Oesterreich herbei und machte damit den Anfang zum Verlassen der bisher von Friederich dem Großen befolgten antiösterreichischen Politik.

Des kinderlos verstorbenen Kaisers Joseph II. Nachfolger wurde sein Bruder Leopold II., bisheriger (seit seines Vaters Franz I. Tod) Großherzog von Toskana, dessen Kaiserwahl später (30. September 1790) ohne irgend welchen Anstand erfolgte. Ruhig und mild, zugleich verständig und aufgeklärt, wie er war, hatte er seinen kleinen Staat zwar vollständig absolut — wie damals alle Monarchen —, aber mit großer Sorgfalt und Weisheit regiert, und mit den besten Vorsätzen übernahm er nun auch das Regiment der österreichischen Monarchie. Allein er traf Verhältnisse an, die es ihm sehr schwierig machten, diese seine Vorsätze zur Geltung zu bringen. Nach Außen



hin war die Monarchie in einen schlimmen Krieg mit der Türkei verwickelt und überdem bestand eine starke Spannung mit Preußen, welches, um im Trüben zu fischen, als vermittelnde Macht auftrat. Was aber die inneren Angelegenheiten betraf, so hatte nicht bloß Belgien einen furchtbaren Aufstand erhoben, sondern es stand auch Ungarn im Begriff, dasselbe zu thun, und fast nicht minder stark gährte es in Tyrol und Böhmen. Der verstorbene Joseph II. hatte ja allen seinen Provinzen und Königreichen die gleichen Reformen aufzwingen wollen, um sie dadurch in einen Einheitsstaat zu verschmelzen; allein gegen diesen Einheitsstaat revoltirten alle die verschiedenen Nationalitäten, aus denen Oesterreich zusammengesetzt war, und einige hätten sich am liebsten ganz losgerissen. Somit galt es vor allem, den Frieden im Innern durch weise Nachgiebigkeit wiederherzustellen, und alsbald nahm nun Leopold II. die Reformdecrete seines Vorgängers, so weit durch sie die früheren Rechte des Adels und der Geistlichkeit geschmälert worden waren, in ihrer großen Mehrzahl — nur die Klöster blieben zum großen Theil aufgehoben und die Leibeigenschaft wurde in ihrer ganzen Strenge auch nicht wieder eingeführt — zurück. Dieß wirkte und sowohl in Tyrol und Böhmen als auch in Ungarn legte sich die Gährung. Daraufhin schrieb Leopold II. einen sehr versöhnlichen Brief an Friedrich Wilhelm II. von Preußen und auf diesen Brief hin wurde die schon oben berührte Convention von Reichenbach abgeschlossen. In dieser verzichtete Preußen auf den Traum der Erwerbung von Thorn und Danzig und gab die lange bestandene Rivalität gegen Oesterreich auf; letzteres aber verpflichtete sich, das Bündniß mit Rußland sofort zu lösen und mit der Türkei auf der Grundlage, daß die Gebietsverhältnisse der beiden Staaten dieselben blieben, wie vor dem Kriege, Frieden zu schließen. Nachdem nun auch diese schwer drückende Last beseitigt, ging Leopold II. an die Pacificierung Belgiens und machte sich den dortigen Aufständischen gegenüber anheischig, nicht bloß eine durchgreifende Amnestie zu verwilligen, sondern auch die Josephinischen Reformen ohne Ausnahme zurückzunehmen. Das waren gewiß die weitgehendsten Conzessionen, die ein Monarch nur überhaupt machen kann; weil aber die Aufständischen trotzdem nicht zum Gehorsam

zurückkehrten, sandte Leopold II. im Herbst 1790 ein Heer gegen sie und dieses zog schon am 3. Dezember 1790 siegreich in Brüssel ein. Damit war die ganze Insurrection zu Ende; allein deswegen hielt Leopold II. doch sein Wort und stellte alle von Joseph II. aufgehobenen Einrichtungen und Institutionen wieder her.

Inzwischen hatte in Frankreich während des Jahres 1789 jene fürchterliche Revolution ihren Anfang genommen, welche dazu bestimmt war, ganz Europa in seinen Grundfesten zu erschüttern. Die Schuld derselben trug keineswegs die jetzige Regierung des französischen Staates, denn Ludwig XVI., der seit 1774 auf dem Throne saß, zeichnete sich zwar keineswegs durch bedeutenden Verstand und noch weniger durch große Willenskraft aus; dagegen aber ließen seine Gutmüthigkeit, seine Frömmigkeit und seine Sittenstrenge nichts zu wünschen übrig. Um so niederträchtiger hatten dagegen seine Vorgänger Ludwig XIV. und Ludwig XV. regiert, und es waren daher nur ihre Sünden, sowie die Sünden des mit ihnen verbündet gewesenen Clerus und Adels, welche sich jetzt bitter rächten. Nachdem nämlich die Zerrüttung des Staats und mit derselben das allgemeine Elend und die Finanznoth auf's höchste gestiegen, mußte sich die Regierung auf das Andrängen des Parlaments von Paris dazu verstehen, die Stände des Reichs, welche seit 1614 nicht mehr gehört worden waren, auf den 1. Mai 1789 einzuberufen und diese verwandelten sich sofort — wie das ganz naturgemäß kam, gehört in die Geschichte Frankreichs, nicht in die Deutschlands — in eine constituirende Nationalversammlung. Mit anderen Worten, die Stände erklärten, daß sie nicht bloß dazu da seien, der Finanznoth zu steuern, sondern daß sie es vielmehr als ihre Hauptaufgabe betrachteten, die vielen schweren Mißbräuche, unter denen Frankreich bisher gelitten, zu beseitigen und dem Staate eine ganz neue Verfassung zu geben. Gleich darauf erfolgte, weil der König, um nicht ganz machtlos dazustehen, Truppen zusammenzog, am 14. Juli die Erstürmung der Bastille und von jetzt an stand man mitten in der Revolution. Volksversammlungen über Volksversammlungen wurden gehalten und man schrieb nach den allgemeinen Menschenrechten. Kein privilegierter Stand, weder der des Adels noch der der Geistlichkeit, sollte mehr existiren und allen Tyrannen



schwur man den Tod. Die Nationalversammlung aber blieb ebenfalls nicht zurück und decretirte nicht bloß Gleichheit aller Franzosen vor dem Gesetz, sondern auch vollkommene gleichmäßige Besteuerung. Uebrigens zog sie die Güter der Geistlichkeit ein, nahm dem Adel alle seine Vorrechte, schaffte alle Klöster ab, setzte die Gewerbefreiheit an die Stelle der Zünfte, schuf das Institut der Geschwornen, hob die Bevorzugung der Erstgeburt auf, machte der Zehntabgabe ein Ende und erklärte jeden Cultus für gleichberechtigt.

Alle diese außerordentlichen Neuerungen konnten natürlich nicht ganz ohne Einfluß auf Deutschland, insbesondere auf die angrenzenden Rheinlande bleiben, denn auch hier hatte man sich vielfach über ganz ähnliche Mißstände, wie in Frankreich, zu beklagen. Auch hier war der Grund und Boden furchtbar belastet, während der Adel und die Geistlichkeit sich der Steuerfreiheit erfreuten; auch hier stieg der Jagdunfug in's Grausame und auch hier suchte der Geringe vergebens Schutz bei den Gerichten. Wie hätte also die Bevölkerung den Decreten der französischen Nationalversammlung nicht begeistert zustimmen und ebenfalls Freiheit und Gleichheit verlangen sollen? Uebrigens war der Boden durch die Nachrichten aus Amerika — Empörung der Nordamerikaner gegen England im Jahr 1783 — schon längst wohl vorbereitet und es gab daher selbst unter den Hochgebildeten Viele, die sich voll Enthusiasmus für die Grundsätze der französischen Revolution aussprachen. Zu einer Empörung aber, oder auch nur zu einem Aufstandsversuch kam es nirgends, weil die Regierungen der verschiedenen Gränzländer überaus vorsichtig zu Werke gingen und jede aufreizende Versammlung schon im Keime erstickten. Doch hielt man es vielfach, selbst in den größeren deutschen Staaten für angezeigt, die Censur- und Polizeimaßregeln zu verschärfen, und von jener Zeit datirt sich z. B. in Oesterreich das vielberüchtigte Institut der „Spiserla und Raderer.“

Im Allgemeinen also ging die französische Revolution an Deutschland anfänglich ziemlich spurlos vorüber; allein nur zu bald trat dieselbe in einen schweren Conflict mit dem deutschen Reiche. In einer kurzen Nachtsitzung vom 4. August 1789 nämlich hob die französische Nationalversammlung das ganze Feudalsystem mit allen seinen

Wirkungen für Frankreich auf und entzog damit einer großen Anzahl von deutschen Reichsständen ihre Rechte und Einkommenstheile, die sie im Elsaß und in Lothringen immer noch, auch nach der Abtretung dieser Provinzen an Frankreich, rechtlich besaßen. So gehörte z. B. dem Herzoge von Württemberg außer Mömpelgard die Grafschaft Hornburg und die Herrschaft Reichenweiher, dem Pfalzgrafen von Zweibrücken die Herrschaft Rappoltstein, die Grafschaft Lützelstein und das Amt Bischweiler, dem Markgrafen von Baden das Amt Weinheim, dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, dem Bischof von Speier das Amt Lauterburg und so noch verschiedenen anderen Herren andere Herrschaften. Sie allein hatten daselbst die Beamten und Richter zu ernennen; ihnen allein stand es zu, die Zehnten und sonstigen Abgaben einzuziehen; sie allein durften die sämtlichen landesherrlichen Rechte ausüben. Nicht minder besaß der Kurfürst-Erzbischof von Trier von uralten Zeiten her Metropolitanrechte über die Bisthümer Metz, Toul und Verdun und ebenso war dem Kurfürsten-Erzbischof von Köln das Bisthum Straßburg unterworfen. Die Diöcesen der Bischöfe von Speier und Basel aber erstreckten sich ziemlich weit in's Elsässische hinein und in mehr als zwanzig Dörfern gehörte ihnen das Ernennungsrecht der Pfarrer. Kurz also, es handelte sich um bedeutende materielle Werthe, welche verschiedenen deutschen Reichsständen, geistlichen wie weltlichen, von der französischen Nationalversammlung durch die Aufhebung des Feudalsystems mit einem einzigen Federstrich entzogen wurden, und selbstverständlich wollten sich die Beraubten solches nicht gefallen lassen. Sie reichten also beim Könige von Frankreich eine Beschwerdeschrift ein; allein dieser wies sie, weil selbst machtlos, an die Nationalversammlung und letztere wollte von einer anständigen Entschädigung nichts wissen. Daraufhin wandten sich die Beraubten im Lauf des Jahres 1790 an den Kaiser in Wien, und derselbe that sofort Schritte bei der französischen Regierung, um die Rechte der Geschädigten zu wahren. Allein die Nationalversammlung erklärte abermalen kurzweg, daß es hier um rein französische Angelegenheiten handle, bei denen Deutschland nichts mitzusprechen habe, und ließ sich auf nichts Weiteres ein.

Schon diese gewaltthätige Rechtsverweigerung mußte die deutschen



Fürsten und in erster Linie den deutschen Kaiser Leopold II. schwer beleidigen; aber noch weit schwerer fiel es bei letzterem in's Gewicht, daß Ludwig XVI. nach einem verunglückten Fluchtversuche (Ende Juni 1791) mit seiner Gemahlin von den Franzosen nicht mehr wie ihr legitimer Herrscher, sondern mehr wie ein Verbrecher behandelt und beaufsichtigt wurde. Sollte Leopold II. es dulden, daß man einem gekrönten Monarchen, der noch zudem an seine Schwester Marie Antoinette verheirathet war, in solcher Weise begegnete? Dazu kam noch Zweierlei; einmal das, daß der emigrierte französische Adel, den Grafen von Artois, den jüngeren Bruder Ludwigs XVI. an der Spitze — dem Grafen von Artois war die Flucht aus Frankreich, welche dem Könige selbst mißlang, vollkommen geglückt und ebenso auch einem großen Theil des höheren Adels — beständig theils in Person, theils in Denkschriften in den Kaiser drang, sich in die französischen Angelegenheiten einzumischen oder besser gesagt, den früheren Zustand der Dinge in Frankreich wiederherzustellen; sodann das, daß sowohl Ludwig XVI. als auch Marie Antoinette ihm durch einen Geheimboten ein Schreiben zustellen ließen, in welchem sie ihn beschworen, sich ihrer doch in ihrer jetzigen hülfslosen Lage mannhaft anzunehmen. Unter solchen Umständen wird man es höchst natürlich finden, wenn in Leopold II. nach und nach der Entschluß reifte, dem wilden Treiben in Paris zu steuern; nur war er als ein äußerst ruhiger und vorsichtiger Monarch nicht geneigt, dieß sofort mit den Waffen in der Hand zu thun. Vielmehr hielt er es für das beste Mittel, durch Schrecken auf die Franzosen einzuwirken, und erließ also am 18. Mai 1791 ein Rundschreiben an die europäischen Monarchen, worin er sie aufforderte, mit ihm gemeinschaftliche Sache gegen die französischen Revolutionäre zu machen. Die größte Wirkung aber versprach er sich davon, wenn es ihm gelänge, den König von Preußen für seinen Plan zu gewinnen, und siehe da, ganz gegen sein Erwarten kam man ihm von Berlin auf halbem Wege entgegen. Dort nämlich arbeiteten die neuen Minister Wöllner und Bischofswerder in Verbindung mit dem Marchese Lucchesini, einem berühmten Italiener, welchen Friedrich Wilhelm II. auf ihren Rath schon bei der Convention von Reichenbach als seinen bevollmächtigten

Minister gebraucht hatte, schon lange daran, den Minister des Aeußern, von Herzberg, den letzten der von Friederich dem Großen übernommenen Staatsmänner, zu stürzen, um dadurch vollends alle Gewalt in die Hand zu bekommen, und da nun Herzberg die antiösterreichische Politik — die Politik Friederichs des Großen — am preussischen Hofe befürwortete, so vertraten sie selbstverständlich die Politik des engsten Anschlusses an Oesterreich. Eine Zeitlang schwankte die Wage; allein schon am 5. Juli 1791 erhielt Herzberg seine Entlassung und nun wurde es den Herren Wöllner, Bischofswerder und Genossen leicht, den schwachen preussischen König sogar zu einer Zusammenkunft mit Leopold II. zu bewegen. Sie fand (übrigens erst nachdem auch in Wien ein Ministerwechsel stattgefunden und den antipreussischen Fürsten Kaunitz der Freiherr Franz Maria von Thugut ersetzt hatte) Mitte August 1791 in Pillnitz statt, wo auch, obwohl uneingeladen, der Graf von Artois mit verschiedenen andern vornehmen Emigranten erschien, und schon am 27. August einigte man sich dahin, daß in Frankreich die monarchische Vollgewalt Ludwigs XVI. wieder herzustellen sei. Nur über das Wann und Wie ging man noch ziemlich weit auseinander, denn Leopold II. drang darauf, daß vorher, ehe man zum Schwerte greife, alle Mittel der Ueberredung und des Unterhandelns erschöpft werden müßten, während Friederich Wilhelm II., aufgestachelt von seinem Günstling Bischofswerder, den die Emigranten für sich gewonnen hatten, alsobald die Armeen marschiren lassen wollte. Schließlich mußte der König von Preußen nachgeben und es unterblieb also zu seinem großen Verbrusse die augenblickliche Kriegserklärung. Ja selbst später ließ sich Leopold II. zu nichts Weiterem herbei, als am 7. Februar 1792 zum Abschluß einer Defensiv-Allianz, weil er durchaus nicht der angreifende Theil sein wollte. Allzulange übrigens brauchte sich Friederich Wilhelm II. nicht zu gedulden, denn schon am 1. März 1792 starb Kaiser Leopold II. und sein Nachfolger Franz II., ein damals vierundzwanzigjähriger Herr, theilte keineswegs die Bedenklichkeit seines Vorgängers.

Kaiser Franz II. (die Kaiserwahlceremonie nahm man am 5. Juli 1792 zu Frankfurt am Main vor), der älteste Sohn Leopolds II., zeichnete sich durch ein wohlwollendes Gemüth, sonst aber in keinerlei



Weise, am wenigsten durch einen hervorragenden Verstand und einen energischen Willen aus und so kam es denn ganz naturgemäß, daß er sich von seiner nächsten Umgebung leiten ließ. Insbesondere übten der Graf von Colloredo, sein Obersthofmeister und der Graf von Cobenzl, der frühere Gesandte in St. Petersburg, eine große Gewalt über ihn aus, und weil nun diese Beiden, welche als vornehme Cavaliers die französischen Revolutionäre auf's bitterste haßten, den Satz aufstellten: „die Sache Ludwigs XVI. sei die Sache aller Souveraine“, so war der junge Monarch gleich dabei, die französische Revolution, „die sonst auch die übrigen Völker Europa's anstecken könnte“, mit Waffengewalt zu bändigen. Diese seine Absicht gab er auch sofort dem Könige von Preußen zu erkennen und beeilte sich zugleich Befehl zur Ausrüstung eines Heeres zu geben; in der Kriegserklärung aber kamen ihm entgegen doch die Franzosen zuvor. In der französischen Nationalversammlung nämlich hatte mit dem Beginn des Jahres 1792 die Parthei der Republikaner, welche alle Tyrannen der Welt stürzen wollten, das Uebergewicht bekommen und dem Könige Ludwig XVI. den thatendurstigen General Dumouriez als ersten Minister aufgebracht. Der neue französische Premier aber erließ sofort ein Schreiben an Franz II., worin er kategorisch dreierlei verlangte. Einmal das Aufgeben des mit Preußen abgeschlossenen Bündnisses; sodann die Einstellung der Kriegsrüstungen; endlich drittens die Internirung des emigrierten französischen Adels im Innern Deutschlands, denn dieser hatte sich in großer Anzahl im Gebiete des Erzbischofs von Trier (der Graf von Artois hielt in Coblenz förmlich Hof) angesammelt und organisirte sich da unter dem Oberbefehl des Prinzen von Condé militärisch, um einen bewaffneten Einfall in Frankreich zu machen. Auf dieses grobe Schreiben folgte von Seiten des Wiener Cabinets ein höchst kurzes und trockenes Nein und sofort erklärte die französische Nationalversammlung an Oesterreich den Krieg. Solches geschah den 21. April 1792; die Kriegserklärung war aber nur gegen den „König von Ungarn und Böhmen“ gerichtet, ohne daß dabei des Königs von Preußen irgendwie gedacht worden wäre, denn in Paris hoffte man mit Zuversicht, in der letzten Stunde werde man in Berlin zur Einsicht kommen, daß man im

Angeboten an die Politik Friedrichs des Großen mit Oesterreich unmöglich zusammengehen könne. Hierin übrigens täuschte sich Dumouriez vollständig, indem Friedrich Wilhelm II. alsbald erklärte, an der Seite Franz's II. sechten zu wollen, und Befehl gab, das Heer mobil zu machen. Ja selbst die andern Fürsten Deutschlands sahen großen Theils ein, daß ihnen die Ehre gebiete, ebenfalls ihr Schwert zu ziehen, weil Frankreich sich noch immer weigerte, für den erst kürzlich in Elsaß-Lothringen begangenen Raub genügende Entschädigung zu leisten, und somit decretirte — obwohl allerdings erst nach sehr langer Ueberlegung — der Reichstag in Regensburg den Reichskrieg gegen die französische Nation.

In seinem Beschluß einen Kreuzzug gegen die französische Revolution zu beginnen, war also Deutschland einig; allein der Kriegsrüstungen wegen vergingen noch volle drei Monate, bis man in die Action eintreten konnte. Abgemacht wurde, am Unterrhein eine große preußisch-österreichische Hauptarmee von 110,000 Mann aufzustellen, um auf dem kürzesten Weg nach Paris zu marschiren, und zum Oberführer dieser Armee bestellte man den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, welchen man — wir kennen ihn längst — für den ersten Kriegshelden damaliger Zeit hielt. Einem zweiten rein österreichischen Heere unter dem Herzog von Sachsen-Teschen übertrug man die Vertheidigung Belgiens, und ein drittes war dazu bestimmt, sich in Süddeutschland aus den Contingenten der Reichsfürsten, jedoch unterstützt von einem österreichischen 30,000 Mann starken Corps anzusammeln, um durch das Elsaß in's Innere Frankreichs vorzudringen. Endlich sollten die französischen Emigrirten, deren militärische Ausrüstung beschlossen wurde, sich dem großen Hauptheere anschließen und dasselbe in seinen Unternehmungen mit ihrer Sprach-, Orts- und Personenkenntniß unterstützen. Auf den Sieg hoffte man mit der größten Bestimmtheit, denn der emigrirte französische Adel prahlte damit, daß man die deutschen „Erlöser“ überall mit offenen Armen aufnehmen werde, weil der Kern des französischen Volks der revolutionären „Bande“ in Paris längst müde sei, und überdem welchen Werth hatte denn das zusammengeraffte „Gesindel“, welches man in Frankreich nunmehr als „Volksheer“ zu be-



zeichnen beliebte? Ja man stellte sich vor, es handle sich um keinen eigentlichen Kampf, sondern nur um einen „Executionszug“, und der Oberstkommandirende selbst ermahnte daher die Offiziere, nicht zu viel Gepäck mitzunehmen, weil der militärische Spaziergang nach Paris in wenigen Wochen beendet sein werde. Um aber der Sache die Krone aufzusetzen, schleuberte man unmittelbar vor Beginn der Action (am 25. Juli 1792) ein Manifest — unterzeichnet war es thörichter Weise von dem Herzog von Braunschweig, verfaßt aber hatte es der Marquis von Limont, einer der Exaltirtesten unter den Emigrirten — gegen die Franzosen, welches einzig in seiner Art dasteht. Nicht nur nämlich war darin schwarz auf weiß zu lesen, daß man die Stadt Paris dem Erdboden gleich machen würde, falls dorten dem Könige Ludwig XVI. auch nur das geringste Leid geschehe, sondern dasselbe enthielt auch die Drohung, daß alle Einwohner der Städte und Dörfer, welche die Frechheit hätten, sich den anrückenden Deutschen nicht augenblicklich und bedingungslos zu unterwerfen, sammt und sonderß ohne Gnade erschossen und ihre Häuser dem Erdboden gleich gemacht werden sollten. Eine solche Sprache von einem kriegsführenden Staat gegen den andern war unerhört und es läßt sich dieselbe nur damit einigermaßen entschuldigen, daß man glaubte, durch sie den Franzosen einen tödtlichen Schrecken einzujagen. Der Erfolg aber war ein gerade umgekehrter. Sobald nämlich das Manifest am 10. August in Paris bekannt wurde, stürmte das Volk, vor Wuth außer sich, die Tuilleries, die Residenz Ludwigs XVI., und die Nationalversammlung setzte sofort den König im sogenannten Tempelthurm gefangen. Noch mehr, sie erklärte Frankreich zur Republik und rief unter dem Titel eines Nationalconvents die Regierung an sich.

Ende Juli 1792 setzte sich endlich die österreichisch-preussische Hauptarmee von Koblenz aus in Bewegung, aber statt 110,000 Mann, wie abgemacht gewesen war, hatte man nur 70,000 Mann zusammengebracht und überdem nicht einmal für die nöthigen Vorräthe zur Verpflegung der Truppen zu sorgen gewußt. Um keinerlei Art von Vorsicht zu versäumen, rückte der Herzog von Braunschweig nur sehr langsam vorwärts und erst nach drei Wochen, am 19. August, überschritt man die Gränze von Lothringen. Dann wurden nach einander

die Festungen Longwy und Verdun berannt und dieselben ergaben sich auch richtig — die erste am 23. August, die andere am 2. September 1792 — nach kurzer Beschießung. Nunmehr aber kam es im deutschen Hauptquartier, in welchem sich inzwischen der König Friedrich Wilhelm II. mit seinem Günstling Bischofswerder in Person eingefunden hatte, zu harten Streitigkeiten, denn der Herzog von Braunschweig, übervorsichtig wie er war, wollte durchaus an der Maaslinie die Winterquartiere beziehen, um den Krieg im nächsten Frühjahr desto baldiger beginnen zu können; der König von Preußen dagegen, aufgestachelt von Bischofswerder, der sich für einen großen General hielt, brang auf den schnellsten Vormarsch nach Paris und wohl oder übel mußte der Herzog von Braunschweig endlich nachgeben. Mitte September setzte sich also das Heer wieder in Bewegung, aber, um die Wahrheit zu sagen, der beste Zeitpunkt war verpaßt. Einmal nämlich hatte jetzt der französische Nationalconvent eine sehr zahlreiche, obwohl noch undisciplinirte Armee auf die Beine gestellt und sodann war für dieselbe in dem General Dumouriez (dem bisherigen Minister des Auswärtigen) ein sehr tüchtiger Oberbefehlshaber gewonnen worden. Dieser beeilte sich sofort, nachdem ihm der General Kellermann aus dem Elsaß noch eine weitere Verstärkung zugeführt, die sämtlichen Engpässe, welche von Lothringen durch den Argonner Wald nach der Champagne führen, bestens zu besetzen, und somit blieb dem Herzog von Braunschweig nichts übrig, als entweder einen dieser Engpässe zu forciren oder den Rückweg anzutreten. Friedrich Wilhelm II. drang darauf, daß das Erstere geschehe, und es erfolgte sofort am 20. September der Angriff auf die Anhöhen von Valmy, deren Vertheidigung Dumouriez dem General Kellermann übertragen hatte. Weil aber der Herzog von Braunschweig befürchtete, daß ein Sturm allzuvielen Leute kosten würde, beschränkte er sich auf eine furchtbare Kanonade (später genannt: die Kanonade von Valmy) und zog sich am Abend, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben, in sein bisheriges Lager bei La-Lune in der Nähe von Valmy zurück. Jetzt jubelten die Franzosen, denn der Rückzug der Deutschen galt ihnen so viel wie ein glorreicher Sieg und überdem wußten sie, daß es dieselben in diesem Lager nicht mehr lange würden aushalten



können. Schon lange nämlich war im deutschen Heere ein sehr empfindlicher Mangel an Lebensmitteln, wie an Fourage eingetreten, weil die abscheuliche Witterung, welche den ganzen September 1792 über herrschte, alle Zufuhrwege urpracticabel machte, und noch schlimmer war, daß in Folge von dem Allem Krankheiten verschiedener Art, besonders die Ruhr, unter den Mannschaften zu wüthen begannen. In Anbetracht dessen, knüpfte jetzt Dumouriez, um das deutsche Heer so lange hinzuhalten, bis der Mangel und die Krankheiten den höchsten Grad erreicht hätten, mit dem Herzog von Braunschweig Unterhandlungen an, indem er sich stellte, als ob er gesonnen wäre, von der Sache der Republik abzufallen, und hierauf ging man deutscherseits begierig ein. Freilich merkte man bald, daß es dem französischen Oberbefehlshaber nicht Ernst sei, allein wie man es merkte, waren die deutschen Truppen bereits nicht mehr actionsfähig. Es blieb also nichts übrig, als den Heimweg anzutreten, und solches geschah am 30. September 1792. Dabei blieb man vom Feinde ziemlich unbelästigt, allein deswegen verlor man doch, bis man in der zweiten Woche des Octobers die Festungen Longwy und Verdun erreichte, in Folge der Krankheiten und des Mangels an Verpflegung so viele Leute, als eine Schlacht gekostet haben würde. Noch mehr, weil eben jetzt (am 13. October 1792) das österreichische Corps unter General Clairfayt, das bisher mit den Preußen vereinigt gewesen war, nach Belgien abberufen wurde, glaubte der Herzog von Braunschweig zu viel zu riskiren, wenn er in den genannten Festungen stehen bleibe, und zog sich sofort, dieselben räumend, ganz auf preußisches Gebiet zurück.

Gänzlich resultatlos endete also der Feldzug in der Champagne, von dem man sich so viel versprochen hatte; allein noch viel erbärmlicher hielten sich die Oesterreicher unter dem Herzog von Sachsen-Teschen in Belgien. Derselbe begnügte sich nämlich während des ganzen Sommers damit, daß er die Festung Lille einschloß; weil er aber nicht im Stande war, sie zu bezwingen, zog er sich im October nach Mons zurück und verlangte nun von der österreichischen Regierung Verstärkungen. Aus diesem Grunde beorderte dieselbe den General Clairfayt, wie wir oben angeführt, von den Preußen ab und Clairfayt

marschirte also von Longwy nach Mons ab. Natürlich aber nahm er sich, wie man das leider bei den Oesterreichern gewohnt war, die gehörige Zeit dazu und statt Tagen vergingen Wochen, bis er sein Ziel erreichte. Umgekehrt dagegen eilte Dumouriez, als er gewiß war, vom Herzog von Braunschweig nichts mehr befürchten zu müssen, mit seiner ganzen Armee im Sturmschritt in's Belgische und warf sich am 5. November bei Jemappes auf den Herzog von Sachsen-Teschen, noch ehe dieser das ganze Clairfayt'sche Corps hatte an sich ziehen können. Die Niederlage der Oesterreicher war eine entschiedene und gedrängt von Dumouriez, der schon am 14. November siegreich in Brüssel einzog, räumten sie bis zum Dezember 1792 ganz Belgien, das sofort von den Franzosen vollständig republicanisirt wurde.

Am allererbärmlichsten übrigens verlief der Kampf am Oberrhein, wo ein aus Reichstruppen gebildetes und durch ein Corps Oesterreicher verstärktes Heer in's Elsaß einzufallen bestimmt war, denn sowohl Oesterreich als die Reichsfürsten benahmen sich so saumselig, daß jenes Heer sich erst im September 1792 zu sammeln begann und nie über 20,000 Mann anwuchs. Um so leichter wurde es den Franzosen unter dem General Custine, dasselbe, das noch überdieß von einem ganz unfähigen Offizier, dem Grafen von Erbach, kommandirt wurde, auseinander zu jagen und dann in Deutschland Eroberungen zu machen. So fiel schon am 29. September die Stadt Speier in ihre Hände und gleich darauf ergab sich ihnen auch Worms. Daraufhin marschirte Custine Anfangs Oktober gegen Mainz, in der Hoffnung, auch diese so überaus starke Festung ohne viel Mühe wegzunehmen zu können, und seine Hoffnung sollte ihn in der That nicht täuschen. Hier nämlich herrschte der Kurfürst = Erzbischof Friederich Karl Joseph von Erthal, der höchst unwürdige Nachfolger des verdienten Emmerich Joseph, und feig, wie er war, entfloß derselbe bei der Annäherung der Franzosen alsbald bei Nacht und Nebel nach Aschaffenburg. Mit ihm entfloß auch der Hof, der Adel und die Priesterschaft; das niedere Volk der Stadt aber jubilirte, denn es hoffte nun endlich der despotisch-pfäffischen Regierung, unter der es so lange geseufzt, mit Hülfe der Franzosen loszuwerden. Was kam also? Nun am 10. Oktober forderte Custine die Stadt zur Ueber-



gabe auf. Es wäre, wenn die Bürgerschaft gewollt hätte, überaus leicht gewesen, sie zu vertheidigen, allein die Bürger machten keine Miene hiezu, obwohl sie an der in der Stadt liegenden kleinen österreichischen Besatzung — 800 Mann unter dem Oberstlieutenant Andujar — einen starken Rückhalt gehabt hätten. Ueberdem besaß der von dem entflohenen Erzbischof zurückgelassene Kommandant — ein Herr von Gumnich — weder Kopf noch Herz und somit übergab er die starke Festung schon am 21. Oktober, ohne nur einen einzigen Schuß abgefeuert zu haben.

Der Fall von Mainz jagte allen Fürsten, Grafen und Reichsstädten ringsum eine wahre Todesangst ein. Schon am 22. Oktober capitulirte die Stadt Frankfurt, obwohl sie damals noch stark befestigt war, und Custine warf alsbald eine französische Besatzung hinein. Die Stadt Weplar kam, als Sitz des Reichskammergerichts, bei dem französischen General in höchst demüthigen Worten um einen Schutzbrief ein und nicht minder demüthig flehte der Fürst Friederich Karl von Neuwied um Schonung. Die beiden Kurfürsten-Erzbischöfe von Köln und Trier machten sich zur Flucht fertig und der Landgraf von Hessen-Kassel räumte seine Hauptstadt in athemloser Eile. Der Herzog Karl Eugen von Württemberg und der Markgraf Karl Friederich von Baden erklärten sich für neutral und der Kurfürst Karl Theodor von Pfalz-Bayern ging sogar so weit, sich zu einem Bündniß mit Frankreich zu erbieten. Der Reichstag in Regensburg aber miethete Schiffe, um sich bei weiterer Annäherung der Franzosen auf der Donau nach Wien in Sicherheit zu bringen, und die Stadt Koblenz schickte dem General Custine gar eine Einladung zu, sich ihrer zu bemächtigen. Es sollte übrigens immer noch besser kommen. Als bald nach der Uebergabe von Mainz nämlich forderte der General Custine die Einwohner auf, sich an das republikanische Frankreich anzuschließen, und in Folge dessen bildete sich sofort unter der Führung einiger Enthusiasten, denen sich der niedere Pöbel anschloß, ein „Mainzer Jacobinerklub“, der fast noch excentrischere Beschlüsse faßte, als sein Namensbruder in Paris. Ja, man rief sogar einen „Mainzer Nationalconvent“ in's Leben, welcher den Anschluß an Frankreich decretirte, und wie verrückt tanzte man nun um die Freiheitsbäume herum. Doch

gingen den Vernünftigeren schon nach wenigen Tagen die Augen auf, als sie sahen, wie Custine in Frankfurt und anderen Städten trotz der verkündeten Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die furchtbarsten Brandschatzungen erhob und nebenbei auch noch durch seine Soldaten Alles stehlen ließ, was man nur irgend fortbringen konnte.

Inzwischen war in Folge der schlechten Kriegsführung des Jahres 1792 eine starke Abkühlung zwischen Oesterreich und Preußen eingetreten und insbesondere hatte letzterer Staat, weil man die Ursache der Mißerfolge den Oesterreichern zuschob, keine Lust mehr, den Krieg fortzusetzen. Da verkündete auf einmal der französische Nationalconvent der ganzen europäischen Welt die Freiheit und forderte alle Völker auf, ihre Tyrannen zu verjagen. Noch mehr, er versprach laut Decret vom 15. Dezember 1792 jeder Nation, die sich empören würde, die Zusendung einer französischen Heeresmacht, um ihr die Freiheit erkämpfen zu helfen, und „es sollen dann, nach erfolgtem Siege, die Nationen darüber entscheiden, ob sie eine Republik für sich bilden oder sich an Frankreich anschließen wollen.“ Schon damit wurde der ganzen monarchischen Welt Europa's der Fehdehandschuh hingeworfen; aber eine weit größere Wirkung brachte jene furchtbare That hervor, deren die Franzosen sich jetzt schuldig machten. Am 17. Januar 1793 nämlich wurde Ludwig XVI. vom Nationalconvente zum Tode verurtheilt und am 21. Januar vollstreckte man das Bluturtheil. Dieser grauenvolle Mord aber erfüllte die sämtlichen Selbstherrscher Europa's mit Entsetzen und in Folge dessen einigten sich nicht bloß die Regenten Oesterreichs und Preußens von neuem dahin, den Krieg gegen Frankreich bis auf's Aeußerste fortsetzen zu wollen, sondern es traten ihrem Bündniß sofort auch die Beherrscher von England, Holland, Spanien, Portugal, Neapel, Sardinien und Rußland bei. Ja am 22. März 1793 erklärte selbst der schwerfällige deutsche Reichskörper den Franzosen den Krieg und somit hatten diese jetzt ganz Europa, mit Ausnahme allein von Schweden, Dänemark und der Türkei, gegen sich. Das war eine furchtbare Coalition, durch welche, wenn alle diese Staaten fest zusammenhielten, Frankreich nothwendig erdrückt werden mußte; allein man nahm allerseits den Mund gar voll und leistete in der Wirklichkeit blutwenig oder nichts.



So stellte Rußland nicht einen einzigen Mann gegen Frankreich in's Feld und man konnte sich bald überzeugen, daß es nur deswegen zum Abschluß der großen Coalition geheißt habe, um — während Oesterreich und Preußen gegen Frankreich kochten — freie Hand in Polen zu bekommen. Nicht minder lässig zeigte sich das deutsche Reich und der einzige Fürst, der — aber nicht auf eigene, sondern auf englische Kosten — ein nennenswerthes Contingent stellte, war der Landgraf Wilhelm IX. von Hessen-Kassel, der Sohn des großen Seelenverkäufers, Friederichs II. Ganz das Gleiche galt von den Königen von Spanien, Portugal, Neapel und Sardinien, denn wenn sie auch einzelne Truppenkörper an ihre Landesgränzen dirigirten, so hüteten sie sich wohl, letztere zu überschreiten, um nicht die Rache Frankreichs zu provociren. Mit großem Eifer dagegen nahm England den Krieg auf, aber sein Eifer bestand darin, die französische Seemacht zu vernichten, sowie die französischen Colonieen in Asien und Amerika zu erobern, und am Landkrieg theilnahmte es sich so gut wie gar nicht. So lastete eigentlich der ganze Kampf auf den Schultern Oesterreichs und Preußens, und dem äußeren Anschein nach schienen diese entschlossen, ihr Möglichstes zu thun. Nach der Schlacht von Jemappes, während des Winters von 1792 auf 1793, war Belgien mit Frankreich vereinigt worden und mit dem Beginn des Frühjahr 1793 erhielt der General Dumouriez die Weisung, nun auch noch Holland zu erobern. Demgemäß beauftragte derselbe schon im Februar seinen Untergeneral Miranda mit der Belagerung von Maastricht, während er selbst gegen Breba zog, welches er auch, sowie später Gertruydenburg, ohne viel Schwierigkeit in die Hände bekam. Inzwischen hatte die österreichische Regierung ein starkes Heer unter dem Oberbefehl des Prinzen von Sachsen-Coburg ausgerüstet, um Belgien wieder zu erobern und zu diesem Heere stieß alsbald auch ein holländisch-englisches (besser würde man sagen ein holländisch-hannövrisches, denn England rekrutirte seine Regimenter rein aus Hannover, dessen Kurfürst sein König war) Corps unter dem Herzog von York. Man beschloß vor allem Maastricht zu entsetzen und dieß gelang schon am 3. März 1793. Ja, der General Miranda wurde in solcher Unordnung zurückgeworfen, daß auch der General Dumouriez seine Stellung bedroht sah und in Folge





In demselben Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Geheimnisse der Bastille.

Historisch-biographische Bilder aus der Vergangenheit

von

Otfr. Mylius.

Mit Illustrationen.

2 Bände in fl. 8.

(Ladenpreis früher Rthlr. 2. 17  $\frac{1}{2}$ . — fl. 4. 15.)

jetzt Rthlr. 1. — fl. 1. 45.

Ferner:

**1870!**

# Der große Entscheidungskampf

zwischen

Deutschland und Frankreich

von

Theodor Griesinger.

Mit mehr als 100 Illustrationen.

73 Bogen in 4<sup>o</sup>.

Preis Thlr. 1. — fl. 1. 48.

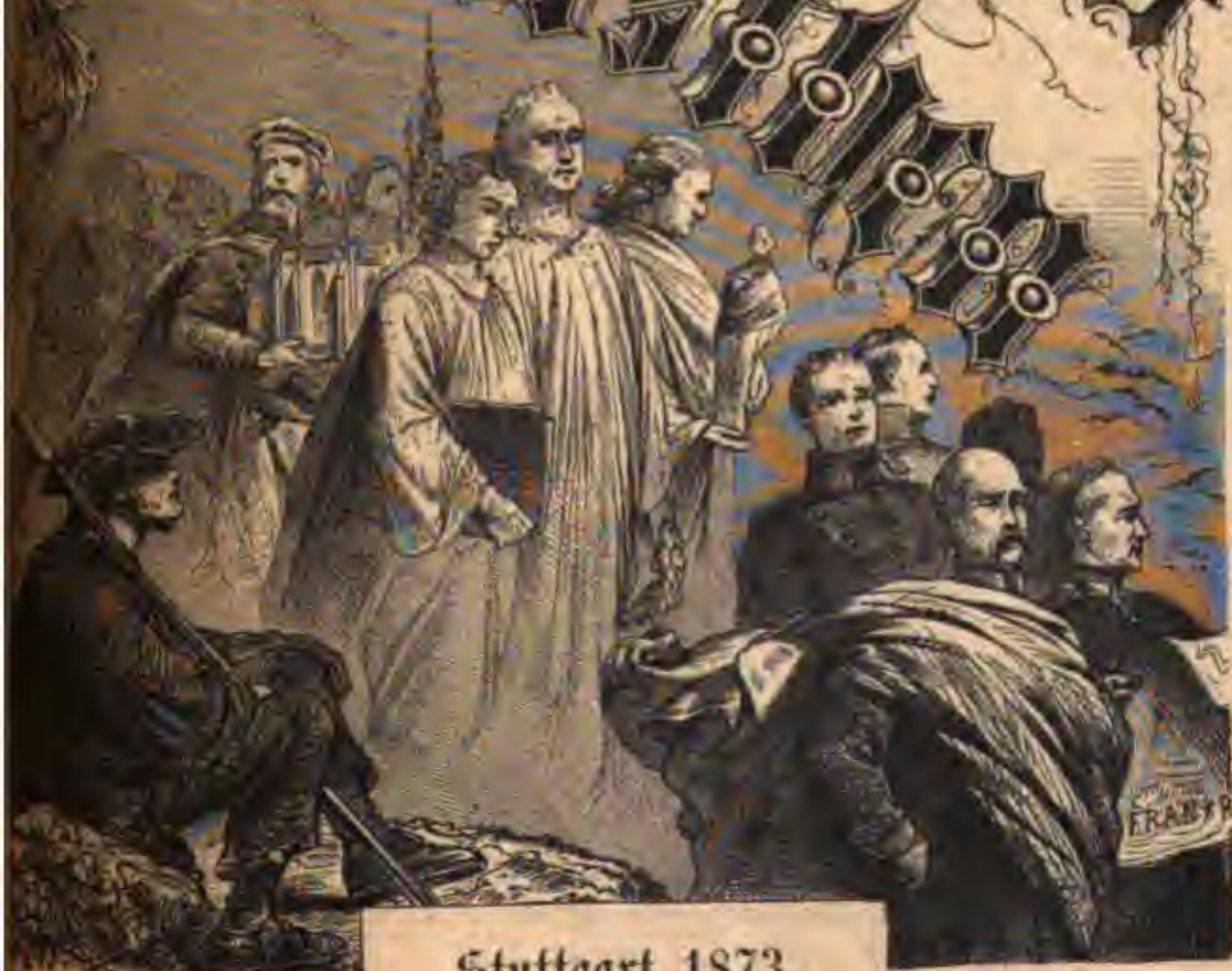
J. Kreuzer'sche Buchdruckerei (Hammer & Diebich) in Stuttgart.



41. & 42. Hest.

Preis jeder Liefg. 4 sgr. — 12 kr. rh.

THEODOR  
GRISSINGER  
Bismarck



Stuttgart 1873.

Verlag von Paul Moser.











Gust. Adolfs Landung in Deutschland.



dessen ebenfalls eine rückgängige Bewegung machen mußte. Schnellstens eilte ihm der Prinz von Sachsen-Coburg nach und am 18. März kam's bei Neerwinden zu einer entscheidenden Schlacht. Sie endete mit einer so vollständigen Niederlage der Franzosen, daß jetzt nicht bloß ganz Belgien für sie verloren ging, sondern daß der Prinz von Sachsen-Coburg sogar zur Belagerung der Festungen Condé und Valenciennes auf französischem Gebiet schreiten konnte. General Dumouriez konnte also mit Gewißheit voraussehen, daß ihn der Nationalconvent zu Paris jedenfalls zum Tode verurtheilen würde — denn der Convent hatte es sich längst zur Richtschnur gemacht, jeden geschlagenen Feldherrn guillotiniern zu lassen — und floh deshalb zu den Oesterreichern. An seine Stelle trat der General Dampierre, der am 8. Mai den Versuch machte, Valenciennes zu entsetzen; aber er wurde zurückgeschlagen und verlor dabei sein Leben. Daraufhin erhielt der General Custine das französische Oberkommando, allein auch er war nicht glücklicher, denn er erlitt am 23. Mai bei Flamaré eine große Niederlage und zur Strafe dafür ließ ihm der Convent den Kopf abschlagen. Bis hieher also hatten die Oesterreicher mit ihren Verbündeten stets nur Siege errungen, allein von nun an wandte sich das Glück und zwar durch ihre eigene Verschuldung. Statt nämlich sofort nach dem letzten Siege auf Paris vorzumarschiren und dort mit den Königsmördern abzurechnen, war der Prinz von Sachsen-Coburg auf Befehl des Wiener Cabinets nur darauf bedacht, Städte und Festungen zu erobern und dieselben, nachdem er sie zur Huldigung gezwungen, mit Belgien zu vereinigen. Nicht minder trennte sich jetzt der Herzog von York mit seinem holländisch-englischen Hülfscorps von ihm ab, um Dünkirchen zu belagern, denn am Besitz dieser Seestadt war der englischen Regierung weit mehr gelegen, als an der Bücktigung der exaltirten Jacobiner. So fand der Nationalconvent Zeit, ein neues äußerst zahlreiches Volksheer auf die Beine zu bringen, über welches der General Houchard gesetzt wurde, und dieser warf sich sofort mit seiner ganzen Macht auf die Belagerer von Dünkirchen. Auch gelang es ihm durch dieses Manoeuvre, ihnen zwei Male, am 8. September bei Hondscoten und fünf Tage darauf, am 13., bei Warwil, eine empfindliche Niederlage beizubringen, und



in Folge dessen sahen sie sich genöthigt, nicht nur die Belagerung von Dünkirchen aufzugeben, sondern sogar tief an den Unterrhein zurückzuweichen. Nun wandte sich Houchard schnellstens gegen den Prinzen von Sachsen-Coburg, der damals, nach der Eroberung von Condé und Valenciennes, die Festung Maubeuge belagerte; weil aber sein Vortrab beim Vorrücken in der Nähe von Kortryk von dem österreichischen General Beaulieu, den ihm der Prinz von Sachsen-Coburg entgegensandte, geschlagen wurde, überantwortete ihn der Convent der Guillotine und ersetzte ihn durch den General Jourdan. Dieser reorganisirte zuerst die Armee und zog so viel Verstärkungen als möglich an sich. Dann aber eilte er zum Entsatz von Maubeuge und erzwang diese dadurch, daß er am 16. Oktober den Prinzen von Sachsen-Coburg beim Dorfe Wattignies auf's Haupt schlug. Von nun an ruhten der vorgerückten Jahreszeit wegen die Waffen, allein den Oesterreichern war in Folge ihrer Niederlage nichts übrig geblieben, als sich ebenfalls nach dem Unterrhein zurückzuziehen.

Viel früher, als die Oesterreicher, hatten die Preußen den Feldzug eröffnet. Kaum nämlich war im Spätherbst 1792 General Custine, wie bereits gemeldet, über Mainz bis nach Frankfurt vorgezogen, so ertheilte der König von Preußen seinem Generalissimus, dem Herzog von Braunschweig, Befehl, die Franzosen anzugreifen, und schon am 2. Dezember 1792 nahm dieser die Stadt Frankfurt im Sturm ein, wobei sich die ganze französische Besatzung gefangen geben mußte. Von da schritt der Herzog zur Belagerung von Mainz; weil aber die darin liegenden Franzosen sich in Gemeinschaft mit den republikanisirten Bürgern sehr tapfer wehrten, zog sich die Belagerung sehr in die Länge und die Uebergabe der Festung erfolgte erst am 22. Juli 1793. Nun rückte die preussische Armee vor Landau und jagte am 14. September bei Birmasens ein zum Entsatz herandrückendes französisches Heer unter Moreau (der dafür zurückgerufen und durch den General Hoche ersetzt wurde) in die wildeste Flucht. Inzwischen hatte sich am Oberrhein auch die Reichsarmee, obwohl in sehr geringer Anzahl (sie erreichte kaum die Stärke von 15,000 Mann) gesammelt, und mit ihr vereinigte sich ein österreichisches Corps unter dem altbewährten General Wurmser. Dieser hatte Befehl, in Gemeinschaft

mit dem Herzog von Braunschweig zu operiren, und nach dem Siege von Pirmasens wurde beschlossen, die französischen Befestigungen zwischen Weißenburg und Lauterburg — die sogenannten Weißenburger Linien — zu erstürmen. Der Sturm gelang am 13. Oktober 1793; allein von Stunde an hatte es mit dem einigen Zusammenwirken der Oesterreicher und Preußen ein Ende, weil der General Wurmser sich den Befehlen des preußischen Generalissimus durchaus nicht fügen wollte. Demgemäß begnügte sich Letzterer, die Belagerung von Landau fortzusetzen, ohne irgend etwas Weiteres zu unternehmen; hiedurch aber sah sich der General Wurmser gezwungen, unthätig zwischen Weißenburg und Lauterburg stehen zu bleiben, da er für sich allein zu schwach war, Straßburg, wie er sich vorgenommen hatte, zu attaquiren. So gewann der Nationalconvent Zeit, zwei neue große Armeen auszurüsten, welche den Generalen Hoche und Bichegru anvertraut wurden, und der Befehl lautete: „Landau oder den Tod.“ Alsobald nun, am 28. November wagte Hoche den Angriff auf die Preußen, welche ihm bis Kaiserslautern entgegenrückten; allein so furchtbare Anstrengungen er auch drei Tage lang hinter einander machte und so wenig er das Leben seiner Truppen schonte, so wurde er doch schließlich am 30. November vollständig zurückgeschlagen. In der gleichen Zeit hatte sich Bichegru auf den alten Wurmser bei Weißenburg gestürzt und ihm bis zum 4. Dezember fast jeden Tag ein blutiges Treffen geliefert. Allein einen Erfolg konnte er nicht erreichen, sondern im Gegentheil mußte er bis nach Bitsch zurückweichen. Nunmehr übrigens waren die beiden französischen Generale so klug, ihre Heere zu vereinigen, und schritten, so bald dieß geschehen, am 22. Dezember abermalen zum Sturm auf die Weißenburger Linien. Vier Tage lang wehrte sich Wurmser mannhaft in seiner gedeckten Stellung; weil ihm jedoch der Herzog von Braunschweig zum Entgelt für den früher bewiesenen Ungehorsam keine Hülfe sandte, mußte er schließlich der großen Uebermacht weichen und zog sich unter großen Verlusten über den Rhein nach Mannheim zurück. Jetzt wurde auch die Lage des Herzogs von Braunschweig vor Landau eine sehr mißliche, denn dem großen geeinigten französischen Heere war auch er nicht gewachsen und somit blieb ihm nichts übrig,



als sofort ebenfalls den Rückzug — er nahm von nun an eine feste Stellung zwischen Worms und Oppenheim ein — anzutreten.

Am Schluß des Jahres 1793 konnte man sich nicht verhehlen, daß Preußen dießmal den Krieg nur sehr lahm, ohne irgend welche größere Machtentwicklung geführt habe, und hiefür gab es zwei schwer wiegende Gründe. Einmal den, daß Oesterreich offenbar nicht sowohl darauf ausging, die Revolution in Frankreich zu bändigen, als darauf, Eroberungen zu machen, und hiezu dem Rivalen zu verhelfen, konnte man doch wahrhaftig dem König von Preußen nicht zumuthen. Sodann den, daß das Vorgehen Rußlands in Polen seit dem Jahr 1791 es nöthig machte, ein starkes preussisches Heer nach dieser Seite hin parat zu halten, wodurch natürlich die gegen Frankreich operirende Armee sehr abgeschwächt werden mußte. Am 3. Mai 1791 nämlich hatten sich die Polen eine neue Verfassung gegeben, um dem tief zerrütteten Staate wieder emporzuhelfen und namentlich das schwer lastende Joch des russischen Drucks abzuwälzen. Diese Regeneration Polens aber zu dulden war Katharina II. von Rußland durchaus nicht gesonnen und durch ihren Einfluß auf einen großen Theil des feilen polnischen Adels brachte sie es dahin, daß die von ihr Bestochenen schon am 18. Mai auf der Conföderation von Targowiza gegen die neue Verfassung protestirten. Ja selbst der König Poniatowsky mußte sich auf der Kaiserin von Rußland Befehl mit den Conföderirten einverstanden erklären und natürlich trat sofort Katharina II. als ihre Protektorin auf. Nicht bloß aber dieß, sondern sie ließ auch im Verlauf des Jahres 1792 eine Armee in Polen einrücken, um ihrer Protection Nachdruck zu geben, und diese Armee nahm bis zum Spätherbst selbigen Jahres fast den dritten Theil des Landes in Besitz. Nunmehr konnte der König von Preußen nicht mehr daran zweifeln, daß die russische Kaiserin keine andere Absicht haben könne, als ihre Herrschaft über ganz Polen auszudehnen, und hierin wurde er noch dadurch bestärkt, daß dieselbe sowohl ihn als den Beherrscher Oesterreichs immer und immer wieder mahnen ließ, den Krieg gegen Frankreich doch ja mit der äußersten Energie zu betreiben. Katharina II. wollte ihn offenbar davon abhalten, sich in die polnischen Angelegenheiten zu mischen, um ungehindert dort thun

zu können, was sie wollte, allein durfte er es zugeben, daß die russische Macht so furchtbar anwuchs? Schnell entschlossen stellte er also ein starkes Heer unter dem Feldmarschall von Möllenborn an der polnischen Gränze auf und drohte dasselbe einrücken zu lassen, wenn die russische Kaiserin sich nicht alsbald mit ihm verständigte. Katharina II. hatte nun die Wahl, ob sie es auf's Aeußerste ankommen lassen wolle oder nicht; nach kurzem Besinnen jedoch zog sie die Verständigung dem Kampfe vor und am 23. Januar 1793 kam man hinter dem Rücken Oesterreichs in St. Petersburg über eine zweite Theilung Polens in's Reine. Kaum aber war dieß geschehen, so wurde preussischerseits der Feldmarschall von Möllenborn angewiesen, alle die Provinzen, welche Preußen sich ausbedungen, militärisch zu besetzen (russischerseits geschah dieß durch den General Igelschtröm) und im Juli 1793 mußte der Reichstag von Grodno auch zu dieser zweiten Theilung sein Jawort geben. Rußland, das sich natürlich den Löwenantheil sicherte, gewann dabei vollends ganz Litthauen, Podolien und die Ukraine, im Ganzen 4553 Quadratmeilen mit über 3 Millionen Einwohnern; an Preußen aber fielen außer den Städten Thorn und Danzig mit ihren Gebieten die Wojewodschaften Posen, Gnesen, Kalisch und Lenczig, zusammen 1060 Quadratmeilen mit 1,100,000 Einwohnern. Der Rest von Polen betrug jetzt nicht mehr ganz 4000 Quadratmeilen mit etwa  $3\frac{1}{2}$  Millionen Einwohnern.

Das klägliche Ende des Feldzugs der Preußen und Oesterreicher am Rhein im Jahr 1793 hatte zur Folge, daß die beiderseitigen Heerführer, der Herzog von Braunschweig und der General Wurmsier, sich mit den bittersten Vorwürfen überschütteten, denn Jeder war fest überzeugt, daß der Andere ihn preisgegeben habe. Sie baten daher bei ihren Regierungen um ihre Entlassung und einem Jeden von ihnen wurde sie gewährt. Nicht minder ergrimmt war das österreichische Cabinet — besonders der Minister Thugut —, daß Preußen und Rußland sich erlaubt hätten, die zweite Theilung Polens ohne seine Mitwirkung vorzunehmen, und sofort stand sein Entschluß fest, sich hiefür wenigstens an dem kleinen Preußen zu revanchiren. Diese Gesinnung Oesterreichs aber, obwohl man sie geheim zu halten suchte, konnte dem preussischen Hofe unmöglich verborgen bleiben und nun-



mehr endlich erwachte in Friedrich Wilhelm II. der Gedanke, daß die Association mit Oesterreich ein großer politischer Fehler gewesen sei. Hieraus ersieht man, daß die große gegen Frankreich geschlossene Coalition schon jetzt, das ist mit dem Beginn des Jahres 1794 in die Brüche zu gehen drohte; aber es kam damals doch noch nicht dazu, denn man fürchtete sich in Berlin und in Wien gleich sehr vor der Weiterverbreitung der von Frankreich ausgehenden revolutionären Propaganda. Das tolle Gebahren der Mainzer Clubbisten schreckte die deutschen Monarchen und sie sahen bereits in Jedem, der eine Verbesserung der so sehr im Argen liegenden deutschen Zustände anstrebte, einen Weltumstürzer und Königsmörder. Schon aus diesem Grunde also glaubte Preußen wie Oesterreich sich von dem großen gegen die französische Republik gerichteten Monarchenbündnisse für jetzt noch nicht lossagen zu dürfen, und überdem strengten sich die Regierungen von England und Rußland auf's äußerste an, die beiden deutschen Großmächte von neuem in den Kampf mit Frankreich zu heßen. Namentlich ließ Katharina II. unter der Hand dem Kaiser Franz II. eröffnen, daß sie darauf bedacht sein werde, ihn dafür, daß er bei der dießmaligen Theilung Polens leer ausgegangen sei, reichlich zu entschädigen, während sie umgekehrt dem Könige Friedrich Wilhelm II. vorhielt, er sei schon aus Dankbarkeit wegen des ihm soeben gewordenen Gebietszuwachs verpflichtet, nicht von dem großen Bündnisse abzufallen. Den Hauptentscheid übrigenß gab der englische Ministerpräsident Pitt damit, daß er mit der Verwilligung von Subsidiengeldern nicht kargte und insbesondere an Preußen monatlich 50,000 Pfund Sterling auszahlen ließ. Trotzdem wollte es mit den Kriegsrüstungen der verschiedenen Staaten, die Rüstungen Englands zur See allein ausgenommen, ganz und gar nicht vorwärts gehen und weder das deutsche Reich, noch die Staaten Portugal, Spanien, Sardinien und Neapel gaben ihr längst gewohntes Zaudersystem auf. Nicht minder bewies Oesterreich durch die Unbedeutendheit der Heere, die es aufstellte, daß seine Kräfte längst erschöpft seien, und die Lässigkeit Preußens erschien fast noch auffallender. Die Oesterreicher unter dem Prinzen von Sachsen-Coburg hatten die Aufgabe, wie voriges Jahr von Belgien aus in Nordfrankreich einzubringen, um

dort so viel Land als möglich zu annexiren, und zu Ende April 1794 gelang es dem Prinzen richtig nach einem siegreichen Treffen bei Chateau-Cambresis die Festung Landreches in die Hände zu bekommen. Allein kurze Zeit später, als General Jourdan den Oberbefehl über das französische Heer übernommen hatte, wandte sich das Kriegsglück und am 26. Juni 1794 wurden die Oesterreicher bei Fleurus auf's Haupt geschlagen. In Folge dessen mußte der österreichische Oberfeldherr Belgien preisgeben und die Franzosen rückten sofort, schon am 9. Juli, in Brüssel ein. Noch mehr, sie eroberten nach einander die Festungen Landreches, Condé, Quésnoy und Valenciennes und drangen, die Oesterreicher vor sich hertreibend, Ende August sogar über die Maas vor. Nun legte der Prinz von Sachsen-Coburg den Oberbefehl nieder und dieser wurde dem General Clairfayt übertragen. Allein die Lage der Oesterreicher besserte sich dadurch keineswegs, indem Jourdan den neuen Gegner, nachdem er ihm am 2. Oktober bei Rüllich eine Niederlage beigebracht, zwang, unweit von Düsseldorf über den Rhein zurückzugehen. Unmittelbar darauf nahmen die Franzosen Aachen, Trier, Bonn, Köln und Koblenz weg und besetzten das ganze linke Rheinufer von der Mosel abwärts. Nicht minder schlimm endete der Krieg am Oberrhein, wo der Feldmarschall von Möllendorf die Preußen kommandirte, während der Herzog Albert von Sachsen-Teschen ihn mit einem österreichischen Corps unterstützen sollte. Zwar allerdings im allerersten Anfang, am 22. Mai 1794, errang Möllendorf bei Kaiserslautern einige Vortheile über die Franzosen unter General Michaud und diese mußten die ganze linksrheinische Pfalz räumen; allein von jetzt an kam es zwischen dem Feldmarschall von Möllendorf und dem Herzog von Sachsen-Teschen zu heftigen Streitigkeiten, welche alle weitere Operationen hemmten, und überdem erhielt der preussische Oberfeldherr von seinem Regenten geheime Instruction, sich soviel wie möglich passiv zu verhalten. Somit beschränkte sich Letzterer darauf, sich bei Kaiserslautern zu behaupten, und es gelang ihm dieß auch, trotzdem ihn Michaud mehrmals heftig angriff. Wie aber das österreichische Heer aus Belgien über den Rhein zurückgedrängt war, lag für Möllendorf die Gefahr nahe, daß ihm die Franzosen von Koblenz aus in die Flanke fallen könnten, und somit



zog er sich ebenfalls über den Rhein zurück. Ihm folgte der Herzog von Sachsen-Teſchen auf dem Fuße und jetzt hatten die Deutſchen auf dem ganzen linken Rheinufer nur noch die Feſtung Mainz inne.

Wiederum alſo war der Krieg von Preußen mit großer Arbeit geführt worden und billig fragt man warum? Nun, der Grund lag abermalen nirgends anders, als in den polniſchen Angelegenheiten. Unmittelbar nämlich nach dem Beginn des Feldzugs von 1794 ſtellte es ſich heraus, daß die Kaiſerin Katharina II. nur deswegen ſo eifrig zum Kampf gegen Frankreich getrieben habe, um von neuem freie Hand in Polen zu bekommen. Offenbar trachtete ſie darnach, auch noch den letzten Reſt des Landes zu annexiren; mit Preußen aber wollte ſie dießmal keinenfalls theilen, ſondern höchſtens an Oeſterreich ein Stück ablaſſen, weil dieſes ihr ein weit friedfertigerer Nachbar zu ſein ſchien, und im Frühjahr 1794 unterhandelte ſie hierüber mit dem öſterreichiſchen Miniſter Thugut. Solches erfuhr man in Berlin bald genug und die Folge war eine doppelte. Einmal die, daß ein ſtarkes Beobachtungscorps unter dem Feldmarſchall Schwerin an der polniſchen Gränze aufgeſtellt wurde, und ſodann die, daß Möllenborn die Weiſung erhielt, die Oeſterreicher in ihrem Eroberungskrieg gegen Frankreich im Stiche zu laſſen. Inzwiſchen raffte ſich Polen unter Koſziusko zu einem furchtbaren Verzweiflungskampfe gegen Rußland auf und dieſes hatte alle ſeine Kräfte aufzubieten, um nicht zu unterliegen. Endlich übrigens wurde Koſziusko von General Ferſen gefangen genommen und der eherne Suworoff erſtürmte am 4. November Warſchau. Damit hatte der Aufſtand ein Ende; weil jedoch die Ruſſen den Kampf allein ausfechten mußten — der Feldmarſchall Schwerin wurde von Suworoff aufgefordert, ihm bei der Erſtürmung Warſchaus beizustehen, weigerte ſich aber deſſen, weil er von Berlin aus hiezu nicht ermächtigt ſei — beſtärkte ſich Katharina II. noch in dem Vorſatz, dem König von Preußen von der letzten polniſchen Beute nichts zukommen zu laſſen. Oeſterreich dagegen, das gerne an dem Kampfe Theil genommen hätte, wenn es im Stande geweſen wäre, ſo ſchnell eine Armee aufzubringen, ſollte ſeine richtige Portion bekommen und hierüber wurde mit dem Wiener Cabinet ſchon am 3. Januar 1795 ein förmlicher Vertrag abgeſchloſſen.

Man hielt ihn sehr geheim, diesen Vertrag, allein man erfuhr seine Einzelheiten doch bald genug in Berlin und nun traten Folgen ein, welche man weder in Wien noch in St. Petersburg erwartet hätte. Die Partei nämlich am preussischen Hofe (zu ihr gehörte besonders der Minister Graf von Haugwitz und der Marschese Lucchesini), bei welcher es schon seit mehr als einem Jahre feststand, daß die Verbindung mit Oesterreich zu gemeinsamem Vorgehen gegen Frankreich ein politischer Fehler gewesen sei, bekam jetzt unbedingt das Uebergewicht und ihr Rath: „Preußen müsse sich mit dem Feinde im Westen auf irgend eine Weise abfinden, um seine ganze Macht im Osten einsetzen zu können“, fand Wiederhall im Herzen Friederich Wilhelms II. Mit andern Worten, man drang jetzt von allen Seiten in den König von Preußen, mit den Franzosen einen Separatfrieden abzuschließen, damit er seine ganze Armee parat habe, um Rußland und Oesterreich zu zwingen, ihn an der letzten Theilung Polens ebenfalls Theil nehmen zu lassen, und so gedrängt entschloß sich endlich der Monarch, mit den „Königsmördern“ (die Schreckensregierung Robespierres war übrigens damals bereits gestürzt) in Paris in Unterhandlung zu treten. Der Anfang wurde damit gemacht, daß sich der Feldmarschall von Möllendorf mit dem französischen Gesandten in der Schweiz, Barthélémy, wegen Auswechslung der Gefangenen in Verbindung setzte, und die Verhandlungen hierüber führten um so schneller zu Erörterungen über die Friedensbedingungen, als die französische Regierung schon lange darnach strebte, Preußen von der großen Coalition abzutrennen. Sobald man aber einmal auf diesen Punkt zu sprechen gekommen war, sandte Friederich Wilhelm II. den Grafen von Holz als seinen Bevollmächtigten nach Basel, wo Barthélémy als französischer Bevollmächtigter seinen Sitz hatte, und wie Holz ein paar Tage später, im Februar 1795, schnell wegstarb, wurde ihm der Graf von Hardenberg, ein geborener Hannoveraner, der aber schon frühe in preussische Dienste trat, substituiert. Bei den Verhandlungen waren übrigens nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden, denn einmal verlangte Preußen, daß die sämtlichen norddeutschen Gebiete, welche jenseits des Rheins lagen, in den Frieden miteingeschlossen würden, und sodann bestand Frankreich darauf, daß künftig der Rhein



die französische Gränze bilden solle, was für Preußen den Verlust aller seiner linksrheinischen Besitzungen nach sich zog. Trotz allem dem jedoch wurde der Frieden schon am 5. April 1795 unterzeichnet und seine — damals übrigens noch geheim gehaltene — Hauptbestimmung ging dahin, daß Preußen seine linksrheinischen Besitzungen an Frankreich abzutreten habe, dafür aber durch andere Gebiete, insbesondere durch einzuziehende katholische Bisthümer, die in jetziger Zeit kein Recht zur Existenz mehr hätten, in Deutschland selbst entschädigt werden solle. Auch zog man eine Demarkationslinie mitten durch Deutschland hindurch, welche Norddeutschland von Süddeutschland abtrennte, und bestimmte, daß alle hinter dieser Linie liegenden deutschen Gebiete, also außer Preußen auch die Oberpfalz, die beiden Hessen, das Fränkische, Sachsen, Westphalen, Oldenburg und Mecklenburg, sich vollkommener Neutralität zu erfreuen hätten.

Nunmehr nach dem Abschluß dieses schmachvollen Friedens, welchen man „den von Basel“ nannte, konnte Friederich Wilhelm II. bei der beabsichtigten dritten Theilung von Polen ein gewichtiges Wort mit sprechen und er that es auch sogleich, indem er gegen den zwischen Oesterreich und Rußland zu Stande gekommenen Separatvertrag vom 3. Januar 1795 Protest einlegte. Nicht bloß aber dieß, sondern er drohte sogar, mit seiner ganzen Armee in Polen einzurücken, wenn man sich nicht dazu bequeme, ihm einen entsprechenden Antheil an der Beute zu gewähren, und da es nun weder Rußland noch Oesterreich — letzteres brauchte seine Armee gegen Frankreich und ersterem stand ein Krieg mit der Türkei bevor — auf's Aeußerste ankommen lassen wollte, so fügten sich beide in das Unvermeidliche. So kam im Oktober 1795 in St. Petersburg der dritte Theilungsvertrag zu Stande, laut welchem Rußland 2030 Quadratmeilen mit 1,200,000 Einwohnern, Oesterreich 834 Quadratmeilen mit einer Million und Preußen 997 Quadratmeilen mit der Hauptstadt Warschau und ebenfalls einer Million Einwohnern bekam. Zum Glück aber für Deutschland hatte, wie wir später sehen werden, dieser polnische Erwerb, so weit er Preußen betraf (obwohl sich Friederich Wilhelm II. unendlich viel auf ihn zu gutthat) keinen allzulangen Bestand, denn sonst hätte das Haus Hohenzollern seinem deutschen Character und

Beruf, durch den es sich gegenüber dem Hause Habsburg so sehr auszeichnete, nothwendig untreu werden müssen.

## Zweites Kapitel.

Vom Frieden von Basel bis zum Reichsdeputationshauptschluß.

(1796—1803.)

Nachdem Preußen sich vom Kriege zurückgezogen, hätte auch Oesterreich, seiner Erschöpfung wegen, gerne seinen Frieden mit Frankreich gemacht und erklärte sich in den Verhandlungen, die man darüber eröffnete, sogar bereit, Belgien abzutreten, wenn ihm Frankreich dafür den Besitz von Bayern gewährte. Allein die Franzosen verlangten außer Belgien noch das ganze linke Rheinufer mit dem Breisgau rechts vom Rheine, sowie in Italien die Lombardei und dieß war dem österreichischen Cabinet doch allzuviel. Somit blieb nichts übrig, als, nachdem die Waffen fast den ganzen Sommer über geruht hatten, den Krieg fortzusetzen, und man rechnete aus zwei Gründen sogar auf einen sicheren Erfolg. Einmal nämlich versprach Katharina II. von Rußland, sich endlich an demselben ernsthaft mit Heer und Flotte zu betheiligen, und zum andern machte sich England nicht nur anheischig, ein starkes aus Engländern und Hannoveranern bestehendes Corps in's Feld zu stellen, sondern auch zum Unterhalt der österreichischen Armee jährlich vier Millionen Pfund Sterling (48 Millionen Gulden) beizusteuern. Der Oberbefehl über das österreichische Hauptheer am Unterrhein ward dem bewährten General Clairfayt übertragen und ihm stand der französische General Jourdan gegenüber; am Oberrhein aber kommandirte die Oesterreicher der General Wurmsier, während die Franzosen von Pichegru geführt wurden. In der Stärke waren sich die verschiedenen Armeen so ziemlich gewachsen; allein deswegen befanden sich die Franzosen anfangs doch in bedeutendem Vortheil, denn einmal sammelten sich die



österreichischen Heere nur sehr langsam und so dann gelang es der französischen Regierung, den feigen Kurfürsten von Pfalz-Bayern durch Drohungen so sehr einzuschüchtern, daß er davon abstand, die ihm gehörigen Rheinfestungen mit Nachdruck zu vertheidigen. So fiel Düsseldorf mit seinen großen Kriegsvorräthen (353 Kanonen, 10,000 Flinten und Munition in schwerer Menge) schon in der Mitte des Septembers in die Hände des Generals Jourdan und fast zu gleicher Zeit (20. September) konnte sich Pichegrü des eben so wohl versehenen Mannheims bemächtigen. Daraufhin beauftragten die französischen Oberbefehlshaber den tapferen General Marceau mit der Belagerung von Mainz, das sich, wie wir wissen, seit dem Sommer 1793, wieder in deutschen Händen befand; sie selbst aber überschwebten das ganze rechtsrheinische Ufergebiet, so weit es nicht zu Preußen gehörte, mit ihren Schaaren und preßten dasselbe in ihrer Geldgier auf das furchtbarste aus. Außerdem ließen sie den Leidenenschaften ihrer rohen Soldaten freien Lauf und Plünderung, Mord und Brand nebst Frauenschändung und anderen viehischen Ausschweifungen waren ganz alltägliche Ereignisse. Doch endlich hatten die österreichischen Oberbefehlshaber ihre Armeen ebenfalls gesammelt und schritten nun alsbald zur Offensive. An der Ridda bei Höchst griff Clairfayt am 11. Oktober den General Jourdan an und brachte ihm eine solche Niederlage bei, daß seine Truppen über Hals und Kopf in völliger Auflösung über den Rhein retirirten. Nicht viel besser erging es den 30,000 Mann, mit welchen General Marceau die Festung Mainz belagerte, denn am 29. Oktober warf sie Clairfayt ebenfalls über den Rhein zurück (wobei Marceau fiel) und befreite damit die hart bedrängte Stadt. Weit früher schon, am 24. September, war es der Vorhuth des Generals Wurms, welche der tapfere Quosdanovich führte, gelungen, einer Abtheilung der Pichegrü'schen Armee bei Handschuchsheim eine blutige Schlappe beizubringen, und am 18. Oktober erfocht Wurms selbst bei Mannheim einen glänzenden Sieg über das Pichegrü'sche Hauptheer. Doch glückte es dem französischen General noch vorher, ehe er über den Rhein retirirte, 10,000 Mann in die Stadt Mannheim zu werfen, und Wurms mußte also zur förmlichen Belagerung derselben schreiten.

Sie kostete viel Zeit und Mühe, endete aber glorreich genug, denn am 22. November mußte sich die Festung ergeben und die 10,000 Mann starke Besatzung wurde Kriegsgefangen.

Trotz dieses glorreichen Feldzugs bewilligte der österreichische Premierminister Thugut den Franzosen am Neujahrstag 1796 einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit mit zehntägiger Kündigungsfrist, indem er hoffte, derselbe werde sich nach kurzem in einen dauernden Frieden umwandeln lassen. Die französische Regierung aber hatte ihn nur erstrebt, um während seiner Dauer die großartigsten Kriegsrüstungen treffen zu können, denn sie wollte dießmal auch in Italien eine starke Macht aufstellen, weil sie überzeugt war, der dort kommandirende Obergeneral werde es möglich zu machen wissen, über die Alpen in das Herz Oesterreichs vorzudringen. Dieser Obergeneral war Napoleon Bonaparte, ein damals erst siebenundzwanzigjähriger Offizier, der sich aber bei der Wiedereroberung von Toulon (gegen die Engländer) als ein militärisches Genie erster Größe bewährt hatte und damit noch eine Kühnheit, Unermüdblichkeit, Umsicht und Thatkraft verband, wie sie kein anderer damals lebender General besaß. Trotzdem hätte man glauben sollen, er werde nicht viel haben ausrichten können, denn wie er am 10. April 1796 den Feldzug eröffnete, zählte das Heer, das man ihm unterstellte, nicht viel über 40,000 Mann (mehr hatte die französische Regierung nicht aufbringen können), während ihm gegenüber die Oesterreicher unter dem alten erfahrenen General Beaulieu 60,000, und die mit ihnen verbündeten Sardinier unter dem Grafen Colli 30,000 Mann stark waren. Allein der General Bonaparte verstand es durch wunderbar schnelle Bewegungen die feindlichen Corps getrennt anzugreifen und so seinen Gegnern Niederlagen zu bereiten, die ganz unmöglich gewesen wären, wenn dieselben zu einem Ganzen vereinigt gefochten haben würden. So schlug er, nachdem er sein Heer in einer einzigen Nacht concentrirt, das feindliche Centrum, lauter Oesterreicher unter Argenteau, erstmals am 11. April bei Montenote und dann schnell nachdrängend zum zweiten Male am 14. April bei Millesimo. Dadurch aber wurde der linke feindliche Flügel (Oesterreicher) von dem rechten (Sardinier) total getrennt und, während nun die im Centrum geschlagenen Oesterreicher sich



wieder zu sammeln suchten, warf sich Bonaparte auf die Sardinier, trieb sie aus ihrem verschanzten Lager bei Ceva und schlug sie am 28. April bei Mondovì so auf's Haupt, daß Graf Colli mit den Trümmern seines Corps bis hinter die Stura zurückweichen mußte. Diese großartigen Erfolge schreckten den hochbetagten König Victor Emanuel von Sardinien so sehr, daß er bei Bonaparte demüthig um einen Waffenstillstand nachsuchte, welchen er am 28. April erhielt. Aus dem Stillstand aber wurde schon am 15. Mai ein Definitivfrieden und in diesem trat Victor Emanuel Savoyen und Nizza an Frankreich ab. Während dieser Verhandlungen übrigens war Bonaparte auch im Felde unermüdblich und folgte den Oesterreichern, die sich langsam über den Po und die Adba zurückzogen, auf dem Fuße. Hinter der Adba endlich stellte sich der österreichische Oberbefehlshaber, fest entschlossen, den Franzosen den Uebergang zu wehren, und am 10. Mai 1796 kam es bei Lodi zu einer furchtbar blutigen Schlacht. Sie endigte mit der vollständigen Niederlage der Oesterreicher und nun retirirte Beaulieu mit den Trümmern seines Heeres über den Mincio gegen Tyrol hin. Bonaparte aber zog sofort am 15. Mai siegreich in Mailand ein und gleich nach diesem Einzug beeilten sich alle Fürsten Italiens, die Herzoge von Parma und Modena, der König von Neapel und selbst der Papst, seine Freundschaft mit den größten Opfern zu erkaufen.

In einem Feldzug von nur wenigen Wochen waren also die sämtlichen österreichischen Besitzungen in Oberitalien, die Festung Mantua allein ausgenommen, deren Belagerung aber sofort angeordnet wurde, an den General Bonaparte verloren gegangen, und während dieser ganzen Zeit hatte der Waffenstillstand am Rhein keine Unterbrechung erlitten. Es standen sich dort wieder, wie im vorigen Jahre, zwei Heere gegenüber, je ein kleineres am Oberrhein und je ein stärkeres am Unterrhein; in Beziehung auf die Befehlshaber jedoch war ein kleiner Wechsel vorgenommen worden. Statt des Generals Bichegrü nämlich kommandirte jetzt über die französische Armee am Oberrhein der General Moreau und über die österreichische Armee am Unterrhein statt Clairfayts — der das ewige Hofmeistern von Wien aus nicht länger ertragen mochte — der Erzherzog Karl. Im

Uebrigen blieb Alles wie zu Ende des Jahrs 1795 und die beiderseitigen Heere beobachteten sich, ohne das Schwert zu ziehen. Jetzt aber, zu Ende Mai, kündigte man von Wien aus, im Zorn über die Fortschritte der Franzosen in Italien, plötzlich den Waffenstillstand und gab zugleich dem General Wurmsers den Befehl, mit 25,000 Mann, die er seinem Heere am Oberrhein abzutrennen hatte, nach Italien zu marschiren. Zum Nachfolger am Oberrhein gab man ihm den General Latour und versetzte natürlich nicht, diesem zu versprechen, daß man das durch den Abgang der 25,000 Mann geschwächte Heer alsbald wieder ergänzen werde. Dieses Versprechen jedoch hielt man nie und so befand sich Latour dem General Moreau gegenüber von Anfang an in großem Nachtheil. Was nun übrigens den Krieg selbst betrifft, so eröffnete ihn der General Jourdan damit, daß er am 4. Juni bei Düsseldorf über den Rhein ging und sofort die Lahngegenben mit seinem großen Heere überschwemmte. Nun aber nahte der Erzherzog Karl in Eilmärschen von Mainz her, brachte die Franzosen am 15. Juni bei Wehlar zum Stehen und nöthigte sie schließlich durch das siegreiche Treffen bei Kircheip, noch vor Ende Juni wieder über den Rhein zurückzugehen. Inzwischen war der General Moreau in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni bei Straßburg ebenfalls über den Rhein gegangen, hatte im Fluge Kehl erobert und drängte nun den General Latour weiter und weiter zurück. Sofort eilte der Erzherzog Karl mit einem Theil seines Heeres (der andere Theil unter General Wartenstein sollte den General Jourdan beobachten) vom Unterrhein herbei und warf sich am 9. Juli dem General Moreau bei Ettlingen entgegen. Das Treffen endete aber für die österreichischen Waffen höchst unglücklich und um das Maß vollzumachen, traf zugleich auch die Nachricht ein, daß General Jourdan nicht bloß wieder über den Rhein gegangen sei, sondern auch das gegen ihn aufgestellte Beobachtungsheer zweimal, am 7. Juli bei Neukirchen und einige Tage später bei Friedberg zurückgeschlagen habe. Jetzt lag die Gefahr nahe, daß Moreau und Jourdan sich die Hand reichen würden, um den Erzherzog in ihrer Mitte zu erdrücken, und es blieb also letzterem nichts übrig, als sich so schnell als möglich an die Donau zurückzuziehen. Dort, bei Ingolstadt, machte er Halt, um wenigstens



die österreichischen Erblande zu decken, allein von hier aus konnte er es nicht verhindern, daß nun die beiden französischen Heere sich widerstandslos über die vor ihnen liegenden deutschen Lande verbreiteten. General Moreau drang über den Schwarzwald in's schwäbische Oberland und von da aus bis tief in's Bayerische hinein; General Jourdan aber eilte durch Hessen-Darmstadt in's Fränkische, nahm am 16. Juli Frankfurt am Main weg und warf sich dann durch den Spessart in die Oberpfalz.

Wie nun die Franzosen in den von ihnen occupirten Ländern hausten! Es läßt sich dieß mit Worten kaum beschreiben; dagegen darf ich nicht verschweigen, daß die Truppen Jourdans es doch noch scheußlicher zu treiben verstanden, als das Moreau'sche Heer. Nichts war vor ihren räuberischen Händen sicher, nicht einmal das Heiligthum der Kirchen; aus den Privathäusern aber schleppten sie ohnehin Alles fort, was nicht niet- und nagelfest war. Dazu dann überall Mord und Brand; überall die empörendsten Gewaltthaten, die unerhörtesten Mißhandlungen, die viehischsten Ausschweifungen! Das waren keine Soldaten mehr; nein, das waren Räuberbanden mit Räuberhauptleuten, wie die Generale Vandamme, Delmas, Duhem und Laroché an der Spitze. Wären nun die Fürsten, Prälaten und Reichsstädte in Schwaben, Franken und Bayern gegen jene Verbrecherhorden zusammengestanden, sie hätten dieselben, auch in Ermangelung aller regelmäßigen Truppen, sämmtlich massacriren können; allein alle diese kleinen Territorialherren besaßen weder Kopf noch Herz und suchten ihr Heil einzig und allein darin, von den Franzosen durch unerhörte Leistungen, Schonung von Leib, Leben und Eigenthum zu erkaufen. So als die ersten die Städte Frankfurt und Nürnberg, von denen die eine 10, die andere 3 Millionen Franken bezahlte. So als die zweiten die Regenten von Baden und Württemberg, welche zusammen 6 Millionen Franken opfern und noch überdem ihre Besitzungen links vom Rhein abtreten mußten. So als die dritten die Reichsstädte Eßlingen und Reutlingen, sowie die Stifte Rempten, Buchau und Lindau, welchen im Ganzen 8 Millionen auferlegt wurden. So als die vierten der schwäbische und fränkische Kreis, deren Loskaufsumme je 12 Millionen Franken betrug. Kurz alle zahlten,

statt zu kämpfen, und hatten zum Schaden noch den Spott, denn der Feind hörte deshalb mit seinen schamlosen Requisitionen, Erpressungen, Gewaltthaten und Mißhandlungen doch nicht auf.

Inzwischen war General Moreau, von den Oesterreichern unter Latour wenig belästigt, in der dritten Woche des August über den Lech bis gegen München hin vorgebrungen, während in derselben Zeit Jourdan die Oesterreicher unter Wartensleben über Schweinfurt und Bamberg bis an die Naab hinter Amberg zurückgeworfen hatte. Der Erzherzog Karl aber stand zwischen Ingolstadt und Regensburg, um dem Feind den Uebergang über die Donau und damit den Einmarsch in's Oesterreichische zu wehren. Nun endlich beabsichtigte General Jourdan sich mit dem Moreau'schen Heere in Fühlung zu setzen, um den Erzherzog vereint anzugreifen, und diese Bewegung sollte der General Bernabotte, welcher den rechten Flügel der Jourdan'schen Armee kommandirte, ausführen. Bernabotte rückte also am 20. August nach Neumarkt auf der Straße nach München und setzte diesen Marsch am 21. fort. Kaum aber hatte der Erzherzog Karl durch seine Rundschaffter hiervon Kenntniß erhalten, so verließ er seine feste Stellung bei Ingolstadt und warf sich dem General Bernabotte entgegen. Bei Deining kam's dann am 22. zum Treffen und Bernabotte, der sich in der großen Minderheit befand, wurde bis zur Vernichtung geschlagen. Rasch stürmte darauf der Erzherzog gegen Amberg vorwärts, wo Jourdan mit dem Hauptheere stand, und zugleich flogen Eilboten an den General Wartensleben an die Naab, ebenfalls gegen Amberg vorzugehen. Es geschah und am 24. August wurde Jourdan von hinten und vornen zumal angegriffen. Die Folge aber war seine totale Niederlage, die ihn nöthigte, Hals über Kopf den Rückzug über Bamberg nach Würzburg anzutreten. Noch mehr, dieser Rückzug nahm schon nach kurzem den Charakter einer ungeordneten Flucht an, weil Mannszucht nie die starke Seite der Armee Jourdan's gewesen war, und wie er nun am 3. September Würzburg erreichte, gebot er kaum mehr über 40,000 Mann. Umgekehrt hatte der Erzherzog Karl, der den Franzosen natürlich stets auf der Ferse blieb, nach seiner Vereinigung mit Wartensleben wieder alle seine Streitkräfte bei einander und wie daher am 3. und 4. September bei Würzburg der zweite



Zusammenstoß erfolgte, wurde die Niederlage Jourdan's eine vollendete. Vollkommen aufgelöst flohen seine Schaa ren in einzelnen Trupps über Hammelburg und Brückenau durch den Spessart und das Rhöngebirge — denn die Straße nach Frankfurt hatte ihm der Erzherzog Karl verlegt — dem Rheine zu, allein nur wenige Tausende erreichten ihn. Ueberall nämlich, in allen Dörfern und Städten, durch die sie kamen, waren die Bauern und Bürger aufgestanden und fielen unter dem Geheul der Sturmglocken mit Sensen, Heugabeln und Dreschflegeln über sie her. Sie wollten ihre Rache haben, die schwer mißhandelten Bauern und Bürger, und ohne Gnade und Erbarmen wurden die Franzosen, welche in kleineren Trupps dahinflohen, todtgeschlagen. Ja selbst größere Abtheilungen entgingen der Vernichtung nicht, denn an die Spitze der wüthenden Rächer stellten sich Jäger und Förster, welche im Spessart und in der Rhön jeden Weg und Steg kannten und deßhalb im Stande waren, die zu Ueberfällen bestgeeigneten Engpässe und Schluchten zu besetzen.

In derselben Zeit, da die Jourdan'sche Armee bei Würzburg fast vernichtet wurde, stand General Moreau in München, denn die Oesterreicher unter Latour waren nicht im Stande gewesen, ihn aufzuhalten, sondern hatten sich bis nach Rain, hinter den Lech, zurückziehen müssen. Nun sah Moreau, als er die Kunde von der Niederlage Jourdan's erhielt, gut genug ein, daß er sich in Bayern nicht halten könne, weil ihm sonst der Erzherzog Karl den Rückzug an den Rhein abschneiden würde; allein deßwegen wollte er sich doch die reiche Beute in München nicht entgehen lassen und blieb daher unbekümmert stehen. Unthätig aber war er nicht, sondern er benützte vielmehr diese wenigen Tage dazu, die bayerische Regierung — der Kurfürst Karl Theodor war schon eine Woche vorher feige nach Dresden entflohen und hatte einigen höheren Beamten, wie den Grafen Arco, Seinsheim und Thurn und Taxis das Regiment übergeben — durch Drohungen so einzuschüchtern, daß sie am 7. September zu Pfaffenhofen einen Vertrag mit ihm abschloß, in welchem er versprach, dem Kurstaate Bayern unter nachfolgenden Bedingungen Schonung angedeihen zu lassen. Erstens mußte Bayern sich für neutral erklären und durfte an dem Kriege weiter keinen Theil mehr nehmen. Zweitens hatten die Franzosen

Anspruch auf freien Durchzug und freies Quartier. Drittens endlich waren an das französische Armeekommando 10 Millionen Franken baar Geld, 3300 Pferde, 200,000 Centner Getreide, 100,000 Säcke Hafer, 200,000 Centner Heu, 100,000 Paar Schuhe und 30,000 Ellen Tuch abzuliefern. Zu solch' schmählischem Uebereinkommen verstand sich die bayerische Regierung, d. i. die Regierung des drittgrößten Staates in Deutschland, und erst nachdem dasselbe in den nächsten zwei Tagen in allen seinen Theilen ausgeführt war, trat Moreau seinen Rückzug an. Es war dieß ein äußerst schwieriges Unternehmen, denn der Weg bis an den Rhein betrug über hundert Stunden und der Graf Latour saß der retirirenden Armee überall auf den Fersen. Ueberdem hatte Moreau mit dem Hasse der Einwohner zu kämpfen, welche jezt ebenfalls wie im Spessart zu den Waffen griffen, und endlich lag die Gefahr nahe, daß ihm der Erzherzog Karl den Rheinübergang wehren würde. Trotzdem gelang es ihm, obwohl allerdings nicht ohne große Verluste, in dem Zeitraum von fünf Wochen seine Heimkehr über Ulm, Kottweil und das Höllenthal auf dem Schwarzwald bis an den Rhein zu bewerkstelligen, und selbst einem letzten Angriff des Erzherzogs Karl, der ihn am 25. Oktober bei Schliengen zwischen Freiburg und Basel erreichte, entging er durch einen schnellen nächtlichen Uebergang über den Rhein bei Hüningen.

Der Rheinfeldzug von 1796 endete also höchst glorreich für die österreichischen Waffen, allein deswegen stand es doch um die Aussichten auf das Jahr 1797 schlimm genug. Einmal nämlich drang die öffentliche Meinung in England mit Energie darauf, daß man mit Frankreich Frieden mache, und in Folge dessen sah sich die englische Regierung gezwungen, im Frühjahr 1797 den Lord Malmesbury nach Lille zu senden, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Sodann starb am 17. November 1796 die Kaiserin Katharina II. von Rußland und ihr Nachfolger Paul I. sagte sich sogleich, aus Haß gegen die Verstorbene, von der großen Coalition los. Endlich, und das war die Hauptsache, hatten sich die Verhältnisse in Italien nicht gebessert, sondern es liefen vielmehr mit jeder Woche traurigere Nachrichten von dort ein. Nachdem nämlich General Beaulieu im Sommer 1796 von Bonaparte mit den Trümmern seiner Armee nach Südtirol



zurückgedrängt war, besaßen die Oesterreicher in ganz Oberitalien nur noch die Festung Mantua und diese wurde von den Franzosen hart belagert. Die österreichische Regierung sandte also den altbewährten General Wurmsers mit 25,000 Mann frischer Truppen vom Oberrhein nach Tyrol, um das Glück der Waffen wiederherzustellen, und in Tyrol zog Wurmsers alsbald die Trümmer des Beaulieu'schen Heeres an sich. Hiedurch, sowie durch weiteren Zug aus Tyrol selbst brachte er seine Armee auf 70,000 Mann und da ihm nun Bonaparte trotz der Verstärkungen, die auch er erhalten, nicht mehr als 50,000 Mann entgegenstellen konnte, so hoffte er auf einen sicheren Erfolg. In drei Kolonnen — die erste ober der rechte Flügel unter Quosdanowich, die zweite ober der linke Flügel unter Davidowich, und die dritte, das ist das Centrum unter ihm selbst — brach er also aus dem Etschthale hervor und sein Plan war, daß sich alle drei Kolonnen vor Mantua einigen sollten, um den General Bonaparte, der mit dem französischen Hauptheere die Belagerung jener Festung betrieb, vor derselben einzuschließen. Doch kaum hatte der französische Oberfeldherr von diesen Bewegungen genaue Kunde bekommen, so hob er die Belagerung Mantua's auf, zerstörte sein ganzes Belagerungsgeräth, zog mit Blitzesschnelle seine Divisionen zusammen, warf sich am 3. August bei Lonato mit seiner ganzen Macht auf den General Quosdanowich und schlug ihn so furchtbar, daß derselbe mit den wenigen Trümmern seines Heeres nach Tyrol entfliehen mußte. Daraufhin wandte sich Bonaparte gegen Wurmsers selbst und brachte ihm am 5. August bei Castiglione eine ebenso schreckliche Niederlage bei, welche ihn nöthigte, ebenfalls in Tyrol Sicherheit zu suchen. Selbstverständlich mußte nun auch Davidowich dahin retiriren, weil er für sich allein das Feld nicht behaupten konnte, und sofort begann Wurmsers — während Bonaparte die Festung Mantua von neuem einschloß — das mühsame Geschäft, seine Armee durch Verstärkungen neu zu organisiren. Zu Ende August wurde er damit fertig und von neuem ging's nun vorwärts; allein weil er sein Heer auch diesmal, wie früher, in drei Kolonnen theilte, so ereilte ihn dasselbe Schicksal, dem er schon einmal unterlegen war. Zuerst überfiel Bonaparte, der es verstand, seine Divisionen gleichsam über Nacht

zu concentriren, den General Davidowich am 4. September bei Roveredo und schlug ihn fast bis zur Vernichtung. Dann wandte er sich in forcirten Märschen nach dem Brentathal, durch welches Wurmser vorbrang, und brachte ihm nicht nur am 8. September bei Bassano eine schwere Niederlage bei, sondern zwang ihn auch, seinen Rückzug gegen Mantua hin zu nehmen. Sofort eilte er ihm nach, schlug ihn hart vor Mantua am 19. September von neuem und nöthigte ihn dadurch sich mit allen seinen Truppen in die menschenüberfüllte Festung zu werfen. Um nun diese Festung um jeden Preis zu retten, rüstete Oesterreich ein neues Heer von 45,000 Mann aus, welches dem General Alvincz anvertraut wurde; allein Bonaparte besiegte auch ihn bei Arcole in der blutigen dreitägigen Schlacht vom 15. bis 17. November, so daß demselben nichts übrig blieb, als mit den Trümmern seines Heeres bis nach Trient in Südtirol zurückzuweichen. Nochmals raffte sich Oesterreich auf und sandte dem Geschlagenen Verstärkungen. Doch wie derselbe nun über Roveredo, Vincenza und Padua von neuem vorrückte, stellte sich ihm Bonaparte am 14. Januar bei Rivoli entgegen und schlug ihn fast bis zur Vernichtung. Ueber 13,000 Mann fielen gefangen in des Siegers Hände und in völliger Auflösung flohen die Oesterreicher das Etschthal hinauf. Jetzt konnte Bonaparte alle seine Streitkräfte zur Belagerung Mantua's verwenden und am 2. Februar 1797 mußte sich die Festung mit ihrer ganzen Besatzung (dem Wurmser'schen Heere) ergeben.

Das waren die Hiobsposten aus Italien, von denen ich oben gesprochen, und in Wien steigerte sich in Folge derselben die Verzweiflung so, daß man sofort den Erzherzog Karl vom Oberkommando am Rhein abberief, um ihn dem General Bonaparte entgegenzustellen. Allein ein neues Heer aus der Erde zu stampfen, dazu besaß Oesterreich die Kraft nicht mehr und man mußte also der Rheinarmee die besten Kräfte entziehen, um dem Erzherzog nur wenigstens ein Corps von 35,000 Mann unterstellen zu können. Umgekehrt dagegen brachte Bonaparte durch Verstärkungen, die ihm Bernabotte und Delmas aus Frankreich zuführten, seine Armee jetzt auf 70,000 Mann und faßte sofort den kühnen Entschluß, den Krieg nach Innerösterreich zu tragen, um den Frieden in Wien zu dictiren. Sofort beorderte er den



General Joubert mit 17,000 Mann nach Tyrol, um dort die Oesterreicher unter Alvinczy festzuhalten, und er selbst trat Ende Februar 1797 den Marsch über Friaul nach Innerösterreich an. Zum ersten Mal stellte sich ihm der Erzherzog Karl am 16. März bei Balvassone am Tagliamento entgegen, ward aber seiner Schwäche wegen mit leichter Mühe zurückgeworfen. Ganz denselben Mißerfolg hatte der Erzherzog nachher bei Tarvis, Gradiska und Chiusa-Veneta und am 25. März stand Bonaparte bereits in Laibach, der Hauptstadt von Krain. Drei Tage später schlug er sein Hauptquartier in Klagenfurt (Kärnthén) auf und am 2. April brachte er dem Erzherzog bei Neumarkt im Steyrischen eine neue Niederlage bei. Am 5. April wurde Judenburg erreicht und die Vorhuth bis nach Leoben vorgeschoben. Von hier aus aber war es nur noch fünf Tagemärsche bis nach Wien und der Kaiser Franz entfloß also eiligst mit dem ganzen Hofe nach Ungarn.

Trotz dieser immerwährenden Siege befand sich übrigens Bonaparte in keiner beneidenswerthen Lage. Vor ihm stand der Erzherzog Karl, bemüht Verstärkungen an sich zu ziehen und zugleich das Landvolk zu bewaffnen. Hinter ihm bereiteten sich die Venetianer zum Kriege, weil er durch seinen Zug durch Friaul ihr Gebiet schwer verletzt hatte. Mit Frankreich war der weiten Entfernung wegen die unmittelbare Verbindung unterbrochen und selbst aus Italien konnten Hülfsmittel nur mit Mühe herbeigeschafft werden. Wenn sich also das bisherige Kriegsglück nur um ein Weniges wendete, so konnte das französische Heer in böse Nöthen gerathen und dieses erwägend beschloß Bonaparte den Oesterreichern, die ohnehin genugsam gedemüthigt waren, den Frieden anzubieten. Er that dieß von Judenburg aus und mit tausend Freuden griff man in Wien nach der dargebotenen Hand. Schon am 7. April schloß man einen Waffenstillstand ab und den anderen Tag begannen in Leoben die Unterhandlungen über den Präliminarfrieden. Zehn Tage später, am 18., unterschrieb man diesen, nachdem man sich merkwürdig schnell über die Hauptgrundzüge geeinigt hatte, und bestimmte das Schloß in Campo-Formio als Congreßort für die Feststellung des Definitivfriedens. Das ganze Geschäft drehte sich übrigens nur um zwei Hauptpunkte. Einmal

darum, daß Oesterreich auf Belgien und die Lombardei verzichte und zufrieden sei, dafür Venedig, welches Bonaparte in den nächsten paar Wochen zu erobern gedachte, zu erhalten. Sodann darum, daß künftighin der Rhein als die natürliche Gränze zwischen Frankreich und Deutschland gelten solle und der Kaiser sich verpflichtete, die deutschen Reichsstände auf einem in einer Gränzstadt abzuhaltenden Congreß zu Abtretung alles deutschen Landes links vom Rheine zu vermögen.

Während all' dieß geschah, standen am Ober- und Unterrhein wieder zwei österreichische Heere zweien französischen — das eine unter Latour dem General Moreau, das andere unter Werned (dem Nachfolger des Erzherzogs Karl) dem General Hoche (dem Nachfolger Jourdan's, den die französische Regierung abgesetzt hatte) — gegenüber; allein dießmal in sehr verschiedener Stärke, weil der Erzherzog Karl 35,000 Mann der besten Truppen mit sich genommen hatte. Darum konnte es Latour nicht verhindern, daß Moreau am 13. April bei Straßburg über den Rhein ging und dann nach Eroberung aller festen Plätze im Breisgau Anstalt traf, durch den Schwarzwald abermals bis nach Bayern vorzudringen. Ebenso leicht wurde es dem General Hoche bei Düsseldorf den Rheinübergang zu erzwingen und dann alles Land dießseits und jenseits der Lahn bis nach Frankfurt hin in Besitz zu nehmen. Weiteren Fortschritten der Franzosen machte nun allerdings der in Leoben abgeschlossene Präliminarfrieden ein Ende, allein bis zur Festsetzung des Definitivfriedens blieben Hoche und Moreau in den eroberten Landschaften rechts vom Rheine stehen und diese hatten nun wieder einmal all' das Elend durchzumachen, welches die Habgier und der Uebermuth der Sieger nur irgend ersinnen konnte.

Um so mehr hätte sich der Kaiser Franz II. beeilen sollen, den Definitivfrieden zu unterzeichnen, allein man dachte in Wien nur daran, nachträglich noch so viel als möglich für sich herauszuschlagen, und so kamen die beiden Unterhändler in Campo-Formio, der General Bonaparte und der Graf von Cobenzl erst am 17. Oktober zum Definitivabschluß. Im Allgemeinen wurde an dem festgehalten, was schon in Leoben abgemacht worden war; im Einzelnen aber machte man Zusätze, die eine ziemliche Tragweite hatten. Oesterreich trat



Belgien und die Lombardei nebst Mantua ab und willigte ein, daß ersteres in Frankreich einverleibt, letztere aber in eine cisalpinische Republik unter französischem Schutze verwandelt werde. Hiefür übrigens bekam es nicht nur das Venetianische in Oberitalien, sondern auch die gegenüberliegenden venetianischen Besitzungen, nämlich Cremona, Istrien und Dalmatien, sowie eine Menge von kleinen Inseln im adriatischen Meere, und das war der erste Vortheil, den es heraus- schlug. Ferner mußte es allerdings von neuem die Verpflichtung ein- gehen, die deutschen Reichsstände auf einem Congresse — den man in Rastadt abzuhalten beschloß — zur Abtretung des linken Rhein- ufers zu vermögen; aber dafür mußte ihm Frankreich in einem Ge- heimartikel das Erzbisthum Salzburg nebst dem daranstoßenden bayerischen Innviertel garantieren und das war der zweite errungene Vortheil. Endlich setzte es Oesterreich noch durch, daß der seines Landes beraubte Herzog von Modena in Deutschland durch Säkulari- sation verschiedener Bisthümer und Abteien entschädigt werden solle, und das war der dritte Gewinn, den es machte.

Einen Monat nach dem Abschluß des Friedens von Campo- Formio sollte der Congreß von Rastadt eröffnet werden und der Ein- ladung des Kaisers gemäß fanden sich die Abgeordneten der deutschen Reichsstände auch richtig im Verlaufe des November in Rastadt ein. Nicht minder aber sandte Frankreich ebenfalls Bevollmächtigte, die Herren Bonnier, Roberjot und Jean Debry, und diese maßten sich natürlich alsobald das entscheidende Wort an. Im Anfang wußten die deutschen Delegirten nicht ganz genau, um was es sich handle; als aber Oesterreich am 10. Dezember 1797 die Festung Mainz den Franzosen übergab und diese dann anfangen das ganze linke Rheinufer nach französischer Weise einzurichten (französische Geseze, französische Taxen, und Eintheilung in nachfolgende vier Departements, 1) „Röhr“ mit der Hauptstadt Aachen und den Städten Köln und Cleve, 2) „Donners- berg“ mit der Hauptstadt Mainz und den Städten Speyer und Zwei- brücken, 3) „Saar“ mit der Hauptstadt Trier und den Städten Simmern und Berncastel, und 4) „Rhein und Mosel“ mit der Haupt- stadt Koblenz und den Städten Boppard und Bonn), da gingen ihnen die Augen auf und sie sahen, daß sie zur Abtretung des linken Rhein-

ufers einfach Ja zu sagen hätten. Natürlich, denn wie Oesterreich im Frieden von Campo-Formio, so war Preußen im Frieden von Basel hierüber mit Frankreich schlüssig geworden und ohne Oesterreich und Preußen konnte das Reich, das seinen Macht-Bankerott längst bewiesen hatte, unmöglich etwas ausrichten. Demgemäß erklärte sich der Congreß am 4. März 1798 mit der Abtretung des geforderten Landes einverstanden; allein nun fragte man, womit denn die Fürsten, Grafen und Herren, welche in Folge der Abtretung ihre linksrheinischen Besitzungen verloren, zu entschädigen seien. Ei, erwiederten die drei französischen Bevollmächtigten, sehr einfach mit säcularisirten Klöstern, Abteien und Bisthümern. Mit anderen Worten sie schlugen vor, in ganz Deutschland die sämmtlichen geistlichen Herrschaften in weltliche zu verwandeln und an die Zu-Entschädigenden zu vertheilen. Auch dieß leuchtete schließlich den Congreßmitgliedern ein, obwohl sich die Abgesandten der Bischöfe und Aebte auf's Aeufferste wehrten, allein über die weitere Frage, wie viel jeder Zu-Entschädigende bekommen solle, konnte man unmöglich einig werden. Ein Jeder wollte dem Andern den Rang ablaufen und so viel als möglich acquiriren; die Folge aber war, daß nun ein Jeder sich an die drei französischen Bevollmächtigten wandte, um sie, die überall den Ton angaben, für sich zu gewinnen, und natürlich kam Keiner mit leeren Händen. Jetzt kannten sich die drei Franzosen vor Uebermuth gar nicht mehr und plötzlich im Mai 1798 traten sie mit ganz neuen Anforderungen hervor. „Alle Rheininseln gehören zu Frankreich,“ erklärten sie, „und übertem müssen unserer Sicherheit wegen alle nächstgelegenen rechtsrheinischen Befestigungswerke, namentlich die Festung Kehl, das Mainzer Vorwerk Kastell, der Brückenkopf bei Hünningen und der Ehrenbreitstein bei Köln geschleift werden.“ Ja, es schien, daß noch viel ausschweifendere Forderungen nachfolgen würden, und so mehrte sich der Zank, der Wirrwar und die Rathlosigkeit auf dem Congresse mit jedem Monat in einer Weise, daß man im Frühjahr 1799 noch um keinen Schritt vorwärts gekommen war. Nun aber traten plötzlich Verhältnisse ein, welche den Congreß nothwendig sprengen mußten.

Im Mai 1798 hatte sich der General Bonaparte nach dem Willen der französischen Regierung mit 35,000 Mann der besten Truppen



nach Egypten eingeschifft, um dieses Land zu erobern. Er verfolgte dabei zwei Zwecke; einmal den, den Franzosen die Herrschaft im Mittelmeere zu sichern, weßhalb er auch im Vorbeisegeln die Insel Malta, das bisherige Eigenthum des Johanniterordens wegnahm, und sodann den, von Egypten aus die Besitzungen der Engländer in Ostindien zu bedrohen. Sobald man nun dieß in London erfuhr, brach die englische Regierung augenblicklich die bisher in Vile geführten Friedensverhandlungen ab und eröffnete abermalen den Seekrieg gegen Frankreich. Nicht jedoch bloß dieß, sondern sie bemühte sich auch zu gleicher Zeit, eine neue Coalition der Landmächte gegen die französische Republik zu Stande zu bringen, und zu allererst — schon im August 1798 — gewann sie hiefür den Kaiser Paul I. von Rußland. Er als Autokrat ersten Rangs fühlte sich dazu berufen, der Revolution den Kopf zu zertreten, gerade wie der Ritter St. Georg mit dem Drachen gethan, und überdem betrachtete er die Wegnahme Malta's durch Bonaparte als persönliche Beleidigung, weil er sich jüngst erst zum Protektor des Johanniterordens aufgeworfen hatte. Die zweite Macht, die gewonnen wurde, war die Türkei, denn sie konnte sich doch Egypten nicht entreißen lassen, ohne das Schwert zu ziehen, und somit erklärte sie am 1. September 1798 an Frankreich den Krieg. Ebenso that auch der König Ferdinand IV. von Neapel und Sicilien, dessen Gemahlin Marie Karoline, eine Schwester der unglücklichen Marie Antoinette, vom furchtbarsten Franzosenhaß erfüllt war, und endlich am Schluß des Jahrs 1798 trat auch noch Oesterreich in die Coalition ein. Letzteres geschah aus verschiedenen Gründen. Einmal deswegen, weil die französische Regierung sich sehr schwierig zeigte, als der Kaiser Franz II. in Rastadt darauf drang, daß ihm das zu Campo-Formio in einem Geheimartikel zugesagte bayerische Innviertel nebst dem Erzbisthum Salzburg überliefert werde. Sodann deswegen, weil die neapolitanische Königin Marie Karoline den Kaiser, dessen Schwiegermutter sie war, mit den feurigsten Worten bestürmte, und drittens deswegen, weil England große Subsidien versprach. Zum Vierten deswegen, weil man sich dießmal auf Rußland verlassen konnte, und endlich fünftens deswegen, weil man den ewig siegreichen General Bonaparte nicht mehr zu fürchten hatte. Er war ja mit den

besten Truppen und den ausgezeichnetsten Generalen nach Egypten gezogen und die Wiederkehr von dort hatten ihm die Engländer durch die fast gänzliche Vernichtung der französischen Flotte auf der Rade von Abukir (1.—3. August 1798) aller menschlichen Berechnung nach unmöglich gemacht. Jetzt oder nie mußte man den Sieg erringen; doch um dessen ganz gewiß zu sein, gab man sich allseits die größtmögliche Mühe, auch Preußen für die Coalition zu gewinnen. Hier hatte inzwischen ein Thronwechsel stattgefunden, indem auf den am 16. November 1797 verstorbenen Friedrich Wilhelm II. sein siebenundzwanzigjähriger Sohn Friedrich Wilhelm III. gefolgt war, und man meinte nun, daß ganz neue Bahnen eingeschlagen werden würden. In gewisser Beziehung täuschte man sich auch nicht, denn der redliche, gutmüthige und vom besten Willen beseelte junge Monarch entfernte nicht bloß alsbald die Lichtenau nebst dem viel berüchtigten Wöllner, sondern schaffte auch die verhaßten Monopole ab und machte der erbärmlichen Glaubensspürerei mit der noch erbärmlicheren frömmelnden Scheinheiligkeit ein Ende. Nicht minder stellte er die frühere Sparsamkeit im Staatshaushalt, sowie die frühere Pflichttreue im öffentlichen Dienst wieder her und insbesondere gewann er sich durch sein tadellos reines Familienleben — seine wunderschöne Gemahlin, die Mecklenburgische Prinzessin Louise, war das Musterbild einer züchtigen anspruchlosen deutschen Hausfrau — die Herzen aller seiner Unterthanen. Dagegen fehlte ihm der schaffende Geist, sowie noch mehr der energische Willen, welche beide in den damaligen schweren Zeiten so überaus nöthig gewesen wären, gänzlich, und deswegen schreckte er auch vor allen durchgreifenden Maßregeln förmlich zurück. Ruhe und Frieden gingen ihm über Alles und um nun Ruhe und Frieden zu haben, beließ er nicht nur die bisherigen Lenker des Staatswagens — den charakterlosen Grafen Haugwitz, den pfiffigen Italiener Lucchesini und den eigennützigen aber geschäftsgewandten Emporkömmling Lombard, die Hauptperson des Geheimen Cabinets — in ihren Stellungen, sondern erklärte auch auf ihren Rath gleich nach seiner Thronbesteigung, daß er aus der Neutralität, bei der sich sein Vater so gut befunden, nicht heraustreten werde. Dabei glaubte er um so mehr im vollsten Rechte zu sein, als das preussische Volk gar keine



Zust bezeugte, den Kampf mit Frankreich erneuert zu sehen, und so kam es, daß die norddeutsche Neutralitäts-Demarkationslinie ganz unbeirrt bestehen blieb, während die süddeutschen Fürsten wegen der Lage ihrer Länder in den Krieg mithineingezogen wurden, ob sie wollten oder nicht.

Am 12. März 1799 erfolgte endlich von Seiten Frankreichs die officiële Kriegserklärung, nachdem schon am Schluß des Jahres 1798 ein russisches Hülfsheer in Mähren eingerückt war und wenige Wochen darauf die Bewegungen der österreichischen und französischen Armeen begonnen hatten. Selbstverständlich hätte nun der Friedenscongreß von Rastadt augenblicklich auseinandergehen sollen, allein die meisten Mitglieder blieben noch verschiedene Wochen lang und die drei französischen Bevollmächtigten benützten diese Zeit dazu, um die kleineren deutschen Fürsten zu bearbeiten, daß sie sich in dem bevorstehenden Kampfe entweder zur Neutralität oder zu einem Bündniß mit Frankreich verständen. Endlich aber als die Vorposten der gegen den Oberrhein vorrückenden Oesterreicher bereits vor den Thoren Rastadt's standen und der diese Vorposten kommandirende Husarenoberst Barbacz den Herren in Rastadt erklärte, daß sie des Kriegs wegen in seinen Augen alle jene Vorrechte verloren hätten, welche sonst Gesandte und Diplomaten genießen — nun endlich am 28. April Abends neun Uhr reisten die drei französischen Bevollmächtigten ab, um bei Straßburg über den Rhein zu gehen. Kaum aber waren sie auf der Straße nach Plittersdorf einige hundert Schritte vorwärts gefahren, so wurden sie von einem Trupp Barbacz-Husaren mit blanker Wehr überfallen und in entsetzlicher Weise zugerichtet. Auch beraubte man sie ihrer Pretiosen und namentlich aller Papiere, welche sie bei sich führten; ihre übrigen Effekten aber, Kleider, Wäsche u. s. w. ließen die Husaren unberührt. Roberjot und Bonnier blieben todt auf dem Plaze; Jean Debry aber konnte, obwohl schwer verwundet, nach Rastadt zurückfliehen und wurde dann später von dem Freiherrn von Albini, dem kurmainzischen Bevollmächtigten, sicher über die Gränze gebracht. Es war ein gemein brutaler Mord, verübt von kaiserlichen Soldaten auf Befehl ihrer unmittelbaren Vorgesetzten, und somit lag der österreichischen Regierung die Pflicht ob, sogleich die strengste

Untersuchung anzustellen. Auch nahm man in der That anfangs in Wien den Mund ungemein voll; allein nach wenigen Wochen schon ließ man die ganze Untersuchung einschlafen und es erhielten weder die Vollstrecker des Mords, noch der Oberst Barbacz, noch überhaupt Irgendjemand auch nur die geringste Strafe. Sonach wird man wohl nicht daran zweifeln dürfen, daß die österreichische Regierung ihre Hand im Spiele hatte, und man vermuthet mit Recht, daß sie bei den Gesandten Papiere zu finden hoffte, durch welche einzelne Reichsfürsten compromittirt werden sollten. Eine völlige Gewißheit liegt aber nicht vor und wir enthalten uns daher, geradezu den Stab über die damaligen österreichischen Minister zu brechen.

Inzwischen hatte der Krieg längst blutig genug begonnen und zwar spielte er dießmal auf drei Schauplätzen zumal. Einmal nämlich in Schwaben und am Oberrhein, sodann in Italien und endlich, was seit Jahrhunderten nicht geschehen war, in der Schweiz. Das letztere Land nämlich bot, wie der General Bonaparte schon in dem Feldzug von 1796 richtig erkannt hatte, einem französischen Heere den Vortheil, gleich schnell nach Italien wie nach Deutschland vorbringen zu können, und somit säumte man französischerseits nicht, die Schweiz sofort, ob sie wollte oder nicht, in eine helvetische Republik mit französischem Zuschnitt zu verwandeln. Hiemit wurde man in den Jahren 1797 und 1798 fertig und von jetzt an betrachteten sich die Franzosen als die berechtigten Herren des Landes. Demgemäß wurde mit dem Beginn des Jahrs 1799 der General Masséna mit einem beträchtlichen Heere in die Schweiz gesandt, um von da aus über Thur und Bregenz nach Tyrol und Innerösterreich vorzubringen; links von ihm aber am Oberrhein stellte man unter Jourdan eine zweite Armee auf, welche die Aufgabe hatte, über Bayern in Oesterreich einzumarschiren, und rechts von ihm, in Oberitalien, sollte eine dritte Armee unter dem General Scheerer den siegreichen Zug Bonaparte's nach Leoben wiederholen. Das war der großartige Kriegsplan, welchen man in Paris entwarf, und zu seiner Vervollständigung wurde noch ein viertes Heer unter General Macdonald mit der Eroberung Neapels beauftragt. Allein von allen diesen Generalen verstand es nur der General Masséna seine Aufgabe wenigstens annähernd zu lösen, indem er so



glücklich war, eine österreichische Truppenabtheilung — man hatte ihm österreichischerseits den General Hohe entgegengestellt — schon am 6. März bei St. Luciensteig und eine andere vierzehn Tage später bei Tauffers auseinander zu sprengen. Bei Feldkirch dagegen, wo der tapfere Hohe selbst kommandirte, hielten die Desterreicher Stand und warfen die Franzosen am 23. März mit großen Verlusten zurück. Eine ganz andere Rolle spielte in dieser Zeit der General Jourdan, der Oberkommandant der sogenannten französischen „Donauarmee.“ Nachdem er nämlich schon in den ersten Tagen des März bei Strassburg und Basel über den Rhein gegangen und dann eine Abtheilung seines Heeres unter Bernadotte gegen Mannheim, Heidelberg und Heilbronn entsandt hatte, wandte er sich gegen die Bodenseegegend, um der französischen Armee in der Schweiz die Hand zu reichen. Nun hatte man aber österreichischerseits ebenfalls eine Donauarmee geschaffen, welcher man den bewährten Erzherzog Karl zum Oberanführer gab, und diese Armee stand bereits bei Memmingen, als Jourdan am 16. März in Kottweil eintraf. Am 20. März besetzte Jourdan die Anhöhen von Ostrach zwischen der Donau und dem Bodensee, den Tag darauf jedoch, am 21. griff ihn der Erzherzog Karl von zwei Seiten zumal an und warf ihn nach blutigem Ringen auf die Linie Tuttlingen, Engen und Singen zurück. Langsam folgten die Desterreicher dem Zurückweichenden und setzten sich zwischen Lipzingen und Stockach. Da glaubte Jourdan durch einen raschen Vorstoß die erhaltene Niederlage wieder ausweichen zu können und warf sich am 25. März auf den Erzherzog. Er mußte jedoch seine Kühnheit schwer büßen, denn er erlitt eine solche Niederlage, daß er sich sofort gezwungen sah, über den Schwarzwald und den Breisgau auf die linke Seite des Rheines zurückzugehen. Dahin folgte ihm, um nicht abgeschnitten zu werden, alsbald auch Bernadotte nach und selbst Masséna räumte aus demselben Grunde gleich darauf Strassbünden und das Vorarlberg. Noch schlimmer erging es den Franzosen unter General Scheerer (er war ein Elsässer, daher der deutsche Namen) in Italien, obwohl ihm hier vorderhand, bis die Russen ankamen, nur ein österreichisches Heer unter Kray (den übrigens gleich darauf der alte General Melas zu ersetzen bestimmt war) gegenüber-

stand. Vom 26. März an nämlich kam es zwischen Scheerer und Kray an der Etsch zu einer Reihe von blutigen Gefechten, in welchen die Oesterreicher immer die Oberhand behielten, und endlich am 5. April erschocht Kray bei Magnano südlich von Verona einen glänzenden Sieg, der die Franzosen, weil sie außer 4000 Gefangenen 10,000 Tode und Verwundete verloren hatten, zwang, sich hinter den Mincio und die Adda zurückzuziehen.

Schon der Anfang des Feldzugs brachte also den Franzosen große Nachtheile; die Hauptschläge aber sollten erst folgen. Zwar allerdings rief jetzt die französische Regierung den General Scheerer vom Kommando der italienischen Armee ab und gab ihm den bewährten General Moreau zum Nachfolger. Nicht minder wurde Jourdan durch Masséna ersetzt und diesem die beiden Heere in der Schweiz und am Oberrhein untergeordnet. Umgekehrt jedoch erhielt sofort auch der Erzherzog Karl den Oberbefehl über die beiden österreichischen Heere, welche bisher getrennt in der Schweiz und am Oberrhein operirt hatten, und überdem zog ihm auch noch ein 30,000 Mann starkes russisches Heer unter Korsakow zu Hülfe. Endlich führte der alte Melas den Oesterreichern in Italien am 9. April bedeutende Verstärkungen zu, indem er zugleich an Kray's Stelle trat, und, was die Hauptsache, fünf Tage später, am 14. April traf der gewaltige noch nie besiegte Generalfeldmarschall Suworoff mit 25,000 Russen in Magnano ein, um sofort (Paul I. hatte dieß bei Franz II. schon vor dem Beginn des Kriegs durchgesetzt) den Oberbefehl über die Gesamtarmee zu übernehmen. Nun endlich, nachdem die Allirten ihre Gesamtkräfte gesammelt, durfte man hoffen, daß die französischen Heere in kürzester Zeit vernichtet werden würden, und diese Hoffnung schien sich auch im Anfang verwirklichen zu wollen. Nicht nur nämlich brachte der Erzherzog Karl, nachdem er den aus dem Vorarlberg vorbringenden General Hohe in der Nähe von St. Gallen an sich gezogen, den bei Zürich unter Masséna concentrirten Franzosen in einer dreitägigen Schlacht vom 5. bis 6. Juni eine so vollständige Niederlage bei, daß Masséna sich gezwungen sah, die ganze Ostschweiz zu räumen, sondern der Feldmarschall Suworoff erschocht in Italien noch viel gewaltigere und besonders schnellere Siege, weil der Wiener



Oberkriegsrath ihm keine Hindernisse in den Weg legen konnte. Schon der erste Schlag, den Moreau am 27. April bei Cassano erhielt, nöthigte denselben bis in's Genuesische zu retiriren, und dabei gerieth sein ganzer linker Flügel unter Serrurier in Kriegsgefangenschaft. Am 29. April zog Suworoff siegreich in Mailand ein und machte durch die Eroberung von Peschiera, Mantua und Tortona in weniger als einem Monat dem ganzen Schwindel der cisalpinischen Republik ein Ende. Am 27. Mai ergab sich Turin und damit wurde Suworoff Herr von ganz Piemont. Jetzt nahte in Eilmärschen der von Moreau zu Hülfe gerufene General Macdonald, der inzwischen ganz Unteritalien erobert hatte, allein ehe er sich mit Moreau vereinigen konnte, griff ihn Suworoff an der Trebbia, in der Nähe von Piacenza, an, und vernichtete sein Heer in einem dreitägigen Kampfe vom 17. bis 19. Juni fast gänzlich. Jetzt, bei der Gefahr ganz Italien zu verlieren, sandte die französische Regierung den General Joubert mit einem neuen Heere über die Alpen, und nachdem dieser die Trümmer der Macdonald'schen und Moreau'schen Truppen an sich gezogen, glaubte er sich stark genug, um am 15. August bei Novi den Kampf mit Suworoff aufnehmen zu können. Allein er verlor nicht bloß die Schlacht, sondern in derselben auch sein Leben, und den Oberbefehl über die stark decimirte Armee, die sofort wieder in's Genuesische zurückwich, übernahm der General Championet. Weil dieser übrigens viel zu schwach war, als daß er eine neue Schlacht hätte wagen können, stand dem furchtbaren Suworoff kein ernstliches Hinderniß mehr im Weg, um über die Savoyer Alpen in Frankreich selbst einzubringen, und wenn dann zugleich der Erzherzog Karl von der Schweiz aus nach Burgund marschirte, so mußte voraussichtlich die französische Republik den Todesstoß erhalten. Es kam jedoch ganz anders und zwar einzig und allein durch die Schuld der Auirten.

Zum ersten war es dem alten General Melas und seinen Oberoffizieren schon lange ein Dorn im Auge, daß sie sich von einem „Fremden“ kommandiren lassen sollten, während doch die österreichische Armee dreimal so stark war, als die russische. Zum zweiten benahm sich Suworoff äußerst schroff und übermüthig, oft sogar ganz wild und roh, und ließ gar keine andere Meinung aufkommen. Zum

britten entsetzte sich der österreichische Hofkriegsrath in Wien förmlich über die Suworoff'sche Kriegsführung, deren Kühnheit im vollkommensten Gegensatz zu der österreichischen Bedächtlichkeit stand. Zum vierten — und darin lag der Hauptkern — ging die Absicht des österreichischen Kabinetts nur dahin, Eroberungen zu machen, während Paul I. die Hydra der Revolution zertreten und überall die legitimen Herrscher wieder auf den Thron setzen wollte. Somit kam es schon lange vor der Schlacht bei Novi zu starken Mißhelligkeiten zwischen den Oesterreichern und Russen und endlich plante das Wiener Kabinet eine ganz neue Aufstellung der Armeen. Nummer eins sollte der Krieg in Italien den Oesterreichern allein überlassen werden, damit sie das ganze Land für sich allein erobern könnten. Nummer zwei sei der Feldmarschall Suworoff anzuweisen, jetzt gleich nach der Schweiz zu marschiren, und habe, nachdem er die Franzosen dort hinausgeworfen, sofort in der Franche-Comté einzurücken. Nummer drei müsse ein brittisch-russisches Heer in Holland, nachher in Belgien, einfallen, um ersteres Land für das Haus Oranien, letzteres aber für Oesterreich zurückzuerobern. Nummer vier endlich solle der Erzherzog Karl am Ober- und Mittelrhein den Oberbefehl führen, um die Franzosen nicht herüberkommen zu lassen und zugleich je nach Bedürfniß den General Suworoff in der Schweiz oder das brittisch-russische Corps in den Niederlanden zu unterstützen. Solchen Kriegsplan entwarf man in Wien und nicht schwer fiel es, die englische Regierung für denselben zu gewinnen. Ja endlich in der letzten Woche des Augustes stimmte selbst der russische Kaiser zu, obwohl allerdings mit großem Widerstreben, weil ihm die maßlosen Ansprüche Oesterreichs auf Vanderwerb im höchsten Grade zuwider waren.

Was nun übrigens die Ausführung des Kriegsplans anbelangt, blieb sie weit hinter den gehegten Erwartungen zurück. Zwar allerdings in Italien wurde es den Oesterreichern unter Melas sehr leicht, das Uebergewicht zu behaupten, denn die Franzosen unter Championet mußten sich als die schwächeren durchaus defensiv verhalten und konnten es also nicht verhindern, daß Melas eine Festung und Stadt nach der anderen seinem Kaiser huldigen ließ. Sobald übrigens Championet einige wenige Verstärkungen erhalten hatte, griff er die



Oesterreicher am 4. November bei Savigliano an; allein der blutige Kampf, der sich bis zum Abend des 5. fortsetzte, brachte ihm keine Vorbeeren und er mußte sich bis hinter die Riviera zurückziehen. Daraufhin eroberte Melas auch noch die Festung Coni und so blieb den Franzosen nur noch die Stadt und das Gebiet Genua. Nicht minder glücklich kämpfte der Erzherzog Karl am Rheine, obwohl er, weil er seine Truppen allzuweit ausdehnen mußte, keine großen Resultate erzielen konnte. Nachdem er nämlich auf Befehl seines Kaisers die Schweiz gleich im Anfang des Monats September geräumt hatte, erschien er zuerst vor der von den Franzosen belagerten Festung Philippsburg und zwang den Feind am 12. September zum Rückzug. Dann eilte er nach Mannheim, das sich längst in den Händen der Franzosen befand, und erstürmte es am 18. September. Jetzt wäre er am liebsten über den Rhein gegangen, um den Krieg in's Elsass zu tragen; allein auf Befehl des Wiener Hofkriegsraths mußte er sich damit begnügen, die Rheingränze von Basel bis nach Mainz zu beschützen, und dieß gelang ihm auch vollständig. Ganz anders dagegen endigte der Angriff des brittisch-russischen Heeres unter dem Herzog von York auf Holland, denn der französische General Brune brachte demselben zweimal, am 19. September bei Bergen und am 6. October bei Castricum, eine blutige Niederlage bei und am Ende mußte der Herzog von York froh sein, seine Truppen wieder einschiffen zu können. Schon dieß war ein herber Mißerfolg, den allerherbsten aber hatten die Operationen in der Schweiz. In den ersten Tagen des Septembers war das russische Hülfsheer unter Korsakow an der Schweizer Gränze angekommen und gleich darauf hatte der Erzherzog Karl seinen Abzug bewerkstelligt. Doch ließ er 20,000 Mann unter General Hoze zurück, um mit den Russen zusammen zu wirken. Als dieß der Feldmarschall Suvoroff in Italien erfuhr, brach er mit seinem kleinen Heere — jetzt nach den vielen Schlachttagen kaum noch 20,000 Mann — in Eilmärschen nach der Schweiz auf, denn es war ihm klar, daß Korsakow und Hoze zusammen viel zu schwach seien, gegen die Franzosen unter Masséna das Feld zu behaupten. Am 21. September traf er in Bellinzona ein und am 24. stand er auf der Spitze des Gotthard, welche die Franzosen vergebens zu vertheidigen gesucht

hatten. Von da hoffte er sich über Schwyz und Zug schnellstens mit Korsakow und Hoze vereinigen zu können; allein der 25. September machte seiner Hoffnung für immer ein Ende. Korsakow stand damals bei Zürich, während Hoze sein Corps an der Linth zwischen dem Zürcher- und Wallenstädtersee postirt hatte. Nun concentrirte Masséna, der im Ganzen 80,000 Mann unter sich hatte, am 24. September plötzlich seine Armee und fiel am 25. mit 50,000 Mann über Korsakow her, während am gleichen Tage und fast zur gleichen Stunde Soult mit 30,000 Mann das Hoze'sche Corps angreifen mußte. Auf beiden Schlachtfeldern hatten also die Franzosen eine kolossale Uebermacht und somit blieb ihnen auch der Sieg. Korsakow mußte sich am 26., nachdem er die furchtbarsten Verluste erlitten, über Winterthur nach Schaffhausen zurückziehen; das Hoze'sche Corps aber floh — Hoze selbst war in der Schlacht gefallen — nach St. Gallen, von wo aus es, ohne weiter belästigt zu werden, das Vorarlbergische erreichte. Nunmehr schien auch der Feldmarschall Suworoff mit seinem kleinen Heere verloren, denn die Franzosen konnten ihn ja erbrücken. Allein wie er, am 29. September auf dem Marsch nach Schwyz im Muottathal angekommen, die Niederlage Korsakow's und Hoze's erfuhr, sagte er den wunderbar kühnen Entschluß, seine Truppen über den Pragel nach Glarus und von da über den Panixer Paß nach dem Oberrheinthal in Graubünden zu führen. Es war dieß ein furchtbarer Marsch, über Felsen und Abgründe, durch zwei Fuß hohen Schnee, auf Wegen, welche sonst nur Gensenjäger betraten. Allein der eiserne Suworoff überwand alle Schwierigkeiten, obwohl allerdings nicht, ohne an Menschen, Pferden und Geschütz die größten Verluste zu erleiden, und erreichte am 8. Oktober das Oberrheinthal, wo er seinen erschöpften Mannschaften Ruhe gönnen konnte. Ein solch' schlimmes Ende nahmen die Kriegsoperationen in der Schweiz und die Hauptschuld lastete unbezweifelt auf der österreichischen Regierung, weil sie dem Erzherzog Karl befohlen hatte, die Schweiz zu räumen, ehe Suworoff dort angekommen war. Letzterer schäumte daher vor Wuth und nicht minder erbittert wurde Kaiser Paul I. Die Folge aber war, daß der russische Kaiser sofort allen seinen Truppen den Befehl ertheilte, nach Rußland



zurückzukehren, und sich damit für immer von der großen Coalition los sagte.

Schon der Rücktritt Rußlands bedeutete nichts Gutes für das Jahr 1800; noch viel verhängnisvoller aber sollte der Regierungsumschwung werden, der sich eben jetzt in Frankreich vollzog. Auf geheimem Wege von den schweren Unfällen benachrichtigt, welche die französischen Waffen im Sommer 1799 trafen, verließ der General Bonaparte am 24. August 1799 Egypten (den Oberbefehl dorthin übertrug er dem General Kleber) und sein Stern wollte, daß das Schiff, das ihn trug, den englischen Kreuzern, welche das Mittelmeer bedeckten, glücklich entging. Am 14. Oktober kam er in Paris an und allda begrüßte ihn das Volk als den Retter der Nation, der allein zu siegen verstehe. Am 9. November 1799 aber stürzte er die bisherige Regierung durch einen Gewaltstreich und stellte sich selbst als „Ersten Consul“ (seine beiden Mitconsuln, Cambacères und Lebrun, waren bloße Figuranten) mit monarchischer Gewalt an die Spitze der Republik. Sofort bot er, weil Frankreich durch die vielen Verluste in Italien und Deutschland sehr geschwächt war, den Regierungen Oesterreichs und Englands den Frieden auf Grundlage des Vertrags von Campo-Formio an; allein das ländergierige Oesterreich, das sich jetzt im sichern Besitz von ganz Oberitalien wähnte, verwurden den Antrag mit Verachtung und wußte auch England hiefür zu gewinnen. Von beiden Seiten rüstete man also auf's eifrigste und namentlich führte Oesterreich seinen Heeren in Italien und am Rhein bedeutende Verstärkungen zu. So gelang es die italienische Armee unter Melas auf 110,000 Mann zu bringen; die Rheinarmee unter Kray (der Erzherzog Karl trat zurück, weil er sich das Gehofmeistertwerden von den Ministern Thugut und Dieterichstein nicht länger gefallen lassen wollte) aber zählte gar 135,000 Mann, nämlich außer 110,000 Oesterreichern noch 25,000 Mann süddeutsche Reichstruppen. Französischerseits wurde ebenfalls eine Rheinarmee aufgestellt, welche mit dem französischen Heere in der Schweiz 130,000 Mann stark war und den General Moreau zum Oberbefehlshaber erhielt; dem in's Genuessische zurückgedrängten kleinen italienischen Heere — im Ganzen kaum noch 30,000 Mann — aber gab der erste Consul

(statt des eben an einer Seuche verstorbenen Championet) im Januar 1800 in dem tapfern Masséna einen neuen Oberkommandanten und befahl zugleich, in aller Stille im südlichen Frankreich eine Reservearmee von 60,000 Mann auszurüsten, mit welcher er selbst von der Schweiz aus über die Alpen ziehen wollte.

Den Feldzug mußte nach dem Willen des ersten Consuls der General Moreau eröffnen und am 24. und 25. April ging derselbe in drei großen Kolonnen bei Kehl, Altbreisach und Basel über den Rhein. Nun schloß der Feldzeugmeister Kray aus den Bewegungen der Franzosen, es sei ihre Absicht über die Kniebispässe in Niereschwaben einzubringen, und schickte einen Theil seiner Armee dorthin. Allein Moreau hatte ihn vollkommen zu täuschen gewußt und nahm seine Richtung gegen den Bodensee. Sofort schlug Kray dieselbe Richtung ein und am 3. Mai kam es bei Engen zu einem hitzigen Treffen. Dabei zog Kray den Kürzeren, weil Moreau seine Kräfte concentrirt hatte, und ebenso geschah in den nächstfolgenden Tagen in den Einzelgefechten bei Stockach, Mößkirch, Viberach und Memmingen. Jetzt zog sich Kray auf Ulm zurück, vor welcher Stadt er ein befestigtes Lager errichtete, und in diesem wagte ihn Moreau nicht anzugreifen. Dagegen nahmen die Franzosen Ende Mai im Rücken der Oesterreicher Augsburg weg und am 19. Juni glückte es ihnen sogar nach einem hartnäckigen Treffen bei Dillingen ein Truppencorps auf die linke Seite der Donau zu werfen. Nun wurde die Lage Kray's höchst gefährlich und er retirirte also über Nördlingen und Neuburg an den Inn, wo er sich von neuem verschanzte. Auf dieser Retirade aber erlitt er durch die Flankenangriffe Moreau's die größten Verluste und somit bat er den französischen Obergeneral bringend um einen Waffenstillstand. Zweimal verweigerte Letzterer denselben und nur erst, wie er alle Pässe nach Tyrol, Vorarlberg und die Schweiz besetzt und zugleich das ganze südliche Bayern nebst der Hauptstadt München mit seinen Truppen überschwemmt hatte, willigte er — der Vertrag hat seinen Namen vom Dorfe Parsdorf — am 15. Juli ein. Gleich darauf fing man an, wegen des Friedens zu unterhandeln und da inzwischen auch in Italien ein Waffenstillstand abgeschlossen worden war, so zweifelte man nicht daran, daß er zustandekommen werde.



In Italien hatten die Franzosen unter Masséna der österreichischen Uebermacht gegenüber einen furchtbar schweren Stand, und nach dem verlorenen Treffen bei Voltri (18. April 1800) fand Masséna keinen Ausweg mehr, als sich mit etwa 12,000 Mann in die Stadt Genua zu werfen, während seine anderen Truppentheile unter Soult und Suchet nach Nizza und in die piemontesischen Alpen entflohen. Sofort wurde nun Genua von Melas zu Wasser (die Engländer schickten eine Flotte) und zu Land auf's engste eingeschlossen und Allem aufgebieten, um die Festung bald zu Falle zu bringen. War sie aber gefallen, so besäßen die Franzosen keinen Fuß breit Erde mehr in Italien und Melas konnte ohne viele Mühe über die ligurischen Alpen in die Provence eindringen. Solches nun zu verhindern, gab sich der erste Consul die unsäglichste Mühe, die 60,000 Mann starke Reservearmee, von der ich oben gesprochen, so schnell als möglich im südlichen Frankreich hart an der Schweizer Gränze zu organisiren, und wie er endlich in der Mitte des Mai damit fertig geworden war, beschloß er mit ihr in vier Kolonnen die Pässe des kleinen und großen Bernhard, des Simplon und des Gotthard zu übersteigen. Am 17. Mai begann er den schwierigen Marsch und nach vier Tagen, am 21. Mai, stand er bereits im Thale der Dora Baltea. Am 28. erreichte die französische Vorhut den Po und merkwürdig, nirgendß stieß man auf größere Feindesmassen. Dieß hatte aber seinen Grund darin, daß Melas die feste Ueberzeugung hatte, die Franzosen würden den Uebergang über die Schweizer Alpen nie wagen, sondern den viel näheren und bequemeren Weg über die ligurischen Alpen zum Entsatze Genua's wählen. Somit konnte Bonaparte schon am 2. Juni siegreich in Mailand einziehen, um dort die cisalpinische Republik wiederherzustellen, und gleich darauf ergab sich ihm auch Piacenza mit all den vielen Vorräthen, welche von den Oesterreichern dort aufgehäuft worden waren. Inzwischen hatte Melas doch endlich über die Bewegungen Bonaparte's Gewißheit erlangt und sich sofort entschlossen, demselben entgegenzuziehen. Er ließ also den General Ott mit einem sehr beträchtlichen Corps vor Genua zurück, um die Belagerung fortzusetzen, zog von den Truppen, die er zur Verfolgung Soult's und Suchet's detachirt, so viel er konnte, an sich und setzte sich etw.

40,000 Mann stark in der Richtung nach Alessandria in Marsch. Ihm führte Bonaparte ein an Stärke etwas geringeres Heer (denn er mußte Piacenza, Mailand, Cremona und andere Städte mit gegen 20,000 Mann besetzt halten) von Mailand aus entgegen und am 14. Juni kam es in der Ebene von Marengo zwischen Tortona und Alessandria zur Schlacht. Im Anfang waren die Oesterreicher bedeutend im Vortheil und schon sandte Melas eine Siegesbotschaft nach Wien ab. Am Abend aber stellte der tapfere Desaix, sein eigenes Leben opfernd, mit der Reserve die Schlacht wieder her und, wie die Nacht eintrat, hatte Bonaparte einen glänzenden Sieg errungen. In völliger Auflösung wandten sich die Oesterreicher, die auf dem Schlachtfelde über 10,000 Tode und Verwundete und in den Händen des Feindes 4000 Gefangene zurückließen, zur Flucht und schon am andern Tag schloß der alte Melas, den die Niederlage aller geistigen und körperlichen Kräfte beraubte, mit Bonaparte einen Waffenstillstand, der für die Franzosen nicht günstiger hätte sein können. Er überließ ihnen nämlich vertragsmäßig nicht bloß Mailand und die Lombardei, sondern auch Piemont mit Genua, das sich soeben, am 5. Juni, durch Hunger bezwungen, hatte übergeben müssen, und zog sich mit dem Reste seiner Truppen nach Mantua zurück.

Nach den beiden zu Alessandria und Parsdorf abgeschlossenen Waffenstillständen unterhandelte man, wie schon oben gesagt, über den Frieden und der erste Consul wäre es zufrieden gewesen, wenn sich Oesterreich zur Erneuerung der Bedingungen von Campo = Formio verstanden hätte. Allein das Wiener Cabinet konnte es nicht verschmerzen, daß ihm in Italien nichts bleiben solle, als Venedig, Toscana, Ancona, Mantua, Ferrara und Peschiera und führte also die Verhandlungen nur um Zeit zur Verstärkung seiner Heere zu gewinnen. Auch gelang es ihm in der That, nachdem England sich abermalen zur Bezahlung großartiger Subsidien gelassen, eine neue Armee unter Bellegarde nach Italien zu senden, und überdem wurde die Armee am Inn — der man übrigens jetzt den jungen Erzherzog Johann (mit dem alten Feldzeugmeister Lauer als Mentor) zum Oberbefehlshaber gab — so ziemlich in ihrer früheren Stärke wieder hergestellt. Endlich war Bonaparte des zweideutigen Spiels überdrüssig



und kündigte den Waffenstillstand auf den 26. November. Diese Kündigung galt für Italien und Deutschland zugleich; der Hauptscheid fiel aber diesmal in Deutschland. Der Erzherzog Johann nämlich rückte schnell vor, um den linken Flügel der Franzosen zu umgehen, und erfocht richtig am 1. Dezember bei Ampfing einige Vortheile. Allein in der Hauptschlacht, die am 3. Dezember bei Hohenlinden geschlagen wurde, unterlag er vollständig und mußte, nachdem er enorme Verluste — über 20,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen — erlitten, in völliger Unordnung über den Inn zurückgehen. Rasch drängte nun General Moreau nach, ohne den Oesterreichern Zeit zur Sammlung zu gönnen, und schon am 15. Dezember zog er in Salzburg ein. Nun mußte schnell der Erzherzog Karl den Oberbefehl übernehmen; allein derselbe traf die Armee in solcher Auflösung, daß ihm ebenfalls nichts übrig blieb, als weiter und weiter zu retiriren, und am Weihnachtsabend stand Moreau mit seiner Hauptmacht nur noch zwanzig Stunden von Wien entfernt. In dieser trostlosen Lage ward Moreau abermalen in dringendster Weise um einen Waffenstillstand angegangen und er gewährte ihn sofort in Steyer noch am 25. Dezember. Die Bedingungen aber waren der Art, daß es den Oesterreichern unmöglich wurde den Krieg wieder aufzunehmen, denn sie mußten den Franzosen ganz Tyrol mit allen seinen Festungen, sowie das sämtliche österreichische Gebiet links von der Enns bis zum definitiven Friedensschluß einräumen.

Die Unterhandlungen über den letzteren eröffnete man schon am 1. Januar 1801 in Luneville und für Oesterreich führte sie der Graf Cobenzl, für Frankreich Joseph Bonaparte, der Bruder des ersten Consuls. Eigentlich aber dictirte letzterer — der erste Consul — die Bedingungen und da er keinen Widerspruch duldete, kam man schon am 9. Februar über Alles in's Reine. Wohlverstanden übrigens, der Graf Cobenzl mußte den Frieden nicht bloß im Namen Oesterreichs, sondern auch in dem des deutschen Reichs abschließen, denn Napoleon Bonaparte begehrte nicht nach einer zweiten Auflage des Rastatter Congresses. Zur Grundlage des Friedens machte man den Vertrag von Campo-Formio und es erhielt Frankreich außer Belgien das ganze linke Rheinufer, so daß der Thalweg des Rheins künftig die

deutsch-französische Gränze bilden sollte. In Italien behielt Oesterreich nur das Venetianische bis zur Etsch — hiezu gehörte auch das gegenüberliegende Dalmatien und Istrien mit Cattaro — und aus Genua und Gebiet ward nun — wie aus der Lombardei die cisalpinische — eine ligurische Republik gemacht. Toskana und Modena aber vereinigte Bonaparte unter dem Titel eines Königreichs Etrurien mit Parma, dem Besizthum eines spanischen Infanten (das erbärmliche spanische Königshaus lief damals im Schlepptau Frankreichs) und decretirte, daß die bisherigen Beherrscher dieser beiden Herzogthümer für dieselben entsprechende deutsche Territorien erhalten sollten. Endlich — und das war einer der wichtigsten Punkte — setzte man noch fest, daß die deutschen Fürsten und Herren für die Verluste, die sie in Folge der Abtretung des linken Rheinufers erleiden mußten, innerhalb des deutschen Reichs durch Abtretung verschiedener Reichsstädte, insbesondere aber durch Säkularisation der geistlichen Herrschaften zu entschädigen seien, und kam überein, daß eine Kommission des Reichstags in Regensburg — eine sogenannte „Reichsfriedensdeputation“ — diese Entschädigungen zu normiren habe.

Vor allem mußte nun Kaiser Franz II. darauf bedacht sein, den Reichstag in Regensburg zur Genehmigung der Friedensbedingungen zu vermögen, allein es war dieß, weil Preußen sich schon im Frieden von Basel zu denselben Bedingungen bequemt hatte, eine bloße Formsache und am 7. März 1801 erfolgte zu Regensburg die Ratification des Lüneviller Vertrags. Ueber die Zusammensetzung der Reichsfriedensdeputation aber kam es zu gränzenlos heftigen Debatten und erst am 7. November 1801 einigte man sich dahin, dieselbe aus Bevollmächtigten Oesterreichs, Preußens, Kurmainz's, Bayerns, Sachsens, Württembergs, Hessen-Kassels und des Deutschmeisters in Merzgentheim zu bilden. Die Bevollmächtigten dieser acht Territorialherren traten also zusammen und man sollte nun meinen in ihrer Hand sei es gelegen gewesen, darüber zu entscheiden, welche Reichsstädte und welche Kirchengebiete man einziehen und wie man dieselben vertheilen wolle. Doch welche Thorheit! Der Schwerpunkt lag in Paris, denn die französische Regierung hatte den Frieden von Lüneville dictirt und von ihrem Dictat hing auch die Ausführung desselben ab. Solches



sah auch der Blindeste ein und deswegen sandten fast alle Fürsten und Territorialherren Deutschlands ihre außerordentlichen Ambassadeurs (Oesterreich z. B. den Grafen Philipp Cobenzl, den Bruder des Ministers, Preußen den Marchese Lucchesini, Bayern den gewandten Cetto, Württemberg den Grafen Normann, Baden die Herren von Edelsheim und Reichenstein, Hessen-Darmstadt den Oberst Pappenheim, Thurn und Taxis seinen getreuen Friends u. s. w.) nach Paris, während Andere (wie z. B. die Erbprinzen von Hedingen und Mienburg, der Graf von Solms-Laubach u. s. w.) in Person erschienen. Was thaten aber diese Herren dort? Ei sie überliefen den Minister Talleyrand und seinen Secretair Matthieu, sowie noch andere einflußreiche Persönlichkeiten, und verschwendeten die ungeheuersten Summen, um sich bei dem bevorstehenden Länder- und Menschenmarkt die französische Protection zu sichern. Ein solch' niederträchtiges Gebahren mußte den ersten Consul Bonaparte mit der tiefsten Verachtung erfüllen und sofort stand auch sein Entschluß fest, mit den besagten Herren ganz nach Willkür zu verfahren. Deutschland sollte nach seinem Dictat als einheitlicher Staat ganz aufhören und künftighin in eine Trias, das ist in drei Staatenkörper auseinanderfallen, welche nach Außen, weil sie sich in ewiger Eifersucht stets befehdeten, gar keine Macht mehr hätten. Den Norden oder besser gesagt den Nordosten bestimmte er für Preußen und den Osten bis an den Inn für Oesterreich. Aus den übrigen kleinen Staaten dachte er ein Kleindeutschland zu machen, in welchen die drei Regenten von Bayern, Württemberg und Baden zwar die erste Rolle spielen, aber doch so schwach bleiben sollten, daß sie zur Erhaltung ihrer Existenz auf den Schutz Frankreichs angewiesen seien. Durch diese Dreitheilung wollte sich Bonaparte die Herrschaft über Deutschland sichern und merkwürdiger Weise wurde er hierin von Rußland aufs eifrigste unterstützt. Ueber dieses Reich nämlich herrschte seit dem 24. März 1801, nachdem Paul I. die Nacht vorher ermordet worden war, Pauls Sohn, Alexander I. und dieser hatte aus verwandtschaftlichen Gründen (seine Mutter Maria war eine Württembergische Prinzessin und seine Gemahlin Elisabeth eine Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden) ein großes Interesse dafür, daß die kleinen Ländchen Württem-

berg und Baden vergrößert würden. Nicht minder viel lag ihm daran, daß die Macht seines nächsten Nachbarn, d. i. Deutschlands, nicht erstarke, weil er sonst die Gränzen seines Reichs nicht nach Westen hin ausdehnen konnte, und so gefiel ihm die deutsche Trias ganz ungemein. Die Folge hievon aber war, daß der Generaladjutant Duroc, welchen Bonaparte im Sommer 1801 nach St. Petersburg sandte, ohne viele Schwierigkeiten am 8. Oktober einen Friedens- und Freundschaftstractat zwischen Rußland und Frankreich zu Stande brachte und sofort der russische Gesandte in Paris, Graf Marlow, angewiesen wurde, in der deutschen Frage mit der französischen Regierung durchaus Hand in Hand zu gehen. So hinderte den ersten Consul gar nichts, die Vertheilung der in Deutschland eingezogenen geistlichen Güter ganz nach eigenem Ermessen vorzunehmen, und in Erwägung dessen schloß er im Frühjahr 1802, ohne die Reichsdeputation irgend zu beachten, mit Preußen, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt dahin zielende Separatverträge ab. Der mit Preußen kam am 23. Mai 1802 zu Stande und Friederich Wilhelm III. erhielt noch zudem von Bonaparte die „Erlaubniß“, die ihm zugebachten Territorien schon jetzt — also ehe Kaiser und Reich ihr Wort gesprochen — in Besitz zu nehmen. Mit dem Kurfürsten von Bayern, Maximilian Joseph, dem Nachfolger (seit Februar 1799) Karl Theodor's, schloß Bonaparte am 24. Mai ab und derselbe ward besonders begünstigt, denn der erste Consul erinnerte sich gar wohl, daß Bayern in den lezt vergangenen Jahrhunderten stets der Allirte Frankreichs gegen Oesterreich gewesen war. Die Verträge mit Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt folgten unmittelbar nach und so war die Vertheilung der meisten säcularisirten Territorien schon lange vorher, ehe die Reichsdeputation irgend einen nennenswerthen Beschluß gefaßt hatte, eine vollendete Thatsache. Endlich zu Ende August 1802 ließ Bonaparte der Reichsdeputation einen in allen seinen Theilen fertigen Vertheilungsplan vorlegen, und gab derselben eine Frist von zwei Monaten, um ihn endgültig zu redigiren. Auch fügte sich die Deputation dem Bonapartischen Befehl in größter Demuth und nur Oesterreich wagte zu remonstriren, weil es glaubte, nicht freigebig genug bedacht worden zu sein. Wie nun aber der erste



Consul mit „ernstlichen“ Maßregeln drohte, fügte sich auch der Kaiser Franz II. und am 21. October ward der französische Theilungsplan einstimmig angenommen. Am 4. Dezember folgte dann die Bestätigung Franz's II. in seiner Eigenschaft als deutscher Kaiser und daraufhin am 7. Januar 1803 legte man das Altenstück dem Reichstage in Regensburg vor. Dieser aber genehmigte es am 27. April 1803 und erhob es unter dem Titel eines „Reichsdeputationshauptschlusses“ zum deutschen Reichsgesetze.

Was nun die Vertheilung selbst betrifft, so erhielt gerade der ländergierige Staat Oesterreich am allerwenigsten, denn er mußte an den früheren Herzog von Modena den Breisgau und die Ortenau abtreten und wurde dafür nur mit den Bisthümern Brixen und Trient entschädigt. Auch bedachte man den früheren Großherzog von Toskana sehr stiefväterlich, nämlich nur mit Salzburg, Berchtesgaden, Eichstädt und dem östlichen Theile des bisherigen Bisthums Passau. Weit besser kam der König Friederich Wilhelm III. von Preußen weg, weil ihn Bonaparte für seine lange Neutralitätsbeobachtung belohnen wollte. Verloren hatte derselbe das linksrheinische Cleve sammt Mörz und Gelbern und dafür erhielt er die Bisthümer Hildesheim, Paderborn und Münster, sowie Theile des Kurstiftes Mainz mit Erfurt und dem Eichsfelde, weiter die Abteien Hersford, Quedlinburg, Elten, Essen, Werden und Cappenberg, endlich die Reichsstädte Nordhausen, Mühlhausen und Goslar, zusammen 230 Quadratmeilen mit fast 600,000 Einwohnern. Derselben Gunst erfreuten sich aus bereits genannten Gründen der Kurfürst von Bayern, der Herzog von Württemberg und der Markgraf von Baden. Den Ersteren nämlich entschädigte Bonaparte für seine Verluste in der Pfalz rechts und links vom Rheine, die sich zusammen auf 200 Quadratmeilen mit 600,000 Einwohnern beliefen, einmal mit den Bisthümern, Würzburg, Bamberg, Freisingen, Augsburg und Passau (so weit dieses nicht an den früheren Großherzog von Toskana gefallen war), sodann mit den Abteien Kempten, Waldsassen, Erbach, Irsee, Wangen, Söflingen, Elchingen, Ursberg, Roggenburg, Wattenhausen, Ottobeuren, Kaisersheim und St. Ulrich, endlich mit den Reichsstädten Rothenburg a. d. Tauber, Weißenburg, Windsheim, Schweinfurth, Gochsheim,

Sennfeld, Rempten, Kaufbeuren, Memmingen, Dinkelsbühl, Nördlingen, Ulm, Bopfingen, Buchhorn, Wangen, Leutkirch und Ravensburg, zusammen etwa 300 Quadratmeilen mit 900,000 Einwohnern. Der Herzog von Württemberg erhielt für den Verlust von Mömpelgard (7 Quadratmeilen mit 14,000 Einwohnern) die reiche Probstei Ellwangen, die Abteien und Klöster Zwiefalten, Schönthai, Romburg, Rottenmünster, Heiligkreuzthal, Oberstenfeld und Margarethenhausen, sowie die Reichsstädte Reutlingen, Eßlingen, Weil, Rottweil, Siengen, Alen, Hall, Gmünd, Heilbronn und Dürrenmettstetten, also immerhin sechsmal so viel, als er verloren hatte. Der Markgraf von Baden sodann, der links vom Rhein nur ganz gering begütert gewesen war, wurde einmal mit dem reichen Bisthum Constanz, dann mit den Abteien Schwarzach, Frauenalb, Allerheiligen, Lichtenthal, Gengenbach, Ettenheim-Münster, Petershausen, Reichenau, Ohningen und Obenheim, weiter mit den Reichsstädten Offenburg, Zell, Ueberlingen, Vöhringen, Pfullendorf und Wimpfen, endlich mit dem größten Theile der rechtsrheinischen Pfalz, nämlich mit Heidelberg, Mannheim, Ladenburg und Bretten bedacht und sein Territorium schwoß dadurch um mehr als das Doppelte an. Fast ebenso gut fuhr der Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt, denn zum Ersatz für die Herrschaft Hanau-Lichtenberg im Elsaß beschenkte ihn Bonaparte auf Betrieb Talleyrands — die Million Bestechungsgelder, die er aufgewendet, trug ihre Früchte! — nicht nur mit dem ehemals kölnischen Herzogthum Westphalen und den Mainzischen Aemtern, Gernsheim, Bensheim, Heppenheim, Lorsch, Fürth, Steinheim, Alzenau, Vilbel, Rodenburg, Astheim und Hirschhorn, sondern auch mit den Abteien Seligenstadt und Mariaschloß, sowie mit den Reichsstädten Wimpfen und Friedberg. Um so schlechter dagegen erging es dem Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen-Kassel, indem er für St. Goar und Rheinfels links vom Rhein nichts erhielt, als die Mainzischen Aemter Frielar, Raumburg, Neustadt und Ammonenberg; allein warum war er auch in Paris so geizig gewesen, als Bestechungssumme nur einige wenige tausend Louisd'or zu bieten, welche Talleyrand mit Verachtung von sich wies! Das waren die Hauptentschädigungen; weit kleinere, kaum nennenswerthe erhielten Nassau, Braunschweig und Mecklenburg. Doch darf



ich nicht verschweigen, daß man den Erbstatthalter von Holland, Wilhelm V., obwohl er in Deutschland gar nichts zu suchen hatte, wegen seiner Verwandtschaft mit Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit dem Bisthum Fulda, sowie mit der reichen Abtei Weingarten in Oberschwaben bedachte. Die kleineren Territorialherren dagegen, d. i. die Reichsgrafen und Reichsritter, erhielten, selbst wenn sie die gerechtesten Ansprüche hatten, gar nichts und für die säcularisirten geistlichen Herren sorgte man nur insofern, als man die neuen Besitzer ihrer frühern Bisthümer und Abteien verpflichtete, ihnen standesgemäße Pensionen auszubezahlen.

Aus dem soeben Erzählten ersieht man, daß der Reichsdeputationshauptschluß nichts Geringeres war, als eine totale Umwälzung der bisherigen Verhältnisse des deutschen Reichs. Von früher vier- undfünfzig Reichsstädten blieben nur sechs bestehen, Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt, Augsburg und Nürnberg. Ebenso hatten sich von den vielen Kirchenfürsten, mit welchen Deutschland gesegnet war, nur drei aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet, erstens der Großmeister des Johanniterordens in Heitersheim, zweitens der Hochmeister des Deutschordens in Mergentheim und drittens der bisherige Mainzer Coadjutor Karl Theodor von Dalberg. Den Erstem verschonte man vor der Hand des Kaisers von Rußland wegen; den Zweiten aus Rücksicht auf Oesterreich, weil ein habsburgischer Erzherzog die Hochmeisterstelle bekleidete; den Dritten endlich, weil er in blinder Verehrung für Bonaparte erstarb. Doch ließ man demselben — dem Herrn von Dalberg — keineswegs das Erzstift Mainz, sondern dotirte ihn als „Reichserzkanzler“ mit den früheren Bisthümern Regensburg, Weßlar und Aschaffenburg und übertrug ihm die Leitung der deutschen Reichstagsgeschäfte. Weil nun übrigens die Kurfürsten von Trier und Köln zu existiren aufgehört hatten, verlangte Bonaparte von Franz II., daß er die Regenten von Württemberg, Baden, Hessen-Kassel und Salzburg zu Kurfürsten ernenne, und diesem Verlangen entsprach der deutsche Kaiser natürlich sogleich. Dagegen dachte man nicht einen Augenblick lang daran, die Stimmen der eingegangenen Reichsstädte und Bischofsitze auf dem deutschen Reichstage durch andere zu ersetzen, sondern man pries sich glücklich, daß von den vielen winzigen Zwerg-

staaten, die in Wahrheit nur ein Schmaroherdasein fristeten, doch wenigstens ein volles Hundert verschwunden sei. Sie waren ja längst abgestorbene, unlebensfähige Theile des Reichs und nichts Besseres, als einestheils — die Reichsstädte — Muster der spießbürgerlichsten Krähwinflerei, andernteils — die Klöster und Bischofsitze — Höhlen des geisttödtendsten Müßiggangs, sowie des schmutzigsten Lasters. Ihnen konnte man keine Thräne nachweinen; allein umgekehrt, welch' tiefe Beschämung lag nicht darin, daß der Schnitt in das deutsche Reichsgeschwür von Außen her kam! Ueberdem mußte es sich jeder Vernünftige sagen, daß man mit dieser ersten Umwälzung in Deutschland nur erst einen halbfertigen Zustand geschaffen habe, und daß daher eine größere Operation nachfolgen müsse, wenn Deutschland wieder frisches Blut bekommen solle.

### **Drittes Kapitel.**

#### **Deutschland zu den Füßen Napoleon Bonaparte's.**

(1803—1812.)

Napoleon Bonaparte näherte sich jetzt mit Riesenschritten dem Zenith seiner Machtstellung. Mit dem Kaiser von Rußland hatte er einen Freundschaftsbund geschlossen, wie schon vorher mit den schwachköpfigen Regenten von Spanien und Portugal. Auch England war des Krieges müde und ging, als Frankreich sich dazu verstand, Egypten zu räumen, mit Freuden auf den Frieden von Amiens (27. März 1802) ein. Die helvetische und batavische Republik, in welche die Schweiz und Holland umgeschmolzen worden waren, zogen längst als gehorsame Satelliten am Schlepptau des Frankenreichs und im Januar 1802 verwandelte sich die Lombardei mit Mantua, Breschia, Cremona, Verona, Modena, Carrara, Bologna, Ferrara und der Romagna aus einer Cisalpinischen in eine Italienische Republik mit Bonaparte als gebietendem Präsidenten an der Spitze. Piemont und



Savoyen vereinigte man mit Frankreich, gerade wie schon vorher Belgien und das linke Rheinland, und zum Lohn für diese Vergrößerungen wurde nun Bonaparte (3. August 1802) lebenslänglicher erster Consul mit königlichen Rechten. Deutschland aber war eine Trias, das ist ein Drei-Staatenreich geworden und von diesen drei Staaten lag der Eine, Kleindeutschland, vollständig zu den Füßen Bonaparte's, während die beiden Andern, Preußen und Oesterreich, eifersüchtig auf einander und innerlich verfeindet, nicht die Kraft besaßen, einen gemeinsamen Zweck durchzusetzen.

Alle Welt glaubte nun übrigens, die Weltruhe werde, nachdem der Ehrgeiz Bonaparte's befriedigt, auf längere Zeit gesichert sein, allein schon nach kurzem entstanden neue Zerwürfnisse zwischen England und Frankreich. Bonaparte nämlich fühlte sich dadurch beleidigt, daß die englische Regierung zögerte, die für sie sehr wichtige Insel Malta (die Engländer hatten dieselbe im Jahr 1800 den Franzosen wieder abgenommen) zurückzugeben, wie sie doch im Frieden von Amiens versprochen hatte, und umgekehrt war es dem brittischen Stolz unerträglich, daß der erste Consul anfang, die in Holland (batavische Republik) und Genua vorhandenen Schiffe zur Neubildung einer französischen Flotte zu verwerthen. So kam es, daß am 18. Mai 1803 England an Frankreich von neuem den Krieg erklärte und auch sogleich seine Flotten auslaufen ließ. Umgekehrt aber zog Bonaparte im Hafen von Boulogne ein mächtiges Heer zusammen und dirigitte alle in seinem Besitz befindlichen Schiffe dahin, um sich so die Möglichkeit einer Landung in England zu schaffen. Mit letzterer übrigens stand es noch in weitem Felde, weil England im Stande war, mit seiner Kriegsmarine alle Meere reinzusetzen; dagegen stand es in der Macht Bonaparte's, jetzt schon wenigstens einen Racheact gegen den König Georg III. von England auszuüben, und zwar einfach dadurch, daß er Hannover wegnahm. Letzteres war, wie bekannt, ein deutsches Kurfürstenthum und hatte mit England gar nichts gemein, als den Regenten. Mit andern Worten, der König von England war zugleich Kurfürst von Hannover, allein den „Staat England“ ging das deutsche Kurfürstenthum nicht das Geringste an, und da nun Bonaparte mit dem „Staate England“ Krieg führte, und nicht mit der „Person des

englischen Königs“, so mußte Hannover in dem soeben ausgebrochenen Kriege ganz aus dem Spiele bleiben. Dessenungeachtet ließ Bonaparte am 28. Mai 1803 den General Mortier von Holland aus mit einem ansehnlichen Heere in Hannover einrücken, um das Land, als wäre es ein Theil des brittischen Reichs, in Besitz zu nehmen, und keine Hand — weder Franz II., der immer noch sogenannte Kaiser von Deutschland, noch der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., der nächste Nachbar Hannovers — regte sich zum Widerstand. Die Landesbehörden in Hannover aber, davon ausgehend, daß jeder Widerstand dem Lande nur Nachtheil bringen würde, schlossen schon am 3. Juni im französischen Hauptquartier zu Suhlingen einen Vertrag mit Mortier ab, kraft dessen ihm das ganze Land mit allen Festungen ohne Widerstand überliefert wurde. Ja einen Monat später, am 5. Juli, verstanden sie sich sogar dazu, daß die hannöverschen Truppen, etwa 10,000 Mann stark (unter General Wallmoden), ihre Waffen, ihre Kanonen, und ihre Pferde abliefern mußten, ehe sie in die Heimath entlassen wurden, und diese Entwaffnung fand dann am 6. Juli statt. Doch statt daß nun die schamerfüllten Krieger, die lieber gefochten hätten, in ihre Heimath an den häuslichen Heerd zurückkehrten, liefen sie schaarenweise nach dem nächsten holsteinischen Seehafen, von wo sie auf englischen Schiffen nach England gebracht wurden, und hier bildete man aus ihnen die „hannöversche Legion“, welche sich später unter Wellington einen so hochberühmten Namen in Spanien gemacht hat.

Diesem Gewaltact Bonaparte's, der unsägliches Elend über Hannover brachte (er behandelte es natürlich wie ein erobertes feindliches Land, legte ihm eine Contribution von 18 Millionen Francs auf und zwang es — von den Erpressungen der Soldateska ganz zu schweigen — das 30,000 Mann starke französische Besatzungsheer aus eigenem Beutel zu kleiden, zu nähren und zu besolden), sollte bald ein noch weit brutalerer folgen. In Paris war im Februar 1804 eine Verschwörung gegen das Leben des ersten Consuls (sie hatte die Hinrichtung des Generals Pichegrü und die Verbannung des Generals Moreau zur Folge) entdeckt worden, und aus der Untersuchung ging hervor, daß die vertriebenen Bourbons ihre Hand mit im Spiel ge-



habt hatten. Nun lebte damals der Prinz Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien, dem Anschein nach ganz harmlos, im badischen Städtchen Ettenheim, zwischen Pahr und Freiburg, und sofort beorderte Bonaparte, um wenigstens Einen der Bourbons in die Hände zu bekommen, den in Schlettstadt im Elsaß (Schlettstadt liegt gerade gegenüber von Ettenheim) liegenden General Ordener, den Herzog gewaltsam aufzuheben. Diesen Befehl führte der General, indem er mit einem Commando von 400 Mann bei Rheinau über den Rhein ging, in der Nacht vom 14. auf den 15. März aus und daraufhin ward der Herzog in aller Eile nach Vincennes bei Paris gebracht. Dort stellte man ihn in der Nacht vom 20. auf den 21. vor ein Militärgericht und erschoss ihn Morgens 4 Uhr, nachdem das Gericht das Todesurtheil gefällt. Das Blut dieser Frevelthat schrie gen Himmel und Deutschland mußte sich um so schwerer beleidigt fühlen, als die Verhaftung gegen alles Völkerrecht mitten im Frieden auf deutschem Gebiet vollzogen worden war. Trotzdem wagte weder Oesterreich noch Preußen eine Einsprache und noch weniger hatten die kleineren deutschen Fürsten hiezu den Muth. Im Gegentheile fügten sich die Regenten von Baden, Württemberg, Hessen und Bayern tiefunterthänigst dem Befehle Bonaparte's, alle französischen Emigranten aus ihren Staaten zu verbannen, um damit darzuthun, wie sehr die royalistische Verschwörung ihr Gemüth empört habe. Umgekehrt dagegen legte der Kaiser von Rußland um den gemordeten Bourbon Trauer an, indem er zugleich energisch gegen die Verletzung des Völkerrechts protestirte, und ebenso that auch der König Gustav Adolph von Schweden.

Gleich nach der gegen den ersten Consul entdeckten Verschwörung, am 18. Mai 1804, wurde diesem vom französischen Volke die Würde eines französischen Kaisers unter dem Titel „Napoleon I. von Gottes Gnaden“ übertragen, und dieß hatte zur Folge, daß nun auch der deutsche Kaiser Franz II. die Würde eines „Kaisers von Oesterreich“ — als solcher hieß er Franz I. — annahm. Allein welch' ein kolossaler Unterschied lag nicht zwischen diesen beiden Kaisertwürden! Franz I. — wie wir ihn von jetzt an nennen müssen — bezweckte nichts Anderes, als sich auf alle Fälle, also auch auf den Fall, daß das offenbar in

den letzten Zügen liegende deutsche Reich sich vollends auflöse, die schon so lange gewohnte Titulatur zu sichern; Napoleons Absicht aber ging dahin, die altrömische Cäsaren-Würde, welche nichts Geringeres bedeutete, als die Herrschaft über den ganzen Occident, in derselben Weise zu erneuern, wie vor tausend Jahren Karl der Große gethan hatte, und daß er diese Absicht hege, gab er der erstaunten Welt noch im Herbst des Jahrs 1804 ganz unzweideutig kund. Im September 1804 nämlich bereiste er mit seiner Gemahlin und einem ungeheuren Gefolge das neugewonnene linke Rheinland und beging in Aachen den Tag Karl's des Großen, „seines Vorgängers“, mit einem Pompe, wie ihn die Welt noch nicht gesehen. In Mainz aber, wo Friederich Barbarossa, der große Hohenstaufe, seine glänzendsten Kaisertage gefeiert hatte, sammelten sich fast alle deutschen Kleinfürsten, den Kurkanzler Karl Theodor von Dalberg an der Spitze, um ihn, und wie ein Imperator nahm er unter den großartigsten Festlichkeiten ihre Huldigungen in Empfang.

England hatte gleich von Anfang an, wo es an Frankreich den Krieg erklärte, mit großem Eifer auf dem europäischen Festlande Bundesgenossen gesucht, weil es als Seemacht dem französischen Staate nicht besonders viel anhaben konnte, und diesen seinen Eifer verdoppelte es, als es sah, daß der Kaiser Napoleon immer größere Anstrengungen machte, um von Boulogne aus eine Landung in England zu bewerkstelligen. Einige Zeit lang wollte keine Regierung sich zu einem Bündniß herbeilassen; allein wie nun Napoleon den Kurstaat Hannover besetzte und gleich darauf den Herzog von Enghien ermorden ließ; wie er ferner die Kaiserwürde annahm und sich nur wenige Monate später (17. März 1805) auch noch (unter Aufhebung der Italienischen Republik) zum „König von Italien“ machte; wie er endlich auch noch die Ligurische Republik (Stadt und Gebiet Genua) für erloschen erklärte und ihr Territorium ebenfalls, wie vorher schon Piemont und Savoyen, dem französischen Kaiserreich einverleibte; da wurde es den Kaisern von Rußland und Oesterreich, sowie dem Könige von Schweden klar, daß es endlich an der Zeit sei, seiner Unerfättlichkeit, das ist seinem Durst nach Universalherrschaft, verbunden mit der schrankenlosesten Gewaltthätigkeit einen Damm entgegenzusetzen, und



somit kam in den Frühlingstagen des Jahres 1805 zwischen ihnen und England ein fester Bund zu Stande. Der Zweck dieses Bundes aber war nicht bloß der, den französischen Kaiser zu verhindern, daß er noch weitere Staaten an sich reiße, sondern es wurde vielmehr abgemacht, Frankreich in seine alten Gränzen zurückzuweisen und ihm den Raub von Italien, Hannover und den Rheinlanden wieder abzunehmen. Selbstverständlich mußte nun den Verbündeten unendlich viel daran liegen, auch Preußen für sich zu gewinnen, und man versprach sich schon beßwegen, weil dort seit dem Herbst 1804, statt des franzosenfreundlichen Haugwitz, der Graf Herdenberg, der eine mannhaftere Politik verfolgte, an der Spitze des Ministeriums des Aeußern stand, einen ziemlich sichern Erfolg. Allein Friedrich Wilhelm III. wollte sich um keinen Preis in einen Krieg einlassen und wies daher das Ansinnen der Coalition mit Bestimmtheit zurück. Ebenso wenig übrigens hörte er auf die Stimme Napoleon's, der ihm um den Preis einer Allianz das Kurfürstenthum Hannover überlassen wollte, sondern blieb auch dieser Verlockung gegenüber dabei, unter allen Umständen strikte Neutralität zu wahren.

Die Verbündeten wollten den französischen Kaiser unvorbereitet überraschen und hielten daher die unter sich abgeschlossenen Verträge bis in den Sommer 1805 hinein tief geheim. Nicht minder geheim trieben sie ihre Kriegsrüstungen; auf dem Papiere dagegen hatten sie schon im Juli Alles festgestellt. Das Hauptheer der Russen, unter dem Kommando des alten Feldmarschalls Kutusow, sollte in Polen so schnell fertig gestellt werden, daß es Ende August mindestens 60,000 Mann stark in Gallizien einmarschiren und dann von da bis an den Inn vorrücken könnte. Ein zweites, 40,000 Mann starkes russisches Heer unter General Buxhöwden wollte man in Böhmen bilden und dasselbe sollte dem ersten vierzehn Tage später nachfolgen. Ein russisch-schwedisches Corps von über 30,000 Mann war bestimmt, in Pommern zu landen, um die Franzosen aus Hannover zu vertreiben, und ein anderes aus Russen und Engländern zusammengesetztes Corps von 25,000 Mann beabsichtigte man, nach Neapel überzuschiffen, um von da gegen Oberitalien vorzudringen. Eine österreichische Armee von 100,000 Mann unter Erzherzog Karl hatte die Aufgabe, Oberitalien den Franzosen zu entreißen, und ein zweites ebenfalls österreichisches Heer

von 60,000 Mann unter dem Erzherzog Johann diejenige, von Tyrol und Vorarlberg aus in die Schweiz einzufallen. Die österreichische Hauptarmee aber, 120,000 Mann stark, nominell unter dem Oberkommando des jungen Erzherzogs Ferdinand, in Wahrheit jedoch unter dem des Feldzeugmeisters Mada, in dessen vermeintes Kriegsgenie (und doch bestand sein ganzes Genie außer dem Planemachen, Wortedrehseln und Schwindeln in seinem ultrabigotten Katholicismus) die österreichischen Minister ein unbegränktes Vertrauen setzten, sollte sich in Böhmen und Oberösterreich sammeln, und dann, nachdem die Russen sich mit ihr am Inn vereinigt, durch Bayern und Schwaben über den Rhein in Frankreich eindringen. So war's geplant, aber leider blieb die Wirklichkeit, namentlich was die Stärke der verschiedenen Armeen und deren Thätigkeit anbelangt, weit hinter den Schriftstücken zurück und es erfolgte zum Beispiel — um dieß jetzt gleich zu sagen — die Landungen in Neapel und Pommern erst zu einer Zeit, wo in der Hauptsache Alles längst vorüber war.

In der Mitte des Monats August 1805 verlangte der Kaiser Napoleon, der bisher an das Bestehen einer Coalition gegen ihn nicht hatte glauben wollen, von Oesterreich, daß es seine Kriegsrüstungen, über die er endlich Gewißheit erlangt hatte, einstellen solle; allein die Wiener Regierung erwiederte ablehnend. Jetzt wußte der französische Kaiser, was ihm drohe, und sofort traf er seine Vorbereitungen. Nicht aber in der Weise, wie sie die Coalirten gewohnt waren, sondern mit einer Umsicht, Schnelligkeit und Energie, der man seine Bewunderung nicht versagen kann. Dem Marschall (diese Würbe war gleich nach der Errichtung des Kaiserreiches von ihm geschaffen worden) Masséna in Italien sandte er so viele Verstärkungen, daß derselbe dem Erzherzog Karl die Wage halten konnte, und ein anderes kleineres Heer unter Augereau wurde in die Schweiz gegen die Tyroler Gränze hin dirigirt. Er selbst stellte sich an die Spitze der schon seit lange in Boulogne gesammelten Armee, welche zum Angriff Englands bestimmt gewesen war, und ließ sie die Route nach Süddeutschland einschlagen. Dieselbe Richtung erhielten auch zwei andere Corps, die in Holland und Hannover standen, und so befanden sich schon in den letzten Tagen des August 200,000 Mann unter Führern wie Berna-



dotte, Davoust, Soult, Lannes, Ney und Marmont auf dem Anmarsch gegen Oesterreich. Zugleich verstand es der französische Kaiser, das einzuernsten, was er zur Reichsdeputationszeit gesäet hatte, und schon am 24. August ließ sich der Kurfürst Max Joseph von Bayern zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit ihm herbei, laut welchem derselbe 25,000 Mann Hülfsstruppen zu stellen hatte. Auch wurde zu gleicher Zeit der General Thiard an die Höfe von Karlsruhe und Stuttgart gesandt, um diese in derselben Richtung zu bearbeiten, und der General fand überall die zuvorkommendste Aufnahme.

Wir wissen, daß nach dem österreichisch-russischen Feldzugsplan die österreichische Hauptarmee am Inn so lange Halt machen sollte, bis sie 120,000 Mann stark geworden und das russische Heer unter Kutusow zu ihr gestoßen sei. Es drängte aber den Feldzeugmeister Mack, sich Vorbeerkränze zu erobern, ehe die Russen da waren, und somit rückte er schon am 8. September mit seinen 80,000 Mann, die er bis jetzt unter sich hatte (zu den festgesetzten 120,000 fehlten also noch 40,000), bei Schärding über den Inn gehend, in Bayern ein. Augenblicklich floh nun der Kurfürst Max Joseph von München nach Würzburg und ebendahin wurde auch das bayerische Heer dirigirt. Die Hoffnung Mack's, den Kurfürsten mit seinem Heere gefangen nehmen zu können, erwies sich also als eine Chimäre; allein deswegen gebärdete er sich doch, als hätte er einen großen Sieg errungen, und schob sofort seine Truppen über München und Augsburg, theils nach Ulm, theils nach Memmingen und Oberschwaben vor. Jetzt stand der Plan Napoleon's fest. Er wollte die Oesterreicher unter Mack schlagen, ehe sie sich durch die Russen verstärken konnten, und mit unvergleichlicher Meisterschaft wurde der Marsch seiner verschiedenen Corps nach diesem Plane festgestellt. Am 25. September stand das Corps Marmont, das von Holland her kam, bereits bei Frankfurt am Main, das Corps Bernadotte aber bei Würzburg. Um dieselbe Zeit gingen Soult und Davoust bei Mannheim, Ney und Lannes aber bei Kehl über den Rhein. Am 1. Oktober Morgens kam Napoleon in Straßburg an und am Mittag desselben Tages schloß er in Ettlingen mit dem Kurfürsten von Baden ein Schutz- und Trutzbündniß (derselbe mußte 5000 Mann stellen) ab. Am 3. Oktober trat der Kurfürst

Friedrich von Württemberg in Ludwigsburg zu ihm über und führte ihm 10,000 Mann zu. Gleich darauf vereinigte sich das 25,000 Mann starke bayerische Corps bei Eichstädt mit dem des Marschalls Bernadotte, denn dieser war hierher auf dem kürzesten Weg über Anspach (trotzdem er dieses als neutrales preußisches Gebiet hätte respectiren sollen) marschirt, weil ihn die Straße über Nürnberg zu weit abgeführt hätte. Am 6. Oktober befand sich das Hauptquartier Napoleons in Nördlingen und am 7. in Donauwörth. Von da aus aber gab er seinen verschiedenen Truppenabtheilungen solche Richtungen, daß sie die Oesterreicher zugleich von Vorn, von Hinten und von den beiden Seiten fassen konnten.

Noch hätte Mact dem ihm drohenden Schicksale der Umzinglung durch einen schnellen Rückzug nach dem Inn vorbeugen können; allein er ahnte die Gefahr gar nicht und begnügte sich, seine zerstreuten Heereskörper, so weit es ging, bei Ulm zusammenzuziehen. So wurde es dem Kaiser Napoleon, nachdem einige dieser zerstreuten Corps, wie das Corps Muffenberg bei Wertingen durch Lannes, das Corps Spangen bei Memmingen durch Soult und das Corps Riesch bei Elchingen durch Ney, zersprengt, oder auch wie das Corps Kienmayer bei Donauwörth durch Murat zum schnellsten Abzug nach der untern Donau gezwungen worden waren, möglich, die Einschließung der Oesterreicher bei Ulm schon bis zum 14. zur beinahe vollendeten Thatsache zu machen. Da erklärte plötzlich am Abend dieses Tages der Erzherzog Ferdinand, welcher trotz seiner Jugend eine bessere Einsicht hatte, als sein trauriger Mentor Mact, daß er sich nicht wie in einer Mausfalle fangen lassen wolle, und brach mit der Gesamltreiterei und dem Corps Werned, in Allem 24,000 Mann, über Heidenheim, weil hier der Weg allein noch offen stand, durch. Am 15. besetzten die Franzosen alle Höhen um die Stadt Ulm herum, in welcher Mact mit noch 33,000 Mann lag, und am gleichen Abend noch sandte Napoleon den Grafen Segur an ihn, mit der Aufforderung, sich mit allen seinen Truppen gefangen zu geben. Der österreichische Oberfeldherr, vollkommen perplex, zögerte einen ganzen Tag lang. Wie er sich aber endlich überzeugte, daß der Feind mehr als doppelt so stark sei, und wie dann Napoleon anfang, die Stadt vom Michaelsberge aus zu



bombardieren, schloß er am 17. die von ihm verlangte Capitulation ab. Ulm wurde den Franzosen mit allen seinen ungeheuren Kriegsvorräthen übergeben und am 20. mußten die 33,000 Mann in großer Parade die Waffen strecken, um als Kriegsgefangene nach Frankreich zu wandern. Nicht viel besser erging es dem Corps Bernad, das sich mit dem Erzherzog Ferdinand nach Böhmen retten wollte, denn Murat, welchen Napoleon mit der Verfolgung betraute, erreichte es schon am 18. Oktober und nahm es größtentheils gefangen. Nur der Erzherzog Ferdinand schlug sich mit der Reiterei glücklich durch, aber seine Verluste — bei Nürnberg verlor er seine ganze Artillerie — waren so enorm, daß, wie er am 22. Oktober total erschöpft Eger erreichte, sein ganzes Corps nur noch aus 2100 Mann bestand. Ein solches Ende nahm es mit der großen österreichischen Armee, welche bestimmt war, durch Bayern und Schwaben in Frankreich einzumarschiren.

Wenden wir uns nun nach dem neutralen Preußen, so hatte dort in der Zwischenzeit am Hofe eine andere Stimmung Platz gegriffen. Friederich Wilhelm III. nämlich fühlte sich tief beleidigt, daß die Franzosen — das Bernadotte'sche Corps — sein neutrales Gebiet verletzt hatten, und verlangte dafür eine eklatante Genugthuung. In dieser Zeit, am 25. Oktober, traf der Kaiser Alexander I. auf seiner Reise nach Oesterreich (er wollte die erhofften Siege seiner Truppen selbst mit ansehen) persönlich in Berlin ein und drang sofort energisch in den König von Preußen, sich der Coalition gegen Frankreich anzuschließen. Schon wollte Friederich Wilhelm III. Ja sagen; allein wie gleich darauf die Nachricht von der furchtbaren Niederlage der Oesterreicher bei Ulm in Berlin eintraf, wurde er wieder unschlüssig und man fand nun auf Anrathen des schnell herbeigerufenen Grafen Haugwitz den Ausweg, daß Preußen als schiedsrichterliche Macht zwischen Napoleon und die Coalition zu treten habe. Mit andern Worten, man machte am 3. November in Potsdam ab, Preußen solle dem Kaiser Napoleon im Namen der Allirten den Frieden unter der Bedingung anbieten, daß er sich dazu verstehe, die italienische Krone von der französischen zu trennen und den Staaten Holland, Neapel und Schweiz die frühere Unabhängigkeit zu gewähren. Verstehe er sich

aber nicht zu diesen Forderungen — und als längsten Termin sich zu entscheiden, setzte man den 10. Dezember fest — so habe Preußen der Coalition mit einer Armee von 150,000 Mann beizutreten und müsse daher jetzt schon mobil machen. Mit diesem Ultimatum versehen sandte Friederich Wilhelm III. den Grafen Haugwitz als seinen außerordentlichen Botschafter an den Kaiser Napoleon ab; allein schon die Wahl dieses Botschafters, welcher bisher stets an der Spitze der franzosenfreundlichen Parthei am Berliner Hofe gestanden, bewies, daß der König von Preußen keineswegs gesonnen sei, auf den Stipulationen vom 3. November in schroffer Weise zu bestehen, und überdem erhielt, wie man später erfuhr, Haugwitz noch insgeheim die Weisung, „ganz den Umständen gemäß“ zu handeln.

Die gräßliche Niederlage bei Ulm hatte in Wien wie ein Keulenschlag gewirkt und die Regierung wußte nun nichts Eiligeres zu thun, als die Erzherzoge Karl und Johann aus Italien und Tyrol herbeizurufen, um die Hauptstadt Wien zu decken. Der Erzherzog Karl hatte bis jetzt, trotzdem seine Armee sich nicht höher als 70,000 Mann (die versprochenen 100,000 blieben auf dem Papier) belief, an der Etsch in Oberitalien gegen die Franzosen rühmlichst Stand gehalten; allein große Vortheile zu erreichen war ihm nicht möglich gewesen, und selbst der befohlene Abmarsch nach Innerösterreich wurde ihm von Masséna sehr erschwert. Ja er mußte sich die Möglichkeit desselben durch ein zweitägiges (30. und 31. Oktober) äußerst blutiges Treffen bei Caldiero, unweit von Verona förmlich erkämpfen und selbst nachher blieb ihm Masséna stets auf den Fersen. Somit konnte er sich unmöglich mit der gewünschten Schnelligkeit vorwärts bewegen und Ende November stand er erst in Kärnthen. Ebenso schwierig wurde dem Erzherzog Johann der Rückzug aus Tyrol, denn er befehligte nur ein kleines Corps von 20,000 Mann (statt der papiernen 60,000) und der ihm vom französischen Kaiser entgegengestellte Marschall Augereau bedrängte ihn auf's härteste. Inzwischen verfolgte Napoleon seinen Siegeslauf mit gewohnter Schnelligkeit und Energie. Am 22. Oktober hatte er sein Hauptquartier in Augsburg, drei Tage später in München, und am 5. November in Linz, also nur noch wenige Tagmärsche von Wien entfernt. Auf diesem schnellen Vor-



marſche ſtand ihm nur ein einziges Hinderniß entgegen, das ruſſiſche Hauptcorps unter Kutuſow, etwa 40,000 (ſtatt der abgemachten 60,000) Mann ſtark, welches inzwiſchen bis an den Inn vorgerückt war und dort das kleine öſterreichiſche Corps Kienmayer (wir kennen es von Ulm her) an ſich gezogen hatte. Nun erkannte aber der ruſſiſche Oberfeldherr ſogleich, daß er viel zu ſchwach ſei, die große franzöſiſche Armee aufzuhalten, und trat ſofort den Rückzug auf Mähren an, um ſich mit dem zweiten ruſſiſchen Heere unter Buxhöwden, das inzwiſchen dort angekommen ſein mußte, zu verbinden. Auch führte er dieſen Rückzug glücklich durch und errang auf demſelben ſogar am 11. November bei Dürrenſtein, in der Nähe von Krems, einen nicht unbeträchtlichen Vortheil über die franzöſiſche Vorhut unter Mortier. Nachdem nun übrigens auch dieſes Hinderniß beſeitigt war, ſetzte Napoleon ſeinen Marſch nach Wien fort und zog am 13. November, ohne auf irgend Widerſtand zu ſtoßen, dort ein. Natürlich, denn der öſterreichiſche Kaiſer war ſchon am 7. November mit dem ganzen Hofe über Preßburg nach Mähren zum ruſſiſchen Heere unter Buxhöwden, bei dem eben auch der Kaiſer Alexander I. von Berlin aus eingetroffen war, entflohen und eben dahin retirirte auch die 18,000 Mann ſtarke Wiener Beſatzung.

In Wien fand Napoleon unermefliche Beute, 100,000 Gewehre und ſonſtiges Kriegsmaterial aller Art; allein trotzdem war ſeine Lage keine beſonders beneidenswerthe. Nicht nur nämlich erfuhr er ſofort, daß Kutuſow inzwiſchen bei Olſchan in der Nähe von Olmütz eine gute Stellung eingenommen und durch Heranziehung der Wiener Beſatzung, ſowie des zweiten ruſſiſchen Heeres unter Buxhöwden ſeine Streitmacht auf 80,000 Mann gebracht habe, ſondern er mußte auch ſeine eigene Armee dadurch bedeutend ſchwächen, daß er dem herandrückenden Erzherzog Karl den Marſchall Marmont, dem von Ulm entkommenen Erzherzog Ferdinand, der in Böhmen ein neues Heer ſammelte, den Marſchall Bernabotte entgegenſtellte und in Wien ſelbſt unter Davouſt eine ſtarke Beſatzung unterhielt. Trotzdem beſchloß er, die Ruſſen unverweilt aufzuſuchen, ehe Kutuſow ſich noch mehr verſtärkte, und brach ſchon am 15. November mit allen Truppen, über die er verfügen konnte, im Ganzen aber kaum 70,000 Mann.

nach Mähren auf. Es war richtig, Kutusow hatte bei Oltschan eine ausgezeichnete Stellung und eine Zeitlang schien er Willens zu sein, in derselben die heranrückenden Franzosen zu erwarten. Allein die in seinem Lager befindlichen beiden Kaiser, besonders der von Rußland, der seine Truppen für unüberwindlich hielt, drängten ihn zur Schlacht, weil ja die Uebermacht auf seiner Seite sei, und so marschirte er dem Kaiser Napoleon entgegen. Am 1. Dezember standen sich die beiden Armeen unweit von Brünn gegenüber und am 2. in der Früh begann der Kampf. Er war ein furchtbar blutiger und von beiden Seiten wurde mit der gleichen Tapferkeit gestritten. Aber das außerordentliche Kriegsgenie Napoleons bewährte sich hier von neuem und am Abend hatte er einen Sieg errungen, so glänzend und entscheidend, wie vor dem noch nie. Seine Verluste beliefen sich auf höchstens 8000 Mann an Todten und Verwundeten, die Russen aber ließen 30,000 und die Oesterreicher, die mit ihnen gefochten, 7000 Mann auf dem Schlachtfeld. Ueberdem verloren die Russen und Oesterreicher zusammen 180 Kanonen nebst dem ganzen Gepäc und flohen in völliger Auflösung der ungarischen Gränze zu. Unmittelbar nach dieser furchtbaren Schlacht — man nannte sie nach einem in der nächsten Nähe befindlichen Schlosse des Fürsten Kaunitz „die von Austerlitz“ — reiste der Kaiser von Rußland, gänzlich ernüchtert, nach Petersburg zurück und befahl seinen Heerführern ihm mit den Trümmern der Armee auf russisches Gebiet zu folgen. Frieden suchte er keinen nach, aber am Kriege wollte er keinen weiteren Theil mehr nehmen und überließ seinen Verbündeten, den Kaiser von Oesterreich, ganz rücksichtslos seinem Schicksal. Letzterer fühlte sich total entmuthigt und suchte sofort beim Kaiser Napoleon um eine persönliche Zusammenkunft nach, um wo möglich zu einem wenigstens halbwegs annehmbaren Kriegeschluß zu kommen. Die Zusammenkunft fand am 4. Dezember Nachmittags bei Rasieblowitz auf offenem Felde bei einem Wachtfeuer statt und in Folge derselben wurde schon am 6. Dezember ein Waffenstillstand abgeschlossen, laut welchem der Kaiser der Franzosen die Provinzen Ober- und Unterösterreich, Steiermark, Krain, Görz, Tyrol, Vorarlberg, Istrien und Venedig, sowie die nächsten Gränzbezirke von Böhmen, Mähren und Ungarn bis zum Frieden besetzt halten durfte. Ueberdem



wurde noch Zweierlei abgemacht; einmal daß der Kaiser von Oesterreich sein bisheriges Bündniß mit Rußland alsbald gänzlich zu lösen habe, und sodann daß die Friedensunterhandlungen sofort in Preßburg beginnen sollten.

Kommen wir nun auf Preußen zurück, so zeigte es sich jetzt evident, wie wenig Ernst es dem Könige Friedrich Wilhelm III. mit der Convention vom 3. November gewesen sei. Nicht früher als am 14. November reiste Graf Haugwitz mit seinem Ultimatum in der Tasche von Berlin ab und hielt sich unterwegs so lange auf, daß er erst am 28. November im Napoleonischen Hauptquartier bei Brünn eintraf. Dort gewährte ihm der französische Kaiser alsbald eine Audienz, allein der preussische außerordentliche Botschafter hütete sich gar wohl, etwas von seinem Ultimatum verlauten zu lassen. Es stand ja eine Hauptschlacht bevor und man konnte nicht wissen, wie dieselbe ausfiel. Siegten die Russen und Oesterreicher — gut, dann wollte Haugwitz mit seinem Ultimatum dem französischen Kaiser den Frieden dictiren; siegte aber letzterer, so hatte Haugwitz im Sinn, sein Ultimatum in Stillschweigen zu begraben und mit Napoleon ein gütlich-freundliches Uebereinkommen zu treffen. Demgemäß wartete er in Wien den Erfolg des Tages von Austerlitz ab und erst einige Zeit später meldete er sich bei Napoleon von neuem zur Audienz. Er erhielt sie am 7. Dezember und wozu nun benützte er sie? Dazu, dem siegreichen französischen Kaiser seine unterthänigsten Glückwünsche darzubringen und sich so unschuldig als möglich zu gebärden. Napoleon kannte die Convention vom 3. November ganz genau und war wegen derselben furchtbar auf Preußen aufgebracht. Trotzdem unterdrückte er für jetzt noch — der Frieden mit Oesterreich war noch nicht abgeschlossen und die Russen konnten wieder umkehren, wenn Preußen loschlug — seinen Zorn und ließ sich anscheinend durch die begütigende Demuth des Grafen Haugwitz vollständig entwaffnen. Noch mehr, er kam letzterem mit einem Bündniß- und Ländertausch-Antrag entgegen — laut demselben sollte Preußen Hannover bekommen und dafür das Fürstenthum Neuenburg in der Schweiz, sowie das rechtsrheinische Cleve mit der Festung Wesel an Frankreich, die Fürstenthümer Anspach und Baireuth aber an Bayern (welches als Aequivalent das Herzog-

thum Berg an Frankreich fallen ließ) abtreten — und mit beiden Händen griff Haugwitz zu. Natürlich, denn der Gewinn war, wie er glaubte, wegen der Größe Hannovers ganz auf preussischer Seite und der Umstand, daß sein Herr und König durch die Inbesitznahme Hannovers nothwendig die Feindschaft des Königs von England, des rechtmäßigen Kurfürsten dieses Staates, auf sich laden mußte, kümmerte ihn wenig. So kam denn zwischen ihm und Napoleon am 15. Dezember in Schönbrunn ein förmlicher Allianzvertrag zu Stande und in diesem wurde, außer dem angegebenen Ländertausch, abgemacht, daß der König von Preußen den Engländern für die Zukunft seine Häfen zu verschließen habe. Hieraus ersieht man, daß aus der Sendung des Grafen Haugwitz das gerade Gegentheil dessen hervorging, was man ursprünglich in Berlin beabsichtigt hatte; allein trotzdem stimmte der friedliebende Friederich Wilhelm III., welcher den Muth nicht hatte, dem Machtgebot Napoleons entgegenzutreten, zu, und ließ sofort, nachdem der Schönbrunner Vertrag am 15. Februar 1806 in Paris endgültig redigirt worden war, das Kurfürstenthum Hannover dem preussischen Staate einverleiben. Noch mehr, um dem französischen Kaiser seine guten Gesinnungen zu beweisen, bewilligte er dem Grafen Hardenberg, der den bewußten Vertrag durchaus mißbilligte, die erbetene Entlassung und übertrug dem Grafen Haugwitz abermalen die oberste Leitung der Geschäfte.

Am 15. Dezember 1805 war der Vertrag von Schönbrunn, in welchem Preußen sich dem Dictat Napoleons willenlos unterwarf, unterzeichnet worden, und elf Tage später, am 26. Dezember kam — ebenfalls ganz nach dem Dictat Napoleons — in Preßburg der Definitivfrieden mit Oesterreich zu Stande. Für sich selbst bedang sich der französische Kaiser darin nur Zweierlei aus; einmal die Abtretung des Venetianischen, welches sofort zum Königreich Italien geschlagen wurde, und sodann das Versprechen Oesterreichs, ihm in Europa, namentlich in Holland, der Schweiz und Italien, ganz freie Hand zu lassen. Das ging noch; allein weit empfindlicher waren die Opfer, welche den deutschen Vasallen Napoleons gebracht werden mußten. Für's Erste nämlich erhielten die Regenten von Bayern, Württemberg und Baden vollkommene Souverainetät, erstere beide mit dem Titel und Rang



von Königen, und für's Zweite hatte ihnen der Kaiser Franz alle seine süddeutschen Besitzungen, im Ganzen 1140 Quadratmeilen mit drei Millionen Einwohnern abzutreten. Davon erhielt Bayern, außer der Reichsstadt Augsburg, die Markgrafschaft Burgau, das Vorarlberg, die Grafschaften Hohenembs und Königssee, die Herrschaften Tettnang und Argen, die Stadt Lindau mit Gebiet, ganz Tyrol mit Brixen und Trient und den Rest der Stiften Eichstädt und Passau. Sodann erhielt Württemberg die fünf Donaustädte Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau, die Grafschaften Nieber- und Oberhohenberg mit der Stadt Rottenburg am Neckar, die Landvogtei Altorf, die Landgrafschaft Nellenburg, die Städte Bissingen und Breunlingen, die Grafschaft Bonndorf und einen Gränzbezirk des Breisgau's. Endlich erhielt Baden den ganzen Rest des Breisgau's mit der Stadt Freiburg, die Grafschaft Ortenau, Stadt und Gebiet Constanz und die Komthurei Mainau. Das waren immense Verluste, doch beliebte es dem Kaiser Napoleon, sie etwas zu überzuckern. Deshwegen durfte Oesterreich das Salzburgische nebst Berchtesgaden annexiren und der damalige Besitzer, der frühere Großherzog von Toskana, ward dafür mit Würzburg — Stadt und Gebiet —, welches Bayern abtreten mußte, entschädigt. Ueberdem hob Napoleon den Deutschorden als solchen auf und gestattete, daß das Gebiet dieses Ordens mit der Stadt Mergentheim künftighin in der Linie eines österreichischen Großherzogs erblich sein solle.

Als dieß ordnete Napoleon von Schönbrunn aus an; sobald er aber nach Paris zurückgekehrt war, glaubte er sich, gestützt auf die Allmacht, die er sich durch seine Siege errungen, dazu berufen, eine ganz neue Staatenordnung in Europa aufzubauen, und zwar eine Staatenordnung, welche in ihm ihr Oberhaupt, sowie in seinen Günstlingen und Familienmitgliedern ihre Stützen finden sollte. Demgemäß decretirte er sich selbst zum König von (Ober-) Italien und zugleich auch zum „Mediateur“ der helvetischen Republik. Demgemäß gab er den Neapolitanern, nachdem er den legitimen bourbonischen König Ferdinand IV. auf die Insel Sicilien hinübergejagt, seinen Bruder Joseph zum Könige und machte seinen Schwager, den Reitergeneral Murat zum Herzog von Cleve und Berg. Demgemäß erhob er seine

Schwester Pauline zur Fürstin von Guastalla und beschenkte seinen Bruder Ludwig — unter Aufhebung der batavischen Republik — mit der Königskrone von Holland. Demgemäß verheirathete er seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais, indem er ihn zugleich zum Vizekönig von Italien ernannte, mit einer Tochter des neuen Königs von Bayern, seinen Bruder Jerome mit einer Tochter des Königs von Württemberg und seine Stieftochter Stephanie (Eugens Schwester) mit dem Erbprinzen Karl von Baden. Demgemäß endlich dotirte er seine hervorragendsten Feldherrn und Staatsmänner mit kleinen Fürstenthümern (z. B. seinen ersten Adjutanten Berthier mit Neuenburg — Neufchatel —, den Minister Talleyrand mit Benevent, den Marschall Bernadotte mit Ponte-Corvo, den Marschall Masséna mit Rivoli, den Marschall Mortier mit Treviso u. s. w.) und stellte diese Fürstenthümer unter seine besondere Curatel. An all' dem aber genügte es ihm noch lange nicht, sondern zu seinem Hauptvasallenstaate hatte er das Land jenseits des Rheines ausersehen, um damit ganz Mitteleuropa unter seine unmittelbare Herrschaft zu bringen. Schon seit dem Preßburger Frieden war es fast offenes Geheimniß, daß Napoleon damit umgehe, an die Stelle des ohnehin nur noch dem Namen nach fortexistirenden deutschen Reichs einen neuen Staatenbund zu setzen, und insbesondere sagte man sich, daß er entschlossen sei, in diesen nur die ältesten Fürstenhäuser aufzunehmen. Ganz Gewisses freilich erfuhr man längere Zeit nicht; doch siehe da, in den ersten Tagen des Juli 1806 ließ der Imperator sechzehn von ihm selbst auserlesenen süddeutschen — vor der Hand nur solchen — Territorialherren eine Acte vorlegen, welche sie bis zum 12. Juli ohne weiteres zu unterzeichnen hatten, und diese Acte wurde am 17. Juli, wo er selbst seinen Namen darunter setzte, rechtsgültig. Was enthielt sie aber? Einfach einen Bundesvertrag der Sechzehn mit dem französischen Kaiser, in welchem sie sich „um den innern und äußern Frieden Süddeutschlands zu sichern, für welchen die deutsche Reichsversammlung längst keine Bürgschaft mehr leistete,“ unter den Schutz Frankreichs begaben und für diesen Schutz dem französischen Kaiser ihre ganze militärische Macht zur Verfügung stellten. In diesen zwei Punkten gipfelte der Inhalt der besagten Acte und von Stunde an wurde Napoleon „Protector“ des neuen Bundes, der



den Namen „Rheinbund“ erhielt. Wer waren nun aber die Glücklichen, welche Napoleon „begnadete“, in den Rheinbund eintreten zu dürfen? Vor allen die beiden neuen Könige von Bayern und Württemberg, sodann der Kurfürst von Baden, der Kurerzkanzler von Dalberg, der neue Herzog von Cleve-Berg (Murat), der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Usingen und Weilburg, die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, der Fürst von Pfenburg-Birstein, der Herzog von Aremberg und der Fürst von Lichtenstein, endlich der Graf von der Leyen, der Nefte des Kurerzkanzlers von Dalberg. Diese Sechzehn las der französische Kaiser aus den hundert fürstlichen und gräflichen Familien Süddeutschlands ganz nach „allerhöchstem Belieben“ aus und ebenso nach Willkür ließ er Einzelne von ihnen im Rang avanciren. So machte er aus dem Grafen von der Leyen einen Fürsten und aus dem Fürsten von Nassau-Usingen einen Herzog. So gab er dem Kurfürsten von Baden, dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt und dem Herzog von Cleve-Berg den Großherzogstitel und so endlich verwandelte er den Kurerzkanzler von Dalberg in einen „Fürsten-Primas“ mit der Befugniß den Sitzungen des Rheinbundes — der aber nie eine Sitzung hielt — zu präsidiren. Weit wichtiger aber, als diese Rangerhöhungen, waren die Gebietserweiterungen, deren die Herren Rheinbundsfürsten sich zu erfreuen hatten, denn es wurden jetzt alle übrigen Territorialherren Süddeutschlands, erstens die noch restirenden Reichsstädte (Mürnberg, welches zu Bayern kam, und Frankfurt am Main, welches der Fürst-Primas statt Regensburg, das ebenfalls bayerisch wurde, erhielt), zweitens die sämtlichen Mitglieder der schwäbischen, fränkischen und rheinischen Reichsritterschaft, und drittens die sämtlichen Reichsgrafen, selbst wenn sie gefürstet waren — den Grafen von der Leyen wegen seiner Verwandtschaft mit Dalberg allein ausgenommen — durch einen einzigen Napoleonischen Federstrich, was man sagt „mediatisirt“ und damit in Unterthanen derjenigen Rheinbunds-Souveraine, in deren Gebiet ihre Grafschaften und Rittersitze lagen, verwandelt. Dieses Loos wurde von Jedem, den es traf, schwer genug empfunden, allein besonders hart lastete es doch auf einzelnen alten Häusern, wie z. B. den Häusern Hohenlohe.

Löwenstein, Lobkowitz, Dietrichstein, Auerberg, Fürstenberg, Schwarzenberg, Thurn und Taxis, Truchseß-Waldburg, Solms, Leiningen, Sayn-Wittgenstein, Hapsfeld, Castell, Törring, Königsegg, Limburg und Erbach, denn sie sollten jetzt neugeborenen Souverainen gehorchen, welche soeben noch auf gleicher Stufe mit ihnen standen. Ueberdem was blieb ihnen noch? Außer ihrem Privat-Domainenbesitz nichts als die Polizei, die Jagd, die Fischerei, das Patronat und die niedere Gerichtsbarkeit, während sie doch Jahrhunderte lang die Landeshoheit so gut besessen hatten, als die Beherrscher von Oesterreich und Preußen. Das war hart, sehr hart; aber um so aufgeblasener wurden nun die Rheinbundssouveraine und sie schwuren allesammt einen theuren Schwur, nie und nimmermehr von ihrem Herrn und Meister, ihrem großen Protector, zu lassen. Auch gaben sie sofort auf seinen Befehl am 1. August 1806 auf dem Reichstag von Regensburg die Erklärung ab, daß sie aus dem deutschen Reichsverbande ausgeschieden seien, und daraufhin legte Kaiser Franz II. am 6. August die tausendjährige Krone Karls des Großen nieder.

Also ward nach dem Willen Napoleons das deutsche Reich, das übrigens schon längst nicht mehr existenzfähig war, in verschiedene Theile zertrümmert und der eine dieser Theile, der deutsche Südwesten mußte sich noch dazuhin zu einer französischen Präfectur degradiren lassen. Hiegegen Protest zu erheben, hatten weder Oesterreich noch Preußen Lust und noch weniger geschah dieß von einem der übrigen Staaten Europa's. Natürlich, denn Oesterreich konnte nicht protestiren, weil es soeben besiegt worden war, und Preußen wollte nicht, weil es aus der neuen Ordnung der Dinge Vortheil zu ziehen hoffte; Rußland aber hatte am Kriegsführen für jetzt genug und die übrigen Reiche besaßen sammt und sonders keine Leistungsfähigkeit. Somit hinderte die neuen Rheinbundsfürsten nichts, sich ihrer neuen Souverainetät zu erfreuen, und sie erfreuten sich deren auch in ganz unerhörter Weise. Es gibt Menschennaturen, welche gegen ihre Oberen kriechend demüthig sind, sich aber dafür durch eine um so größere Brutalität gegen ihre Untergebenen entschädigen, und zu diesen Naturen gehörten fast ohne Ausnahme die Rheinbundsfürsten. Ihre Unterthanen behandelten sie, wie absolute Sultane zu thun pflegen; ihrem



großen Protector gegenüber aber waren sie tief unterthänige Vasallen. Auf das Erstere werde ich später zurückkommen; das Letztere aber muß ich jetzt schon mit einigen Beispielen belegen. Im Frühjahr 1806 erschien unter dem Titel: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ eine an sich unbedeutende anonyme Flugschrift, in welcher die Dictatur Napoleons und die ausschweifende Gewaltthätigkeit der französischen Truppen in Süddeutschland ziemlich schonungslos gerügt wurde. Diese Schrift nun verbreitet zu haben, beschuldigten französische Polizeispione den Buchhändler Johann Philipp Palm, Inhaber der Stein'schen Buchhandlung in Nürnberg, und sogleich ordnete Napoleon seine Verhaftung an. Dann befahl der Imperator in Braunau an der bayerisch-österreichischen Gränze aus französischen Offizieren eine außerordentliche Militärkommission zu errichten, und diese verurtheilte den Gefangenen am 25. August zum Tode. Es geschah dieß ohne irgend nähere Untersuchung, ohnehin ohne irgend einen Beweis seiner Schuld; dessenungeachtet aber vollzog man das Todesurtheil gleich den Tag darauf am 26. August, denn Napoleon wollte ein Exempel statuirt haben, und der König von Bayern, in dessen Staate dieser brutale Mord an einem bayerischen Unterthanen vollführt wurde, wagte kein Wort der Einsprache. Schon aus diesem einzigen Beispiele geht zur Genüge hervor, wie demüthig sich die Rheinbundfürsten die Napoleonische Despotie gefallen ließen; noch mehr aber erhellt dieß daraus, daß der große Protector auch nach Errichtung des Rheinbundes gar nicht daran dachte, seine Truppen aus Süddeutschland zurückzuziehen. Nein, sondern Berthier mit dem Generalstab blieb in München, Davoust in Mittelfranken, Bernadotte in Anspach, Ney in Oberschwaben, Augereau in Frankfurt, Marmont in Stuttgart und ein anderer Corpsführer in Carlsruhe bis tief in's Jahr 1806 hinein stehen. Noch mehr, sie hausten hier mit einer Gewaltthätigkeit sonder Gleichen und schrieben Contributionen über Contributionen aus, als ständen sie in einem eroberten Lande. Wie stellten sich aber die Rheinbundfürsten zu dieser schweren Occupation? Nun Einer von ihnen, der herrische König von Württemberg, wagte es, sich ein ganz klein wenig zu beschweren; allein sofort erinnerte ihn Napoleon in höchst barscher Weise daran, daß man ihm, der Alles, was er sei, der französischen Gnade ver-

danke, die geschenkte Krönungskrone ebenso gut wieder nehmen könne, als man sie ihm gegeben habe, und von nun an schwieg er so stille, als seine Kollegen von München, Karlsruhe, Frankfurt und Darmstadt.

Schwer genug also lastete die Freundschafts- und Gönnerhand Napoleons auf den Rheinbundsfürsten; aber noch viel bitterer sollte sie der König Friederich Wilhelm III. von Preußen empfinden. Gleich nach dem Frieden von Preßburg nämlich nahm Napoleon ein Benehmen gegen Preußen an, das — es lag auf der Hand, daß er, worauf wir bereits weiter oben aufmerksam gemacht haben, seine Rache für den 3. November 1805 haben wollte — kränkender gar nicht hätte sein können. Begegnete er doch dem preussischen Monarchen von nun an nicht mehr wie einem Ebenbürtigen und Gleichberechtigten, sondern wie Einem, der von seiner Gnade abhängt! So hatte Preußen die Festung Wesel mit dem rechtsrheinischen Cleve seinerzeit zu dem Zwecke abgetreten, damit das Murat'sche Großherzogthum Cleve-Berg gebildet werden konnte; allein plötzlich zu Anfang des Jahres 1806 schlug Napoleon jene Festung zu Frankreich und gestattete dafür seinem Schwager Murat ohne weiteres, trotz des energischen Protestes Friederich Wilhelms III., die preussischen Abtheilen Essen, Elten und Werden wegzunehmen. So war seit Friederich dem Großen in Deutschland noch nicht ein einziges Mal eine irgend nennenswerthe Gebiets- oder Verfassungsänderung vorgenommen worden, ohne daß man vorher die Einwilligung des preussischen Königs eingeholt hätte; jetzt verlautete in Berlin erst Mitte Juli etwas Gewisses über die Stiftung des Rheinbundes, durch welchen das deutsche Reich zertrümmert wurde. So warf Napoleon gleich nach Creirung des Rheinbundes dem König Friederich Wilhelm III. den Röbel hin, er solle mit all' den kleineren Staaten, welche nördlich vom Main lagen, besonders mit Sachsen und Hessen-Kassel, einen norddeutschen Bund errichten und sich unter Annahme des Kaisertitels zum Protector desselben machen; zu gleicher Zeit aber bot der französische Kaiser dem Landgrafen von Hessen-Kassel die Stadt und das Gebiet Fulda — Eigenthum des gewesenen Erbstatthalters von Holland — an, wenn er zum Rheinbund trete. Kurz der König von Preußen wurde mit einer Geringschätzung behandelt, die kaum zu ertragen war, und der französische Kaiser hatte



nicht einmal ein Wort des Tadel's, wenn seine Marschälle, wie z. B. Augerau und Bernadotte, ganz offen vor aller Welt erklärten, es sei an der Zeit, den preußischen Monarchen wieder zu einem Kurfürsten von Brandenburg herabzudrücken. Endlich aber, im Sommer 1806, erlaubte sich Napoleon eine Beleidigung, welche nothwendig zum Bruche führen mußte. Damals nämlich stand er in Friedensunterhandlungen mit England und Rußland und bot insgeheim den Engländern Hannover, dem russischen Kaiser aber Preußisch-Polen an, wenn sie in den Frieden willigen würden. Der Frieden kam allerdings nicht zu Stande, die Thatsache des heimlichen Angebots von Hannover und Preußisch-Polen stand aber fest und wie nun Anfangs August 1806 Friederich Wilhelm III. durch seinen Gesandten in Paris, den Marchese Lucchesini, hierüber Gewißheit erhielt, da übermannte doch endlich der Zorn seine Friedensliebe. Sofort ordnete er die Mobilmachung des ganzen preußischen Heeres an und laut jubelte man in Berlin, daß nunmehr dem französischen Uebermuth ein Ziel gesetzt werden würde.

Es ist richtig, der preußische König konnte, wenn er nicht ehrlos dastehen wollte, eine solch' schmachvolle Behandlung nicht länger dulden; allein ehe er sich in den Krieg stürzte, hätte er sich doch zehnmal bedenken sollen. Damals, als er am 3. November 1805 mit dem Kaiser von Rußland abmachte, er wolle in der Rolle eines Schiedsrichters den Frieden dictiren, damals war die rechte Zeit loszuschlagen, denn Rußland, Oesterreich und Preußen zusammen hätten wohl den Sieg erringen müssen. Jetzt aber, wo Preußen ganz isolirt stand — welch' ein Mißverhältniß zwischen der Macht Napoleons und der des preußischen Staates! Napoleon gebot außer Frankreich über Oberitalien, über Belgien, über Holland, über die Lande links vom Rheine und über den Rheinbund rechts vom Rheine; Preußen aber repräsentirte nur ein Drittel von Deutschland, vergrößert durch einige polnische Landestheile. Vollends jedoch, welch' ein immenser Gegensatz zwischen der preußischen und der Napoleonischen Armee! Auf der einen Seite Soldaten, die, weil meist im Auslande aus der geringsten Sorte der menschlichen Gesellschaft angeworben, nur des Soldes wegen dienten und ohne den Stod gar nicht zusammengehalten werden konnten; sodann Offiziere, welche, weil sämmtlich von Adel, auf alle Nichtadeligen mit der tiefsten

Verachtung herabsahen und sich von Geburtswegen für Helden hielten; endlich Generale und Oberkommandeure, halbinvalid vor Alter, die nichts von der neuen Taktik, nichts von der neuen Kriegsführung verstanden. Auf der andern Seite Truppen, erfüllt von feurig militärischem Geiste, die sich in hundert Schlachten erprobt hatten; Offiziere, kräftig, kühn und energisch zugleich, welche alle darnach dürsteten, sich den Marschallstab zu erwerben; endlich an der Spitze der Armee ein Meister der Kriegskunst, wie damals kein zweiter lebte, und an seiner Seite Marschälle, die sich sämmtlich in seiner Schule gebildet hatten. Gewiß also, der König von Preußen hätte gut gethan, sich zehnmal zu bedenken, ehe er sein Schwert zog, und in der That wurde er auch gleich nach dem Erlaß des Mobilmachungsbefehls wieder schwankend. Seine Umgebung jedoch, besonders der militärische Theil derselben, wiegte sich in einer Selbstüberschätzung, deren Großprahlerei an den Unüberwindlichkeits-Wahnsinn gränzte. „Wir sind die ersten Soldaten der Welt,“ riefen jene Wahnsinnigen, „denn unsere Armee ist die Friederichs des Großen, mit welcher dieser ganz Europa besiegt hat.“ Nur ein Einziger wagte es damals die Schäden aufzudecken, an welchen Heer und Staat in Preußen dahinsiechten, und dieser Eine war der Freiherr von Stein, den man schon im Jahr 1803 als Rath in's Ministerium berufen hatte, um einige Zweige der Finanzverwaltung zu leiten. Allein obwohl die Stein'sche Denkschrift sogar von mehreren königlichen Prinzen unterstützt wurde, so nahm sie Friederich Wilhelm III. doch — als die unberufene Einmischung eines Untergeordneten — höchst ungnädig auf und die Dinge nahmen ungehindert ihren weitem Verlauf.

Zugleich mit dem Mobilmachungsbefehl stellte der König von Preußen drei Forderungen auf, deren unge säumte Bewilligung den Krieg allein noch abwenden könnte. Einmal die, daß die Festung Wesel an das Großherzogthum Berg und die drei weggenommenen westphälischen Abteien an Preußen zurückgegeben würden; sodann die, daß die französischen Armeecorps die süddeutschen Länder, in welchen sie noch immer lagerten, alsbald räumten, weil ihre Anwesenheit eine Drohung gegen Preußen sei; endlich die, daß er, Friederich Wilhelm III., freie Hand bekomme, den norddeutschen Bund mit seinem



Protectorate zu errichten. Diese drei Forderungen mußte der Marschall Lucchesini in Paris geltend machen und man fing auch in der That an darüber zu unterhandeln. Allein in Wahrheit mußte man hüben wie drüben, daß der Krieg unvermeidlich sei, und man unterhandelte nur, um Zeit zu gewinnen. Der Kaiser Napoleon nämlich wollte diesmal eine ungewöhnlich großartige Armee in's Feld stellen, um Preußen gleich beim ersten Anlauf vollständig zu vernichten; Friedrich Wilhelm III. aber hoffte, daß es ihm in der letzten Stunde noch gelingen werde, Bundesgenossen zu gewinnen, denn zu diesem Zwecke hatte er gleich nach dem Mobilmachungsbefehl an alle benachbarten Höfe, namentlich nach Kassel, Dresden, Wien, Petersburg, Kopenhagen und Stockholm außerordentliche Gesandte abgehen lassen. Napoleon erreichte seinen Zweck vollständig, wie wir gleich nachher sehen werden: der König von Preußen dagegen hatte mit seinen Sendungen wenig Erfolg. Oesterreich, Hessen-Kassel, Schweden und Dänemark nämlich erklärten sofort unumwunden, daß sie unbedingt neutral bleiben würden, und nur Sachsen ließ sich, durch Drohungen eingeschüchtert, dazu herbei, sein Contingent zur Verfügung zu stellen. Freilich, auch der Kaiser von Rußland sagte aus persönlicher Freundschaft für Friedrich Wilhelm III. ein Hülfsheer zu, allein bis dieses auf dem Kriegsschauplatz anlangte, konnten Monate vergehen und Preußen blieb also fast ganz allein auf seine eigene Kraft angewiesen.

Schon in der Mitte des Septembers 1806 hatte Napoleon seine Armee, bestehend aus 200,000 Franzosen, Italienern und Holländern, sowie aus 70,000 Mann Rheinbundtruppen, schlagfertig, und bis zum Ende jenes Monats concentrirte er sie unter seinen erprobten Marschällen Soult, Ney, Davoust, Bernadotte, Augereau, Lefebvre, Lannes, Murat und Bessières im Fränkischen. Er selbst reiste am 24. September von Paris ab, erreichte am 29. Mainz und hatte am 3. October sein Hauptquartier in Würzburg, von wo aus er den Kurfürsten von Hessen-Kassel nochmals — obwohl wiederum vergebens — aufforderte, dem Rheinbund beizutreten. Die preußische Hauptarmee unter dem ewig unschlüssigen, mehr als siebenzigjährigen Herzog von Braunschweig, als preußischem Generalissimus, sammelte sich in der Mitte des Septembers bei Raumburg und ein zweites Heer unter

dem übermüthigen, eigenwilligen, Alles besser wissenden Fürsten Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen sollte sich durch Sachsen, nach Heranziehung des sächsischen Contingents, ebendahin wenden; mit der Bildung einer Reservearmee bei Küstrin aber beauftragte man den Prinzen Eugen von Württemberg. Die mobilen Truppen hatten die Stärke von 130,000, mit den Sachsen von 150,000 Mann, und die Reserve hoffte man auf 30,000 Mann zu bringen. Somit belief sich der Effectivstand des Heeres selbst im allergünstigsten Fall auf höchstens 180,000 Mann und damit wollte man den um 100,000 Mann stärkeren Kaiser Napoleon besiegen! Am 23. September reiste der König Friedrich Wilhelm III., begleitet von seiner Gemahlin und seinen Ministern von Berlin nach Naumburg ab und am 1. Oktober wurde Befehl gegeben, gegen den Thüringer Wald hin aufzubrechen. Am 4. Oktober befand sich das Hauptquartier in Erfurt und sofort beschloß man, die Armee zwischen Gotha, Erfurt und Weimar zu concentriren. Dann erfolgte am 9. Oktober in der Früh die formelle Kriegserklärung und daraufhin entschied sich der Generalissimus dahin, in einer breiten Linie gegen Würzburg hin vorzurücken. Noch immer meinte das preußische Offizierscorps, das bepudert und bezopft mit ungeheuren Federhüten, in knappen ledernen Beinkleidern und mächtigen Stiefeln bis an die Kniee herauf einherstolzte, großprahlend, der Feind, der von lauter gewesenen Schustern, Schneidern und Metzgern kommandirt werde, könne unmöglich die Frechheit haben, das unüberwindliche preußische Heer anzugreifen; allein noch eine kurze Spanne Zeit und diese unbegränzte Selbstüberschätzung sollte auf's furchtbarste gezüchtigt werden! Schon am Abend des genannten 9. Oktober stieß die französische Vorhuth unter Bernadotte bei Schleiz mit einem vom linken Flügel der preußischen Armee, welchen Hohenlohe kommandirte, zu weit vorgeschobenen Corps unter Tauenzien zusammen und warf es über den Haufen. Den Tag darauf schlug Marschall Lannes bei Saalfeld die vom Prinzen Ludwig von Preußen befehligte Vorhuth des preußischen Centrums (Commandeur der Herzog von Braunschweig selbst) bis zur Vernichtung und auch der Prinz fand dabei seinen Tod. Am 12. Oktober nahm das preußische Heer eine weitgedehnte Stellung zwischen Jena und Eisenach ein, aber siehe



da, am Abend dieses Tages erfuhr man im Hauptquartier, daß ein 40,000 Mann starkes französisches Corps unter Davoust die preußische Aufstellung umgangen habe und bereits im Rücken des preußischen Heeres bei Naumburg stehe. Nun wandte sich der Herzog von Braunschweig am 13. eiligst rückwärts gegen Lauchau und Freiburg hin, um den Franzosen den Weg nach Magdeburg und Berlin zu verlegen; dem Fürsten von Hohenlohe aber befohl er eine feste Stellung zwischen Jena, Weimar und Dornburg einzunehmen, um dadurch den weiteren Vormarsch des französischen Hauptheeres unter Napoleon unmöglich zu machen. Diese Anordnung war nach dem Urtheil Sachverständiger eine total verfehlte und in Folge derselben erfolgte nun am 14. October die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt, in welcher die Preußen bis zur Vernichtung geschlagen wurden. Bei Jena, gegen den Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, kommandirte Napoleon selbst und obwohl einzelne preußische Regimenter sich vortrefflich hielten, war doch die Schlacht schon nach wenigen Stunden entschieden. In völliger Auflösung stiebte das preußische Heer auseinander und sein Verlust belief sich auf nicht weniger als 34,000 Mann, worunter 24,000 Gefangene. Nicht viel besser erging es der andern Hälfte der preußischen Armee, welche unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig auf ihrem Marsche nach Freiburg, ebenfalls am 14., beim Dorfe Auerstädt auf das Corps Davoust stieß, denn obwohl die Uebermacht der Preußen eine sehr bedeutende war, so half sie dieser Vortheil doch nichts, weil darüber, daß gleich in der ersten halben Stunde dem Herzog von Braunschweig beide Augen ausgeschossen wurden, die größte Verwirrung entstand. Zugleich fiel auch der General Schmettau und nun übernahm der ebenso feige als unfähige General Kalkreuth das Oberkommando. Was that aber dieser? Er ordnete sofort über Hals und Kopf den Rückzug an und dabei beeilte er sich so sehr, aus dem Bereich der Kugeln zu kommen, daß die Retirade nothwendig nach kurzem in die tollste Flucht ausarten mußte. Freilich einige wenige Offiziere, worunter besonders der Reitergeneral Blücher, gaben sich die größte Mühe dem Davonlaufen Einhalt zu thun; allein es war Alles vergeblich und so erreichte der preußische Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen auch hier die bedeutende Ziffer von 22,000 Mann.

Das war in Wahrheit eine entsetzliche Niederlage, denn die Gesammteinbuße betrug 56,000 Mann, während die Franzosen die ihre nur auf 7000 Mann mit 270 Offizieren berechneten. Allein das Allerschlimmste sollte erst nachfolgen. Sofort nämlich sagte sich der Kurfürst von Sachsen von dem ohnehin unfreiwillig gewesenen Bündniß mit Preußen los und erklärte sich für neutral; das in völliger Auflösung dahinfliehende preußische Heer aber zerstreute sich nach den verschiedensten Richtungen und die Offiziere, welche die einzelnen Abtheilungen kommandirten, handelten wie Leute, welche Kopf, Herz und Ehre, wenn sie je dergleichen besaßen, zugleich verloren hatten. Am 15. Oktober erschien Ney mit einigen Reiterregimentern vor Erfurt und ohne einen Schuß zu thun, ergab sich der altersschwache Feldmarschall von Möllendorf mit der ganzen 14,000 Mann starken Besatzung. Am 17. Oktober überfiel der Marschall Bernadotte die preußische Reservearmee, welche unter dem Prinzen Eugen von Württemberg 12,000 Mann stark bis Halle vorgerückt war, sprengte sie auseinander und machte 5000 Gefangene. Am 25. Oktober besetzte Davoust Berlin, ohne irgend welchen Widerstand zu finden, und am gleichen Tage beeilte sich die Festung Spandau (Kommandant Major von Benckendorf), ihm ihre Thore zu öffnen. Am 28. Oktober ereilten Murat und Lannes den Prinzen von Hohenlohe-Ingelfingen, welcher sich mit den wenigen Ueberresten seines Heeres an die Oder zurückziehen wollte, bei Prenzlau und sofort streckte derselbe mit seinen 10,000 Mann die Waffen. Am 29. Oktober ergab sich die Brigade Hagen bei Pasewalk mit 4200 Mann ohne den geringsten Widerstand und als den Tag darauf Murat mit nur 800 Reitern vor Stettin erschien, kapitulirte auch diese Festung (Kommandant der 81jährige General von Romberg), obwohl sie 5000 Mann Besatzung hatte und mit Geschütz, Munition und Lebensmitteln auf's beste versehen war. Am 1. Oktober erschien ein einziges französisches Regiment vor der Festung Küstrin und den Tag darauf, am 1. November, ahmte dieselbe (Kommandant Oberst Ingersleben) das Beispiel Stettins nach. Ja am 8. November öffnete selbst Magdeburg, das Hauptbollwerk des preußischen Staates, auf dessen Wällen 600 Kanonen standen, Kommandant der 73jährige General Kleist) dem Marschall Ney,



der nur 10,000 Mann mit einigem Feldgeschütz bei sich hatte, ihre Thore und die ganze Besatzung von 24,000 Mann gab sich kriegsgefangen. So häufte sich Feigheit auf Feigheit, Schande auf Schande und wir dürfen uns nicht mehr wundern, daß unmittelbar nach der Uebergabe von Magdeburg auch die Kommandanten der Festungen Hameln, Nienburg und Bassenburg dem Feinde, sobald er nur erschien, die Schlüssel entgegentrugen. Nur ein einziger Offizier rettete damals die Ehre der preussischen Waffen, Gebhard Leberecht von Blücher, der zwar bereits seine 64 Jahre zählte, aber noch das Feuer und die Kraft der Jugend besaß und in der ganzen Armee als kühner Reitergeneral verehrt wurde. Er hatte sich mit seinem 10,000 Mann starken Corps bei Muerstädt bis auf zuletzt tapfer gewehrt und dachte auch auf dem Rückzug nicht eine Minute lang an Kapitulation. Im Gegentheil wies er die Angriffe der ihm nachrückenden Franzosen unter Bernadotte immer entschieden zurück, wobei ihn seine Offiziere, besonders Scharnhorst und York mit der größten Aufopferung unterstützten, und warf sich endlich, weil ihm der Marsch an die Oder durch die Uebermacht der Franzosen abgeschnitten war, am 5. November in die alte Reichsstadt Lübeck. Freilich verlor er unterwegs viele Leute, die erschöpft mit wunden Füßen liegen blieben, und in Lübeck selbst nahm man ihn aus Angst vor der Rache der Franzosen nur mit dem größten Widerwillen auf. Trotzdem, wie nun am 6. November Soult, Bernadotte und Murat die Stadt mit der größten Uebermacht stürmten, hielt er bis zum Abend Stand und zog sich erst, nachdem er die Hälfte seiner Leute eingebüßt, nach Ratzeburg zurück, von wo aus er Travemünde und die See zu gewinnen hoffte. Diese Hoffnung schlug übrigens fehl, denn schon am 7. schlossen ihn die Franzosen auf's engste ein und da es ihm an Allem, an Nahrung wie an Munition, fehlte, mußte er nothwendig kapituliren. Er that dieß noch am Abend des 7. November, schrieb aber ausdrücklich auf die Acte der Uebergabe: „Ich thue dieß, weil ich kein Brod und keine Munition mehr habe“, und von Stunde an wurde er die Hoffnung der deutschen Patrioten.

Fast noch kopf- und ehrloser, als die Festungskommandanten, benahm sich die Beamtenwelt in Berlin, den Gouverneur Grafen von

der Schulenburg-Rehnert an der Spitze. Nichts, gar nichts geschah zur Sicherung der Stadt, zur Rettung des Staatsvermögens, und einzig und allein der im Finanzministerium angestellte Baron von Stein hatte die Geistesgegenwart, die Geldvorräthe seiner Verwaltung nach Königsberg zu schaffen. Darum wie die ersten Franzosen unter Davoust am 25. Oktober die Stadt besetzten, fanden sie der Vorräthe (nur allein im Zeughaus 500 Kanonen) eine schwere Menge und diese wurden natürlich sogleich confiscirt. Am 27. Oktober hielt Napoleon selbst seinen Triumphheinzug in die Stadt und nahm die tiefdemüthige Huldigung der erbärmlichen Sippchaften (unter diesen Elenden befanden sich auch sieben frühere Minister) in Empfang, die sich sonst um die Person Friedrich Wilhelms III. gedrängt hatten. Dann ernannte er einen Stodfranzosen, den General Hulin, zum Gouverneur von Berlin und theilte die eroberten preussischen Provinzen in Departements ein, deren jedes einen französischen General zum Präfecten erhielt. Endlich beschäftigte er sich noch mit der Vertheilung der Contributionen auf die einzelnen Städte Preußens (Berlin allein mußte 2 1/2 Millionen Franken zahlen) und erließ dann, um den Handel der Engländer, seiner unnahbaren Feinde, zu vernichten, am 21. November sein berühmtes Decret der Continentsperre, d. h. des Verbots der Zulassung von englischen Waaren auf das Festland Europa's, wodurch er sich als den Dictator dieses Welttheils manifestirte.

Während alles dieß geschah, war Friedrich Wilhelm III. mit seiner Familie und sonstigen Umgebung über Küstrin und Graudenz nach Königsberg zurückgewichen und hatte zu dreien Malen durch den Marchese Lucchesini und den General Zastrow den Kaiser Napoleon um einen Waffenstillstand und Friedensschluß angegangen. Die Bedingungen, welche Napoleon stellte, waren von Anfang an hart genug; sie wurden aber immer härter, je mehr preussische Festungen sich ergaben, und endlich verlangte der französische Kaiser gar das Schmachvollste. Nummer eins sollte der preussische König alles Land, das er einst durch die Theilungen Polens erworben, abtreten, um ein Herzogthum Warschau daraus zu bilden. Nummer zwei sollte er auf alle seine deutschen Provinzen zwischen dem Rhein und der Ober verzichten und sich damit wieder in einen bloßen Kurfürsten von Brandenburg



verwandeln. Nummer drei sollte er dem Rheinbunde beitreten und also ein Vasall Frankreichs werden. Endlich Nummer vier sollte er dem Kaiser von Rußland als getreuer Bundesgenosse Napoleons den Krieg erklären und sich verpflichten, keine englischen Waaren mehr in seinen Landen zuzulassen. Der französische Imperator verlangte also nichts Geringeres als die Vernichtung des preußischen Staates, und obwohl nun die bisherigen Lenker des preußischen Staatswagens, die Herren Haugwitz, Lucchesini, Zastrow und Consorten, dem Könige riethen, die französischen Bedingungen anzunehmen, gewann doch in Friederich Wilhelm III. das Hohenzollern'sche Ehrgefühl in so weit die Oberhand, daß er dieselben am 21. November kurzweg verwarf. Die Folge war, daß Haugwitz seine Entlassung nahm und jetzt endlich der einzig deutsch gesinnte Mann im Ministerium, der Baron von Stein vom König berufen wurde, an dessen Stelle zu treten. Stein erklärte sich sofort bereit, unter der Bedingung jedoch, daß zuvor die ganze Haugwitz'sche Clique, insbesondere alle die Mitglieder des Geheimen Cabinets, welche wie Lombard, Bayner und Andere den Staat an den Rand des Verderbens gebracht hatten, entfernt werden müßte; diese Bedingung aber ging Friederich Wilhelm III. nicht ein, weil er in ihr eine Art von Rebellion gegen den geheiligten Absolutismus erblickte. Noch mehr, in seiner Entrüstung nannte der König den Freiherrn von Stein einen widerspenstigen, troßigen, hartnäckigen und ungehorsamen Diener und gab ihm am 4. Januar 1807 seine volle Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste. Zum Minister des Auswärtigen an Haugwitz's Stelle aber ernannte er den General Zastrow und diese Ernennung bedeutete nichts anderes als die Verbeibehaltung derselben Regierungspolitik, welche sich bisher so verderblich erwiesen hatte.

Seit dem Tage der unseligen Doppelschlacht von Jena und Auerstädt blieb für den preußischen Hof keine andere Hoffnung, als die Hülfe des Kaisers Alexander I.; allein man konnte damals schon ausrechnen, daß die russische Armee vor Neujahr 1807 unmöglich die preußische Gränze erreichen könne. Inzwischen blieb Napoleon nicht einen Augenblick lang müßig und vor allem vergrößerte er das Rheinbunds-Vasallenthum, das sich ihm in diesem Kriege so nützlich erwiesen

hatte. Zuerst nöthigte er den Kurfürsten Ferdinand von Würzburg — den früheren Beherrscher Toskana's und nachher Salzburgs — in den Bund — natürlich mit Stellung eines entsprechenden Contingents — einzutreten und schenkte ihm den Titel eines Großherzogs. Dann folgten die thüringen'schen Fürsten, sowie die kleinen sächsischen Herzöge von der sogenannten Ernestinischen Linie. Endlich, am 11. Dezember 1806, entschloß sich hiezu auch noch der Beherrscher des sächsischen Hauptlandes, der Kurfürst Friederich August, und diesem ließ Napoleon aus Freude, daß er sich zu einem Contingent von 22,000 Mann bereit erklärte, gleich den Beherrschern von Bayern und Württemberg zum König avanciren. Ganz anders verfuhr Napoleon dagegen mit dem Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen-Kassel, sowie mit dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, denn letzteren haßte er, weil er die preußische Armee als Generalissimus angeführt hatte, und ersteren (den er noch überdies wegen seines schmutzigen Geizes verachtete), weil er trotz wiederholter Aufforderung dem Rheinbunde nicht beigetreten war. Somit ließ der französische Kaiser ihre Länder militärisch besetzen und nahm sie in derselben Weise, wie die neu eroberten preußischen Provinzen, in französische Verwaltung. Endlich gegen den Schluß des Novembers brach er von Berlin auf, erreichte am 28. jenes Monats die Stadt Posen, richtete von hier aus einen Aufruf an die Polen, das preußische und russische Joch abzuschütteln, und dirigierte sofort seine Truppen in's Innere von Polen, den unter dem Oberbefehl des alten Feldmarschalls Kaminski anrückenden Russen entgegen. Am 19. Dezember schlug er sein Hauptquartier in Warschau auf und am 23. stieß bereits der russische Vortrab unter General Ostermann bei Czarnowo auf den französischen unter Davoust. Hartnäckiger war der Kampf am 26. Dezember bei Pultusk zwischen dem General Bennigsen und dem Marschall Lannes, sowie an demselben Tage bei Golymin zwischen dem General Buxhöwden und dem Marschall Davoust, welchem noch das Corps Augerau beistand; aber schließlich mußten die Russen auf allen Punkten zurückweichen. Jetzt übernahm nach dem Willen Alexanders I. General Bennigsen den Oberbefehl über die Russen und zog sich sofort rechts nach Ostpreußen, um das kleine preußische Heer, welches inzwischen bei Königsberg



durch den General L'Estocq neu gebildet worden war, an sich zu ziehen. Napoleon aber folgte ihm auf dem Fuße (die entsetzlich schlechten Wege, sowie das noch entsetzlichere Wetter erschwerten übrigens den Marsch der Truppen so sehr, daß sie täglich nur wenige Stunden vorwärts kommen konnten) nach und am 8. Februar 1807 kam es bei Preußisch-Eylau zu einer Schlacht, welche mörderischer gar nicht hätte sein können. Mehr als 50,000 Tode und Verwundete bedeckten das Kampffeld und weder Napoleon noch Bennigsen konnten sich rühmen, den Sieg errungen zu haben. Im Gegentheil, beide Heere zogen sich, weil sie unbedingt der Erholung bedurften, zurück, die Russen hinter die Memel, die Franzosen zwischen die Weichsel und Passarge, und es trat ein Waffenstillstand ein, ohne daß man einen solchen geschlossen hätte. Gänzlich übrigens ruhten die Waffen doch nicht, sondern der Festungskrieg dauerte fort und bis zum Bregel hin gab es keinen einzigen preussischen Waffenplatz, den Napoleon nicht hätte belagern lassen. Nur verwandte derselbe hiezu nicht sowohl französische, als vielmehr Rheinbundstruppen, denn erstere schonte er, wo er nur immer konnte, während letztere, natürlich übrigens unter französischen Oberoffizieren, stets in's erste Treffen gestellt wurden. Zuerst, noch im Jahr 1806, am 2. Dezember, ergab sich Glogau (Kommandant Oberst von Reichardt) und dann folgte am 5. Januar 1807 Breslau, die Hauptstadt von Schlesiens (Gouverneur Generallieutenant von Thile). Am 16. Januar capitulirte Brieg, und am 7. Februar streckte sogar die starke Festung Schweidnitz (Kommandant Oberst von Hache) mit ihrer 6000 Mann starken Besatzung die Waffen. Die Festungen Kosel (Kommandant von Raumann) und Glatz (Kommandant Graf Göben) dagegen boten allen Stürmen Troß und Reisse wehrte sich wenigstens so lange, bis ihm am 16. Juni alle Lebensmittel ausgegangen waren. Auch Graudenz (Kommandant General L'homme de Courbières, der Sohn eines früheren französischen Hugenotten) vertheidigte sich auf's rühmlichste; die Krone aber gebührte dem kleinen Kolberg in Pommern (Kommandant Oberstlieutenant von Sneyenau), denn dasselbe hielt gegen eine Belagerungsarmee von 14,000 Mann Stand. Weit größeren Werth übrigens, als auf die eben genannten Festungen, legte Napoleon auf

den Besitz von Danzig und er beauftragte daher den Marschall Lefebvre mit der Eroberung. Allein trotzdem der Marschall über 36,000 Mann gebot, wehrte sich doch der Kommandant General Kalkreuth mit solcher Umsicht und Tapferkeit, daß die Uebergabe erst am 26. März und selbst dann nur unter der Bedingung erzwungen werden konnte, daß die Besatzung unter klingendem Spiel mit Wehr und Waffen abziehen dürfe.

Unmittelbar nach der Schlacht von Eylau war Friedrich Wilhelm III. von Königsberg, wo er sich nicht mehr sicher fühlte, mit dem Hof nach Memel übergesiedelt und hier traf am 1. April auch der Kaiser von Rußland ein. Ihm folgten nicht unbedeutende Verstärkungen für die russische Armee und nun hob sich der Muth Friedrich Wilhelms III. wieder. Ja jetzt endlich — und hiezu trug der eben aus der französischen Kriegsgefangenschaft erlöste, das heißt gegen den Marschall Victor ausgewechselte General Blücher nicht wenig bei — faßte er den Entschluß, den General Bastrow, der immer und ewig zu einem schmachvollen Frieden mit Napoleon rieth, zu entlassen und dafür dem Grafen Hardenberg die Leitung der Geschäfte anzuvertrauen. Letzterer aber übernahm diese Last nicht, ohne, wie schon Stein gethan, die Bedingung zu machen, daß von nun an das Geheime Cabinet aufhöre, und seine erste darauf folgende That war ein am 26. April zu Wartenstein abgeschlossenes Bündniß mit Rußland, in welchem beschworen wurde, daß der Krieg gegen Frankreich bis auf's Aeußerste fortgesetzt werden solle. Inzwischen hatte Napoleon seine Armee durch Zuzug aus Frankreich und den Rheinbundslanden auf 200,000 Mann gebracht und nun brach er, Ende Mai, aus seinem Winterquartiere auf, um den Krieg durch einen schnellen Feldzug zu einem glorreichen Ende zu bringen. Ihm gegenüber hinter der Passarge standen die Russen 100,000 Mann stark und dazu kamen noch 20,000 Preußen, welche der General L'Estocq kommandirte. Das war den Franzosen gegenüber keine große Macht und der russische Obergeneral beschloß daher, sich so lange in der Defensiv zu verhalten, bis weitere Truppenmassen aus Rußland angelangt sein würden. Demgemäß wich er, als Napoleon am 5. und 6. Juni den Uebergang über die Passarge erzwang, auf Guttstedt und Heils-



berg zurück und detachirte zugleich die Preußen unter L'Estocq zur Deckung von Königsberg ab. Am 10. Juni griff Napoleon die feste Stellung der Russen bei Heilsberg an und nach einem furchtbar blutigen Ringen (sie verloren 9000, die Franzosen aber 12,000 Mann) mußten sie über Vartenstein und Schippenbeil gegen Friedland hin retiriren. Hier, in Friedland traf Bennisen am 13. ein und hoffte nun seinen erschöpften Truppen einige Tage Ruhe gönnen zu können. Allein schon am 14. Abends griff ihn Napoleon mit seiner ganzen Macht an und brachte ihm eine furchtbare Niederlage bei. Tief entmuthigt ordnete also der russische Oberfeldherr noch in der Nacht den Rückzug über die Memel an und dasselbe thaten sofort auch die Preußen, da sich Königsberg der französischen Uebermacht gegenüber jetzt nicht mehr halten ließ. Nun war Napoleon Herr von ganz Preußen, die zwei kleinen Festungen Kolberg und Graudenz, sowie einige wenige Quadratmeilen Landes im nördlichsten Winkel am Kurischen Haff mit der Stadt Memel allein abgerechnet.

Alexander I. befand sich eben auf Besuch in der Stadt Georgenburg an der Memel, als die Nachricht von der Niederlage von Friedland bei ihm eintraf. Er hatte erst vor wenigen Wochen in Vartenstein sich feierlichst verpflichtet, den Krieg gegen Frankreich in Gemeinschaft mit seinem „Bruder“ Friederich Wilhelm III. auf's Aeufferste fortzuführen; wie ihm nun aber jetzt seine Vertrauten vorstellten, daß er durch einen schnellen Friedensschluß mit Napoleon die größten Vortheile erreichen könnte; wie sie ihm sagten, daß ihm der französische Kaiser gewiß freie Hand in der Türkei lassen werde, sobald er Preußen der französischen Willkür preisgebe — wie ihm diese Lockspeise vorgehalten wurde, befahl er augenblicklich dem General Bennisen, bei Napoleon um einen Waffenstillstand nachzusuchen. Noch mehr, der General wurde angewiesen, den Waffenstillstand abzuschließen, ohne die Preußen mit einzubegreifen, und zugleich sollte er melden, der Fürst Lobanow Rostowski werde alsbald im französischen Hauptquartier erscheinen, um wegen des Friedens zu unterhandeln. All' dieß erfüllte der Kaiser Napoleon mit hoher Freude und schon am 21. Juni kam man über den Waffenstillstand überein. Auf den 25. Juni vermittelte dann Fürst Lobanow eine persönliche Zusammenkunft Napoleons mit

Alexander I. in einem Pavillon, den man auf zusammengebundenen Fährten mitten im Flusse Memel errichtete, und von dieser Zusammenkunft wurde Friederich Wilhelm III. ausdrücklich ausgeschlossen. Was die beiden Kaiser zusammensprachen, darüber ist nie etwas Genaues in die Welt hinausgedrungen; aber von dieser Stunde an behandelte man sowohl russischer-, als französischerseits den König von Preußen wie eine machtlose Null. Ja, als gleich nachher Alexander I. auf Napoleons Wunsch seine Residenz in Tilsit aufschlug und in Folge dessen auch Friederich Wilhelm III., der sich in seiner trostlosen Lage immer noch an ihn anklammerte, mit seiner Gattin dahin kam, begegnete Napoleon dieser edlen Königin mit einem Hochmuth, den man fast brutal nennen möchte, und der falsche Alexander, der über der Sucht Länder zu erwerben, Ehre wie Treue vergaß, erröthete nicht einmal über ein solch' rohes Benehmen. Am 7. Juli 1807 wurde der Definitivfrieden zwischen Rußland und Frankreich abgeschlossen und in diesem erhielt Napoleon in der That vollkommen freie Hand, mit Deutschland und Italien nach Belieben zu verfahren; dem Kaiser Alexander dagegen gestattete Napoleon, sich von Schweden Finnland, von Preußen die Provinzen Grodno und Bialystock, von der Türkei die Moldau und Wallachei anzueignen. Am 8. Juli ließ Napoleon dem König von Preußen bedeuten, daß er den Grafen Holz lieber an der Spitze des preussischen Ministeriums sehen würde, als den Grafen Hardenberg, und den Tag darauf, am 9. Juli, nachdem diese Aenderung vorgenommen war, machte der französische Minister Talleyrand den preussischen mit den Bedingungen bekannt, unter welchen Preußen Frieden haben solle. Wohlverstanden aber, unterhandeln durfte Holz nicht, sondern er mußte die Bedingungen, ohne irgend welche Widerrede annehmen und überdem ward ihm noch in herbem Tone eingeschärft, daß Napoleon das Haus Hohenzollern überhaupt nur „aus Gnade“, nur „aus Achtung für seinen Freund Alexander I., der ein gutes Wort für Friederich Wilhelm III. eingelegt habe“, fortexistiren lasse. Also bitter und demüthigend sprach der Sieger und ebenso bitter und demüthigend waren die Bedingungen. Der König von Preußen mußte der Continentsperre beitreten und damit die ganze preussische Marine der Vernichtung durch die Engländer über-



liefern. Er mußte versprechen, außer den sonstigen furchtbaren Kriegslasten, welche sich zusammen (Einquartirungen, Plünderungen, Erpressungen u. s. w.) auf mindestens 1200 Millionen Franken beliefen, noch extra 474 Millionen Franken Contributionsgelder zu zahlen, und einstweilen, bis diese Zahlung geleistet sei, sollten alle eroberten festen Plätze von den Franzosen auf preussische Kosten besetzt bleiben. Endlich, und das war noch das Allerbitterste, mußte Friedrich Wilhelm III. sein ganzes großes Besitzthum zwischen dem Rhein und der Elbe, sowie alle seine ehemals polnischen Provinzen an Napoleon abtreten und behielt also nur noch Ost- und West-Preußen, Schlesien, Pommern und Brandenburg. Ueber die abgetretenen Provinzen aber verfügte der französische Kaiser mit absoluter Machtvollkommenheit in nachfolgender Weise. Grodno und Bialystock erhielt, wie schon gesagt, Alexander I. und derselbe schämte sich nicht im geringsten, sich auf Kosten des preussischen Königs, vor wenigen Tagen noch seines geschwornen Bruders, zu bereichern. Danzig mit Umgebung wurde nominell in eine Freistadt verwandelt, hatte aber ein großes französisches Heer in seinen Mauern aufzunehmen und blieb also in Wahrheit eine französische Festung. Aus den andern preussischen Provinzen, die früher zu Polen gehört hatten, bildete Napoleon ein Herzogthum Warschau und setzte den neuen König von Sachsen zum Beherrscher desselben ein. Ostfriesland schenkte er seinem Bruder, dem neuen König von Holland, die Markgrafschaften Baireuth und Anspach dem neuen König von Bayern und das rechtsrheinische Elter seinem Schwager Murat, dem Großherzog von Berg. Endlich schuf er noch aus den übrigen bisher preussischen Herrschaften zwischen Rhein und Elbe, aus Magdeburg, Hildesheim, Paderborn, Halberstadt, Erfurt, Eichsfeld, Mühlhausen, Goglar, Quedlinburg und Effen, sowie aus Hessen-Kassel, Braunschweig und Südhannover (der nördliche Theil des Landes blieb einstweilen in französischer Verwaltung) ein neues Rheinbunds-Königreich, genannt Westphalen, mit der Hauptstadt Kassel, und gab demselben seinen jüngsten Bruder Jerome zum Beherrscher.

Es war ein zermalrender Schlag, der auf Preußen herniedergefallen, denn durch denselben sank es von 5570 Quadratmeilen mit

9,743,000 Einwohnern mit einem einzigen Auck auf 2877 Quadratmeilen mit 4,938,000 Einwohnern herab. Ueberdem herrschte in Folge der Ueberschwemmung des Landes durch den Feind allüberall die bitterste Armuth und Hunderte von Städten und Dörfern lagen halb oder ganz eingeäschert. Wie sollte ein solches Land je wieder im Stande sein, sich zu heben oder gar seine frühere Stärke wieder zu erlangen? Verzweiflung erfaßte Viele, die Meisten; in dem Könige Friederich aber erwachte jetzt endlich die Erkenntniß, daß der Staat Preußen, der seit Friederichs des Großen Tod in hochmüthiger Selbstüberschätzung bis zu innerlicher Fäulniß herabgesunken war, vollkommen neu geboren werden müsse, und mit dieser Erkenntniß kam ihm die andere, daß er den Mann, welchen seiner Energie, seiner Geschäftskenntniß, seiner Rechtlichkeit und besonders seiner hohen geistigen Gaben wegen die Besten des Landes längst als den Einzigen bezeichneten, der in dieser großen Noth helfen könne — daß er mit einem Worte den Freiherrn Karl von und zum Stein an die Spitze seiner Regierung zu stellen habe. Schon in den ersten Tagen des Oktobers 1807 also wurde Stein von seinen Gütern im Nassauischen, auf welche er sich nach seiner ungnädigen Entlassung zurückgezogen hatte, nach Königsberg, wo Friederich Wilhelm III. jetzt wieder Hof hielt, berufen und freudig eilte er dorthin, denn seine glühende Vaterlandsliebe ließ keinen Groll über erlittene Unbill in ihm aufkommen. Auch legte er dem Könige seinen Plan, wie eine Regeneration des Staates allein möglich sei, schon in wenigen Tagen in großen Umrissen vor und berief sofort eine doppelte Immediatkommission, die eine für die bürgerlichen, die andere für die militärischen Geschäfte, ein, um mit ihnen die Reformen zu berathen. In der ersteren saßen Männer wie Schön, Stägemann, Niebuhr, Klewiz und Altenstein, in der zweiten Scharnhorst, Gneisenau, Grollmann, Böhen und Clausewitz, und diese Namen schon bürgten dafür, daß nichts Halbes geleistet werden würde. Auch datirt sich in der That von dieser Zeit die totale Umgestaltung des preußischen Staatswesens aus einem despotischen in einen Rechtsstaat, der sich auf ein freies Bürgerthum, sowie auf die Selbstregierung der Gemeinden und Provinzen stützt, und nicht minder datirt sich von dieser Zeit die Neuschaffung der preußischen



Wehrkraft, gegründet auf allgemeine Dienstpflicht mit Abschaffung des Werbesystems und des Standes der Privilegirten. So wurde schon im Oktober 1807 die Erbunterthänigkeit und Leibeigenschaft in ganz Preußen aufgehoben und daraufhin folgte die Beseitigung der Frohnden, sowie der meisten übrigen feudalen Abgaben. So verschwanden gleich nachher die städtischen Zünfte und an ihre Stelle trat Gewerbe-freiheit. So durfte von 1808 an jedweder preussische Unterthan, ob bürgerlich oder adelich, Güter aller Art, auch Rittergüter erwerben und eine Städteordnung gab den städtischen Gemeinden die Selbstverwaltung, wodurch die Bürger erst eigentlich mündig wurden. Es fiel das Adelsvorrecht auf die Offiziersstellen und die bisher eingeführte körperliche Züchtigung der Soldaten beschränkte sich auf die Strafcompagnien. So ward die Armee, nachdem man sie gehörig geläutert und namentlich die vielen Schuldigen aus den Unglücksjahren 1806 und 1807 aus den Offizierslisten gestrichen, ganz neu bewaffnet, uniformirt, einexercirt und eingetheilt und doch dabei den so sehr geschmälernten Finanzen Rechnung getragen. So wurde beschlossen, sobald als irgend thunlich, eine Nationalmiliz herzustellen und in diese alle Waffenfähigen ohne Unterschied des Standes, des Vermögens und der Bildung einzureihen. So endlich dachte man auch an die Einführung einer ständischen Verfassung, weil nur in einer solchen die Rechte der Unterthanen ihre Garantie finden können, und insbesondere war es Wilhelm von Humboldt, welchen Stein mit der Abfassung eines dahin zielenden Entwurfs beauftragte. Doch so leicht sich diese vielen Reformen auf dem Papiere lesen, so standen ihnen doch unerhörte Schwierigkeiten entgegen und die größte war (außer dem Widerstande des Adels, der sich seine Privilegien nicht nehmen lassen wollte) die gränzenlose Noth des Landes, hervorgerufen durch die fortwährende feindliche Occupation. Laut dem Tilsiter Frieden hatte Napoleon das Recht, die eroberten preussischen Festungen so lange besetzt zu halten, bis die schwere Contribution von 474 Millionen Franken vollbezahlt war; allein daran, sich hierauf zu beschränken, dachte er nie. Im Gegentheil verbreiteten sich die französischen Besatzungen in einer Stärke von 157,000 Mann über das ganze Land, und wo sie standen, verübten sie die frevelhaftesten, zügellosesten und

unbändigsten Gewaltthaten. Es war also klar, der erbarmungslose Sieger wollte, um seine Rache voll zu sättigen, den niedergeworfenen Preußen jede Möglichkeit nehmen, je wieder frisch aufzuathmen, und deßhalb prallten auch alle Vorstellungen und Beschwerden über diese gräßliche Verletzung des Tilsiter Vertrags an seiner Brust wie an einem ehernen Panzer ab. Freilich machte nun das preussische Ministerium die unerhörtesten Anstrengungen, um die noch rückständigen Contributionsgelder aufzubringen. Man verkaufte Domainen, so weit man sie preiswürdig anbringen konnte. Man gab Papiergeld mit Zwangskurs aus und vermünzte das Gold- und Silbergeschirr, das in der Silberkammer von Friedrichs des Großen Zeiten her vorräthig war. Man sparte, wo man nur sparen konnte, und insbesondere beschränkte der Hof seine Ausgaben auf das Allernothwendigste. Allein das Alles brachte die erforderliche halbe Milliarde nicht ein und ein Anlehen zu machen, war bei der Creditlosigkeit des zertrümmerten Staates ebenso unmöglich als bei der Verarmung des Landes die Umlage von neuen Steuern. So fuhr denn der Kaiser der Franzosen weit über ein Jahr lang fort, die preussischen Provinzen systematisch auszusaugen; doch endlich, endlich schlug doch die Stunde der Erlösung. Im Frühjahr 1808 nämlich sagte Napoleon den für ihn unseligen Entschluß, auch Spanien in eine Präfectur seines Weltreichs zu verwandeln. Er hielt dieß für sehr leicht, denn der Hof in Madrid gehörte unter die unfähigsten, verberbtesten und verächtlichsten der Welt und das bigotte spanische Volk galt für roh, träg, unwissend, entartet. Aber einen Punkt übersah der gewaltige Imperator, den stolzen Unabhängigkeitsinn der Spanier, und wie er denselben nun seinen Bruder Joseph, den bisherigen Beherrscher von Neapel, zum König aufdrängte, geschah Etwas, das er für ganz unmöglich gehalten hätte. Dieses Unmögliche bestand einmal darin, daß die spanische Nation, vom furchtbarsten Zorne ergriffen, sich in ihrer ganzen Masse empörte, und sodann darin, daß die gefürchteten Cohorten des Imperators vor der Todesverachtung ungeübter Bauernheere zurückweichen mußten. Es war dieß der Anfang jenes Gottesgerichts, der über den Napoleonischen Frevel hereinbrechen sollte; allein der verblendete französische Kaiser sah in dem Aufstande nichts, als eine erbärmliche,



von fanatischen Priestern angefachte Empörung, und sein wahnsinniger Stolz trieb ihn, dieselbe unter allen Umständen niederzuschlagen. Wie gewöhnlich traf er seine Anordnungen mit größter Schnelligkeit; doch schon Ende August überzeugte er sich, daß er weit größere Truppenmassen, als ihm bisher wegen der Besatzung Preußens mit 157,000 Mann zu Gebot gestanden, über die Pyrenäen werfen müsse. Nicht minder sah er ein, daß er, wenn er mit all' seiner Macht gegen Westen vorbringen wolle, im Rücken nicht bedroht sein dürfe, und sofort richtete er sein scharfes Auge auf Oesterreich, Rußland und Preußen, welche ihm allein gefährlich werden konnten. Zu seiner Beruhigung übrigens fand er bald, daß eine Gefahr entweder gar nicht vorhanden oder ganz leicht zu beseitigen sei. Oesterreich nämlich war in Folge des Krieges von 1805 so geschwächt, daß es in dem letzten Kampfe Frankreichs mit Preußen hatte neutral bleiben müssen, und da die Schwäche immer noch fortbauerte, so bedurfte es auch jetzt noch der unbedingtesten Ruhe. Um Oesterreich brauchte sich also Napoleon gar nicht zu bekümmern, wohl aber um Rußland, denn er konnte sich wohl denken, daß Alexander I. sich etwas gekränkt fühlen werde, weil von Seiten Frankreichs bis jetzt eigentlich gar nichts geschehen war, ihm zum Besiz Finnlands und der Donaufürstenthümer zu verhelfen. Schnell entschlossen lud also Napoleon den russischen Kaiser zu einer Zusammenkunft in Erfurt ein und da er sich schon bei der Einladung zu weitgehenden Conzessionen erbot, so versprach Alexander I. natürlich zu kommen. Jetzt blieb nur noch Preußen als möglicher Feind im Rücken übrig und obwohl nun Napoleon dasselbe nur noch wie eine politische Muß ansah, so wollte er doch ganz sicher gehen. Er ließ also am 8. September 1808 der preußischen Gesandtschaft — dem Prinzen Wilhelm von Preußen, Friederich Wilhelms III. Bruder, den man mit Alexander von Humboldt nach Paris geschickt hatte, um den endlichen Abmarsch der Franzosen zu Stande zu bringen — durch seinen Minister Talleyrand eröffnen, daß er gesonnen sei, seine Truppen aus Preußen zurückzuziehen, jedoch nur unter nachfolgenden Bedingungen. „Erstens Bezahlung von noch 140 Millionen Franks (eigentlich 40 Millionen mehr, als Preußen damals noch schuldig war), wofür jedoch Wechsel und Pfandbriefe angenommen

werden sollten. Zweitens Ueberlassung der Festungen Glogau, Küstrin und Stettin bis zur Einlösung der Wechsel und Pfandbriefe. Drittens Unterhaltung einer starken französischen Besatzung, sowohl in genannten Festungen als auch in Berlin und Spandau auf preussische Kosten. Viertens Beschränkung der preussischen Heeresmacht auf 42,000 Mann während der nächsten zehn Jahre. Fünftens Verzichtleistung auf Bildung einer Landwehr und Volksmiliz ebenfalls auf die nächsten zehn Jahre. Sechstens Stellung eines Hülfsheeres, wenn Frankreich je in einen neuen Krieg mit Oesterreich verwickelt werden sollte. Diese Bedingungen aber," mußte Talleyrand hinzusetzen, „seien zur Stunde, ohne irgend welchen Aufschub zu unterschreiben, sonst werde Napoleon von neuem den Krieg gegen Preußen erklären.“ Von solcher Drohung eingeschüchtert unterschrieb der Prinz Wilhelm den Vertrag und brachte ihn eilends nach Königsberg, damit der König ihn genehmige. Dieser schwankte eine Zeitlang, denn Stein widersezte sich der Ratificirung aus allen Kräften, weil Napoleon, der seine Macht in Spanien verwenden müsse, sich zu weit besseren Bedingungen verstehen werde. Allein nur allzubald bekam in Friedrich Wilhelm III. das Gefühl der Schwäche die Oberhand, und um nicht von neuem Alles auf's Spiel zu setzen, erhielt das traurige Actenstück am 29. September hinter dem Rücken Stein's seine Unterschrift. Schon zwei Tage zuvor, am 27. September, waren die beiden Kaiser von Rußland und Frankreich zusammen in Erfurt eingetroffen und es zeigte sich dort ein Schauspiel, wie Europa noch keines gesehen. Französische Elitetruppen hielten die Wacht, französische Schauspieler gaben ihre Vorstellungen, und jeden Tag veranstaltete Napoleon seinem hohen Gast zu Ehren ein anderes Fest. Zugleich aber hatten sich die Diplomaten der halben Welt hier zusammengefunden und demüthig machten die Rheinbundfürsten (diesem Bunde waren auf Befehl Napoleons in den letzten Tagen auch noch Mecklenburg, Oldenburg, Schwarzburg, Anhalt, Lippe, Waldeck und Reuß beigetreten) alle ohne Ausnahme ihrem großen Protector in Person ihre Aufwartung. Neben den Revuen, Jagden, Theatern, Concerten und Bällen vergaß man aber auch die Geschäfte nicht und am 12. Oktober ward zwischen Napoleon und Alexander I. ein geheimer Vertrag abgeschlossen, welcher die französisch=



russische Dictatur über Europa regelte. Beide Mächte wollten vereint England zum Frieden zu bewegen suchen; wenn aber England nicht hierauf einging, so machte sich Rußland anheischig, seine Häfen vor den englischen Schiffen so zu verschließen, daß keine englischen Waaren mehr Eingang finden könnten. Weiter garantierte Napoleon dem russischen Kaiser den Besitz von Finnland, sowie den der bisher türkischen Donaufürstenthümer, und als Gegenleistung anerkannte Alexander I. den Bruder Napoleons als König von Spanien. Willige Schweden nicht in die Abtretung Finnlands, so habe Napoleon den preussischen König zu zwingen, den Schweden keine Hülfe zu leisten; willige die Pforte nicht in die Abtretung der Moldau und Wallachei und stütze sich dabei auf Oesterreich, so müsse Frankreich seine Waffen gegen Oesterreich kehren. Umgekehrt aber habe Rußland seine Heere marschiren zu lassen, sobald Frankreich sich von Oesterreich bedroht sehe, denn Frankreich und Rußland seien von jetzt ab zu Schutz und Trutz vereinigt. Endlich behielt man sich noch weitere Theilungen der Türkei vor, setzte jedoch fest, daß sie nur nach gegenseitiger Verständigung vorgenommen werden dürften.

Zwei Tage nach dem Abschluß dieses geheimen Vertrags verabschiedeten sich die beiden Kaiser von einander und Napoleon trat sofort seinen Zug über die Pyrenäen an, um Spanien endgültig zu unterjochen. Mit sich führte er fast die ganze Armee, welche bisher in Preußen gestanden, und hier athmete man nun auf's froheste auf. Man glaubte jetzt das große Reformwerk ohne weitere Hindernisse zu Ende führen zu können; allein schon nach wenigen Tagen erfolgte ein neuer Schlag. Der Minister Stein hatte Ende August einen vertrauten Brief an den Fürsten Wittgenstein nach Dobberan geschrieben, in welchem er sich über die tiefe Erbitterung verbreitete, welche alle Gutgesinnten in Deutschland gegen Napoleon erfülle, und dieser Brief war auf verrätherische Weise in die Hände des französischen Kaisers gefallen. Die Folge war, daß derselbe vom furchtbarsten Zorn ergriffen wurde und in dem Freiherrn von Stein von nun an nur noch das Haupt einer weitverzweigten Verschwörung gegen die französische Herrschaft erblickte. Sobald man aber dieß in Königsberg erfuhr, sah Stein ein, daß er seinem Könige die größten Verlegenheiten bereiten

würde, wenn er noch länger in seiner hervorragenden Stellung verbleibe, und bat sofort um seine Entlassung. Sie wurde ihm am 24. November gewährt und geräuschlos verließ er am 5. Dezember Königsberg. Er wollte aber in der Nähe seinen Aufenthalt nehmen, um durch seinen Einfluß das große Reformwerk nach wie vor fördern zu können, und hierin war sein König ganz mit ihm einverstanden. Inzwischen schickten die französischen Geheimagenten von Königsberg wie Berlin aus Berichte über Berichte an ihren Kaiser, wie die von Stein angezettelte Verschwörung anwachse, und daraufhin ließ sich dieser von seinem Zorn hinreißen, unter dem 16. Dezember 1808 aus seinem kaiserlichen Hoflager in Madrid ein Dekret zu erlassen, worin er „den Namen Stein“ für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärte, seine Güter mit Beschlagnahme belegte, und ihn selbst überall, wo man ihn treffe, zur Haft zu bringen befahl. Das war also ein förmlicher Steckbrief, und weil nun Stein gewärtig sein mußte, daß sofort vom König von Preußen seine Auslieferung verlangt werden würde, blieb ihm nichts übrig, als schnellstens eine sichere Zufluchtsstätte in Böhmen zu suchen. Von jetzt an blieb sein Einfluß auf die Förderung des preussischen Reformwerkes gelähmt und eine noch größere Lähmung trat dadurch ein, daß der Nachfolger, den ihm Friedrich Wilhelm III. gab, der Freiherr Karl von Altenstein, zwar einen sehr guten Willen zeigte, dagegen aber in Beziehung auf Energie und Geist sehr viel zu wünschen übrig ließ. Als untergeordneter Minister war er früher ganz an seinem Platze, zum dirigirenden Premier aber paßte er schon deswegen nicht, weil er das mögliche Mißfallen Napoleons an dieser oder jener Neuerung ängstlich vermeiden wollte. So kam es, daß selbst Scharnhorst an der Umbildung des Heeres nur unter großen Hemmnissen fortarbeiten konnte, und nur das Unterrichtswesen nahm unter dem Unterrichtsminister Wilhelm von Humboldt einen tüchtigen Aufschwung.

Sehen wir nun auf das übrige Deutschland in dieser Periode, ich meine auf das von den Rheinbundfürsten gebildete Deutschland, so gewährte dasselbe ein ganz eigenthümliches Schauspiel. An Größe und Einwohnerzahl umfaßte es den größeren Theil Deutschlands, denn es zählte auf 5500 Quadratmeilen nicht weniger als 13 Mil-



lionen Einwohner; allein deswegen war es doch nichts Anderes, als ein kraft- und willenloses Anhängsel von Frankreich. Die Rheinbundsfürsten durften, um es mit wenigen Worten zu sagen, in ihren Staaten nur das thun, was ihr großer Protector Napoleon nicht verbot, und nur das unterlassen, was er nicht befahl. Ihre Soldaten und Festungen aber standen ganz zu seiner Verfügung und selbst von dem Domänenertrag der ihnen neu übertragenen Territorien bezog er für sich selbst den Löwenantheil. Als Entschädigung hiefür gab er ihnen die Erlaubniß, ihre Unterthanen in der absolutesten Weise zu regieren, und nun befließigten sie sich, die napoleonische Sultanschaft so getreu als möglich zu kopiren. Es ist richtig, einiges Gute brachte diese Nachäfferei des französischen Vorbildes immerhin, denn die neugeborenen Könige, Großherzoge, Herzoge und Fürsten räumten überall in ihren Territorien mit dem alten Wust der Leibeigenschaft, des Feudalwesens und des Pfaffenthums auf und befließigten sich dafür den Ackerbau, den Handel und die Industrie zu heben. Nicht minder riefen sie eine ganz neue Gesetzgebung in's Leben, in welcher sie die Privilegien des Adels und die Käuflichkeit der Stellen abschafften. Allein was sie thaten, geschah in brutaler, gewaltthätiger Weise und nicht selten wurde mit dem Schlimmen auch das Gute ausgerottet. Ueberdem wie furchtbar lastete nicht ihre Tyrannei auf allen denen, die ihr Mißfallen zu erregen das Unglück hatten! Wie willkürlich verfuhrten sie nicht in der Ausschreibung von Steuern, und mit welcher Härte ließen sie dieselben nicht eintreiben! Wie gewaltthätig eigneten sie sich nicht die Kirchen- und Stiftungsgüter zu, selbst wenn diese durch jahrhundertjährige Rechte verbrieft waren! Wie ächt türkisch war nicht die Pressung ihrer Landesfinder zu Soldaten, die sich dann für den Fremdherrscher abschlachten lassen mußten! Wie unendlich schädigten sie nicht die Landwirthschaft durch die übertriebenste Vermehrung des Wildes, und welche Despotie lag nicht in der Abhaltung ihrer kolossalen Treibjagden! Welch' enorme Kosten verursachten nicht ihre Hofhaltungen, die sie natürlich nicht im Verhältniß der Größe und Ertragsfähigkeit ihrer Staaten, sondern ihren neuen Titeln und Würden gemäß einrichteten! Mit welch' unerbittlichem Hasse tilgten sie nicht Alles aus, was an das frühere Deutschland und an ihr

eigenes früheres Verhältniß zum deutschen Reich erinnerte, während sie dagegen jeden Sieg Napoleons als ein nationales Freudenfest feierten! Endlich wie schwer lastete nicht ihre Hand auf den früheren Reichsgrafen und Reichsrittern, die nun plötzlich ihre Unterthanen geworden waren, und wie sehr gefielen sie sich nicht darin, ihre Günstlinge in Grafen und Barone aus „Allerhöchst eigenen Gnaden“ zu verwandeln! Doch wenn auch in all' dem die Rheinbundfürsten fast ausnahmslos mit einander wetteiferten, so reichte doch keiner von ihnen an den König von Westphalen hin, zu welchem Napoleon, wie wir wissen, seinen jüngsten, sehr leichtsinnigen, sehr unwissenden und sehr frivolen Bruder Jérôme bestellt hatte. Das neue Königreich war, wie ich bereits erzählte, aus den verschiedensten, ungleichartigsten Gebieten zusammengesetzt; allein deswegen erhielt dasselbe jetzt doch eine ganz gleichförmige von Paris aus dictirte Einrichtung, und es gab von Stunde an nur noch französirte Beamte und Richter, unter denen der frühere preussische Kriegs Rath Malchus, dem nachher die Finanzen anvertraut wurden, die allererbärmlichste Rolle spielte. Im Ministerium saßen Stodßfranzosen, wie Jollivet, Siméon und Beugnot, und die Armee kommandirte der General Lagrange. Am Hofe aber dominirte als Großmarschall ein Herr Meyronnet, nachher zum Grafen Wellingerode erhoben, als Oberkammerherr und nachheriger Kriegsminister ein Herr Salha, der zum Grafen Höne avancirte, und als Chef des Geheimen Cabinets ein Herr Le-Camus, nachher Graf Fürstenstein. Wie nun in Kassel, wo Jérôme seit dem 10. Dezember 1807 residirte, gewirthschaftet wurde! Es gab keine Stadt in Deutschland, ja selbst nicht in Frankreich, wo größere Pracht, größere Verschwendung, größere Frivolität, größere Unzucht, größere Schlemmerei, größere Zügellosigkeit und größerer Müßiggang geherrscht hätte, denn dort war das Stellbichein aller französischen Glückritter und das Eldorado aller französischen Curtisanen. Der König Jérôme aber, dieser unersättliche Wüstling, fühlte sich nur wohl inmitten dieser Curtisanen und Glückritter, und wenn ihm sein Finanzkünstler Malchus kein Geld mehr liefern konnte, so nahm er seine Zuflucht zum Juden Jakobssohn. Wie glücklich sich nun die Bewohner dieses Königsreichs Westphalen fühlen mußten! Am Hofe ein wüstes Treiben, das Edel



und Abscheu zugleich erregte; das Land von Fremdlingen regiert und mit Steuern und Lasten aller Art überbürdet; die weiffenfähige Jugend zum Kriegsdienst gepreßt und unter fremden Himmelftrichen, in Spanien, in Italien und fpäter in Rußland für die Sache eines fremden Tyrannen hingeopfert; der Handel, die Industrie, der Ackerbau gelähmt, weil fast jedes Jahr einen neuen Krieg brachte; jedes Wort, das man sprach, selbst in den vertrautesten Kreisen, von einer nach französifchem Muster eingerichteten Polizei, die bis in das Heiligtum der Familie eindrang, überwacht; ein Heer von französifchen Dieben, die sich als Intendanten und Steuerauffeher über das Land ftürzten, und endlich eine Staatfchuld, deren Zinfen gar nicht mehr aufgebracht werden konnten! Das war das Glück, welches Napoleon über Weftphalen, fowie über die fämmtlichen Rheinbundstaaten ausgoß!

Merkwürdigerweise trieb in diefer Zeit der tiefften Erniedrigung Deutschlands die deutsche Literatur, gleichfam als Fortfegung der im Zeitalter Friederichs des Großen entftandenen, reiche Blüten; aber man zog sich, weil der Druck der Fremdherrschaft jedes öffentliche Leben unmöglich machte, in die Tiefe der Philosophie, in die Traumwelt der Poesie, in das Studium der Natur, in die Erinnerung an die Vergangenheit zurück. Als Dichter glänzten Schiller und Göthe, in zweiter Linie Jean Paul, Tieck, Auguft Wilhelm Schlegel, Tiege, Hebel und Seume. In das Volk aber drangen ihre Worte nicht ein, fondern diefes hielt sich entweder an die Aftorpoeten Rokebue und Lafontaine mit ihrer laxen Moral, oder an die Späffe Langbeins oder an den kriegenden, thränenreichen Matthifon. Als Philosophen find zu nennen vor allen Fichte und Schelling, dann Baader, Schubert und Eifenmeier; in der Aftronomie aber und in den Naturwiffenfchaften leisteten Ausgezeichnetes Alexander von Humboldt, Oden, Olbers und Schröter. Der religiöfen Schwärmerei lag Jung-Stilling ob und ihm fekundirten die Swedenborgianer, d. i. die Anhänger des fchwedifchen Visionärs Swedenborg. Historiker der Neuzeit gab es keine, einige gemeine Speichellecker Napoleons ausgenommen, denn die Zeit war nicht dazu angethan, ungestraft die Wahrheit zu fagen; dagegen leisteten in der Reproduktion der Alten Gefchichte ein Heeren, ein Mannert und Andere Bedeutendes und ihnen fchloß sich auch Spittler an. Weil

nun übrigens gar Viele für die Erbärmlichkeit der Gegenwart Trost suchten in der Vergangenheit, begeisterten sie sich unwillkürlich für des deutschen Reiches ehemalige Pracht und Herrlichkeit und man sammelte die alten deutschen Volkslieder und Volksbücher, um die ganze deutsche Nation zu derselben Begeisterung zu entflammen. So thaten insbesondere Joseph Görres, Clemens Brentano, Ludwig Achim von Arnim und die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. In diesem Sinne schrieb auch Fouqué seine Ritterromane und dichteten Kleist und Körner ihre nationalen Schauspiele. Was aber noch weit wichtiger war, der aufflammenden Begeisterung für die altdeutsche Herrlichkeit verbandte der „Tugendbund“ sein Dasein, welcher in der nächsten Zeit eine so große Rolle in Deutschland spielen sollte. Ursprünglich nämlich, wie er im Frühjahr 1808 in Königsberg von dem Oberförster Mesqua, dem Professor Lehmann, dem Kriegsrath Velhagen und einigen anderen Freunden gegründet wurde, war er nichts anderes, als ein sittlich-wissenschaftlicher Verein, um die Söhne Deutschlands der längst abhanden gekommenen altdeutschen Tugend und Ehrbarkeit wieder zuzuwenden; er wurde aber bald ein Bund von Patrioten, die sich für die Befreiung Deutschlands vom französischen Druck begeisterten und fast alle jüngeren Männer aus den gebildeten Theilen Preußens — ich nenne nur die Namen Eichhorn, Boyen, Grolmann, Merkel, Thile und Landenburg — traten ihm bei.

Wir haben Oesterreich seit dem Jahre 1805 aus dem Auge verloren; der Leser wird sich aber der herben Demüthigung und Verstümmelung, die es sich damals von Napoleon gefallen lassen mußte, noch gut genug erinnern. Somit fühlte der Kaiser Franz I., daß etwas geschehen müsse, um den kraftlos gewordenen österreichischen Staat zu regeneriren, und berief sofort — statt seines bisherigen Premiers Cobenzl — den Grafen Johann Philipp Stadion an die Spitze der Regierung. Es war dieß eine der hervorragendsten Persönlichkeiten aus den aristokratischen Kreisen Oesterreichs, voll Stolz und Ehrgefühl und zugleich von dem besten Willen durchdrungen, die Fehler eines Thugut und Cobenzl wieder gut zu machen. Noch mehr übrigens befeelte ihn der tiefste Haß gegen das neue Frankreich, und somit war Alles, was er that und schuf, von Anfang an darauf be-



rechnet, frische Kräfte zu sammeln, um sofort den Kampf mit Frankreich wieder aufnehmen zu können. Wenn nun aber schon ihm, dem man Seelenadel nicht absprechen konnte, die Regeneration Oesterreichs nicht sowohl Zweck, als vielmehr Mittel zum Zwecke war, wie viel mehr noch denen, welche sofort für ihn und seine Reformpläne in die Schranken traten! Männer, wie der Graf (nachher Fürst) Metternich, der Graf Münster, der Erzherzog Johann, der Fürst Rasumowsky und der Graf Pozzo di Borgo; Priester wie der Erzbischof von Wien und der päpstliche Nuntius dorten; Damen wie die Gräfin Lichnowsky, die Erzherzogin Beatrix und die Fürstin Bragration — also lauter Persönlichkeiten, welche Oesterreich bis jetzt zum Äpfel der Jesuiten und Seligmacher, zum gelobten Land der Verdummung, der Censur, der geheimen Polizei und der Spindel gemacht hatten — sie alle erglühten jetzt plötzlich in Patriotismus und ihr Mund quoll über von Schlagwörtern, wie Freiheit, Geistescultur und öffentliches Wohl. Eben in diesem Sinne mußte der Kaiser Franz I. schon am 1. Februar 1806 einen öffentlichen Aufruf an seine Völker erlassen und bezahlte Federn sandten eine Menge von Flugschriften und Zeitungsartikeln in die Welt hinaus, in denen derselbe Freiheitsschwindel gepredigt wurde. Worauf aber lief Alles hinaus? Daran, alle Kräfte des Volkes zu patriotischer Aufopferung anzuapornen, um einen großen Revanchekrieg gegen den Kaiser Napoleon durchsetzen zu können; wenn man aber seinen Zweck erreicht hatte, sollten sofort die alten Zustände in all' ihrer Traurigkeit wieder hergestellt werden. Man dachte also — im Gegensatz gegen Preußen — nicht im entferntesten daran, die Bauern durch Aufhebung der Leibeigenschaft frei zu machen und die bürgerliche Selbstregierung zu gründen. Ebenso wenig dachte man daran, die Adelsvorrechte zu beseitigen und die Verwaltung freisinnig umzugestalten. Am allerwenigsten aber dachte man daran, die Gewalt des Priesterthums zu brechen und durch eine freisinnige Volkserziehung die gräßliche Geistesversumpfung zu beseitigen. Nicht einmal die Finanzen, was doch so überaus nothwendig gewesen wäre, wußte man in Ordnung zu bringen und mit einem Wort, die ganze Reform bestand in Lebensarten. Dagegen warf man sich mit aller Macht auf die Umgestaltung des Heerwesens und hierin gelang

es in der That — man stellte deshalb den Erzherzog Karl an die Spitze des Oberkriegsraths — Ruhmwürdiges zu leisten. Ein Patent vom 12. Mai 1808 befahl die Bildung einer Landmiliz und ein weiteres Patent vom 9. Juni die Organisirung einer Landwehr bis zur Stärke von 360,000 Mann. Nicht minder vervollkommnete man die Waffen und das Exercitium und vermehrte durch Einführung der Conscription das stehende Heer bis auf 400,000 Mann. Kurz es geschah Alles, um eine große schlagfertige Armee in's Leben zu rufen, und einige der reichsten Aristokraten, wie z. B. der Erzherzog Karl, Ambros von Este, stellten sogar auf eigene Kosten ihre tausend bis zweitausend Mann.

Endlich mit dem Schluß des Jahres 1808 glaubte die Wiener Regierung ein ganz unbesiegbares Heer zu besitzen und außerdem standen die Verhältnisse in jeglicher Beziehung günstig. Im tiefsten Geheimnisse nämlich hatten die hocharistokratischen und hochkirchlichen „Patrioten“ Oesterreichs mit den hervorragenderen Männern des Tugendbundes, sowie mit den vielen anderen hochstehenden Unzufriedenen in Preußen, Westphalen und Hannover Verbindungen angeknüpft und man zählte darauf, daß, sowie Oesterreich an Frankreich den Krieg erkläre, in allen Theilen Deutschlands das Volk sich erheben werde. Weiter war man des Aufstands der treuen Tyroler, welche das ihnen auferlegte bayrische Joch nur mit Ingrimme trugen, sicher und Alles ließ hoffen, daß ihnen der Sieg bleiben müsse. Nicht minder lauteten die Nachrichten aus Berlin und St. Petersburg höchst günstig und man glaubte nicht daran zweifeln zu dürfen, daß sowohl Friederich Wilhelm III. als auch Alexander I. auf die Seite Oesterreichs treten werde, sowie dieses einen ersten Sieg erfochten habe. Endlich — und darauf baute man noch am meisten — war es That-  
sache, daß der Krieg in Spanien die besten Streitkräfte Frankreichs absorbirte, und hieraus folgerte man, daß Napoleon den Oesterreichern dießmal unmöglich ein schlagfertiges Heer entgegenzustellen im Stande sei. Nur Eines machte Sorge, die ewige Finanznoth; doch siehe da, in diese Lücke trat in der ersten Woche des Jahres 1809 die englische Regierung durch die Zusage großartiger Subsidien ein und sofort stand der Entschluß fest, zur Stunde an Frankreich den Krieg zu



erklären. Es wäre auch geschehen; aber wie man nun in aller Stille den Befehl zur Aufstellung der Armee ertheilte, entdeckte man, daß von den großen Vorräthen an Waffen, Munition und Ausrüstungsgegenständen das Meiste nur auf dem Papiere stand. Der Oberlieferant von Jagbender nämlich hatte sich im Einverständniß mit Höhergestellten der weitgehendsten Unterschleife schuldig gemacht und man mußte sich also gedulden, bis das Nöthige in Wirklichkeit beschaffen war. Mußte man nun dieß nicht als ein äußerst schlimmes Vorzeichen ansehen? Viele thaten so und namentlich warnte der Erzherzog Karl vom Kriege ab. Die hocharistokratischen und hochkirchlichen „Patrioten“ aber, denen sich auch des Kaisers Franz dritte Gemahlin Louise Beatrix, geborene Prinzessin von Modena, angeschlossen, drängten zum Losschlagen und am 27. März 1809 erschien das kaiserlich-österreichische Kriegsmanifest.

Napoleon war über Alles, was in Wien vorging, genau unterrichtet; aber er hätte den Krieg mit Oesterreich für jetzt noch gerne vermieden, um vorher Spanien gründlich zu unterjochen. Wie er sich übrigens überzeugete, daß der Entschluß des Wiener Cabinets feststehe, ertheilte er schon am 16. Januar 1809 den Rheinbundfürsten von Ballabold aus Befehl, unverzüglich ihre Contingente in Kriegsbereitschaft zu setzen. Dann übertrug er den Oberbefehl in Spanien den Marschällen Ney und Soult und eilte mit Kurierpferden nach Paris. Hier am 22. Januar angekommen, decretirte er die schnellste Aushebung von 100,000 Rekruten, ließ diese in fieberhafter Eile einexerciren, vereinigte darauf die Besten unter ihnen mit Veteranen, die er den Garnisonen von Paris und anderer großen Städte entnahm, und gab diesem schnell gebildeten Heere Ende März die Marschordre an den Rhein. Zugleich sandte er seinem Stieffohn, dem Vicelkönig Eugen, aus den südlich gelegenen Städten Frankreichs Verstärkungen nach Italien und ernannte den Fürsten Joseph Boniatowsky zum Oberstkommandirenden der sächsisch-polnischen Truppen im Herzogthum Warschau. Am 12. April reiste er selbst von Paris ab und am 17. April übernahm er in Donaumörth den Oberbefehl über die vorausgesandte französische Armee. Die Stärke derselben belief sich höchstens auf 80,000 Mann, aber die Rheinbundfürsten hatten ihre







In demselben Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Geheimnisse der Bastille.

Historisch-biographische Bilder aus der Vergangenheit

von

Otfr. Mylius.

Mit Illustrationen.

2 Bände in 11. 8.

(Ladenpreis früher Nthlr. 2. 17  $\frac{1}{2}$ . — fl. 4. 15.)

jetzt Nthlr. 1. — fl. 1. 45.

Berner:

**1870!**

# Der große Entscheidungskampf

zwischen

Deutschland und Frankreich

von

Theodor Griesinger.

Mit mehr als 100 Illustrationen.

73 Bogen in 4<sup>o</sup>.

Preis Thlr. 1. — fl. 1. 48.



26  
13. & 44. Hest.

Preis jeder Liefg. 4 sgr. — 12 kr. rh.

ISIDOR  
GRISINER

# Die Juden



Stuttgart 1874.

Verlag von Paul Moser.











Friedrich der Große und seine Generale.



Contingente im Betrag von mindestens 100,000 Mann bereits zu ihr stoßen lassen und somit gebot der französische Kaiser jetzt über ein Heer — genannt die „Armee von Deutschland“, weil ihre Mehrzahl aus Deutschen bestand — von 180,000 Mann.

Indessen hatte Franz I. ein Heer von 66,000 Mann unter dem Erzherzog Johann zum Einbruch in Italien, und ein anderes von 30,000 Mann unter dem Erzherzog Ferdinand zum Einbruch in das Herzogthum Warschau beordert; an die Spitze der Hauptarmee aber stellte er den Erzherzog Karl und dieser marschirte Ende März von Böhmen aus in Bayern ein. Seine Absicht war oberhalb Regensburg zwischen der Isar und der Donau eine feste Stellung einzunehmen; allein er beging dabei den großen Fehler, seine Heerestheile zu weit auseinanderzuschieben, und gab dadurch dem französischen Kaiser, dem großen Schlachtenlenker, Gelegenheit, diese Theile einzeln mit concentrirten Kräften zu schlagen. So wurde nur wenige Tage, nachdem Napoleon den Oberbefehl in Donauwörth übernommen hatte, am 19. April das Corps Hohenzollern bei Hausen an der Thann und das Corps Thierry bei Arnhofen über den Hausen geworfen. So stürzte sich Napoleon selbst am 20. mit überlegenen Kräften — es waren lauter Deutsche, meist Bayern und Württemberger und dieselben kannten sich vor Hochmuth gar nicht mehr, daß sie allein, ohne daß ein französisches Regiment bei ihnen stand, unter dem Oberbefehl ihres großen Protector's ihre Landsleute, die Oesterreicher, schlagen durften — auf das Corps Erzherzog Ludwig und brachte ihm eine vollständige Niederlage bei. So erlitt das Corps Hiller bei Landshut am 21. die empfindlichsten Verluste, so daß es auf seiner Retirade erst am Inn bei Braunau wieder Halt machen konnte. So ließ sich der Erzherzog Karl selbst am 22. bei Eggmühl total schlagen und sah sich dadurch genöthigt, sein Centrum nach Regensburg zurückzuziehen. Ja selbst hier konnte er sich nicht halten und schon am 23. überschritt er die Donau, um seine furchtbar decimirte Armee in Böhmen von neuem zu stärken. Nunmehr lag den Franzosen die große Heerstraße nach Wien offen und am 24. April trat Napoleon den Marsch dahin an.

In Wien lag eine Besatzung von 25,000 Mann — meist Land-



wehr — und ihr Kommandant, der Erzherzog Max, schwur, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Wie jedoch am 10. Mai die französische Vorhut vor der Stadt ankam, zog er es vor, auf's linke Ufer der Donau, nach Großenzersdorf, zu retiriren, und hier, nachdem er die Brücken hinter sich abgebrochen, den Erzherzog Karl zu erwarten. Dieser, der inzwischen in Böhmen alle Reserven an sich gezogen hatte, näherte sich denn auch wirklich in Eilmärschen und erreichte schon am 16. Mai den Bisamberg. Den Tag darauf aber lagerte er seine Armee auf der großen Ebene, die sich vom Bisamberg bis zum Einfluß der March in die Donau (dem sogenannten Marchfelde) hinzieht, indem er zugleich die hart am linken Donauufer gelegenen Dörfer Stadelau, Aspern, Eßling und Großenzersdorf besetzte. Ihm gegenüber auf dem rechten Ufer der Donau, in und bei Wien standen die Franzosen und da es nun den Kaiser Napoleon drängte, dem Erzherzog sofort eine Entscheidungsschlacht zu liefern, ließ er alsbald gegenüber von Eßling und Aspern eine Doppelbrücke über die Donau schlagen. Sie führte von Wien zuerst auf die große Insel Lob-Äue und von da auf das linke Flußufer. Fertig aber wurde sie, weil der Erzherzog Karl den Arbeiten keinerlei Hinderniß in den Weg legte, am 20. Mai und noch am Abend dieses Tages begann Napoleon seine Truppen hinüberzuführen. Auch wurde die ganze folgende Nacht mit dem Uebersetzen fortgeföhren; allein siehe da, in der Früh des 21., als noch bei weitem nicht alle napoleonischen Truppen hinüber waren, griff sie der Erzherzog Karl mit Ungestüm an. Bis zum Spätabend tobte der Kampf, der hauptsächlich um den Besitz der beiden Dörfer Eßling und Aspern geführt wurde; aber so blutige Opfer er auch kostete, so blieb er doch unentschieden und jede Armee übernachtete auf dem Schlachtfelde. Die folgende Nacht benützte Napoleon dazu, um weitere Truppen herüberzuführen und so neugestärkt eröffnete er den Kampf abermalen am frühesten Morgen. Er war noch blutiger als den Tag zuvor, und wenn man unparteiisch sein will, muß man zugestehen, daß auf beiden Seiten die Führer wie die Soldaten Alles leisteten, was Kühnheit, Todesverachtung und Ausdauer nur irgend leisten können. Zwei Male mußten die Oesterreicher zurückweichen, aber beide Male stellte der Erzherzog Karl,

indem er sich selbst, eine Fahne schwingend, an die Spitze der Zurückweichenden stellte, die Schlacht wieder her. Da am Spätnachmittage meldete man dem Kaiser Napoleon, daß die Oesterreicher von Rußdorf und Florisdorf her schwerbeladene Fahrzeuge auf dem hochangeschwellenen Donaustrom herabschwimmen ließen, um seine Donaubrüden zu zerstören, und gleich darauf gelangte eine zweite Meldung an ihn, daß die Sprengung der Brücke von Wien nach der Insel Lob-Aue bereits gelungen sei. Das war für den gewaltigen noch nie besiegten Imperator eine tief erschütternde Nachricht. Allerdings stand für jetzt noch die Brücke, welche von der Insel Lob-Aue nach dem linken Donauufer führte; allein wenn es den Oesterreichern gelang, auch diese noch zu zertrümmern, was dann? Dann war die französische Armee von ihren Vorräthen und Reserven in Wien abgeschnitten und es mußte, weil man nur von dorthier Munition und Lebensmittel beziehen konnte, gleich den andern Tag die furchtbarste Noth entstehen. Unter solchen Umständen blieb nichts übrig, als augenblicklich den Rückzug auf die Insel Lob-Aue anzutreten, und so schwer es auch den französischen Kaiser ankam, so ertheilte er doch sofort den Befehl hiezu. Marschall Masséna ward angewiesen, denselben zu befehlen, und er kam seiner Aufgabe mit einer Kaltblütigkeit ohne Gleichen nach. Allein trotzdem konnte er nicht hindern, daß die nachrückenden Oesterreicher der retirirenden französischen Armee die empfindlichsten Verluste beibrachten, und wie froh war also diese nicht, als endlich am Morgen des 23. Mai das letzte Regiment auf die Donauinsel hinüber war. Natürlich, denn hier mußten sie die Oesterreicher in Ruhe lassen, weil Masséna augenblicklich nach dem Uebergang der letzten Kolonne die Brücke hatte abbrechen lassen; allein nur zu bald zeigte es sich, daß damit die Noth ihr Ende noch lange nicht erreicht habe. Mein Gott, für so viele Truppen fand sich kaum Raum, um sich auf freier Erde schlafen zu legen und — was noch schlimmer — nirgends fand sich etwas zu essen und zu trinken. Ja die Tausende von Verwundeten mußten elend verschmachten, weil es an aller und jeder Verpflegung mangelte, und wenn jetzt der Erzherzog Karl im Stande gewesen wäre, auch nur einen kleinen Theil seiner Armee auf die Lob-Aue hinüberzuwerfen, so hätte eine schreckliche Katastrophe eintreten müssen.



So aber nahm der Jammer der französischen Armee nach drei Tagen ein Ende, denn Napoleon, der noch in der Nacht vom 22. auf den 23. Mai in einem kleinen Rachen nach Kaiserebersdorf auf dem rechten Donauufer übergesetzt war, traf die schnellsten Anstalten zur Herstellung einer Nothbrücke und sandte überdem auf Hunderten von Fahrzeugen Lebensmittel.

Zum ersten Mal war Napoleon zum Rückzug gezwungen worden und man wußte jetzt, daß er nicht unüberwindlich sei. Seine Verluste beliefen sich auf fast 40,000 Mann und er mußte froh sein, unangestastet in Wien still liegen zu können. Der Erzherzog Karl nämlich, der ebenfalls starke Verluste — 24,000 Mann Tode und Verwundete — gehabt hatte, wagte es nicht, irgendwo oberhalb oder unterhalb Wiens über die Donau zu gehen und die Franzosen in ihrem Lager anzugreifen, sondern bezog vielmehr gute Quartiere auf dem Marchfelde, um vor allem die Lücken in seiner Armee wieder zu ergänzen. Diesen Zweck glaubte er am besten dadurch zu erreichen, daß er Theile der in Italien und im Warschauischen stehenden Heere an sich ziehe, und somit erteilte er den Erzherzogen Johann und Ferdinand zu gleicher Zeit den gemessensten Befehl, ihm so viel Truppen als möglich abzugeben. Der Letztere nun konnte diesem Befehl unmöglich Gehorsam leisten, denn nicht nur bedrängte ihn der Fürst Poniatowsky mit seinen sächsisch-polnischen Truppen auf's härteste, sondern es hatte jetzt eben auch der Kaiser Alexander I. als der Bundesgenosse Napoleons ein russisches Heer gegen ihn in Bewegung gesetzt. Der Erstere dagegen erklärte sich bereit, dem Erzherzog Karl mit seiner ganzen Macht zu Hülfe zu eilen, und traf auch sogleich die hiezu nöthigen Anordnungen. Er war in den ersten Tagen des Aprils über Kärnthn in Italien eingedrungen und hatte am 16. April dem Vicekönig Eugen bei Sacile eine nicht unerhebliche Niederlage beigebracht. Spätere glückliche Gefechte machten es ihm sogar möglich, bis Verona vorzudringen; allein wie er nun ausbrach, um über Vorderungarn nach dem Marchfelde zu marschiren, blieb ihm der Vicekönig Eugen beständig auf den Fersen und schlug ihn am 14. Juni bei Raab auf's Haupt. In Folge dessen sah er sich gezwungen, sich mit dem Rest seiner Truppen in die Festung Komorn zu werfen, und se-

mit mußte der Erzherzog Karl auf seine Hülfe ebenfogut verzichten, als auf die des Erzherzogs Ferdinand. Von anderer Seite dagegen erhielt die österreichische Hauptarmee Verstärkungen, nämlich aus Mähren, Ungarn und Böhmen, und in den sechs Ruhewochen, welche auf den Tag von Aspern folgten, hob sie sich wieder auf 137,000 Mann. Inzwischen hatte auch Napoleon in Wien eine fast fieberhafte Thätigkeit entwickelt und Alles, wessen er an Truppen und Material bedurfte, theils aus Frankreich, theils und hauptsächlich aus den Rheinbundstaaten herbeizuschaffen gewußt. Auch war in dieser Zeit durch französischen Seeleute, die in Kurierkaisen von Boulogne herbeigeholt wurden, aus kolossalen Baumstämmen eine neue Brücke über die Donau hergestellt worden, welche nicht mehr durch schwimmende Fahrzeuge zerstört werden konnte, und überdem erhoben sich jetzt auf der Insel Lob-  
 Ave links und rechts von der Brücke feste Werke, deren Kanonen jeden Angriff auf sie unmöglich machten. Endlich, am 4. Juli, hatte Napoleon alle seine Vorbereitungen beendet und am Abend dieses Tages, zwischen 8 und 9 Uhr, erhielten die Marschälle Masséna und Dubinot den Befehl, mit ihren Corps auf das jenseitige Donauufer zu marschiren. Andere Heeresabtheilungen wurden unterhalb Wien gegenüber von Großenzersdorf auf großen Barken, deren jede 300 Mann faßte, übergesetzt, und am Frühmorgen des 5. Juli standen bereits 60,000 Mann auf dem linken Flußufer. Die übrigen Truppen folgten im Laufe des Tages nach und Abends 6 Uhr stand dem französischen Kaiser seine ganze Armee von 180,000 Mann mit 600 Kanonen zur Verfügung. Sofort beschloß er, weil brennend vor Ungebuld den Tag von Aspern zu rächen, dem Erzherzoge Karl, der mit seinen 137,000 Mann und 450 Kanonen zwischen den großen Ortschaften Stammersdorf, Deutsch-Wagram und Markgrafen-Neusiedel eine feste Stellung inne hatte, noch am heutigen Abend, trotz der späten Stunde, die Entscheidungsschlacht zu liefern, und um 7 Uhr ging er zum Angriff über. Sein Plan war, das österreichische Centrum zu durchbrechen; allein so heftig auch die Franzosen stürmten, so wurden sie doch jedes Mal mit furchtbaren Verlusten zurückgeschlagen und mit Sonnenuntergang mußten sie in fluchtähnlicher Auflösung bis hinter Mollersdorf und Glinzendorf retiriren. Die Siegespalme vom Schlacht-



abend des 5. gehörte also den Oesterreichern; eine andere Wendung aber nahm der Kampf am folgenden 6. Juli, wo die Franzosen die Schlacht mit Tagesgrauen erneuerten. Nachdem man nämlich bis Mittags zwei Uhr mit der furchtbarsten Erbitterung gestritten, sah der Erzherzog Karl ein, daß er wegen der Uebermacht des Feindes den Sieg unmöglich erringen könne, und beschloß sofort die Schlacht, ehe sie sich in eine Niederlage für ihn umwandle, abubrechen. Er hatte über 30,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren und verfügte also nur noch über 107,000 Mann. Nun mochten die Verluste Napoleons ohne Zweifel nicht geringer sein, aber, wenn auch so blieben ihm immer noch 150,000 Mann und diesen konnte der Erzherzog mit seinen 107,000 Mann in die Länge nicht Stand halten. Um zwei Uhr Mittags ordnete also der Letztere den Rückzug an und ruhig, wie auf dem Exercierplatz, vollführten seine Truppen den Befehl. Auch wurden sie auf ihrem Marsche kaum belästigt, denn die Franzosen hatten genug mit ihren Todten und Verwundeten zu thun und wagten es im ersten Augenblicke gar nicht, sich ihnen an die Fersen zu heften.

Man hat nachher die Schlacht von Wagram als einen großen Sieg Napoleons ausposaunt; allein wie wenig dieß der Wahrheit entspricht, geht schon aus den Kriegstrophäen hervor, welche Napoleon und der Erzherzog Karl gegenseitig eroberten. Napoleon nämlich machte 7600 Gefangene und erbeutete 9 Geschütze nebst 1 Fahne; in den Händen des Erzherzogs aber blieben außer einer gleichen Anzahl von Gefangenen 11 Kanonen, sowie 12 Adler. Abgesehen nun übrigens hievon, so folgte Napoleon dem Erzherzog, der sich langsam nach Mähren zurückzog, erst am dritten Tage nach der Schlacht, und am 11. Juli erreichte er ihn bei Znaim. Schon schritten die Franzosen zum Angriff, da erschien im Namen des Erzherzogs Karl der Fürst Anton von Lichtenstein mit einer Waffenstillstandsflagge bei den französischen Vorposten und ward sofort zum Kaiser Napoleon geführt. Letzterer erwies sich auffallender Weise sehr zuvorkommend und nach kurzer Unterhandlung wurde man über die Stillstandsbedingungen einig. Laut denselben mußten den Franzosen alle deutschen Provinzen Oesterreichs, also Kärnthén, Krain, Steiermark, Ober- und Unter-

österreich, Tyrol und Vorarlberg, sowie nicht minder Istrien nebst dem nordöstlichen Ungarn und von Mähren den Znaimer und Brünnener Kreis zum einstweiligen Besitz eingeräumt werden und überdem hatte der Kaiser Franz I. die zu seinen Gunsten aufgestandenen Tyroler und Vorarlberger (auf diesen Aufstand werden wir gleich nachher zu sprechen kommen) ihrem Schicksale zu überlassen. Ueber alles Sonstige sollten erst in den Friedensunterhandlungen feste Bestimmungen getroffen werden und diese selbst eröffnete man im August in Ungarisch-Altenburg. Allein wohin konnten sie führen, als nur allein zur Annahme dessen, was Napoleon dictirte? Oesterreich war nicht in der Lage neue Heere hervorzuzaubern, und wenn es dieß auch vermocht hätte, so fehlte es an einem Oberanführer, da der Erzherzog Karl augenblicklich nach Abschluß des Znaimer Waffenstillstandes für immer abdankte. Napoleon dagegen verstärkte sich täglich durch Herbeiziehung neuer Rheinbundtruppen und beutete die ihm überlassenen österreichischen Provinzen so furchtbar aus, daß er bald über immense Hülfsmittel gebot. So kam denn endlich am 14. Oktober der eigentliche Frieden — man nannte ihn später den Frieden von Schönbrunn, weil er allda unterzeichnet wurde — zu Stande und in diesem mußte sich Oesterreich selbst das Schlimmste gefallen lassen. An Bayern hatte es abzutreten die Gebiete von Salzburg und Berchtesgaden, sowie von Oberösterreich das Innviertel und einen Theil des Hausruckkreises. An Württemberg kam das Gebiet des Deutschordens mit der Hauptstadt Mergentheim, welches im Preßburger Frieden dem Erzherzog Anton zugesprochen worden war. Für sich selbst nahm Napoleon die Grafschaften Görz, das Gebiet von Montefalcone, das Gouvernement und die Stadt Triest, die Herzogthümer Krain und Kärnthener bis zur Save, sowie Fiume nebst Croatien und schuf dann aus diesen Ländern, indem er sie mit Istrien vereinigte ein Königreich Jülyrien, das sofort eine speciell französische Verwaltung erhielt. An den König von Sachsen als Herzog von Warschau gingen über ganz Westgalizien, die Stadt Krakau mit Gebiet und den Zamoskar Kreis in Ostgalizien. Nicht minder wurde auch noch der Kaiser von Rußland mit einem Theile Ostgaliziens bedacht und es belief sich also der Gesamtverlust Oesterreichs auf 2050 Quadratmeilen mit etwas



über 3 $\frac{1}{2}$  Millionen Einwohnern. Daran war es aber noch nicht einmal genug, sondern Franz I. mußte auch noch dem großen Continentalsperrbund beitreten und alle Veränderungen, die Napoleon in Italien, Spanien, Holland und Kleindeutschland entweder schon vorgenommen habe, oder noch vornehmen würde, gutheißen. Ja schließlich hatte sich die Wiener Regierung noch verbindlich zu machen, seine Armee für die nächsten zehn Jahre auf 150,000 Mann zu beschränken und sofort außer bereits erhobenen 237 Millionen noch weitere 85 Millionen Kriegescontribution zu bezahlen. Gewiß also Bedingungen, die gar nicht härter hätten sein können, denn, weil sich gar nicht erwarten ließ, daß das verarmte, entwaffnete, seiner Seeküsten beraubte und nunmehr nach allen Seiten hin offene Oesterreich je im Stande sein werde, sich wieder zur früheren Macht und Größe emporzuschwingen, bedeuteten sie nichts anderes als die Degradirung des alten Kaiserstaates zu einem Königreiche in der Bedeutung Spaniens.

Wir haben weiter oben gesagt, daß Oesterreich vor Beginn des Kriegs mit Bestimmtheit auf eine großartige Unterstützung von verschiedenen Seiten her rechnete, und wir müssen nun nachträglich sehen, was wahr und was falsch an dieser Rechnung war. Vor allem zählte man in Wien darauf, daß der Kaiser von Rußland neutral bleiben werde; allein gerade umgekehrt ließ derselbe, seinem mit Napoleon abgeschlossenen Bündnisse gemäß, ein Heer in Oesterreichisch-Galizien einrücken, was zur Folge hatte, daß diesem ein österreichisches Truppen-corps entgegengestellt werden mußte. Ebenso wenig ließ sich der König Friedrich Wilhelm III. zur Theilnahme an dem Krieg bewegen, denn er war zum voraus fest überzeugt, daß Oesterreich unterliegen müsse, und somit hatte man sich in Wien auch in dieser Beziehung getäuscht. Eine dritte Täuschung war es, daß man sich in Oesterreich darauf verließ, es werde mit dem Ausbruch des Kriegs zu einem allgemeinen Volksaufstand in Deutschland kommen, indem dieser Aufstand sich auf einige wenige Putzche beschränkte, welche keinen Erfolg hatten. So das tolle Unternehmen des preussischen Hauptmanns Friedrich Karl von Ratt, welcher Anfangs April 1809 mit Hülfe einiger abgedankten Soldaten seiner früheren Compagnie die zum Jérôme'schen Königreich gehörige Festung Magdeburg überrumpeln

wollte, und am Ende froh sein mußte, sich nach Böhmen retten zu können. So weiter der Aufstand, welchen zu Ende April 1809 der Oberst Ferdinand Wilhelm Caspar von Dörnberg unter den Bauern um Cassel herum zu Gunsten des von Napoleon abgesetzten Kurfürsten Wilhelm I. erregte, der aber ebenfalls mit Dörnbergs Flucht nach Böhmen endete. So ferner die militärische Schilderhebung des tapferen Majors Ferdinand von Schill, welcher sich mit seiner Reiter-schaar von Berlin bis nach Stralsund durchschlug, hier aber mit dem größten Theil der Seinigen der Uebermacht des Generals Carteret erlag. So endlich der kühne Zug des von Napoleon seines Landes beraubten Herzogs Friederich Wilhelm von Braunschweig (des Sohnes jenes uns wohl bekannten ehemaligen preussischen Generalissimus, der bei Jena ein so trauriges Ende genommen), denn nachdem er mit seiner in Böhmen angeworbenen Freischaar, der gefürchteten „schwarzen Legion“ (so hieß sie wegen der ganz schwarzen Uniform mit einem weißen Todtenkopf im Tschako) bis nach Braunschweig vorgebrungen, blieb auch ihm schließlich kein anderer Ausweg, als die Flucht, und glücklicherweise konnte er sich mit den Meisten seiner Tapferen zu Anfang August auf Schiffen, die in Elsfleth bei Bremen lagen, nach England hinüber retten. Ganz anders dagegen schien sich der Aufstand gestalten zu wollen, welchen Oesterreich in Tyrol zu erregen wußte, indem derselbe bald große Dimensionen annahm; allein er endigte deswegen doch ebenfalls resultatlos und die armen Tyroler hatten ihr Blut umsonst verspritzt. Das schöne Tyrol, nachdem es so viele Jahrhunderte hindurch zu Haus Oesterreich gehört hatte, wurde, wie wir wissen, in Folge des Friedens von Preßburg zu dem neugeschaffenen Königreich Bayern geschlagen und darob herrschte von Anfang an im ganzen Lande große Unzufriedenheit. Die neue Regierung, von französischem Geiste durchdrungen — Graf Montgelas stand an der Spitze — wollte die bisherigen mittelalterlichen Einrichtungen durch neue Formen und Verhältnisse (es kam ein Heer von Schreibern nach Tyrol, um Alles nach französischem Muster zu nivelliren und zugleich alle möglichen neuen Steuern einzuführen) ersetzen und zugleich die Macht des Pfaffenthums, die nirgends größer war als hier, gründlich brechen. Deswegen hob man sofort sämtliche Klöster auf



und zertrümmerte alle die vielen Weizkreuze, Bildsäulen und Feldkapellen; allein die bigott aufgewachsenen Tyroler entsetzten sich förmlich über die Leichtfertigkeit dieser modernen Aufklärung und zugleich kam eine furchtbare Wuth über sie, als man anfing, ihre Söhne gewaltsam in bayerische Regimenter zu pressen, um sie gegen das angestammte österreichische Regentenhaus in's Feld zu führen. Darum erhoben sie sich auch einmüthig als sie ihr Landsmann von Hormayer, der nachher berühmt gewordene Schriftsteller, und der österreichische General Chasteler, der ebenfalls ein halber Tyroler war, im Februar 1809 im Namen des guten Kaisers Franz aufforderte, das bayerisch-französische Joch abzuschütteln, und bald sammelten sich ihre Scharschützen unter angesehenen Männern aus dem Volke, wie Speckbacher, Schenk und Mayer, insbesondere aber unter dem Kapuziner Haspinger und dem Sandwirth von Passer, Andreas Hofer. Ebenso thaten aus gleichen Gründen die Brüder über dem Adlerberg drüben unter Führung des Advokaten Schneider sowie des Wirths Niedmüller, und als nun am 9. April 1809 der General Chasteler mit einem kleinen österreichischen Corps — im Ganzen noch keine 5000 Mann — in Tyrol einrückte, brach der Aufstand allgemein los. Das Glück lächelte den tapferen Männern und sie eroberten nicht bloß am 12. April Innsbruck, sondern es gelang ihnen auch, die bayerischen Regimenter, welche dort in Garnison gelegen waren, mit allen Offizieren gefangen zu nehmen. Bald waren sie Herren alles Landes, die Festung Kufstein allein ausgenommen, und jetzt schickten sie eine Deputation an den Kaiser Franz nach Wien, um ihm ihre Huldigung darzubringen; der Kaiser aber nahm die Deputation auf's zuvorkommenste auf und gab ihr die feierliche Zusage daß er nie auf einen Frieden eingehen werde, der nicht Tyrol und Vorarlberg wieder an seine Monarchie knüpfe. Gleich nachher übrigens kam ein Umschwung. Unter dem Marschall Lefebvre nämlich und dem General Brede rückte ein großes bayerisch-französisches Heer ein und drang nach dem gewonnenen Treffen bei Wörgl und Schwaz überall siegreich vor. Am 18. Mai ergab sich sogar Innsbruck und als nun in Folge dessen der feige Chasteler mit seinen Oesterreichern aus Tyrol abzog, so schien der Aufstand vollständig gebämpft. Er schien dieß

um so gewisser, als die Sieger, von dem Grundsatz ausgehend, daß der Schrecken das angemessenste Mittel sei, ein Volk für immer zu entmuthigen, mit der scheußlichsten Barbarei und Grausamkeit in dem eroberten Lande hausten und die Mißhandelten diese gemeine Schandthaten ohne Gegenwehr über sich ergehen ließen. Marschall Lesebvre marschirte also mit dem größten Theil der Armee aus Tyrol ab, um zu dem Heere Napoleons in Wien zu stoßen, und ließ als Besatzung nur den General Deroz mit 8000 Mann, meist Bayern, zurück. Kaum aber war dieß geschehen, so griffen die Tyroler unter dem Sandwirth und seinem Freund Speßbacher abermals zu den Waffen und warfen ihre Dränger nach wenigen aber furchtbar blutigen Kämpfen (der blutigste war der am Berg Isel bei Innsbruck am 29. Mai) von neuem zum Lande hinaus. Ja selbst als nun nach der Schlacht bei Wagram der Marschall Lesebvre zum zweiten Male mit einem Heere von 50,000 Mann nach Tyrol gesandt wurde, um die rebellischen Bauern zu züchtigen, konnte er nicht Herr werden, sondern mußte sich, nachdem unter der Leitung des von den Tyrolern zu ihrem Oberkommandanten erwählten Andreas Hofer ganze Regimenter seiner Armee durch von den Bergen herabgerollte Felsmassen, sowie noch mehr durch die sicheren Büchsen der im Hinterhalte lauernden Schützen vernichtet worden waren, aus dem „verwünschten Lande“, wie er es nannte, zurückziehen. Nunmehr übrigens kam der Frieden von Schönbrunn und in diesem trat der gute Kaiser Franz sein getreues Tyrol, das sich mit Gut und Blut für ihn geopfert hatte, ohne alle Bedingungen an den Kaiser von Frankreich — ab. Die Tyroler fanden es unglaublich, daß ihr Kaiser sie, trotz seiner feierlichen Zusage, so elendiglich preisgegeben habe, allein es war nur zu wahr und was wollten sie nun machen, als jetzt unter General Drouot's Oberbefehl ganze Massen bayerischer und französischer Truppen gegen sie heranzogen? Es blieb ihnen, da jeder fernere Widerstand Wahnsinn gewesen wäre, nichts übrig, als sofort gegen Gewährung einer allgemeinen Amnestie die Waffen niederzulegen, und hierin ging ihnen ihr Oberkommandant mit gutem Beispiele voran. Doch nur wenige Tage später erfuhr Letzterer, daß Tyrol nicht bloß den Herrn wechseln, sondern auch noch in drei Theile zerrissen und



Nordtyrol an Bayern, Südttyrol aber hälftig an Italien und hälftig an Äthrien gegeben werden solle, und hierüber empört, forderte er seine Landsleute auf, von neuem die Waffen zu ergreifen. Sie thaten es, doch nicht Alle, und die Folge war, daß sie nach kurzer Zeit trotz der tapfersten Gegenwehr unterliegen mußten. Wie man aber jetzt mit ihnen umging! Man behandelte sie wie Straßenräuber und jedes Dorf, wo man einen Tyroler mit den Waffen in der Hand traf, wurde eingeäschert. So blieb denn den Hervorragenderen unter den Verfolgten nichts übrig, als sich in sicheren Zufluchtsstätten zu bergen und auch Andreas Hofer that so. Er flüchtete sich in eine Alpenhöhle in Passeyr unter Schnee und Eis und durfte gewiß sein, von den Verfolgern hier nicht aufgefunden zu werden. Aber ein Glenber, der katholische Priester Donay, früher einer seiner Vertrautesten, verrieth ihn für dreihundert Ducaten und nun ward es den Franzosen leicht, sich seiner (27. Januar 1810) zu bemächtigen. Man brachte ihn nach Mantua und am 20. Februar 1810 ließ ihn allda der Vizekönig Eugen auf Befehl seines Stiefvaters, des Kaisers Napoleon, erschießen. Andreas Hofer starb wie ein Held, ohne sich die Augen verbinden zu lassen, und von nun an war Tyrol „pacificirt“, wie die Franzosen sich ausdrückten. So endigten die Volkserhebungen von 1809 in Deutschland und so nahm sich Oesterreicher an, welche zu seiner Vertheidigung aufgestanden waren.

Nach dem Frieden von Schönbrunn stand Napoleon auf der höchsten Stufe seiner Macht und wie nun sein Herz von Stolz anschwell! Am stolzesten aber mag dasselbe geschlagen haben, an jenem 2. Dezember 1809, wo er zur fünften Jahresfeier seiner Kaiserkrönung seine sämtlichen Vasallen nach Paris berief, und wo sie ihn auch alle, die Könige von Bayern, Sachsen, Württemberg, Westphalen, Neapel, Holland und Spanien an der Spitze mit schmeichlerischer Huldigung umringten. Nur Eines fehlte noch, um sein Glück zu einem absoluten zu machen, ein Sohn und Erbe, und sofort stand sein Entschluß fest, sich von seiner bisher unfruchtbar gebliebenen Gemahlin Josephine (sie war eine geborene Tascher de la Pagerie und er hatte sie als Wittwe des Generals Beauharnais geheiratet) scheiden zu lassen, um dafür eine jüngere, dem ältesten legitimen

Herrscherhause Europa's angehörige Prinzessin heimzuführen. Die Scheidung erfolgte am 16. Dezember 1809 und die neuerkorene Gemahlin, Marie Louise, die älteste Tochter des Kaisers Franz I. von Oesterreich (dieser wagte es nicht, eine abschlägliche Antwort zu geben) ward ihm am 11. März 1810 angetraut. Von jetzt an kannte sein Uebermuth vollends keine Gränzen mehr und er behandelte Völker, Staaten und Kronen nur noch als Spielzeuge seiner Laune. So hatte er schon früher seinen Bruder Joseph von Neapel nach Spanien versetzt und ihm seinen Schwager Murat, den bisherigen Großherzog von Berg zum Nachfolger auf dem neapolitanischen Throne gegeben. Nun aber schenkte er das Großherzogthum Berg seinem Neffen, dem Sohne des Königs Ludwig von Holland, einem damals noch sehr jungen Knaben, und ließ das Land durch einen französischen Statthalter regieren. So vereinigte er Rom, die Residenz Pius VII. mit dem Königreich Italien und ließ den Papst gefangen nach Frankreich bringen. So zwang er etwas später seinen Bruder Ludwig, den oben genannten König von Holland, als „widerspenstig“ zur Abdication und vereinigte diesen Staat (am 9. Juli 1810) mit dem Kaiserthum Frankreich. So wurde Letzterem gleich nachher auch Wallis einverleibt und zwar ganz einfach deswegen, weil der Bau der Simplonstrasse es nöthig machte. So gebot er dem Fürstenprimas des Rheinbundes, Dalberg, seine Residenz Regensburg an Bayern abzugeben und machte ihn dafür zum Großherzog von Frankfurt. So schenkte er das nördliche Hannover, das bisher unter französischer Verwaltung gestanden, am 14. Januar 1810 seinem Bruder Jérôme, dem König von Westphalen; besann sich aber gleich darauf wieder eines Anderen und schlug dasselbe zugleich mit den Hansestädten Hamburg, Lübeck und Bremen als neue Provinz zu Frankreich selbst. Ja sogar, drei souveraine Rheinbundstaaten, die er doch selbst geschaffen, das Herzogthum Oldenburg so wie die Gebiete des Herzogs von Ahremberg und des Fürsten von Salm-Kyrburg, wurden damals, im Dezember 1810, durch seinen Machtspruch dem französischen Kaiserreich einverleibt, denn er wollte, um dem Schmuggel mit englischen Waaren ein Ende zu machen, die Mündungen der Ems, der Weser und der Elbe durch französische Douaniers überwachen lassen. Kurz Napoleon modelte



die europäische Landkarte jeden Augenblick ganz nach seiner Willkür um, und die Fürsten und Völker mußten seiner schrankenlosen Despotie ohne Widerrede Gehorsam leisten. Allein, merkwürdig, gerade jetzt, wo seine Majestät an den Himmel zu reichen schien, zeigten sich die Spuren des kommenden Zerfalls und diese wurden besonders in Deutschland sichtbar.

Wo blieben denn die napoleonischen Siege von ehemals? Es ist richtig, auch im letzten Kriege hatte er schließlich die Oberhand errungen, aber er errang sie nur durch seine Uebermacht und dann nicht einmal in entscheidender Weise. Ueberdem war er nicht gezwungen gewesen, bei Aspern zurückzuweichen und glich dieser Rückzug nicht beinahe einer Niederlage? Das war nicht mehr der alte unbeflegbare Napoleon, oder sollten seine Gegner vielleicht andere geworden sein? Sollten sie das Schlagen von ihm gelernt haben? Weiter, er konnte jetzt seine ganze Macht gegen Spanien verwenden und dieses war ein verhältnißmäßig kleines und wenig bevölkertes Land — warum gelang es ihm denn nicht, es bleibend zu unterwerfen? Warum hatten selbst die Tyroler, diese Handvoll Männer, sich Monate lang gegen seine Heere behaupten können? In diesem Allem lagen schlimme Symptome für die Fortdauer der napoleonischen Weltherrschaft; ein noch weit schlimmeres Symptom aber war der antinapoleonische Geist, der Geist des Zorns und des Hasses gegen die napoleonische Unterdrückung, der durch alle deutschen Lande ging. Man denke sich die furchtbar verderblichen Folgen, welche die Continentsperre haben mußte. Napoleon wollte durch dieselbe England wirtschaftlich zu Grunde richten; aber er vernichtete damit den deutschen Handel vollständig und fast keine Familie konnte mehr die theuren Preise aufbringen, welche die Colonialwaaren jetzt kosteten. Um so intensiver nahm der Schmuggel überhand und mit dem Schmuggel kam die Spionage, die Angeberei, die Bestechung, die Sittenverderbniß. Man denke sich ferner die Lage jener deutschen Länder, welche Napoleon dem französischen Reiche einverleibt hatte. Sie waren alle urdeutsch und jetzt herrschten über sie französische Beamte, die nach französischen Gesetzen in französischer Sprache verfahren. Man versetze sich drittens in den Seelenzustand der Väter und Mütter jener Tausende von Jünglingen,

welche als Contingente der Rheinbundsfürsten für einen fremden Despoten ihr Blut verspißen mußten und meist in fernen Landen ihr Grab fanden. Man denke sich viertens die ewigen Durchzüge französischer Heere durch Deutschland und die nothwendig mit den Einquartierungen verbundenen Soldatenercesse. Man denke sich endlich den tödtlichen Druck, welchen Napoleon in Allem und Jedem ausübte, und wie er allüberall, als hätte er nur Knechte und Sklaven vor sich, deutsche Sitten, deutsches Gesetz und deutsches Ehrgefühl mit Füßen trat. Man denke sich dieß und nun frage ich, konnte daraus etwas Anderes hervorgehen, als Zorn, Haß und Racheburch?

Doch nun, wie verhielten sich hiezu die deutschen Regierungen? Die Rheinbundsfürsten waren, wie wir wissen, ohne Ausnahme Geschöpfe Napoleons und als solche behandelte er sie. Es ist richtig, sie bersteten fast vor Hochmuth auf ihre neue Souverainetät und in Manchem von ihnen mag deßhalb der Zorn gekocht haben, wenn ihm Napoleon nur kurzweg wie einem Untergebenen Befehle ertheilte. Aber sie gehorchten doch alle blindlings, denn sie wußten, daß er ihnen die Existenz ebenso gut nehmen könne, als er sie ihnen gegeben hatte. Uebrigens waren sie nicht soeben in Folge des Friedens von Schönbrunn mit neuem Länderzuwachs (Bayern bekam Salzburg, Berchtesgaden, das Innviertel und Regensburg, im Ganzen 300 Quadratmeilen mit 700,000 Einwohnern, und mußte dafür an Württemberg Ulm, Buchhorn, Tettnang, Ravensburg und Leutkirch, zusammen 80 Quadratmeilen mit 200,000 Einwohnern abtreten; Württemberg aber überließ an Baden die Grafschaften Mellenburg und Hornstein mit 10,000 Seelen und so war der Zuwachs der drei Länder ein ganz verhältnißmäßiger) beglückt worden? Für eine solche Wohlthat konnte man sich schon viel gefallen lassen und deßwegen blieben die Rheinbundsfürsten nicht bloß nach wie vor die getreuen Satelliten ihres großen Protector's, sondern sie boten auch Allem auf, um den antinapoleonischen Geist, der durch die Welt ging, zu bannen. Zu diesem Behufe führten sie die strengste Censur ein, und jedes Buch, jede Brochure, jede Zeitung, überhaupt alles Gedruckte wurde unbarmherzig confiscirt, wenn etwas Mißfälliges darin stand. Zu diesem Behufe soldeten sie servile Scribler, um das Lob Napoleons in die Welt



hinauszuposaunen, und leider fanden sich immer solche Glende, welche dieß für den gebotenen Sündenlohn übernahmen. Zu diesem Behufe richteten sie die Polizei in ihren Landen nach französischem Vorbilde ein und ihr großer Protector sandte ihnen Musterspürnasen, welche alle ihre Städte und Dörfer mit Spionen zu versehen verstanden. Zu diesem Behufe wurden alle politischen Gespräche in Wirthshäusern, auf der Straße, wo es war, auf's strengste untersagt und wer das Verbot übertrat, mußte ohne Gnade in's Gefängniß wandern. Zu diesem Behufe führte man ein bestens organisirtes System der Brief-eröffnung auf allen Postanstalten ein und sobald man in einem Schreiben etwas Verfängliches fand, holte man den Absender bei Nacht und Nebel durch Gensdarmen aus seiner Behausung, um ihn seinen Frevel auf der nächsten Festung abbüßen zu lassen. Zu diesem Behufe erschien in allen Rheinbundstaaten auf Befehl Napoleons eine Verordnung, daß künftighin „um dem beständigen Murren ein Ende zu machen,“ Jeder, der es wage, an den Rheinbundsprotector eine Klage oder Bittschrift einzureichen, Militärexecution erhalten werde. Zu diesem Behufe endlich wußte man durch Geld nur zu Viele, selbst aus den höheren Ständen, dafür zu gewinnen, daß sie in Familienkreisen die Patrioten spielten, um so den übrigen Anwesenden die Zunge zu lösen und dann an geeigneter Stelle Alles wieder zu referiren, was man gehört hatte. Durch solche Mittel suchte man den antinapoleonischen Geist zu bannen; allein nur um so tiefer wurzelte er in den Gemüthern, weil man sich äußerlich so viel Zwang anthun mußte, ihn nicht merken zu lassen.

Fast ebenso schlimm, wenn nicht schlimmer, stand es damals im Kaiserthum Oesterreich. Mit dem Frieden von Schönbrunn trat der franzosenfeindliche Graf Stadion vom Ruder ab und sein Nachfolger wurde der Graf Clemens Wenzel von Metternich, der hernachmals in den Fürstenstand erhoben worden ist. Man hatte keinen Grund von seinen geistigen Capacitäten eine allzuhohe Meinung zu hegen, allein er besaß eine merkwürdige Geschmeidigkeit und wußte die neue Familienverbindung Napoleons mit dem Hause Habsburg vortreflich zu benützen, um dessen gute Gesinnungen für das österreichische Kaiserreich stets ungetrübt zu erhalten. Deswegen duldete er es ebensowenig,

als die Rheinbundfürsten, daß irgendwie der antinapolconische Geist sich geltend mache, und seine Mittel — Censur, Spionage, Verletzung des Briefgeheimnisses u. s. w. — waren ganz dieselben wie in den Rheinbundstaaten. So gelang es ihm die auswärtigen Beziehungen Oesterreichs halb in eine leidliche Ordnung zu bringen; um so schlimmer aber stand es um die inneren Angelegenheiten. Die Schuldenlast des Staates, schon vorher übergroß, war durch den letzten Krieg eine immense geworden und man hatte nur allein an Staatspapiergeld 1060 Millionen (genau: 1060,798,753) Gulden ausgegeben. Wie sollte man sich da helfen? Es blieb nichts übrig, als der Staatsbankerott und somit setzte man am 15. März 1811 frischweg die Zinsen der öffentlichen Schuld auf die Hälfte, die Bankzettel aber auf den fünften Theil ihres Nennwerths herab. Wohlverstanden aber, weder dieser fünfte Theil, noch die auf die Hälfte reducirten Zinsen zahlte man baar, weil man kein Baargeld hatte, sondern man creirte dafür ein neues Papiergeld, die sogenannten „Einlösungsscheine“, welche später den Namen „Wiener Währung“ erhielten. Dadurch kamen Hunderttausende an den Bettelstab und andere Hunderttausende verloren wenigstens die Hälfte ihres Vermögens; allein der Graf Metternich fuhr deshalb doch fort, mit der heitersten Miene von der Welt seine brillanten Gesellschaften zu geben.

Ganz anders benahm sich in jenen verhängnißvollen Jahren die preußische Regierung. Man war sich in den maßgebenden Kreisen nur zu gut bewußt, wie furchtbar schwach der preußische Staat durch den Kaiser Napoleon gemacht worden sei, und man that also Alles, um den Zorn des Allgewaltigen nicht von neuem herauszufordern. So blieb, um nur Einiges anzuführen, Friederich Wilhelm III. in dem österreichisch-französischen Krieg von 1809 stricte neutral, und wies alle Betheiligungsaufforderungen Oesterreichs zurück. So gab man sich alle erdenkliche Mühe, um die bewußten Wechsel und Pfandbriefe zur rechten Zeit einzulösen, und übertrug dem General Kalckreuth bloß deshalb den Gesandtschaftsposten in Paris, weil er eine bei Napoleon sehr beliebte Persönlichkeit war. So erließ am 31. December 1809 Friederich Wilhelm III. eine Cabinetsordre, welche den Tugendbund auflöste, denn man wußte, daß man damit dem fran-



zösischen Kaiser einen großen Gefallen erwies. So endlich sprach — ebenfalls im Dezember 1809 — Napoleon kaum den Wunsch aus, daß Friederich Wilhelm III. seine Residenz von Königsberg nach Berlin zurückverlegen möge, so erfüllte der preussische König diesen Wunsch, obwohl es ihm äußerst hart ankommen mußte, in einer Stadt zu residiren, die immer noch eine französische Besatzung hatte. Wenn aber Friederich Wilhelm III. in diesem Allem die größte Nachgiebigkeit gegen den französischen Imperator an den Tag legte, so that er es nur, um desto ungehinderter die Regeneration des preussischen Staates durchzuführen zu können, und zu diesem Behufe berief er am 6. Juni 1810 — statt Altensteins, der seinem hohen Posten, wie wir wissen, nicht gewachsen war — den Grafen Hardenberg unter dem Titel eines Staatskanzlers von neuem an die Spitze der Geschäfte. Er that es übrigens nicht, ohne vorher die Genehmigung Napoleons einzuholen, und diese gewann er dadurch, daß er demselben vorstellen ließ, der neue Premier (auf welchen der französische Imperator früher sehr schlimm zu sprechen war) dürste schon deswegen, weil er seiner Zeit den Frieden von Basel abgeschlossen habe, am besten dazu geeignet sein, die Interessen Frankreichs und Preussens zu verbinden. Nunmehr wurden augenblicklich die Stein'schen Reformen wieder aufgenommen und um sie durchzuführen, umgab sich der Staatskanzler mit lauter Männern, welche gleiche Gesinnungen hegten. Freilich ohne Gewalt kam man dabei nicht zurecht, denn der Adel, dessen Privilegien abgeschafft wurden, und die hohe Geistlichkeit, deren Güter man einzog, widersehten sich aus allen Kräften. Allein der Staatskanzler ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern blieb unabänderlich bei der Doppelmaxime, einmal daß jeder Unterthan die Freiheit haben müsse, seine Kräfte zu entwickeln, ohne durch die Willkür eines Andern daran verhindert zu werden, und sodann, daß alle Unterthanen die öffentlichen Lasten gemeinsam, ohne größere Belastung des Einen oder des Andern, zu tragen hätten. Das Ziel war: Neuaufbau des preussischen Staates durch Entfernung aller der Einrichtungen aus vergangenen Tagen, welche sich längst überlebt hatten, und damit ging also natürlich auch die Neugestaltung des Heeres Hand in Hand. „Die Stärke desselben dürfe 42,000 Mann nicht übersteigen“, lautete

das Dictat Napoleons, und da man wußte, daß seine Spione ihre Augen überall hatten, so hütete man sich wohl, diese Zahl zu überschreiten. Allein man half sich damit, daß man alle ausgehobenen Soldaten — und alle Söhne des Staates waren gleichmäßig wehrpflichtig —, sobald sie gehörig eingeschult waren, sofort wieder entließ, um sie mit neuen Recruten zu ersetzen. So wurde die Stärke der Armee verdreifacht, ohne daß man französischerseits Kenntniß davon bekam, und ebenso still und heimlich sorgte man für Waffen und sonstige Ausrüstungsgegenstände. Wenn man nun aber in solcher Weise die Mittel zur einstigen Befreiung vom französischen Joch schuf, ist es da wohl denkbar, daß man in Preußen durch die nämlichen schlechten Mittel, wie in den Rheinbundstaaten, den antinapoleonischen Geist unterdrückte? Gewiß man sorgte dafür, daß jede Provocation des übermächtigen französischen Despoten vermieden wurde; aber es gab Niemanden, der das freie patriotische Wort in Freundeskreisen verathen hätte, und selbst in die Oeffentlichkeit drang jenes Wort, wie Fichte's Reden an die deutsche Nation (die übrigens Napoleon als ideologischen Unsinn belächelte) genugsam beweisen.

---

### Viertes Kapitel.

#### Die Freiheitskriege und die beiden Pariser Friedensschlüsse.

(1812—1815.)

In Tilsit und Erfurt schienen Alexander I. und Napoleon sich für ewige Zeiten an einander gebunden zu haben; aber nach kurzem schon lockerte sich die Freundschaft, und die erste Veranlassung hiezu gab die Vergrößerung des Herzogthums Warschau, welche Napoleon nach dem Frieden von Schönbrunn vornahm. Natürlich, denn Alexander I. erblickte darin nichts anderes, als den Anfang der Wiederherstellung des früheren Polenreichs, dessen größere Hälfte er zu Rußland geschlagen hatte. Noch größeren Zorn empfand er darüber, daß



Napoleon im Dezember 1810 das Herzogthum Oldenburg in der gewaltthätigsten Weise mit Frankreich vereinigte, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß der Thronerbe des Oldenburger Herzogs der Gemahl der Großfürstin Katharina, der Schwester Alexanders I., war. Am schwersten übrigens brückte den russischen Kaiser der allgemeine Nothschrei, welcher von der gesammten russischen Kaufmannschaft über die Continentsperre erhoben wurde, und daß dieser Nothschrei kein erkünstelter war, bewiesen die vielen Banquerotte in Moskau und St. Petersburg. Somit ließ Alexander I. einen neuen Zolltarif ausarbeiten, und dieser, kraft dessen alle Colonialwaaren unter neutraler Flagge zugelassen wurden, während dagegen die französischen Producte zum Schutz der inländischen Industrie einen hohen Zoll bezahlen mußten, trat am letzten Dezember 1810 in's Leben. Dadurch aber fühlte sich Napoleon auf's tiefste beleidigt und sein Zorn steigerte sich noch, als Alexander die geforderte Zurücknahme des Zolltarifs kurzweg ablehnte. So konnte man schon im Sommer 1811 nicht mehr darüber im Zweifel sein, daß es demnächst zwischen Rußland und Frankreich zum Bruche kommen werde, und zwar um so weniger, als Alexanders I. Mutter, die Kaiserin-Wittwe Maria Feodorowna, welche einen großen Einfluß auf ihren Sohn ausübte, den „Emporkömmling“ Napoleon auf's bitterste haßte.

Doch, wenn es nun zum Bruche kam, auf welche Seite sollte sich Deutschland stellen, das, weil zwischen Rußland und Frankreich mitten inne liegend, unmöglich neutral bleiben konnte? Nun die Rheinbundstaaten, als Schöpfungen Napoleons, brauchten sich natürlich nicht lange zu besinnen und auch die österreichische Regierung wußte von Anfang an, wohinaus sie wollte. Der Graf Metternich hatte ja dort die Zügel in der Hand und wie dieser Staatsmann dachte, haben wir schon früher berichtet. Als daher Napoleon auf Entscheidung drang, weigerte sich Metternich nicht einen Augenblick lang, ihm 30,000 Mann Hülfsstruppen zu stellen, und machte nur die einzige Bedingung, daß diese Truppen ein geschlossenes Corps unter einem eigenen Commandanten, dem Fürsten von Schwarzenberg bilden dürften. So wurde am 14. März 1812 zu Paris abgemacht und Napoleon versprach noch, seinen Schwiegervater, den Kaiser

Franz, nach beendigtem Kriege für die aufgewendeten Kosten durch Gebietszuwachs gehörig zu entschädigen. Weit schwieriger fiel es der preussischen Regierung, auf das Andringen Napoleons sofort eine bestimmte Antwort zu geben. Die persönlichen Sympathieen Friedrich Wilhelms III. waren für den Kaiser von Rußland und ohnehin verlangten alle preussischen Patrioten mit Scharnhorst und Gneisenau an der Spitze, daß man den Kampf mit den verhaßten Unterdrückern Deutschlands erneure. Allein nach kurzem Schwanken sah der Staatskanzler Hardenberg, das Haupt der Regierung, doch ein, daß es „für jetzt“ noch ein allzutolles Wagniß sein würde, dem französischen Kaiser den Handschuh hinzuwerfen (dieser hielt, wie bekannt, die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau, sowie Danzig mit starken Truppenkörpern besetzt und konnte, wenn er aus den angränzenden Ländern Sachsen, Westphalen und Warschau noch weitere Divisionen herbeizog, Preußen Monate lang vorher erdrücken, ehe die Russen nur an der Gränze angekommen waren) und schloß somit einen ganz ähnlichen Vertrag, wie Oesterreich, mit Napoleon ab. Der König von Preußen verpflichtete sich zur Stellung eines Hülfscorps von 20,000 Mann; Napoleon aber räumte ein, daß diese Truppen ein abgesondertes Corps (unter dem General York) bilden durften. Nicht minder versprach der französische Kaiser Preußen nach beendigtem Kriege durch die Schenkung eines Stückes von Kurland oder Litthauen zu vergrößern; dagegen aber mußte Friedrich Wilhelm III. sich dazu verstehen, die französischen Heere auf dem Durchmarsch nach Rußland auf seine Kosten zu verpflegen. In solcher Weise schloß der preussische Staatskanzler mit Napoleon ab und der Verstand muß es zugeben, daß er der damaligen Sachlage nach froh sein mußte, so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen. Im preussischen Heere jedoch entstand unter den Offizieren darob, daß sie Seite an Seite mit ihren Todfeinden, den Franzosen, kämpfen sollten, eine große Gährung, und ihrer dreihundert, Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Boyen und Clausewitz voran, nahmen sofort ihre Entlassung. Ja die Meisten von ihnen eilten nach St. Petersburg, um sich in die russische Armee einreihen zu lassen, und waren dort ebenso willkommen, als früher schon der General Pfuell, die Seele des russischen Generalstabs.



Die Verträge Preußens und Oesterreichs mit Napoleon waren ein harter Schlag für den Kaiser von Rußland, denn dieser hatte die Hoffnung gehegt, sie für sich gewinnen zu können. In anderer Richtung dagegen standen seine Angelegenheiten vortrefflich. Nachdem er sich nämlich seit Jahren schon mit England (wegen der Continentsperre), mit Schweden (wegen Finnland) und mit der Türkei (wegen den Donaufürstenthümern) im Kriegszustand befunden, gelang es ihm in Folge seines Zolldecrets vom Dezember 1810, sich im Verlaufe des Jahres 1811 mit England vollständig auszusöhnen und diesem ersten Freundschaftsschluß folgte sofort am 24. März 1812 ein zweiter mit Schweden, indem sich dessen damaliger factischer Regent, der frühere Marschall Bernadotte, welchen der altersschwache König Karl XIII. zu seinem Thronnachfolger ernannt hatte, damit zufrieden gab, daß ihm Alexander I. und England statt Finnlands das bis jetzt noch zu Dänemark gehörige Norwegen garantirten. Am 28. Mai 1812 aber kam durch Englands Vermittlung auch noch eine Versöhnung mit der Türkei zu Stande und nun konnte der russische Kaiser seine ganze militärische Macht gegen Frankreich verwenden.

Die formelle Kriegserklärung erfolgte erst am 22. Juni 1812; allein schon lange zuvor, gleich mit dem Beginn des Frühjahrs hatte Napoleon seine Truppenmassen gegen Osten hin in Bewegung gesetzt. Und welch' eine anstaunenswerthe Armee war dieß! Einmal in Beziehung auf ihre Größe, denn sie zählte im Ganzen 620,000 Mann mit 187,000 Pferden und ihr folgte ein ebenso riesiger Troß von Handwerkern, Krankenpflegern, Dienern und Weibern jeder Art. Sodann in Hinsicht ihrer Zusammensetzung, denn sie bestand außer den Franzosen, welche das Hauptcontingent stellten, aus 100,000 Mann Rheinbundtruppen, 30,000 Oesterreichern, 20,000 Preußen, 20,000 Polen, 40,000 Italienern, 5000 Spaniern und Portugiesen, 6000 Holländern und endlich 4000 Ägyptern und Dalmatiern. Schließlich in Betreff ihrer Kriegstüchtigkeit, denn die Soldaten selbst hatten fast ohne Ausnahme ihre drei, vier Feldzüge mitgemacht und an ihrer Spitze standen Generale, welche sich, wie die Marschälle Ney, Davoust, Dubinot, Junot, Victor, Macdonald, Augereau, Mortier, Lefebvre, Bessières, Murat, Vicelkönig Eugen und Fürst

Poniatowski längst einen Namen in der Welt gemacht hatten. Gewiß mit einer solchen Armee war der französische Kaiser, der erste Kriegsfürst damaliger Zeit, berechtigt, sich für unüberwindlich zu halten, besonders wenn er einen Vergleich mit seinem Gegner anstellte. Die russischen Kriegsrüstungen nämlich waren weit hinter dem zurückgeblieben, was die bekannte russische Großsprecherei ausposaunt hatte, und wenn man auf dem Papier eine halbe Million Krieger zählte, so belief sich die Effectivstärke im Sommer 1812 auf noch nicht viel mehr als 200,000 Mann. Etwas dagegen, was durch nichts ausgeglichen werden konnte, hatten die Russen für sich, den kolossalen Gegensatz ihres Vaterlandes zu den übrigen europäischen Ländern. Bis jetzt war Napoleon gewohnt gewesen, den Krieg durch den Krieg zu nähren, und in solch' fruchtbaren, dichtbevölkerten Ländern wie Italien, Deutschland und Oesterreich hatte dieß keine allzugroße Schwierigkeiten gehabt. Wie ganz anders aber in Rußland! Da sah man auf weite, weite Strecken nur Wälder, die kein Ende nehmen wollten, und ebenso weite Strecken bestanden aus Sumpf oder See. Bewohnte Orte fanden sich in nur geringer Zahl vor und selbst in diesen wenigen konnte man, bei der Aermlichkeit des Bodenbaus, auf keine Vorräthe rechnen. Man mußte also Alles, wessen die Armee — Menschen und Pferde — bedurfte, nachschleppen; allein wie wollte man dieß bewerkstelligen, da es weder schiffbare Flüsse, noch Landstraßen gab, die bei schlechtem Wetter practifabel gewesen wären? Endlich noch, wenn der Winter kam, der kalte nordische Winter mit seinen Schnee- und Eismassen, dann hielt es kein Deutscher, viel weniger ein Franzose oder Italiener im Freien aus, und die Armee, welche Napoleon kommandirte, sah sich dann außer Standes, irgend eine Bewegung zu machen. Das waren Schwierigkeiten, welche selbst der größte Sterbliche nicht besiegen konnte; allein der Kaiser Napoleon blieb blind für sie, weil ihn der Machtschwindel längst des klaren Blickes beraubt hatte. Am 9. Mai 1812 verließ er also mit den stolzesten Hoffnungen Paris, um sich zur Armee, die bereits tief innen in Deutschland stand, zu begeben, und am 16. Mai traf er in Dresden ein. Hier nahm er die Huldigungen seiner Verbündeten und Vasallen mit der Miene eines Halbgottes in Empfang und traf zu-



gleich für die Aufstellung und den Weitermarsch der Armee die letzten Anordnungen. Dem linken Flügel unter dem Marschall MacDonald (bei diesem befand sich das preussische von York kommandirte Corps) überwies er die Aufgabe gegen die anrückenden Schweden Front zu machen und zugleich Kurland mit Riga zu erobern. Der rechte Flügel, bestehend aus den von einem sächsisch-französischen Corps verstärkten Oesterreichern unter Schwarzenberg, sollte Weißrußland mit der Hauptstadt Minsk wegnehmen und dann in Großrußland einrücken. Den Oberbefehl über das Centrum oder die Hauptarmee übernahm Napoleon persönlich und seine Absicht war, über Wilna, Witebsk und Smolensk geradezu auf Moskau loszugehen, um in dieser uralten Hauptstadt des russischen Reichs dem Czaren den Frieden zu dictiren. Am 29. Mai verließ er Dresden und am 2. Juni erreichte er Thorn. Dann ging's weiter über Danzig, Königsberg und Gumbinnen nach Wilkowitz und von hier aus schleuberte er eine Proclamation in die Welt, in welcher er sich vermaß, Rußland so zu demüthigen, daß es künftig nicht mehr im Stande sein werde, in den europäischen Angelegenheiten ein Wort mitzusprechen. Den Tag darauf überschritt er mit seiner Armee den Njemen (die Memel) und am 28. Juni zog er, ohne Widerstand gefunden zu haben, in Wilna, der Hauptstadt Litthauens, ein. Das russische Hauptheer nämlich, dessen Führung Alexander I. dem Liefländer Barclay de Tolly anvertraut hatte, zog sich, statt eine Schlacht zu wagen, langsam vor den Franzosen zurück, um diese immer weiter ins Innere des ungeheuren russischen Reichs hineinzulocken und ihnen dadurch die Verproviantirung immer unmöglicher zu machen. So hatte der preussische General Pfuel dem russischen Oberanführer gerathen, und daß der Rath gut war, zeigte sich sogleich, denn die französische Armee begann bei der Unmöglichkeit, auf den grundlosen Wegen — es regnete beständig — mit schwerem Fuhrwerk durchzukommen, bereits auf dem Marsche nach Wilna Mangel an Lebensmitteln und Fourage zu leiden. Ja so sehr litt sie Mangel, daß über 10,000 Pferde daraufgingen und mehr als dreimal so viel Soldaten in den Spitälern zurückgelassen werden mußten! Napoleon blieb also in Wilna längere Zeit rasten, um Alles wieder in Ordnung zu bringen, und erst am 16. Juli brach er

von neuem in der Richtung nach Moskau auf. Am 28. Juli erreichte die Armee, nachdem sie unterwegs aus Mangel an Verpflegung wieder die größten Verluste erlitten hatte, Witebsk, aber die Hoffnung, hier endlich auf den Feind zu stoßen, schlug abermals fehl. Wiederum rastete hier Napoleon, um die Nachfuhr der Vorräthe besser zu organisiren, und erst am 13. August ward der Weitermarsch angetreten. Inzwischen hatte Barclay de Tolly bei Smolensk eine bedeutende Verstärkung unter Bragation an sich gezogen und nun drängten ihn die Altrussen unter seinen Offizieren, den Großfürsten Constantin an ihrer Spitze (ihr Nationalstolz konnte das ewige Zurückweichen nicht ertragen), sich endlich den Franzosen zu stellen. In Folge dessen kam es am 17. August zur Schlacht bei Smolensk und der furchtbare blutige Kampf endigte erst am späten Abend, ohne daß der eine oder der andere Theil sich des Sieges rühmen konnte. Doch zogen sich die Russen noch in der Nacht zurück, weil Smolensk an allen Ecken brannte, und Napoleon selbst folgte ihnen nach wenigen Tagen, indem die verlassene Stadt ihm keinen Ruhepunkt bot. Merkwürdig übrigens, wie er nun seine Truppen musterte, fand er nur noch 155,000 kampfsfähige Soldaten; so sehr hatten das schlechte Wetter, das ewige Campiren im Freien und die Erbärmlichkeit der Verpflegung zusammen mit dem Schlachttage von Smolensk ihre Reihen gelichtet. Um diese Zeit wurde Alexander I. durch die altrussische Partei, welche in der Kaiserin-Mutter eine starke Fürsprecherin fand, bewogen, der Armee statt des „Ausländers“ Barclay de Tolly in dem alten Feldmarschall Kutusow, einem ächten Vollblutrussen, hinter welchem man einen zweiten Suworoff witterte, einen neuen Oberanführer zu geben, und wie dieser nun seinen Posten übernahm, erklärte er sogleich, daß er den Franzosen, diesen eingedrungenen Barbaren, eine Entscheidungsschlacht liefern werde. Sofort nahm er seine Stellung dicht an der Straße nach Moschaisk und Moskau, in der Nähe des Orts Borodino, wo sich das Flößchen Kalotscha in die Moskwa ergießt, und am 5. September rückten die Franzosen heran. Am 6. bereitete man sich von beiden Seiten zum Kampfe vor und am 7. in der Früh begann die Schlacht, die schrecklichste, die seit der Erfindung des Schießpulvers gekämpft worden ist. Von beiden Seiten nämlich — die



Kräfte waren fast gleich — schlug man sich mit einer Wuth, die der wilden Thiere glich und am Abend lagen über 80,000 Krieger todt oder verwundet auf dem Schlachtfeld. Allein brachte der Tag eine Entscheidung? Nicht im Geringsten, denn wenn auch die Franzosen das Schlachtfeld behaupteten, so waren sie dagegen nicht im Stande die Russen, welche sich in bester Ordnung nach der Kaiserstadt Moskau zurückzogen, zu verfolgen. Erst am 11. September brach Napoleon wieder auf und am 14. erreichte er Moskau. Er glaubte hier mit Kutusow von neuem kämpfen zu müssen; allein dieser hatte sich, nachdem er mit dem Grafen Rostopschin, dem Gouverneur von Moskau, eine lange Unterredung gehabt, weiter südwärts gezogen und an der Oka, zwischen Tula und Kaluga, eine feste Stellung eingenommen. So konnten denn die Franzosen ungestört in Moskau einziehen; doch welch' ein eigenthümliches Gefühl beschlich sie, als sie sofort fanden, daß die ganze Stadt von der Einwohnerschaft verlassen sei! Gewiß, von den 400,000 Menschen, die sonst hier ihre Heimstätte hatten, waren höchstens 10,000, meist der ärmsten Klasse, zum Theil sogar der Verbrecherzunft angehörig, zurückgeblieben und alle besseren Häuser ohne Ausnahme standen leer. Schon das war furchtbar genug, denn statt einer an Vorräthen reichen Stadt, in der man gehofft hatte, bequeme Winterquartiere zu bekommen, fand man eine öde, verlassene. Aber das Furchtbarste sollte erst folgen. Noch am Abend des 14. September brach an allen Enden und Ecken der Stadt zu gleicher Zeit Feuer aus und am 15. in der Früh war die ganze ungeheure Metropole in ein einziges Flammenmeer gehüllt. Man suchte nach Feuersprißen; aber nirgends fanden sich solche und die ganze furchtbare Wahrheit kam nun zu Tage. Der Graf Rostopschin hatte mit Kutusow verabredet, die russische Hauptstadt der Vernichtung Preis zu geben, um es den Franzosen unmöglich zu machen, in derselben Winterquartiere zu nehmen, und auf seinen Befehl wurde Moskau, nachdem er alle Löschwerkzeuge vernichtet und die Einwohner gezwungen hatte, sich mit dem Besten, was sie besaßen, zu flüchten, durch freigelassene Sträflinge in allen Quartieren zugleich angezündet. Am 20. September erlosch der Brand in sich selbst; allein neun Zehntheile

der herrlichen Stadt lagen zerstört und die Straßen waren vor Schutt und Trümmern nicht mehr erkennbar.

Daran, in Moskau zu überwintern, konnte also Napoleon jetzt nicht mehr denken, und wenn er klug gewesen wäre, würde er augenblicklich, ehe der Winter kam, den Rückzug angetreten haben. Allein er setzte es sich in den Kopf, daß die Russen, weil er bis nach Moskau vorgedrungen sei, sich nach Frieden sehnen müßten, und schickte also den General Lauriston mit seinen Anträgen in Kutusow's Hauptquartier. Auch nahm in der That der listige Russe den Unterhändler sehr gut auf und versprach, die Anträge, von ihm befürwortet, eiligst an den Kaiser Alexander absenden zu wollen. In Wahrheit jedoch berichtete er in umgekehrtem Sinne an den Czaren, denn es war ihm nicht um den Frieden, sondern darum zu thun, die französische Armee so lange als möglich in Moskau festzuhalten. Alexander I. selbst war eine Zeitlang unentschlossen, da ihn das Vorbringen Napoleons bis in's Herz von Rußland tief erschüttert hatte, allein in dieser drangvollen Zeit ward ihm ein Rathgeber, wie er sich keinen ausgezeichneteren wünschen konnte. Schon vor einigen Monaten nämlich hatte er den Freiherrn von Stein, jenen gewaltigen Staatsmann, vor dem selbst ein Napoleon eine gewisse Furcht empfand, eingeladen, nach St. Petersburg zu kommen, damit er in dem beginnenden großen Kampfe seinen Rath einholen könne, und sofort wurde Stein, nachdem er im August 1812 dem Rufe Folge geleistet, durch das Imposiren seiner Persönlichkeit der Vertrauensmann des russischen Kaisers. Da kam nun der Brand von Moskau und in Folge dessen fingen nur zu Viele an zu verzagen, weil sie jenen Brand für ein entsetzliches Nationalunglück ansahen. Der Freiherr von Stein aber trug den Kopf höher als je und siehe da, es gelang ihm seine Zuversicht auch auf den russischen Kaiser überzutragen. Demgemäß ertheilte Letzterer in der Mitte des Octobers dem Feldmarschall Kutusow den Befehl, alle Unterhandlungen mit dem Feinde abubrechen und den Krieg augenblicklich wieder zu beginnen.

Jetzt endlich blieb dem Kaiser Napoleon, der über die Friedensverhandlungen fünf kostbare Wochen thatlos hatte verstreichen lassen, keine andere Wahl mehr, als den Rückzug anzutreten. Jenen ewig



denkwürdigen Rückzug, der mit der Vernichtung fast der ganzen großen Armee, sowie nicht minder mit dem Tode des größten Theiles jenes unermesslichen Trosses, von dem ich oben gesprochen, endigen sollte. Doch ist es an mir, diesen Rückzug zu beschreiben? Er gehört zur Geschichte Frankreichs und ich muß mich begnügen, auf die Ursachen hinzuweisen, aus denen die gräßliche Katastrophe entsprang. Der erste Grund lag in der vollständigen Entmuthigung, welche sich der Offiziere, wie der Soldaten bemächtigte, sowie sie hörten, daß man dem Feinde den Rücken zu kehren gezwungen sei. Die zweite Hauptursache ist zu suchen in dem ewigen Mangel an Nahrungsmitteln für Menschen und Pferde, denn alle Dörfer und Städte, welche man bei der Retirade passirte, traf man total verlassen und verödet, während es sich umgekehrt als ein Ding der Unmöglichkeit erwies, sich von Polen her genügende Zufuhren zu verschaffen. Ein dritter Hauptgrund war, daß das ganze russische Volk vom Niedersten bis zum Höchsten sich für den „heiligen“ Krieg begeisterte, weil hiedurch die russischen Feldherrn in den Stand versetzt wurden, mit ihren täglich mehr anschwellenden Armeen den Feind von Hinten, von Vornen und von der Seite her zugleich anzugreifen. Als die vierte und letzte Hauptursache des Untergangs jener Hunderttausende aber nenne ich die gräßliche Kälte, welche mit dem Ende des Oktobers eintrat und sich zeitweise sogar auf dreißig Grad Reaumur unter Null steigerte. Ihr wußten die Russen und besonders die Kosaken in ihren Schafpelzen noch ziemlich gut Troß zu bieten, die Franzosen aber und ihre Genossen, deren Nahrung aus nichts als dem zähen Fleisch gefallener Pferde bestand, erlagen dem grimmen Feinde täglich zu vielen Tausenden, und wie man am 9. November Smolensk erreichte, bestand der kampffähige Theil der Armee bereits nur noch aus 40,000 Mann, worunter 3000 Reiter. Alle Anderen hatte entweder der Tod hinweggerafft oder schleppten sie sich als Nachzügler hinter drein und diese Letzteren durften sicher sein, von den unerbittlichen Verfolgern, den Kosaken, entweder gespießt oder gefangen zu werden. Wie wäre nun eine solche Armee im Stande gewesen, sich in Smolensk zu halten? Weiter und weiter ging also die Retirade und mit jeder Stunde wuchs das Elend. Seinen Höhepunkt aber

erreichte es bei dem Uebergang über die Beresina am 27. und 28. November, und wer mit gesunden Gliedern das andere Ufer gewann, der durfte sich rühmen, daß an ihm ein Wunder geschehen sei. Doch wir wollen die furchtbare Katastrophe nicht weiter ausmalen, sondern es genüge zu constatiren, daß von jenen 500,000 Kriegern der Napoleonischen Hauptarmee, welche sämmtlich in ihrer frischesten Manneskraft ausmarschirten, noch keine 20,000 zu Ende des Dezembers über den Njemen zurückkehrten, und selbst diese in einem Zustande, den man sich gräßlicher (es waren lauter gespensterartige, hohläugige, zu Skeletten abgemagerte, in Lumpen gekleidete, stumpfsinnige Gestalten mit erfrorenen Füßen und Händen) gar nicht denken kann. Napoleon selbst verließ am 5. Dezember in Smorgony die Trümmer seines Heeres und eilte nur von einigen wenigen Vertrauten begleitet in einem elenden Schlitten über Wilna, Warschau und Dresden nach Paris.

Mit der französischen Hauptarmee waren auch die Rheinbundtruppen bis auf einen kleinen Rest zu Grunde gegangen, nicht so aber die Preußen und Oesterreicher. Letztere, denen, wie wir wissen, ein sächsisch-französisches Corps zugetheilt war, sollten Minsk wegnehmen und dann in Großrußland einrücken; allein der Fürst Schwarzenberg, der sie kommandirte, hatte von seiner Regierung die Weisung, seine Truppen möglichst zu schonen, und beschränkte seine Kriegsführung also darauf, unter kleinen Gefechten mit dem russischen General Sacken bis nach Slonin auf der Straße nach Minsk vorzudringen. Auf blutige Schlachten dagegen ließ er sich nicht ein, und sowie er von der Katastrophe der französischen Hauptarmee Kunde erhielt, zog er sich alsbald über Polhynien gegen Lemberg hin auf österreichischen Grund und Boden zurück. Dieses Verfahren billigte Metternich durchaus, denn man wollte es in Wien vorderhand weder mit Napoleon noch mit Alexander I. verderben, und somit blieb Oesterreich von nun an auf längere Zeit passiver Zuschauer.

Nicht so Preußen. In diesem von Napoleon so furchtbar ausgefogenen und gedemüthigten Lande gab es sicherlich zur Zeit des russischen Kriegs keinen einzigen ehrlichen Mann, der von ganzem Herzen zu den Franzosen gestanden wäre. Im Gegentheil man haßte



sie als Todfeinde und scheute sich nicht unter Freunden, wo man sich vor Spionen sicher wußte, seinem Rachedurst den vollsten Ausdruck zu geben. Eine ganz andere Gesinnung dagegen schien den Hof, den König Friederich Wilhelm III. an der Spitze, zu beseelen, denn nicht nur wurde das preussische Contingent angewiesen, an der Seite der Franzosen seine äußerste Schuldigkeit zu thun, sondern es versicherte auch Friederich Wilhelm III. den französischen Gesandten in Berlin — den Herrn von St. Marsan — sowie den dort kommandirenden Marschall Murgereau fast tagtäglich seiner tiefsten Ergebenheit gegen den Kaiser Napoleon. Troßdem man nun aber all' dieß ganz genau wußte, hielten Viele der preussischen Patrioten doch an dem Glauben fest, daß ihr König sein Bündniß mit Frankreich alsbald lösen werde, sobald die Sachlage sich günstiger gestaltet habe, und dieser Glaube gab ihnen Trost. Anderen dagegen schien es unmöglich, daß Friederich Wilhelm III. die Fähigkeit besitze, sich mit solcher Consequenz zu verstellen, und darob kam es unter den besten Freunden vielfach zum Streit. Wer hatte nun Recht? Die Zeit sollte das bald genug entscheiden. Das vom General York befehligte preussische Corps bildete mit etwa 30,000 Polen, Westphalen und Franzosen unter dem Oberkommando des Marschalls Macdonald den linken Flügel der großen Armee und war dazu bestimmt, Kurland, Liefland und Estland zu erobern. Auch wußte der Marschall seine Aufgabe ziemlich rasch zu lösen und nur die Belagerung von Riga hielt ihn längere Zeit auf. Da erhielt er in der Mitte des Monats Dezember Gewißheit über die furchtbare Katastrophe der Napoleonischen Armee und sofort hob er die Belagerung von Riga auf, um den Rückzug anzutreten. Sein Ziel war Königsberg, wo er sich mit den Resten der französischen Hauptarmee vereinigen zu können hoffte, und er selbst eilte mit den Franzosen, Polen und Westphalen voraus, während der General York mit seinen Preußen kommandirt wurde, die Nachhut gegen die verfolgenden Russen zu bilden. Das hieß mit andern Worten, die Preußen sollten sich opfern, damit die Franzosen mit ihren näheren Freunden unbehelligt entkommen könnten, und solcher überlegend, kam York zu einem Entschluß, der eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangen sollte. Ich meine zu dem Entschluß, die fran-

zösischen Fesseln zu brechen und zu den Feinden Napoleons überzugehen. Als guter Patriot haßte er die Franzosen von ganzem Herzen und zugleich sagte ihm sein klarer Verstand, daß jetzt, wo ein so fürchtbares Gottesgericht die französische Hauptarmee vernichtet hatte, die Stunde der Rache gekommen sei. Wohl verhehlte er es sich nicht, daß sein König in Berlin über seinen eigenmächtigen Schritt fürchtbar erbittert werden würde, aber nur durch diesen Schritt war es möglich, die dem Könige innewohnende Zaghaftigkeit und Unschlüssigkeit zu brechen, und somit überschritt er kühnlich den Rubicon. Den Vortrab des gegen den linken Flügel der Franzosen operirenden russischen Heeres, welches unter Wittgenstein von der Düna her anmarschirte, kommandirte der General Diebitsch und dieser hatte den preussischen General Clauswitz zum Hauptrathgeber. An Letzteren nun wandte sich York und mit unendlicher Freude wurden seine Anträge aufgenommen. So kam, weil man russischerseits nichts sehnlicher wünschte, als die Preußen vom Bündniß mit Napoleon abzubringen, schon am 30. Dezember in der Mühle von Poscherung bei Tauroggen ein Vertrag zwischen York und Diebitsch zu Stande, kraft dessen das preussische Corps für neutral und zugleich für berechtigt erklärt wurde, die Landschaft zwischen Memel und Tilsit besetzt zu halten, um sich beliebig neu zu recrutiren; den Tag darauf, am 31. Dezember aber schickte York zwei Eilboten ab, den einen an den Marschall Macdonald, um ihm den Gehorsam formell zu kündigen, den andern an seinen König nach Berlin, um sich wegen des kühnen Schrittes, den er gethan, zu rechtfertigen.

Als General York seinen Offizieren und Mannschaften verkündete, was er sich auf eigene Verantwortung hin erlaubt habe, jubelten sie ihm stürmisch entgegen und mit nicht geringerem Jubel nahm man diese That in ganz Preußen auf. Der gränzenloseste Zorn erfüllte dagegen den Kaiser Napoleon, der inzwischen längst in Paris angekommen war, und in allen französischen Blättern wurde Yorks Handlungsweise als ein schuftiger Verrath bezeichnet. Was that nun aber Friedrich Wilhelm III.? Man bedenke nur Eines. In Berlin lagen damals noch 6000, in Spandau 3200, in Küstrin 3000, in Stettin 9000, in Glogau 6000 und in Danzig gar 36,000 Franzosen. Ließ



sich nun der preussische König auch nur mit einer Miene anmerken, daß er York's That billige, so lief er Gefahr, sofort von den Franzosen aufgehoben und als Geißel nach Paris abgeführt zu werden. Somit mußte er äußerlich den größten Unwillen an den Tag legen und dieß gelang ihm auch so vortrefflich, daß weder der französische Gesandte noch der Marschall Augereau an ihm zweifelhaft wurden. Setzte er doch den General York augenblicklich ab und sandte seinen Generaladjutanten sofort nach Tilsit, um diesen „Verräther“ vor ein Kriegsgericht zu stellen! Dieser Befehl übrigens kam nicht zur Ausführung, denn die Russen ließen einfach den Generaladjutanten nicht durch und so blieb York ganz unangefochten in seinem Kommando. Ja als die Franzosen weiter und weiter zurückwichen, übernahm er im Januar 1813 mit Einwilligung des russischen Kaisers die Verwaltung der Provinz Ostpreußen und bekam dadurch freie Hand, sein kleines Corps durch Werbungen und Aushebungen erheblich zu verstärken. Noch mehr, er rief sofort die ganze wehrbare Mannschaft der Provinz unter die Waffen und gab damit den ersten Anstoß zur Schaffung des Instituts der Landwehr, das nachher zu so großer Bedeutung in Preußen kam.

Drei volle Wochen hindurch, nachdem York jene berühmte Convention abgeschlossen, fuhr Friedrich Wilhelm III. fort, sich den Anschein zu geben, als beabsichtige er, der treueste Verbündete Napoleons zu bleiben. Zu gleicher Zeit aber befahl er seinem Minister Hardenberg, in aller Heimlichkeit einen Vertrauten in das Hauptquartier des russischen Kaisers abzusenden, um demselben ein Schutz- und Trutzbündniß anzubieten. Dieser Vertraute nun — Major von Raszmer — kam in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1813 nach Berlin zurück und überbrachte die freudigste Zustimmung Alexanders I. Unmittelbar darauf wurden in tiefster Stille die nöthigen Anordnungen zur Abreise des Königs nach Breslau getroffen und vor Tagesanbruch, am 22. Januar, trat derselbe diese Reise an. Sie ging über Beeskow, Sagan und Haynau, um jedes Zusammentreffen mit französischen Truppen zu vermeiden, und ihr Zweck war natürlich kein anderer, als aus dem Reich der französischen Waffen zu kommen. Dessenhalb aber wurde am Abend des 22. in Berlin bekannt gemacht, daß der

König seine Residenz verlassen habe, weil die schnelle Annäherung der Russen ein längeres Verweilen dort gefährlich mache. Am 25. Januar kam Friederich Wilhelm III. in Breslau an und schon am 3. Februar 1813 erließ er dort sein berühmtes Decret zur Bildung eines großen Corps freiwilliger Jäger. „Die gefährliche Lage des Vaterlandes,“ hieß es darin, „erfordere eine schnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen, während die Finanzverhältnisse keinen großen Aufwand gestatteten, und somit sollten alle Jünglinge von 18 bis 24 Jahren, welche fähig seien, sich selbst auszurüsten, unter die Fahnen eilen.“ Der Feind, gegen den sich der König so eifrig zu rüsten begann, war nicht genannt und der französische Gesandte St. Marsan, der ebenfalls schnellstens von Berlin nach Breslau übergesiedelt war, meinte noch immer, der König sei fest entschlossen, den Russen mit aller Macht entgegenzutreten. Dem preussischen Volke aber, besonders der preussischen Jugend blieb kein Zweifel, daß die Stunde des Befreiungskampfes endlich geschlagen habe, und jubelnd strömten Tausende und Abertausende — Studenten, Gymnasisten, Handlungscommis, Gewerbegefelln, junge Beamte und Professoren, selbst Geistliche — zu den Anmeldestellen. Ja, wer zu alt und zu gebrechlich war, das Schwert selbst zu führen, der bewies seine Opferfreudigkeit damit, daß er, so viel in seiner Kraft lag, dazu beitrug, Unbemitteltere mit Montur und Waffen zu versehen, und mit dem begeisterndsten Beispiel gingen hierin die Frauen voran.

Jetzt, wo der Willen des preussischen Volkes sich so entschieden kundgab, hätte Friederich Wilhelm III. nicht mehr zurücktreten können, selbst wenn die alte Unentschlossenheit wieder über ihn gekommen wäre, und am 28. Februar erfolgte zu Kalisch, im Hauptquartiere Alexanders I., der officiële Abschluß des preussisch-russischen Schutz- und Trutzbündnisses. Ausgesprochener Zweck desselben war in erster Linie die Befreiung Europa's von der Gewaltherrschaft Napoleons, in zweiter die Wiederherstellung des preussischen Staates in demselben Umfang wie vor 1806. Um aber zum Ziele zu gelangen, verpflichtete sich Preußen gleich für den ersten Anfang 80,000 Mann zu stellen, während Rußland die doppelte Anzahl verhiess, und dazu sollten denn noch die Armeen der zu gewinnenden Bundesgenossen



kommen. Vierzehn Tage später, am 15. März, kam Kaiser Alexander in Person nach Breslau, um seinen „Bruder“ Friederich Wilhelm III. zu umarmen, und vierundzwanzig Stunden später, am 16., erhielt der französische Gesandte die preussische Kriegserklärung; am 17. März aber erließ Friederich Wilhelm III. jenen „Aufruf an Mein Volk“, der ganz Preußen wie ein elektrischer Schlag durchzuckte und es gleichsam in ein einziges Kriegslager verwandelte. Es war ein wahrhaft erhebendes Schauspiel! Das zerstückelte Königreich Preußen zählte nur noch fünf Millionen Einwohner und die immensen französischen Erpressungen hatten das ganze Land entseßlich ausgefaugt. Aber auf jenen Aufruf hin erhob sich das gesammte preussische Volk und der Geringe wie der Vornehme, der Alte wie der Junge, der Reiche wie der Arme, Alle, Alle stellten sich dem Vaterlande zur Verfügung. Wo man stand und ging, erschollen patriotische Lieder, gebichtet von Arndt, Theodor Körner, Max von Schenkendorf, Friederich Rückert und Andern, und in allen Kirchen betete man um Gottes Huld und Schutz. Freicorps bildeten sich unter kühnen Führern, von denen sich das des Majors von Lübow später am meisten auszeichnete, und jene wackeren dreihundert Offiziere, welche im Februar 1812 wegen des mit Frankreich abgeschlossenen Bündnisses aus dem preussischen Heere ausgeschieden waren, stellten sich hochbegeistert wieder zur Fahne. Zwei Armeen zog man zusammen, die eine in Schlesien unter dem gefeierten Blücher, in dessen Generalstab Gneisenau, Scharnhorst und Muffling traten, die andere an der Weichsel mit dem Hauptquartier in Graudenz unter dem bewährten Bülow, dem sich sofort Clauswitz und Boyen zur Verfügung stellten. Hinter dieser Armee aber stand noch die Landwehr, die man jetzt im ganzen Lande organisirte, um sie nach erhaltener Ausbildung in die Lücken der aktiven Armee einzuschieben. Gewiß, ich wiederhole es, diese Erhebung eines ganzen Volkes gewährte ein erhebendes Schauspiel und die Rüstungen der früheren Staats- und Kriegskunst versanken dagegen in ein Nichts.

Während dieß in Preußen geschah, entwickelte Napoleon eine wahrhaft fieberhafte Thätigkeit, um in Frankreich, in Italien, in Holland und in den Rheinbundstaaten neue Armeen aus der Erde zu stampfen und neues Kriegsmaterial zu schaffen. Zugleich ernannte er

seinen Stiefsohn, den Vicekönig, Eugen zum Oberstkommandirenden der wenigen Reste der großen Armee, die sich glücklich über den Nienmen gerettet hatten, und befahl ihm, sich gegen den Feind, wenn irgend möglich so lange zu halten, bis er selbst ihm zu Hülfe kommen könne. Hierzu jedoch war der Vicekönig viel zu schwach, und, um nicht erdrückt zu werden, mußte er sich zuerst über die Weichsel, dann über die Oder und endlich selbst über die Elbe zurückziehen. Nun blieben nur noch die festen Plätze, welche Napoleon schon seit 1807 besetzt hielt, also namentlich Danzig, Thorn, Glogau, Küstrin und Stettin in französischen Händen; die offenen Städte dagegen, worunter auch Berlin, Hamburg, Lübeck, Bremen und Lüneburg mußten vor den vorausschwärmenden Kosaken und Husaren unter Tettenborn, Tschernitschew und Dörnberg geräumt werden. Ja selbst über den Rhein hätte sich der Vicekönig zurückziehen müssen, wenn die russisch-preussische Kriegsmacht schon jetzt auf die in dem Tractat vom 28. Februar festgesetzte Stärke gebracht gewesen wäre. Davon aber konnte noch gar keine Rede sein. Man bedenke nur, daß das preussische Heer erst in der Mobilmachung begriffen war und somit Bülow mit Zuziehung des York'schen Corps kaum 45,000 Mann (wovon wieder 15,000 Besatzungstruppen abgingen), Blücher aber erst 37,000 Mann unter sich hatte. Troßdem gingen die vereinigten Preußen und Russen jetzt schon (Ende März) in die Action über, und Blücher, bei dem ein russisches Corps unter Winzingerode (der russische Oberbefehlshaber Kutusow hatte sein Hauptquartier in Kalisch, um die aus dem Innern Rußlands anrückenden Verstärkungen an sich zu ziehen) stand, wandte sich von Schlesien aus gegen das mit Napoleon verbündete Sachsen, während Bülow, verstärkt durch das russische Corps Wittgenstein, dem Vicekönig Eugen nachrückte. Auch kam es zwischen den beiden Letzteren schon am 5. April bei Mödern (unweit von Magdeburg) zu einem blutigen Zusammenstoß und in diesem — gleichsam dem Eröffnungskampfe der Freiheitskriege — blieben die vereinigten Russen und Preußen Sieger. Blücher aber bemächtigte sich am 30. März der Stadt Dresden und zwang die sächsisch-französische Besatzung, sich bis hinter die Saale zurückzuziehen. Daraufhin eilten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen selbst nach Dresden, in der



Hoffnung, den König von Sachsen für ihr Bündniß gewinnen und dadurch den Rheinbund sprengen zu können; allein Friederich August entfloß lieber mit seinen Schätzen nach Prag, als daß er sich hiezu verstanden hätte, denn er war fest überzeugt, Napoleon werde schließlich, wie immer, siegreich aus dem Kampfe hervorgehen. Doch ertheilte er seinen Truppen Befehl, sich in seiner guten Festung Torgau zu concentriren, um so den Schein der Neutralität anzunehmen.

Indessen hatte der französische Kaiser seine Rüstungen vollendet und verließ am 15. April Paris, um im Thüringen'schen den Oberbefehl über die vorausmarschirten Truppen zu übernehmen. Es waren im Ganzen — also die Rheinbundtruppen eingerechnet — 140,000 Mann und ihnen gegenüber standen bei Leipzig die unter dem Oberbefehl des Fürsten Wittgenstein (der alte ewig zögernde Kutusow war Mitte April gestorben) vereinigten Russen und Preußen. Die Ersteren unter den Generalen Berg, Winzingerode, Miloradowitsch und Tormasoff zählten 52,000 Mann, die Letzteren unter Blücher, Kleist und York (das Corps Bülow konnte man nicht herbeiziehen, weil dasselbe die Straße nach Berlin gegen den Vicekönig Eugen zu decken hatte) 43,000 Mann und somit war Napoleon um mindestens 40,000 Mann stärker. Allein dieser Nachtheil wurde durch die artilleristische und cavalleristische Ueberlegenheit der Allirten wenigstens einigermaßen wieder ausgeglichen und somit hatte kein Theil Grund einer Entscheidungsschlacht auszuweichen. Dieselbe erfolgte am 2. Mai bei Großgörschen, ganz in der Nähe von Lützen, und von beiden Seiten wurde mit gleicher Tapferkeit und Ausdauer gestritten. Nicht minder blieben sich die Verluste (die Franzosen büßten 15,000 Mann, worunter den Marschall Bessières, die Allirten 13,000 Mann, worunter den General Scharnhorst ein) so ziemlich gleich. Darum rüstete sich auch Napoleon die Schlacht, die bis zum Abend unentschieden geblieben war, am andern Morgen zu erneuern; allein die Allirten hatten sich gänzlich verschossen und zogen sich daher in der Nacht über die Elbe zurück. Demgemäß blieb dem französischen Kaiser das Schlachtfeld, und daß er nun einen pompösen Siegesbericht in die Welt hinausposaunte, läßt sich denken. Allein wie wenig Wahres an

dieser Prahlerei war, geht schon daraus hervor, daß er weder Gefangene gemacht, noch Kanonen oder gar Fahnen erbeutet hatte.

Der Rückzug der Allirten fand in der größten Ordnung statt; doch dehnten sie ihn weit hinter Dresden bis nach Bautzen aus, weil sie dort den General Barclay de Tolly, der soeben Thorn erobert hatte, an sich ziehen konnten. Dadurch erhielt die alliirte Armee wieder ihre frühere Stärke; allein auch dem Kaiser Napoleon gelang es, seine Verluste vollständig zu ergänzen. Von Dresden aus nemlich, wo er am 8. Mai einzog, sandte er dem König Friedrich August den Befehl zu, augenblicklich in seine Hauptstadt zurückzukehren und ihm nebst der Festung Torgau alle seine Truppen zur Verfügung zu stellen; der sächsische König aber gehorchte diesem doppelten Befehl ohne Widerrede und schon in der zweiten Woche des Mai konnte Napoleon das sächsische Corps seinem Heere einverleiben. Nunmehr rückten die Franzosen wieder vorwärts, den Allirten entgegen, die immer noch bei Bautzen standen, und am 20. Mai kam's dort zur Schlacht. Der Kampf, ein noch blutigerer, als der bei Großgörschen, brachte bis zum Abend keine Entscheidung und somit erneuerte man am 21. in der Frühe die Schlacht. Bis drei Uhr Mittags konnte kein Theil sich des Sieges rühmen; allein jetzt glaubte der Oberbefehlshaber der Allirten, der Fürst Wittgenstein, der großen Verluste wegen, welche die Armee erlitten hatte, die Schlacht abbrechen zu müssen, und ertheilte sofort die Befehle hiezu. Hierüber nun wurden die preussischen Offiziere, insbesondere der General Blücher, wüthend und warfen dem russischen Fürsten mit dürrer Worten Zaghaftigkeit vor. Dessenungeachtet beharrte Wittgenstein auf seinem Befehl und die alliirte Armee mußte nach Schlesien gegen die Festung Schweidnitz hin retiriren. Wenige Tage später übrigens legte der hohe Herr, weil sich die Klagen gegen ihn häuften, den Oberbefehl zu Gunsten Barclay de Tolly's nieder und dadurch beschwichtigte sich die Mißstimmung, welche, wenn sie sich noch um ein Weniges gesteigert hätte, für die Zukunft das Zusammenkämpfen der Russen und Preußen unmöglich gemacht haben würde.

Man kann sich denken, daß Napoleon, dem das Schlachtfeld von Bautzen verblieb, es abermalen nicht versäumte, in pompöser Weise der Welt seinen Sieg zu verkünden; allein siehe da, auch dießmal gab



es keine Gefangenen, keine Trophäen, keine eroberten Geschütze! Umgekehrt dagegen hatten die Franzosen in der zweitägigen Schlacht über 25,000 Mann eingebüßt und der übrige Theil der Armee war so furchtbar erschöpft, daß man gar nicht daran denken konnte, den Rückzug der Allirten ernstlich zu stören. Somit konnte es sich Napoleon nicht verhehlen, daß sein sogenannter Sieg in Wahrheit nichts weniger als ein Sieg gewesen sei, und griff sofort mit beiden Händen zu, als ihm jetzt von Seiten Oestreichs aus das Anerbieten gemacht wurde, einen Waffenstillstand zu Einleitung von Friedensunterhandlungen zu vermitteln. Kaiser Franz I. war bislang auf den Rath Metternichs streng neutral geblieben; dagegen hatte er den Gang der Ereignisse äußerst genau verfolgt, ob sich nicht Vortheile daraus ziehen ließen. Natürlich, denn der Verlust so vieler Länder und Provinzen, die er in Folge der letzten Kriege hatte abtreten müssen, fraß ihm am Herzen und sein ganzes Dichten und Trachten ging dahin, dieselben wieder zurückzuerwerben. Wie aber konnte dies möglich gemacht werden? Einzig und allein dadurch, daß man den französischen Kaiser von seiner Allmachtsstellung herabwarf oder auch ihn bewog, diese Stellung von selbst aufzugeben, und hiezu schien jetzt, wo die französische Armee so schwer gelitten hatte, der rechte Zeitpunkt gekommen zu sein. Metternich gab also seinem Herrn und Kaiser den Plan ein, als eine Art von Friedensdiktator aufzutreten. Das heißt, das Wiener Cabinet sandte den Grafen Stadion an Napoleon, um diesem zu erklären, daß Oestreich bereit sei, den Frieden zwischen Frankreich und den Allirten zu vermitteln; zugleich aber war es innerlich fest entschlossen, die Friedensbedingungen selbst zu stellen, und zwar Bedingungen, die eben so hart sein sollten, als diejenigen, welche Napoleon sonst nach einem siegreichen Feldzuge zu dictiren pflegte. Ging nun der französische Kaiser hierauf ein, gut; ging er aber nicht darauf ein, dann wollte Oestreich mit Preußen und Rußland gemeinschaftliche Sache machen, um ihm mit Gewalt das abzunöthigen, was er friedlich nicht gewähren wollte. Das war der Plan, den Metternich entwarf; Napoleon aber hatte natürlich keine Ahnung von diesen arglistigen Hintergedanken. Vielmehr glaubte er durch Vermittlung seines Schwiegervaters, des Kaisers von Oestreich, einen für sich vortheilhaften Frieden abschließen zu

können und ging augenblicklich auf den Waffenstillstandsvorschlag ein. Ebenso genehm war dieser Vorschlag den Beherrschern von Rußland und Preußen, denn sie fanden dadurch Zeit, die in Vorbereitung befindlichen Verstärkungen an sich zu ziehen, und so wurde denn am 4. Juni 1813 in dem Dorfe Poischwitz bei Jauer der Stillstand abgeschlossen. Ueber den Frieden selbst wollte man dann unter dem Vorsitz Oestreichs in Prag unterhandeln und einstweilen sollten die beiderseitigen Armeen im Besiz der Länder bleiben, welche sie eben jetzt inne hatten.

Die letztere Abmachung sicherte dem französischen Kaiser große Vortheile, denn es war ihm einstweilen geglückt, jene reichen Städte im Nordwesten Deutschlands, welche, wie Hamburg, Bremen, Lübeck und Lüneburg, in den Sturmtagen des März von den Franzosen hatten geräumt werden müssen, seiner Herrschaft wieder zu unterwerfen. Mit der Aufgabe dieser Rückeroberung betraute er schon zu Anfang April den Marschall Davoust, den hartherzigsten und rücksichtslosesten unter allen seinen Generalen, und dieser begann seine Operation damit, daß er in Wesel, Münster, Osnabrück und Bremen vier Schreckensgerichte unter dem Titel Militärkommissionen einsezte. Wie nun diese Commissionen hausten! Man fusilirte Hunderte, weil man sie im Verdacht hatte, Franzosenfeinde zu sein, und in Plünderung, Confiscation und Aehnlichem wurde das Teuflichste geleistet. Das allerhärteste Loos aber traf die Stadt Hamburg, welche Davoust am 1. Juni besetzte, denn er raubte nicht nur die Baarvorräthe der Hamburger Bank und legte der Stadt eine Contribution von 48 Millionen Francs auf; er jagte nicht nur 25,000 Einwohner der ärmeren Klassen aus der Stadt ins Elend mit der Erklärung, daß er nicht im Sinne habe, sie bei einer etwaigen Belagerung zu füttern, und ließ fünfzehnhundert der Reichsten unter Confiscation ihres Vermögens nach Frankreich ins Gefängniß abführen; nein, nicht bloß dieß, sondern er verurtheilte auch achtzehn Senatoren, weil sie keine loyalen französischen Unterthanen seien, zu Pulver und Blei, und zwang die sämmtlichen Bürger, ohne Rücksicht auf Amt, Stand und Geburt, an den Gräben und Wällen zu arbeiten, mit denen er die Stadt ringsum befestigte. All' dieß geschah während des Waffenstillstands und pecuniär wußte



also Napoleon denselben bestens auszunützen. Nicht minder auch militärisch, und zwar in dreierlei Beziehungen. Einmal nemlich beeilte er sich, die Befestigungswerke von Dresden, wo er seine Residenz aufschlug, vollständig zu renoviren; sodann gewann er in dem Dänenkönige, welcher eine schreckliche Angst vor den angedrohten schwedischen Eroberungen hatte, einen Verbündeten, und endlich zog er aus Frankreich, Italien, Holland und den Rheinbundstaaten so viel Verstärkungen an sich, als nur immer aufgetrieben werden konnten. Dagegen schlug sein Versuch, mit Rußland ein Separatabkommen zu treffen, total fehl und nicht minder zeigte sich Oestreich, das er mit Leichtigkeit ganz in sein Interesse ziehen zu können vermeinte, ungemein spröde. Im großen Ganzen also brachte der Waffenstillstand dem französischen Kaiser keineswegs alle die Vortheile, auf die er gerechnet hatte; wohl aber brachte er sie den Preußen und Russen. In dieser Ruhezeit nämlich schritt die Mobilmachung in Preußen ganz riesig vorwärts und Friedrich Wilhelm III. sah sich bald im Stande, die Stärke seiner Armee zu verdoppeln. Sodann trafen bei den Russen eine Menge von Reservisten ein und zwar meist Leute, die früher schon gebient hatten. Endlich, und das war noch das wichtigste, ließen sich Schweden, England und Oestreich zu Schutz- und Trutzbündnissen herbei, so daß die ursprüngliche Coalition zu einer europäischen wurde. Das Bündniß mit Schweden kam dadurch zu Stande, daß außer Rußland auch Preußen dem schwedischen Kronprinzen den Besiß von Norwegen garantirte, und in Folge dessen landete der Kronprinz mit 24,000 Schweden in Stralsund. Der Vertrag mit England, dem Todfeind Napoleons, wurde am 14. Juni abgeschlossen und verschaffte den Allirten die zum Kriegsführen nöthigen Geldsummen. In dem Vertrag mit Oestreich endlich, welchen Stadion, Metternich und Hardenberg am 27. Juni in Reichenbach unterzeichneten, setzte man vor allem die Bedingungen fest, unter welchen man dem französischen Kaiser Frieden anbieten wollte; zugleich aber machte man ab, daß Oestreich, im Fall diese Bedingungen bis zum 10. August, als dem äußersten Termin, nicht angenommen seien, sofort an Frankreich den Krieg zu erklären habe und also jetzt schon rüsten müsse, um diesen Krieg führen zu können. Und welches waren nun die Bedingungen? Erstens Auflösung des Herzogthums

Warschau und Vertheilung desselben an Preußen, Rußland und Oestreich. Zweitens Räumung aller Festungen, welche Napoleon in Polen und Preußen noch besetzt hielt. Drittens Zurückgabe der illyrischen Provinzen an Oestreich. Viertens Wiederherstellung der Hansestädte und Räumung all' des Gebiets, welches Napoleon den Küsten der Nordsee entlang mit Frankreich vereinigt hatte. Fünftens Auflösung des Königreichs Westphalen und Zurückgabe Hannovers an England. Sechstens endlich Aufhebung des Rheinbundes. Auf diesen sechs Punkten bestanden die Allirten; in allem übrigen aber tasteten sie die Machtstellung Napoleons nicht an. Wenn er also auf den Vorschlag einging, so blieb er im Besitz der deutschen Lande links vom Rhein, im Besitz von Savoyen, Belgien und Holland, im Besitz von Italien und Spanien, im Besitz endlich des Protektorats über die Schweiz; allein war es denkbar, daß er bei seinem wahnsinnigen Stolz auch nur die geringste Conzession machen werde? Es ist richtig, die Unterhandlungen wies er nicht von sich, aber er unterhandelte nur, um entweder Rußland von Preußen oder Oestreich von Rußland abwendig zu machen, und auf die Bedingungen selbst ließ er sich nicht weiter ein. So ging der 10. August vorüber, ohne daß irgend ein Resultat erzielt worden wäre, und daraufhin erfolgte die Kriegserklärung Oestreichs.

Daß es sich dießmal um einen Riesenkampf handelte, konnte man schon aus den Truppenmassen schließen, welche jetzt ins Feld geführt wurden. Napoleon selbst, nachdem er seine äußersten Kräfte angespannt, stand mit 180,000 Mann bei Dresden, Marschall Macdonald mit 90,000 Mann in Schlesien, um die französische Hauptarmee zu unterstützen, Marschall Dubinot mit 80,000 Mann an der Gränze der Mark Brandenburg mit dem Gesicht gegen Berlin, Marschall Davoust mit 37,000 Mann (worunter 15,000 Dänen) in Hamburg, bereit ebenfalls gegen Berlin zu marschiren, endlich der Vicelönig Eugen mit 40,000 Mann in Kärnthén und Tyrien, um Italiens Gränze zu hüten. Die Reserven aber bildete einmal der General Girard mit 12,000 Mann bei Leipzig und Magdeburg, dann der Marschall Augereau mit 12,000 Mann bei Würzburg und schließlich der Feldmarschall Trede mit 25,000 Bayern an der bayrisch-böhmischen Gränze. Weit



großartiger noch waren die Massen der Allirten, die sich in drei Armeen concentrirten. Die Nordarmee, bestehend aus 24,000 Schweden, 45,000 Preußen (unter Bülow) und 30,000 Russen (unter Winzingerode und Woronzow) hatte die Bestimmung Berlin zu bedeu und stand nach dem besondern Wunsch des Kaisers von Rußland unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden, d. i. des früheren Marschalls Bernadotte. Die Schlesi'sche Armee zusammengesetzt aus 38,000 Preußen (unter York) und 57,000 Russen (unter Sacken und Langeron) befehligte Blücher und in ihn, den Kühnsten der Kühren, setzte der preußische Soldat das unbedingtste Vertrauen. Die Böhmi'sche ober Hauptarmee, bei der sich die drei verbündeten Monarchen, Franz I., Alexander I. und Friederich Wilhelm III. befanden, wurde aus 135,000 Oestreichern, 45,000 Preußen (unter Kleist) und 60,000 Russen (unter Wittgenstein und Barclay de Tolly) gebildet und hatte den östreichischen Fürsten Schwarzenberg, der zugleich als Generallissimus aller verbündeten Heere fungirte, zum Oberkommandanten. Ueberdem wurde dem Marschall Davoust der General Wallmoden mit 22,000 Mann (Engländer, Mecklenburger, Russen und Preußen), dem Feldmarschall Brebe der Fürst Reuß mit 25,000 Oestreichern, dem General Girard der General Puttlik mit 6000 Mann preußischer Landwehr und dem Vicekönig Eugen der General Hiller mit 45,000 Oestreichern entgegengestellt. Endlich lagen 54,000 Russen und 35,000 Preußen vor den Weichsel- und Oberfestungen, welche die Franzosen noch besetzt hielten, und 70,000 Russen, sowie 67,000 Oestreicher nebst eben so viel Preußen waren erst in der Ausbildung begriffen. Hinsichtlich der Truppenzahl also war Napoleon den Allirten nicht gewachsen; dagegen aber hatte er den unschätzbaren Vortheil, daß er Alles einheitlich commandirte und seine sämtlichen Marschälle, Generale und Soldaten ihm den unbedingtsten Gehorsam leisteten. Die Kriegsführung der Allirten aber litt einmal darunter, daß die im Hauptquartier befindlichen Monarchen immer mitdreinredeten, und sodann noch mehr darunter, daß die russischen Generale in ihrem Hochmuth sich nur zu oft einem nicht-russischen Befehl nicht fügen wollten.

Nach dem Plane Napoleons sollte der Marschall Dubinot gegen Berlin den ersten Schlag führen, und Davoust in Hamburg, sowie

Girard in Magdeburg wurden angewiesen, ihn zu unterstützen. Dabei rechnete der französische Kaiser darauf, daß der schwedische Kronprinz, den er genau genug kannte, den Krieg aus Uebervorsicht (Bernadotte wollte die Schweden, um sich Sympathien in Schweden zu erwerben, womöglich keinem Kugelregen aussetzen und gegen seine früheren Kameraden, die französischen Marschälle, energisch aufzutreten, war ihm ebenfalls nicht gegeben) nur sehr lahm führen werde, und hierin täuschte er sich auch nicht; allein trotzdem war der Ausgang ein anderer, als er erwartet hatte. Als Dubinot den Befehl erhielt, die Hauptstadt Preußens wegzunehmen, stand er zwischen Baruth und Luckau an der sächsisch-brandenburgischen Gränze und schnell schlug er nun den Weg nach der Ruche ein. So erreichte er Trebbin schon am 21. August, und merkwürdig, der schwedische Kronprinz, dessen Armee in weitem Kreise die Ebene vor Berlin zwischen Potsdam, Teltow und Köpenick besetzt hielt, traf immer noch keine Anstalt zu ernsthaftem Widerstande. Im Gegentheile mußte man aus seinem Zaudern schließen, daß er im Sinne habe, mit Preisgebung Berlins eine Stellung hinter der Havel einzunehmen, und darüber wurden die preussischen Offiziere wüthend. Auf eigene Faust, ohne die Einwilligung des schwedischen Kronprinzen einzuholen, stellte sich also Bülow mit den unter ihm stehenden preussischen Brigaden Krafft, Thümer, Hirschfeld, Hessenhomburg, Tauenzien, Borstell und Oppen, in Allem kaum 45,000 Mann, der Hauptmacht Dubinots entgegen und am 23. August Abends kam es bei Großbeeren, nur wenige Stunden von Berlin entfernt, zur Schlacht. Der Regen goß in Strömen und man konnte also von den Schußwaffen nur wenig Gebrauch machen. Das war aber den preussischen Landwehrmännern eben Recht, denn sie schlugen nun mit den Gewehrkolben barein und mit Einbruch der Nacht hatte Bülow einen herrlichen Sieg errungen. Die Schlacht kostete die Franzosen — außer 3000 Todten und Verwundeten — 1500 Gefangene und 14 Kanonen, während die Verluste der Preußen sich nur auf 150 Todte und 900 Verwundete beliefen. Die Hauptsache aber war, die preussische Landwehr hatte ihre Bluttaufe wunderbar herrlich bestanden und mit einer Begeisterung ohne Gleichen jubelte man dieser ersten Siegesbotschaft zu. Am gleichen 23. August wurde der Marschall Davoust, der von Hamburg aus mit



20,000 Mann (die übrigen 17,000 ließ er als Besatzung zurück) zur Unterstützung Dubinots gegen Berlin heranrückte vom General Wallmoden bei Villahn und Gadebusch im Mecklenburgischen (hier fiel Theodor Körner) zum Rückzuge genöthigt und vier Tage später, am 27. erlitt der General Girard, der von Magdeburg aus dasselbe Ziel verfolgte, bei Hagelsberg unfern von Magdeburg durch den General Hirschfeld, welcher dem General Puttlik vom Schlachtfelde von Großbeeren aus zu Hülfe gesandt wurde, eine totale Niederlage. Ja das Girard'sche Corps, bestehend aus Franzosen, Westphalen, Thüringern und Tyriern, wurde — 3000 Gefangene, die man machte, allein ausgenommen — geradezu vernichtet, denn die Hirschfeld'schen und Puttlik'schen Landwehrmänner, von Haß gegen die fremden Unterdrücker durchglüht, schlugen mit ihren Gewehrkolben so wüthend darein, daß wer getroffen wurde, das Aufstehen sicherlich vergaß.

Den Tag vor der Vernichtung des Girard'schen Corps, am 26. August, geschah in Schlesien ein noch viel eingreifenderer Schlag, ein Schlag, der sogar den unerschütterlichen Kaiser Napoleon erbeben machte. Letzterer machte gleich im Anfang nach der Eröffnung der Feindseligkeiten Miene, die Schlesische Armee, die unter Blücher hinter dem Kaspache stand, in Person angreifen zu wollen, überließ aber dann, weil ihm der Kampf mit der großen Böhmischen Armee unter Schwarzenberg als der wichtigere erschien, diese Aufgabe dem Marschall Macdonald und der Marschall sagte sofort den Plan, die Blücher'sche Armee auf der linken Flanke zu umgehen. Er überschritt also am 26. August während eines gräßlichen Unwetters, wo der Himmel alle seine Schleusen geöffnet hatte, bei dem Kloster Wahlstatt (gegründet zum Gedächtniß an die furchtbare Schlacht gegen die Tartaren am 9. April 1241) unfern von Liegnitz die beiden Gebirgsflüßchen Kaspach und Wüthende Neiße, welche in Folge des Regens außerordentlich angeschwollen waren, in der sichern Hoffnung, seinen Gegner zu überraschen; allein Blücher hatte trotz des Unwetters, welches jede Fernsicht verhinderte, seine Bewegungen genau im Auge behalten und plötzlich sahen sich die Franzosen von allen Seiten angefallen. Ein schrecklicher Kampf entstand, und in diesem hatte Macdonald den Vertheil, daß während desselben der General Langeron mit seinen 30,000

Russen aus Widerwilligkeit gegen Blücher unthätig stehen blieb. Dieser Vortheil aber verschwand vor der Wuth, mit der die Preußen anstürmten, sowie vor der heldenmüthigen Ausdauer des Sacken'schen Corps. Zu Tausenden wurden die Franzosen mit den Gewehrkolben — als Schießwaffen versagten die Gewehre des nassen Pulvers wegen den Dienst — todtgeschlagen, zu Tausenden in die Wüthende Reize getrieben und am Abend dieses blutigen Tages hatte Macdonald schon über 4000 Mann nebst 30 Kanonen verloren. Am andern Morgen, den 27., traten die Franzosen den Rückzug über den Raabach an; doch jetzt griff auch Langeron, überwältigt von dem Respekt, den ihm die Blücher'sche Tapferkeit einflößte, in den Kampf ein und abermals endigte der Tag für Macdonald mit großartigen Verlusten. Dasselbe Unglück brachte ihm der 28. August, als er über die Stille Deichsel und den Bober retirirte, und das Resultat all' dieser Kämpfe war für ihn eine wahrhaft entsetzliche Niederlage. Ueber 12,000 Franzosen lagen todt oder verwundet auf den Schlachtfeldern und 18,000 Gefangene nebst 103 Kanonen hatten sie den Preußen und Russen lassen müssen.

Von Stunde an hieß Blücher in der Armee nur noch der General „Vorwärts“, weil dieses Wort in den Schlachttagen vom 26. zum 28. August sein Feldgeschrei gewesen war, und dieser Name verwandelte sich gleich nachher, weil der König von Preußen den „Sieger an der Raabach“ zum Feldmarschall (ein Jahr später auch noch zum „Fürsten von Wahlstatt“) ernannte, in den des „Marschall Vorwärts“. Im Uebrigen fiel in den Jubel über den großartigen Sieg Blüchers unmittelbar nachher ein überaus trüber Schatten. Langsam, weil der große Troß, den die alliirten Monarchen mit sich führten, jede Schnelligkeit unmöglich machte, bewegte sich die Hauptarmee unter Schwarzenberg von Böhmen her gegen Dresden, um sich mit Napoleon selbst zu messen, und am 26. August standen sich die feindlichen Armeen vor genannter Stadt gegenüber. Die Uebermacht war auf Seiten Schwarzenbergs; allein dafür sah dieser sich im Commando vielfach gehemmt, weil insbesondere der Kaiser Alexander, welcher sich den aus Frankreich verbannten General Moreau aus Nordamerika als obersten Rathgeber verschrieben hatte, stets Einreden machte und am Ende immer



das entscheidende Wort behauptete. So kam es denn, daß die Allirten, trotz der Tapferkeit ihrer Truppen, am 26. und 27. von Napoleon unter schweren Verlusten — sie verloren 20,000 Gefangene und hatten 4000 Tote, worunter auch den General Moreau, sowie 13,000 Verwundete — zurückgeworfen und schließlich am 28. gezwungen wurden, den Rückzug nach Böhmen anzutreten. Sofort sandte Napoleon den General Vandamme, der vor Begierde brannte, sich den Marschallstab zu verdienen, mit 35,000 Mann auf dem kürzesten Wege, am Königsstein vorbei, ins böhmische Gebirge, um den Retirirenden in die Flanke zu fallen, und andere Truppencorps erhielten Ordre von ihm (er selbst konnte Unwohlseins halber den Befehl nicht übernehmen) dem Feinde von hinten nachzurücken. Letztere nun wurden vom Fürsten Schwarzenberg mit leichter Mühe abgewiesen, den General Vandamme aber traf ein weit härterer Schlag. Nachdem er nämlich beim Königsstein über die Elbe gegangen, griff er am 29. die Vorhut der Allirten, 17,000 Russen unter General Ostermann, bei Kulm an, in der Hoffnung, sie total vernichten zu können; allein Ostermann hielt sich trotz der überaus großen Uebermacht Vandamme's, so lange, bis ihm am 30. die Preußen unter Kleist von Röllendorf her zu Hülfe kommen konnten, und nun wurden die Franzosen furchtbar mitgenommen. Ja, am Ende blieb dem General Vandamme, nachdem er über die Hälfte seiner Leute verloren, nichts mehr übrig, als sich mit 10,000 Mann gefangen zu geben, und nur seiner Reiterei gelang es, sich durchzuschlagen. So verwandelte sich die Niederlage vor Dresden schließlich noch in einen herrlichen Sieg und als noch die Nachricht von der Züchtigung der Franzosen unter Ney durch Bülow bei Dennewitz eintraf, da war von einer weiteren Retirade der Allirten nicht mehr die Rede.

An der Stelle des Marschalls Dubinot, der sich bei Großbeeren hatte schlagen lassen, hatte nämlich Napoleon dem Marschall Ney den Oberbefehl über die gegen Berlin bestimmte Armee übertragen, und dieser rückte am 4. September von Wittenberg aus, wo er Verstärkungen erhielt, auf der großen Heerstraße, die über Züterbogk, Lützenwalde und Trebbin nach Berlin führt, vor. Ihm gegenüber nahm der Kronprinz von Schweden, der den Sieg von Großbeeren so wenig ausnützte, daß er elf Tage brauchte, um elf Meilen weit — etwas

über Züterbogk hinaus — vorzurücken, zwischen Dahme, Seida, Marzahn und Rabenstein eine halbkreisförmige Stellung ein, und am 5. Sept. kam die preußische Vorhut unter Tauenzien bei Zahna mit den Franzosen ins Gefecht. Nunmehr drängte Bülow den schwedischen Kronprinzen, dem Marschall Ney unverweilt eine Schlacht zu liefern; weil derselbe aber wie gewöhnlich zögerte, beschloß der Befehlshaber der Preußen, wiederum wie bei Großbeeren auf eigene Faust zu handeln, und brach noch am Abend des 5. aus seinem Lager bei Marzahn auf, um andern Morgens die Franzosen, deren Vorhut bereits bis Dennewitz bei Züterbogk vorgebrungen war, in der Flanke und im Rücken zugleich zu fassen. Um 9 Uhr, am 6., begann er den Angriff und bis zum Abend hatten die Preußen trotz der großen Ueberlegenheit der Franzosen den Kampf allein auszufechten, denn der schwedische Kronprinz nahm mit den übrigen Truppen eine zuwartende Stellung ein. Endlich aber ließen sich die Russen unter Woronzow und Winzingerode nicht mehr halten und plötzlich donnerten ihre Batterien in den Feind. So wurde ein Sieg erfochten, wie er vollständiger gar nicht hätte sein können, und in völliger Auflösung floh die Ney'sche Armee, die über 12,000 Tode und Verwundete auf dem Schlachtfelde ließ, nach Wittenberg und Torgau hin. Freilich hatten auch die Preußen einen Verlust von 9000 Mann zu beklagen, aber dafür waren 15,000 Gefangene mit 80 französischen Kanonen und dem ganzen Wagentrain in ihren Händen geblieben.

Vier herrliche Siege hatten sich in den kurzen Zeitraum von acht Tagen zusammengedrängt und man kann sich nun denken, wie in Folge dessen die Begeisterung und Opferbereitschaft des preußischen Volkes sich steigerte. Selbst im Südwesten Deutschlands, wo man bisher gegen den französischen Gewaltherrn kein Wort hatte äußern dürfen, ohne von der türkischen Justiz der Rheinbundfürsten gemäßigelt zu werden, fing es an sich zu regen und nicht bloß eilten Tausende von Jünglingen dem Norden zu, um sich in die preußischen Reere einreihen zu lassen, sondern sogar von den Rheinbundtruppen gingen trotz der strengsten Disciplin ganze Compagnieen mit Wehr und Waffen zu den Allirten über. Nur die Allerhöchsten hielten noch an ihrem großen Protektor fest; allein siehe, welch ein Wunder, jetzt



wurde auch Einer von ihnen wankend, und zwar der Bedeutendste von Allen, der König Maximilian Joseph von Baiern. Schon im Jahre 1809 fühlte er sich tief beleidigt, daß Napoleon von der österreichischen Länderbeute so wenig für ihn abfallen ließ. Dann kam der russische Feldzug, der 38,000 Baiern und eine große Heeresrüstung verschlang. Jetzt verlangte Napoleon gar ein noch stärkeres Hülfscorps und ließ zornige Worte fallen, als man damit nicht schnell genug zu Stande kam. Noch zornigere Worte aber wurden unter der Münchener Bürgerschaft laut, obwohl allerdings nicht darüber, daß man nicht schnell genug rüstete, sondern darüber, daß man überhaupt noch einmal dem Franzmann Soldaten stellte, und man meinte allgemein, daß es an der Zeit wäre, statt des regierenden Herrn den deutschgesinnten Kronprinzen Ludwig auf den Thron zu setzen. Dieß Alles machte einen tiefen Eindruck auf den König Maximilian Ludwig und dazu kam noch, daß er, weil jetzt schnell nach einander die Siegesbotschaften von Großbeeren, von der Katzbach, von Kulm und von Dennewitz einliefen, die Ueberzeugung gewann, der Stern Napoleons sei im Sinken begriffen. Wie nun, fragte er sich, wenn der französische Kaiser unterlag? War es denn nicht nothwendigerweise auch um Baiern oder wenigstens um den Länderzuwachs geschehen, durch welchen es in den letzten acht Jahren sich verdreifacht hatte? Gewiß, die Allirten würden nicht zaubern, das bairische Königreich wieder in ein kleines Kurfürstenthum zu verwandeln oder es vielleicht sogar ganz aus der Landkarte verschwinden zu lassen! Konnte aber einem solch gräßlichen Schlage nicht durch ein Bündniß mit den Allirten abgeholfen werden? Es kam auf die Probe an und schnell entschlossen wandte sich Max Joseph an die Wiener Regierung, um deren Gesinnung zu sondiren. Die Folge war, daß augenblicklich ein außerordentlicher Gesandter von Wien nach Baiern abging, und am 8. Oktober ward zu Ried ein Vertrag abgeschlossen, kraft dessen der Kaiser von Oestreich dem Könige von Baiern zur Belohnung dafür, daß derselbe dem Bündniß gegen Napoleon betrat, seine volle Souverainetät, sowie seinen vollen Länderbesitz (außer Tyrol, für welches aber Ersatz zugesagt wurde) garantierte.

Inzwischen war die Lage Napoleons in Dresden eine sehr schwierige geworden. Die Allirten hatten längst verschiedene Kavallerie-

streifcorps, lauter Elitetruppen, hinter den Rücken Napoleons beordert, und diese Corps, welche von den kühnsten Offizieren — dem österreichischen Oberst Mensdorf, dem Kosakenhettmann Platon, dem sächsischen, aber in preussischen Dienst übergetretenen General Thielemann, dem Landwehroberstlieutenant von der Marwitz und dem russischen General Tschernitschew — befehligt wurden, führten den kleinen Krieg auf eine Weise, welche den französischen Kaiser fast zur Verzweiflung brachte. Kein französischer Transport, der vom Rheine kam oder dorthin ging, kein Magazin, in dem man Vorräthe barg, keine Stadt, in welcher Gefangene internirt wurden, kein Courier, der Depeschen brachte, Nichts, gar Nichts war vor ihnen sicher und die Truppen, welche man gegen sie aussandte, konnten, weil meist aus Infanterie bestehend (an Kavallerie litt Napoleon in Folge der russischen Katastrophe außerordentlichen Mangel), nichts gegen sie ausrichten. Ja diese Streifcorps wurden schließlich so verwegen, daß sie selbst größere Städte wie Bremen, Braunschweig und Kassel (Letzteres geschah am 28. September und König Jérôme entfloß über Hals und Kopf nach Koblenz) überrumpelten, und damit trat die Gefahr, daß sie den ganzen Verkehr zwischen der Napoleonischen Armee und dem Rheine abschneiden würden, immer näher. Nicht minder schlimm war, daß Napoleon, trotzdem er nach dem Schlachttage vom 27. August mit seiner Hauptmacht dreimal gegen Blücher in Schlesien, zweimal gegen Schwarzenberg in Böhmen und einmal gegen den schwedischen Kronprinzen in Brandenburg vorrückte, um sie vereinzelt zu schlagen, immer wieder unverrichteter Dinge nach Dresden zurückkehren mußte, weil er sich von dieser Stadt, dem Mittelpunkte seiner Bewegungen nicht allzuweit entfernen durfte, ohne sie bloßzustellen. Das Allerschlimmste aber sollte erst kommen. Am 3. Oktober 1813 überschritt Blücher, nachdem ein neues russisches Heer unter Bennigsen in Schlesien eingerückt war, bei dem Dorfe Wartenburg die Elbe, um der französischen Hauptarmee in den Rücken zu kommen, und diese Bewegung unterstützte der schwedische Kronprinz damit, daß er am 4. Oktober bei Roßlau, unweit von Dessau, ebenfalls über die Elbe ging. Die böhmische Armee unter Schwarzenberg aber umging Dresden in einem großen Bogen und stand am 4. Oktober bereits bei Chemnitz. Nun-



mehr konnte es Napoleon mit Händen greifen, daß die Allirten es darauf abgesehen hatten, ihn von Frankreich abzuschneiden, und um dieß zu verhindern, durfte er sich um keinen Tag länger in Dresden zurückhalten lassen. Am 7. Oktober zog er also begleitet vom König von Sachsen, der ihm wie sein Schatten folgte, von dort ab (nicht übrigens ohne eine Besatzung von 30,000 Mann unter dem Marschall St. Cyr zurückzulassen) und marschirte eiligst über Meissen, Oschatz und Wurzen gegen Düben zu, um sich hier auf das Blücher'sche Heer zu stürzen. Allein Blücher wich über die Mulde zurück, sich bei Dessau an den schwedischen Kronprinzen anlehnd, und Beide beschloßen, lieber über die Saale zu retiriren, als sich vorher, ehe Schwarzenberg sich mit ihnen vereinigt habe, mit dem französischen Kaiser zu messen. Somit machte Napoleon am 10. Oktober in Düben Halt und überlegte hier, was klüger für ihn sei, sofort Berlin zu erobern, um in der Mark Brandenburg zu überwintern, oder bei Leipzig eine Stellung einzunehmen, durch die er sich seinen Rückzug an den Rhein sichern könne. Drei volle Tage lang schwankte er; doch wie er jetzt die Gewißheit erhielt, daß der König von Bayern, der bedeutendste seiner deutschen Vasallen, zu den Allirten übergetreten sei, da gebot ihm die Pflicht der Selbsterhaltung, sich wo möglich die Rückzugslinie an den Rhein zu sichern. Am 13. Oktober in der Früh brach er also nach Leipzig auf und am 14. Abends zog er, begleitet von dem König von Sachsen in der Stadt ein. Am folgenden Morgen (am 15. Oktober) erreichte auch der Fürst Schwarzenberg mit der Hauptmacht der Allirten die Leipziger Ebene und eben dahin zogen sich auf seinen Befehl die Heere Blüchers und des Kronprinzen von Schweden. Am 16. Oktober aber begann dort jener ewig denkwürdige Entscheidungskampf, dem man nachher den Namen der „Völkerschlacht bei Leipzig“ gegeben hat.

Es war in der That eine Völkerschlacht, denn in den Reihen der Franzosen kämpften Portugiesen, Spanier, Lombarden, Piemontesen, Neapolitaner, Ägypter, Holländer, Polen und Deutsche, in den Reihen der Allirten aber Preußen, Oesterreicher, Ungarn, Schweden und Russen, ja selbst Kasaken und Kalmücken vom Ural. Der Zahl nach besaßen die Allirten eine große Uebermacht. Unter Abzug

nämlich jener Truppenmassen, welche man zur Ebernng der Elbe- und Oberfestungen, sowie Dresdens hatte zurücklassen müssen, berechnete man das böhmische Heer unter Schwarzenberg auf 136,000, das schlesische unter Blücher auf 56,000, die Nordarmee unter dem schwedischen Kronprinzen auf 68,000 und die Reserve unter Bennigsen auf 41,000 Mann. Diesen 300,000 Mann aber konnte Napoleon kaum 190,000 Mann entgegenstellen und überdem besaß er eine viel geringere Cavallerie (nur 24,000 Pferde gegen 56,000) und Artillerie (700 Kanonen gegen 1200). Allein am ersten Schlachttag, also am 16. Oktober, war der Unterschied noch ein ganz geringer, denn einmal standen die Reserven unter Bennigsen noch weit zurück und sodann verzögerte der schwedische Kronprinz, um wo möglich am Kampfe gar nicht Theil nehmen zu müssen, seinen Marsch von Dessau nach Leipzig absichtlich so sehr, daß er vor dem 17. Abends den Kampfsplatz gar nicht erreichte. Am ersten Schlachttage hätte also Napoleon den Sieg gar wohl erringen können und er würde ihn auch vielleicht errungen haben, wenn seine Truppen noch dieselben gewesen wären wie bei Austerlitz und Jena. Zwischen 8 und 9 Uhr Morgens begann der Kampf südlich von Leipzig, wo Schwarzenberg und Napoleon sich gegenüber standen, und eingeleitet wurde derselbe mit einer Kanonade, welche die Erde erbeben machte. Kaum übrigens donnerten bei Wachau die Geschütze, so donnerten sie auch bei Möckern nördlich von Leipzig, denn allda warf sich fast zu gleicher Zeit Blücher auf die Franzosen unter Marmont. Napoleon selbst entwickelte südlich von Leipzig eine Thatkraft, wie in seinen besten Tagen; allein so furchtbare Anstrengungen er auch machte und so wenig er vor Menschenopfern zurückscheute, so bestand doch der einzige größere Vortheil, den er bis zum Spätabende erfocht, darin, daß sich ihm der österreichische General Meerveldt mit einem Theil seines Corps gefangen geben mußte. Dafür hatte Blücher über seinen Gegner Marmont einen vollständigen obwohl äußerst blutigen Sieg errungen und lauthin erschallte bei Beginn der Nacht auf dem eroberten Schlachtfelde das Lied der Preußen: „Nun danket alle Gott.“ Den andern Tag, am 17. Oktober, trat, ohne daß irgend eine Verabredung getroffen worden wäre, von beiden Seiten eine fast vollständige Waffenruhe ein. Die Allirten



nämlich griffen nicht an, weil ihnen Alles daran gelegen war, daß vor Erneuerung der Schlacht die Nordarmee unter dem schwedischen Kronprinzen und die Reserve unter Bennigsen, im Ganzen über 100,000 Mann, bei ihnen eintrafen; Napoleon aber gab sich der trügerischen Hoffnung hin, es könne ihm durch die Vermittlung des gefangenen Generals Meerveldt gelingen, seinen Schwiegervater, den Kaiser von Oesterreich, zum Abschluß eines schnellen Separatfriedens zu bewegen. So ging der 17. Oktober, einige kleine Vorpostengefechte abgerechnet, ganz still vorüber; am Abend dieses Tages dagegen waren die Allirten durch das Eintreffen der Nordarmee und der Reserve 300,000 Mann stark geworden und nun konnte man über das Geschick Napoleons, der auf seine Friedensanträge nicht einmal eine Antwort erhielt, nicht mehr im Zweifel sein. In der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober erfuhr derselbe, daß die Allirten ihre Vorbereitungen zur Erneuerung der Schlacht trafen, und alsbald that er dasselbe. Er stellte seine Truppen in einem engen Kreis um Leipzig herum auf und seine Hauptstützpunkte waren im Süden das Dorf Probstheyda, im Norden das Dorf Schönefeld. Ihrerseits dagegen umschlossen ihn die Allirten von allen Seiten und ihre jetzige furchtbare Ueberlegenheit erleichterte ihnen dieß ungemein. Ihren äußersten rechten Flügel bildete im Süden die böhmische Armee, den äußersten linken Flügel das schlesische Heer unter Blücher. Zwischen beiden waren im rechten Centrum die Reserven Bennigsen's nebst dem Corps Colloredo, im linken Centrum die Nordarmee unter dem schwedischen Kronprinzen eingerückt. Den Oberbefehl über die sämtlichen Truppen führte der Fürst Schwarzenberg und die drei verbündeten Monarchen nahmen ihren Standpunkt bei Liebertwolkwitz auf einer Anhöhe, die man später den Monarchenhügel genannt hat. Früh Morgens um 7 Uhr gab Schwarzenberg den Befehl zum Vorrücken und in noch furchtbarer Weise als am 16. Oktober erneuerte sich der Kanonendonner. Im Süden concentrirte sich der Kampf bald um das Dorf Probstheyda und dasselbe wurde viermal genommen und viermal wieder verloren. Die Todten lagen zu ganzen Haufen auf den Straßen und alle Wohnungen ringsum waren mit Verwundeten angefüllt. Trotzdem hielten sich die Franzosen tapfer genug und auf dieser Seite des großen

Schlachtfeldes blieb also Napoleon unbezegt. Nicht so aber im Norden. Hier kommandirte Blücher und der schwedische Kronprinz sollte ihn in seinem Angriff auf die feindliche Linie unterstützen. Letzteres geschah in sehr ungenügender Weise, denn der Kronprinz blieb mit seinen Schweden bis zum Abend unthätig hinter der Parthe stehen. Mit Hülfe der Russen unter Langeron aber gelang es den Preußen doch, die Franzosen zurückzuwerfen und am Abend wurde das Dorf Schönefeld, ihre Hauptposition hier, mit stürmender Hand erobert. Auch trug sich hier im Laufe des Nachmittags eine erhebende Episode zu, indem inmitten des Tobens der Schlacht der noch vorhandene Rest des sächsischen Corps, kommandirt von dem General Ryssel und dem Obersten Brauche zu den Allirten überging, welches Beispiel gleich nachher der württembergische General Normann mit seiner auf 500 Mann zusammengeschmolzenen Reiterbrigade nachahmte.

Nunmehr befand sich Napoleon, trotzdem er auf einem Theil des Schlachtfeldes seine Stellung behauptet hatte, in einer ganz verzweifelten Lage. Seine Verluste an den beiden Schlachttagen waren enorm (über 70,000 Mann an Todten und Verwundeten) gewesen und am Abend des 18. Oktobers besaß er kaum noch 130,000 Mann kampffähige Truppen. Freilich hatten auch die Allirten fast 60,000 Mann (die Preußen 19,000, die Oesterreicher 17,000, die Russen 22,000 und die Schweden 100, sage hundert Mann) eingebüßt, allein ihre Gesamtstärke betrug deswegen doch noch mehr als 240,000 Mann und gegen diese konnte Napoleon natürlich unmöglich mehr aufkommen. Somit trat die unabänderliche Nothwendigkeit, den Rückzug anzutreten, an ihn heran, und da Eile noththat, damit ihm nicht auch noch der Weg an den Rhein (dieser ging über Lindenau, Markranstädt, Lützen, Weißenfels, Raumburg und Erfurt) abgeschnitten werde, gab er noch am 18. Oktober bei Beginn der Nacht die nöthigen Befehle hiezu. Erst zog also der Troß ab; dann kamen Wagen mit Verwundeten; weiter um Mitternacht die Artillerie, und endlich gegen Morgen die Infanterie. Napoleon selbst verließ Leipzig erst um 9 Uhr am 19. Oktober, nachdem er die Vertheidigung der Stadt den beiden Corps Macdonald und Fürst Poniatowsky übertragen hatte, und sein letzter Befehl lautete, die Elsterbrücken in die Luft zu



sprengen, sobald die Truppen alle hinüber seien. Ihrerseits ließen die Allirten ihre Schaaren die Nacht durch auf dem Schlachtfelde ruhen, denn nach den furchtbaren Anstrengungen des Tages bedurften sie der Erholung höchst nothwendig. Nun ist richtig, man erfuhr noch in der Nacht, daß Napoleon den Rückzug angetreten habe, und sofort erbot sich Blücher mit 40 Reiterregimentern die Retirirenden aufzureißen. Allein der Generalissimus Schwarzenberg meinte, es sei nicht rathsam, einen so gewaltigen Krieger, wie Napoleon, der immer noch über bedeutende Kräfte verfüge, zur Verzweiflung zu bringen, und dieser vorsichtigen Strategie stimmten auch die drei Monarchen zu. Man hinderte also für jetzt den Rückzug der Franzosen nicht, traf aber schon in der Früh des 19. Oktobers Anstalt, die Stadt Leipzig zu erstürmen. Von Süden her schritt das böhmische Heer — Collorede mit den Oesterreichern zur Linken, Kleist mit den Preußen im Centrum, Wittgenstein mit den Russen zur Rechten — zum Angriff. Von Norden her gegen das Halle'sche Thor (denn Leipzig hatte damals noch Thore, Wälle und Gräben) stürmte Blücher und von Osten gegen das Grimma'sche Thor, der tapfere Bülow. Ihnen schlossen sich die Russen unter Bennigsen, Sacken und Langeron an und selbst die Schweden nahmen dießmal an dem Kampfe Theil. Man muß es einräumen, die Franzosen und ihre Verbündeten, besonders badische und darmstädtische Infanterie, schlugen sich auf's tapferste; allein bis um Mittag waren die Allirten schon auf drei Seiten in die Stadt eingebrungen und russische Jäger hatten sich des sogenannten Rosenthals bemächtigt, von wo aus sie das Ranstädter Thor, das Rückzugsthor der Franzosen, bedrohten. Jetzt sahen die Letzteren ein, daß die Stadt unmöglich mehr zu halten sei, und drängten mit Macht nach den beiden Elsterbrücken, über welche die Retirade nach dem Ranstädter Thore ging. „Rette sich, wer kann," wurde die Losung und nun entstand ein Chaos von Menschen, Pferden und Wagen, daß sofort eine der Brücken von dem Gewicht in Trümmer ging. Da ertheilte der Offizier, der die andere Brücke zu bewachen hatte, in der Angst, die Russen könnten sich derselben bemächtigen, den Befehl die Mine zu zünden, und mit einem furchtbaren Knall flog dieselbe in die Luft. Hiedurch aber sahen sich die vielen Tausende, die

noch jenseits der Elster standen, von dem Raststädter Thor abgeschnitten und die furchtbarste Verzweiflung erfaßte sie. Mehr als 15,000 Mann warfen die Waffen weg und übergaben sich den Siegern auf Gnade und Ungnade. Andere Tausende sprangen in den Fluß, um sich durch Schwimmen zu retten, und einigen Wenigen, worunter der Marschall Macdonald, gelang dieß. Die Meisten aber ertranken und zu diesen gehörte auch der edle Fürst Poniatowsky. Um ein Uhr Mittags hielten die drei verbündeten Monarchen ihren Einzug in die eroberte Stadt, und ihre erste That war, daß sie den König Friederich August von Sachsen, den sie in Leipzig vorfanden, als Gefangenen unter Bedeckung nach Berlin sandten, weil er sich selbst jetzt noch sträubte, dem Bündniß mit Napoleon zu entsagen.

Der Letztere hatte seinen Rückzug Anfangs in ziemlicher Ordnung angetreten; allein wie nun die Nachzügler, die sich aus dem Leipziger Blutbad retteten, zu seinem Heere stießen, entstand mit einem Male die grenzenloseste Verwirrung. Tausende, besonders von den Neuaugehobenen, warfen ihre Waffen weg, um desto schneller fliehen zu können, und andere Tausende blieben vor Ermattung und Hunger am Wege liegen. So kam es, daß schon die Straße von Leipzig nach Erfurt, noch mehr aber die von Erfurt nach Hanau einen entsetzlichen Anblick bot, denn jede Minute stieß man auf Tode oder mit dem Tode Ringende und Hunderte von Kanonen standen verlassen, weil man die Pferde losgespannt hatte, um auf ihnen weiter zu fliehen. Gewiß also lag es in der Macht der Verbündeten, die ganze Napoleonische Armee vollends zu vernichten, wenn sie die Verfolgung mit Ernst und Nachdruck angeordnet hätten; allein sie waren damals noch keineswegs Willens, mit dem französischen Kaiserthum ein totales Ende zu machen, und insbesondere lag dem österreichischen Kaiser viel daran, seinem Tochtermann Gelegenheit zu einem billigen Friedensschluß zu geben. Demgemäß hatte Napoleon bei seiner Ankunft in Hanau immer noch 60,000 Mann in Reih und Glied, und wie sich ihm nun hier am 31. Oktober der Feldmarschall Wrede mit dem bayerischen, durch einige österreichische Regimenter verstärkten Corps, im Ganzen etwa 40,000 Mann, in den Weg stellte, um ihm den weiteren Rückzug abzuschneiden, durchbrach er nach kurzem Kampfe



das bayerische Centrum mit solcher Wucht, daß Brede sich mit einem Verlust von 8000 Mann zurückziehen mußte. Am 2. November erreichte dann Napoleon die Festung Mainz und hier konnten sich seine abgehefteten Truppen ausruhen. Von der großartigen Armee aber, über die er vor wenigen Monaten noch zu verfügen hatte, waren ihm kaum 50,000 Mann schlagfertige Truppen übrig geblieben und von der Artillerie existirten höchstens noch 10 Batterien. Ja selbst die 50,000 Mann konnten nicht mehr wohl in Anschlag gebracht werden, denn die furchtbaren Strapazen und Entbehrungen, denen sie ausgesetzt gewesen, hatten schwere Krankheiten im Gefolge und diesen erlagen in den nächstfolgenden Wochen die Meisten.

Es war eine entsetzliche Niederlage gewesen, welche Napoleon in Rußland erlitten hatte; diese neue Niederlage aber erschien noch weit entsetzlicher, weil Frankreich nicht die Fähigkeit besaß, eine nochmalige Heeresrüstung zu leisten. Welch' ein Jubel also durch die deutschen Gauen drang! Endlich war der furchtbare Zwingherr niedergeschlagen und endlich, endlich hatte für Deutschland die Stunde der Befreiung geschlagen! Freilich dachten hiebei nicht Allzuvielen an die Einheit, Größe und Macht Deutschlands und noch weniger dachten dieselben an die innere Freiheit, das heißt an die Befreiung von dem schmachvollen Joch des Absolutismus, das man nun so lange getragen. Nein bei weitem die Meisten dachten nur an die Befreiung von der Fremdherrschaft, deren furchtbarer Druck die deutsche Langmuth endlich zur Wuth aufgestachelt hatte. Doch war diese Fremdherrschaft in der That schon abgeschüttelt? Die Franzosen hielten — außer Koblen und Zamosk in Polen — in Deutschland noch eine Menge von Städten und Festungen besetzt — an der Weichsel Danzig, an der Oder Stettin, Küstrin und Glogau, an der Elbe Hamburg, Magdeburg, Wittenberg, Torgau und Dresden — und die Gesamtstärke dieser Besatzungen mochten sich immerhin auf 180,000 Mann belaufen. Allein was that's? Es waren verlorene Posten, weil ihnen keine Hoffnung auf Entsatz blieb. So fiel Dresden schon am 12. November und der Marschall St. Cyr mußte sich mit der ganzen Besatzung (1759 Offiziere und 33,744 Mann) gefangen geben. So kapitulirte am 21. November Stettin, am 23. Zamosk, am 25.

Modlin und am 1. Januar 1814 selbst Danzig trotz der tapferen Vertheidigung des Generals Rapp. Etwas länger hielten sich die übrigen genannten Plätze und besonders hartnäckig vertheidigte sich der Wütherich Davoust in Hamburg. Allein nach dem Sturze Napoleons mußte er natürlich ebenfalls abziehen und von selbiger Stunde an befand sich kein Franzose mehr auf deutschem Gebiete.

Unmittelbar nachdem Napoleon über den Rhein zurückgeworfen war, fielen auch seine Schöpfungen in Deutschland zusammen und nicht minder beeilten sich die Allirten, alle früher von ihm mit Frankreich vereinigten Länder, wie insbesondere Italien und Holland, seiner Herrschaft zu entledigen. Deshalb erhielt jetzt das in Italien gegen den Vicekönig Eugen operirende österreichische Heer bedeutende Verstärkungen und zugleich wurde von der Nordarmee der General Bülow mit den unter ihm stehenden Preußen, sowie mit den Russen unter Winzingerode, zur Eroberung von Holland abbeordert. Der schwedische Kronprinz aber mit den Schweden wandte sich gegen die Dänen, die Allirten Napoleons, um ihnen Norwegen zu entreißen, und erst, nachdem er diesen Zweck erreicht hatte, wollte er sich den Allirten wieder anschließen. Weit leichter ging es mit der Zertrümmerung der Napoleonischen Schöpfungen innerhalb Deutschlands, denn weil aus der Willkür eines Despoten hervorgegangen, hatten sie allesammt keinen inneren Halt. Deshalb erklärte der Großherzog von Würzburg schon am 26. Oktober seinen Austritt aus dem Rheinbund und am 2. November folgte der König von Württemberg, Friedrich I., seinem Beispiel. Doch that er es nicht, ohne sich zuvor in einem mit Oesterreich zu Fulda abgeschlossenen Vertrage von Franz I. seine Souverainetät, sowie die Integrität seiner Staaten in derselben Weise sichern zu lassen, wie dieß bei Bayern geschehen war. Am 5. November trat der Großherzog von Hessen-Darmstadt den Allirten bei und am 17. der Großherzog von Baden. Nicht minder thaten dieß in derselben Zeit die kleinen sächsischen Herzoge, sowie die Häuser Nassau, Lippe, Anhalt, Schwarzburg, Hohenzollern, Reuß und Waldeck. Natürlich aber mußten sie sämmtlich sofort in die Kriegsgemeinschaft gegen Frankreich eintreten und recht gerne verpflichteten sie sich zu doppelt so großen Contingenten, als sie früher hatten stellen müssen.



Mit ihnen also verfuhr man von Seiten der Allirten äußerst glimpflich; die noch übrigen sechs Rheinbundfürsten dagegen erklärte man kurzweg ihrer Länder für enteignet. So geschah dem Könige von Sachsen aus Gründen, die ich bereits genannt habe, und so den beiden Fürsten von Isenburg und von der Leyen, weil sie als gemeine Handlanger in Napoleons Diensten eine besonders gehässige Rolle gespielt hatten. Der König von Westphalen aber, sowie der Großherzog von Berg und der Fürstprimas in Frankfurt waren nichts Anderes gewesen, als Geschöpfe des französischen Kaisers, und hatten es deshalb für angezeigt erachtet, ihren Ländern gleich nach der Niederlage ihres Herrn und Meisters flüchtig den Rücken zu kehren. Was that man nun übrigens mit jenen regentenlos gewordenen Territorien? Ei nun für das Königreich Sachsen, sowie für die Fürstenthümer Isenburg und von der Leyen errichteten die drei verbündeten Monarchen eine Centralverwaltung, deren Vorstand der Freiherr von Stein wurde, und bestimmten zugleich, daß alle weiteren Landeroberungen dieser Verwaltung untergestellt werden sollten. Was aber das Großherzogthum Berg und das Königreich Westphalen anbelangte, so nahmen die früheren Beherrscher jener Länder sofort von dem Besitze, was ihnen vor der Napoleonischen Gewaltherrschaft gehört hatte, nämlich der König von Preußen von den Gebieten zwischen dem Rhein und der Elbe, der König von England von Hannover, der Kurfürst Wilhelm I. von Hessen-Kassel und der Herzog Friederich Wilhelm von Braunschweig. Endlich kehrte der Herzog von Oldenburg in sein ihm von Napoleon geraubtes Herzogthum zurück und die drei Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen, sowie die Stadt Frankfurt am Main etablierten sich wieder als freie Reichsstädte. Kurz in Westphalen, in Berg und an der Nordsee wurde Alles auf den Standpunkt von 1808 zurückgebracht und die restituirten alten Regierungen, „die nichts gelernt und nichts vergessen hatten,“ thaten, als ob die Zwischenzeit von 1808 bis 1813 gar nicht vorhanden gewesen wäre.

Kommen wir nun auf den Krieg zurück, so zeigten die drei verbündeten Monarchen unmittelbar nach der Entscheidungsschlacht bei Leipzig durchaus keine Eile denselben fortzusetzen. Damals nämlich hatte sich nur erst in einzelnen wenigen hervorragenden Männern, wie

Stein, Blücher und Gneisenau, der Gedanke festgesetzt, daß man das Schwert nicht eher in die Scheide stecken dürfe, als bis der französische Imperator durch seine Entthronung vollständig beseitigt sei; die drei Monarchen aber mit ihren Ministern meinten genug erreicht zu haben, wenn Frankreich wieder das Frankreich vor 1800 geworden sei. Endlich übrigens brachen sie von Leipzig auf und erreichten am 5. November die Stadt Frankfurt am Main. Um diese Stadt herum, am Main und am Neckar lagerte die große böhmische Armee unter Schwarzenberg; der schlesischen Armee dagegen wurden ihre Standquartiere am Mittelrhein zwischen Bingen und Bonn mit dem Hauptquartier Coblenz angewiesen. Und nun womit beschäftigten sich die drei verbündeten Monarchen, während ihre Armeen still liegen mußten? Einfach mit der Frage, unter welchen Bedingungen man dem Kaiser Napoleon den Frieden anbieten solle. Endlich wurde man darüber schlüssig, daß der französische Kaiser vor allem auf den Rheinbund und die Nordseegebiete, sodann auf Holland und Italien, endlich auf Spanien und die Schweiz zu verzichten habe, ehe man sich auf weitere Unterhandlungen mit ihm einlassen könne. Leiste er aber diesen Verzicht, so sollen ihm außer Frankreich auch noch Belgien, sowie die deutschen Lande links vom Rhein verbleiben und über sonstige Forderungen könne man dann in Mannheim einen Congreß eröffnen. Mit diesem Friedensantrag, der dafür Zeugniß gab, wie sehr man den Kaiser Napoleon immer noch schonen zu müssen Ursache zu haben glaubte, schickte man in der zweiten Woche des Novembers den Baron von St. Aignan, den seitherigen französischen Gesandten in Sachsen-Weimar, nach Paris und ließ zugleich den französischen Kaiser bringend auffordern, sich gleich in den nächsten Tagen, jedenfalls aber vor dem 1. Dezember, mit Ja oder Nein zu entscheiden. St. Aignan kam am 15. November in Paris an und richtete seine Aufträge pünktlich aus. Allein Napoleon gab deswegen doch nur eine ausweichende Antwort, die ihn zu Nichts verpflichtete, denn er wollte nur Zeit gewinnen, um seine neuen Rüstungen vollenden zu können. Um die Zeit nun, wo diese ausweichende Antwort in Frankfurt einlief, kam auch der Freiherr von Stein, der, wie wir wissen, einen großen Einfluß auf Alexander I. ausübte, von Leipzig her — wo er inzwischen die Ver-



waltung Sachsens geordnet hatte, dort an und seine dringenden Vorstellungen brachten endlich dem russischen Kaiser die Ueberzeugung bei, daß mit Napoleon selbst ein dauernder Frieden nie abgeschlossen werden könne. „Jetzt,“ erklärte Stein, „ist seine Macht so gut wie zertrümmert, und doch gibt er sich in der Maßlosigkeit seines Ehrgeizes nicht damit zufrieden, daß man ihm, gleichsam zum Lohn für zwanzigjährige Erpressung und Gewaltthat das ganze linksrheinische Deutschland nebst Belgien lassen will; wie viel weniger wird er später, wenn er wieder gerüstet dasteht, seine Vergrößerungsgelüste zügeln wollen!“ Diesen Vorstellungen konnte Alexander I. nicht widerstehen und von Stunde an stand sein Entschluß fest, den Krieg so lange fortzusetzen, bis nicht mehr Napoleon, sondern das altlegitime Geschlecht der Bourbons den Thron von Frankreich einnehme. Ihm pflichtete sofort Friederich Wilhelm III., der sich ihm überhaupt in Allem unterordnete, bei, und nun war Franz I. von Oesterreich überstimmt. Am 1. Dezember 1813 erließen also die drei verbündeten Monarchen eine Art von Kriegsmanifest, allein die Sprache dieses Schriftstücks war so zahm, daß man wohl merkte, wie wenig Ernst es dem Verfasser desselben, dem Grafen Metternich (Franz's I. erstem Rathgeber), damit sei, den Krieg in's Innere von Frankreich zu tragen. „Nicht gegen Frankreich,“ hieß es darin, „führen wir Krieg, sondern gegen Napoleon, der seit fünfzehn Jahren Europa in Flammen setzt, und darum denken wir auch nicht daran, Frankreich zu schwächen, sondern dessen Gebiet soll eine Ausdehnung behalten, wie es sie nie unter seinen früheren Königen besessen.“

Sei dem nun übrigens, wie ihm wolle, die Fortsetzung des Kriegs war beschlossene Sache; allein nun fragte es sich, wann man in Frankreich einfallen solle, ob jetzt oder erst im Frühjahr? Ueberdem von wie viel und von welchen Seiten her sollte der Einfall stattfinden? Es gab also noch viel zu debattiren; doch kam man endlich über Alles in's Reine, und Ende Dezember ging Schwarzenberg, in dessen Hauptquartier sich wieder die drei verbündeten Monarchen befanden, bei Basel, Laufenburg und Schaffhausen über den Rhein, um über Burgund gegen Paris zu marschiren; Blücher aber, welcher in der Nacht auf den 31. Dezember bei Mannheim, Raab und Coblenz das

linke Rheinufer gewann, schlug die gerade Richtung durch die Champagne nach der französischen Hauptstadt ein und zu gleicher Zeit brang Bülow von Holland her über Belgien dahin vor. Die Effectivstärke dieser drei Armeen betrug nicht viel über 350,000 Mann; man war aber im Stande im Bedürfnisfall noch weitere 300,000 Mann nachzurücken zu lassen. Napoleon dagegen hatte wegen der furchtbaren Erschöpfung Frankreichs trotz der unsäglichsten Anstrengungen nicht viel über 100,000 Mann kampffähiger Truppen auf die Beine gebracht und seine einzige Hoffnung beruhte darauf, die feindlichen Heere einzeln schlagen zu können. Zuerst am 29. Januar 1814 warf er sich bei Brienne zwischen Vitry und Troyes auf Blücher und nöthigte denselben sich nach Trannes bei Bar sur Aube zurückzuziehen. Hier aber erhielt der Marschall Vorwärts, die von Schwarzenberg, der damals bereits über Langres hinaus gerückt war, erbetenen Verstärkungen — das Corps Giulay (Oesterreicher) und das Corps Kronprinz von Württemberg (Württembergische und sonstige frühere Rheinbundtruppen) nebst acht Reiterregimentern — und alsbald ergriff er wieder die Offensive. Am 1. Februar trafen sich die beiden Gegner beim Dorfe La-Rothière und am Abend hatte Blücher einen vollständigen Sieg erröchten. Die Franzosen verloren — außer 5000 Todten und Verwundeten — über 3000 Gefangene nebst 73 Kanonen und Napoleon konnte die Fliehenden erst bei Nogent, nur 25 Stunden von Paris entfernt, wieder sammeln. Tags darauf, am 2. Februar, hielten die drei Monarchen mit ihren Generalen, Ministern und Diplomaten auf dem Schlosse zu Brienne großen Kriegsrath und in diesem drang Blücher darauf, daß sein und Schwarzenbergs Heer vereinigt in Eilmärschen vordringen solle, um Napoleon mit einem einzigen Schlag vollends zu vernichten. Er wurde aber überstimmt und man beschloß, daß Blücher und Schwarzenberg fortfahren sollten, getrennt (Ersterer im Marnethal über Chalons und Meaux, Letzterer im Seine-  
thal über Troyes und Nogent) auf Paris zu marschiren. Als Grund führte man an, daß es unmöglich sei, zwei so großen Armeen auf einer und derselben Straße die nöthigen Nahrungsmittel (Proviant und Fourage) nachzuführen; der wahre Grund aber lag darin, daß, weil Napoleon sich jetzt plötzlich bereit erklärte, unter den weitgehendsten



Zugeständnissen Frieden machen zu wollen, der Kaiser von Oesterreich die Kriegsführung durch einen Hemmschuh sperren wollte, um auf einem Friedenscongreß, den er sofort beantragte, seinem Tochtermann wenigstens den Thron von Frankreich zu erhalten. Auch ging man in der That auf den Antrag des Kaisers von Oesterreich ein, und eröffnete in Chatillon einen Friedenscongreß; allein umgekehrt setzte es Alexander I. durch, daß durch den Congreß der Krieg selbst nicht unterbrochen werden dürfe und somit traten die beiden Armeen schon am 3. Februar ihren Weitermarsch an. Nach wenigen Tagen hatte Blücher Chalons erreicht; weil aber von hier an zwei parallel laufende Straßen nach Meaux (die eine geht über Epervan und Chateau Thierry, die andere über Etoges und Montmirail) führen, ließ er sich dazu verleiten, beide Straßen zu benützen und zog dadurch seine verschiedenen Corps ziemlich weit auseinander. Er that dieß, um schneller vorwärts zu kommen, und glaubte es ungestraft thun zu können, weil die französische Armee in großer Auflösung bis nach Nogent zurückgeflohen war. Allein er sollte es schwer büßen, denn das kriegerische Genie Napoleons wußte seine Unvorsichtigkeit in wunderbarer Weise auszunützen. Nachdem nämlich Letzterer seine Armee in einem Zeitraum von kaum acht Tagen wieder gesammelt und sogar durch Herbeiziehung einiger neu eingerückten Regimenter verstärkt hatte, ließ er die Marschälle Victor und Dubinot mit etwa 30,000 Mann in Nogent zurück, um der Schwarzenberg'schen Armee den Weg nach Paris zu verlegen, und zog dann mit dem Rest seiner Truppen nordwärts, den Kolonnen Blüchers entgegen. Am 10. Februar stieß er bei Champaubert auf die Blücher'sche Vorhut, 8000 Russen unter Djußew, und schlug sie bis zur Vernichtung. Am 11. sprengte er das Sacken'sche Corps bei Montmirail auseinander und nahm ihm 2000 Gefangene ab. Am 12. stürzte er sich bei Chateau Thierry auf das Corps York und zwang dasselbe zur Retirade nach Chalons. Am 14. endlich griff er den Feldmarschall Blücher selbst — derselbe hatte bei den Corps Kleist, Ziethen und Kapczewitsch sein Hauptquartier — bei Beauxchamps an und brachte ihm ebenfalls eine bedeutende Niederlage bei. Kurz die schlesische Armee verlor in wenigen Tagen über 15,000 Mann mit 50 Geschützen und es war also ganz so, als wenn

dieselbe in einer großen Feldschlacht besiegt worden wäre. Inzwischen hatten die Marschälle Victor und Dubinot vor der Schwarzenberg'schen Armee beständig zurückweichen müssen und am 11. Februar erstürmte der Kronprinz von Württemberg, der die Vorhut führte, die Stadt Sens. Einige Tage später stand er bereits bei Montereau, nur achtzehn Stunden von Paris entfernt, und zur Seite, bei Rangis, lagerte das Corps Wittgenstein. Kaum nun erhielt Napoleon hierüber Gewißheit, so gab er die Verfolgung Blüchers auf und flog über Tournan, wo er die Streitkräfte Victor's und Dubinot's an sich zog, der Seine zu. Seine Absicht war, die verschiedenen Corps der Schwarzenberg'schen Armee ebenfalls einzeln zu schlagen, wie soeben die des Blücher'schen Heeres, und am 18. Februar gelang es ihm auch in der That, dem Corps Kronprinz von Württemberg bei Montereau eine empfindliche Niederlage zu bereiten. Allein hiedurch wurde der Fürst Schwarzenberg so erschreckt, daß er sofort eiligst mit seiner ganzen Armee den Rückzug nach Troyes antrat und denselben einige Tage später sogar bis nach Bar-sur-Aube und Chaumont fortsetzte.

Welch' eine kolossale Wandelung in wenigen Tagen! Am 2. Februar, nach der Schlacht von La-Rothière, hatten die Allirten gehofft, am Ende des Monats in Paris zu sein, und jetzt, am 20. Februar, befanden sie sich auf fluchtähnlichem Rückzug! Freilich verzweifelt standen deswegen ihre Angelegenheiten nicht, da sie ihre Verluste mit Leichtigkeit vom Rhein her ergänzen konnten; allein dessenungeachtet gewann jetzt die Friedenspartei im Hauptquartier zu Chaumont die Oberhand und auf das Andrängen des Kaisers von Oesterreich wurden die in Chatillon versammelten Unterhändler (von Oesterreich Graf Stadion, von Rußland Graf Razumowsky, von Preußen Baron von Humboldt und von England Lord Castlereagh) angewiesen, sich mit dem Minister Coulaincourt, dem Vertreter Napoleons, so schnell als möglich zu einigen. Nun wußten die Herren, daß Napoleon noch vor wenigen Wochen unendlich froh gewesen wäre, wenn man ihm Frankreich mit den Gränzen von 1792 gelassen hätte, und erbieten sich also auf dieser Grundlage den Frieden abzuschließen; allein siehe da, die paar Schlachten, welche Napoleon gewonnen, hatten seinen Uebermuth von neuem so furchtbar aufgebläht, daß er trotzig



nicht bloß darauf bestand, man müsse Belgien und die deutschen Provinzen links vom Rhein bei Frankreich belassen, sondern daß er auch Oberitalien mit Venedig für seinen Stieffohn Eugen, sowie für seine Brüder Jérôme und Joseph angemessene Entschädigungen verlangte. Solch' unerhörte Sprache erfüllte den Kaiser Alexander mit dem unsäglichsten Zorn und unterstützt von Friederich Wilhelm III. drang er darauf, daß der Krieg mit Energie fortgesetzt werde. Darum wie jetzt am 23. Februar Blücher den General Grolmann in's Hauptquartier sandte, um sich die Genehmigung dafür zu erbitten, daß er schnellstens das soeben von Holland über Belgien eingerückte Bülow'sche Heer an sich ziehen dürfe, um dann Paris vom Norden her angzugreifen, stimmten Alexander I. und Friederich Wilhelm III. augenblicklich zu und setzten es Tags darauf bei Franz I. durch, daß dem Kaiser Napoleon der letzte Februar als derjenige Tag bezeichnet werde, an welchem er den Frieden unter den ihm angebotenen Bedingungen unbedingt angenommen haben müsse. Dieses Ultimatum schickte man sofort an den französischen Kaiser ab; allein er verwarf es mit Hohn als eine entehrende Zumuthung. Nunmehr endlich gab Franz I. die Sache seines Schwiegersohnes ebenfalls für immer auf und am 1. März 1814 verpflichteten sich die verbündeten Monarchen durch einen feierlichen Schwur, das Schwert nicht eher aus der Hand zu legen, als bis der Frieden von Europa durch die Entthronung Napoleons hergestellt sei.

Von nun an ging Alles Schlag auf Schlag. Wir erinnern uns, daß nach der Schlacht von Leipzig Bülow beauftragt worden war, Holland den Franzosen zu entreißen, und constatiren nun, daß er diese Aufgabe in den Monaten November und Dezember ausnehmend gut löste. Im Januar rückte er dann im belgischen Frankreich ein und in Mons traf ihn der Befehl, sich mit Blücher zu vereinigen. Daraufhin überließ er die Eroberung der belgisch-französischen Festungen dem Herzog Wilhelm von Weimar, der ein neu gebildetes englisch-hannöversches Hülfscorps kommandirte, und erreichte am 4. März zwischen Laon und Soissons das Blücher'sche Heer, welches dadurch auf die ansehnliche Stärke von 110,000 Mann mit 500 Kanonen anwuchs. Napoleon aber, welcher die wenigen Ruhetage,

während deren man über den Frieden unterhandelte, zur Heranziehung neugebildeter, obwohl allerdings geringer Streitkräfte benützt hatte, erkannte sofort, daß das Blücher'sche Heer am meisten zu fürchten sei, und brach, nachdem er die Marschälle Dubinot und Macdonald beauftragt hatte, die Bewegungen der Schwarzenberg'schen Armee zu überwachen, mit seiner Hauptmacht in Eilmärschen an den Aisnefluß auf. Sein Plan war, das Blücher'sche Heer von hinten und vornen zugleich anzugreifen, und somit überschritt er, während er die Marschälle Marmont und Mortier auf der großen Heerstraße von Meaux nach Soissons und Laon vorrücken ließ, schon am 6. März oberhalb Rheims die Aisne, um bei Laon in den Rücken Blüchers zu kommen. Am 7. warf er sich bei Craonne, südlich von Laon, auf die beiden russischen Corps Sacken und Winzingerode, welche das dortige Hochplateau besetzt hielten, und zwang sie nach furchtbar blutiger Arbeit zum Rückzug auf Laon. Trotzdem konnte er diesen Tag keineswegs als einen Siegestag bezeichnen, denn er hatte über 8000 Mann — seine Gegner nur 4800 — verloren und überdem setzte sich jetzt Blücher mit seinem ganzen Heere bei Laon fest, um ihm die Spitze zu bieten. Es blieb also nichts übrig, als die Schlacht zu erneuern, und noch in der Nacht vom 8. auf den 9. machte er den Versuch, die Russen unter Winzingerode, welche den rechten Flügel des Blücher'schen Heeres bildeten, zu überfallen. Der Ueberfall gelang aber nur theilweise und den ganzen Tag ward fortgekämpft, ohne daß eine Entscheidung hätte erlangt werden können. Da stürzten sich am Spätabend die beiden preussischen Corps York und Kleist (Blüchers linker Flügel) auf den Marschall Marmont (den rechten Flügel Napoleons) und erfochten hier bis um Mitternacht einen glänzenden Sieg. Marmont's Corps wurde fast ganz aufgerieben (es verlor außer 45 Kanonen fast 6000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen) und die Folge war, daß Napoleon am 10. März eiligst den Rückzug nach Rheims antrat. Er hatte an den beiden Schlachttagen bei Craonne und Laon über 17,000 Mann verloren, und wäre nun Blücher nicht plötzlich von einem heftigen Augenleiden betroffen worden, welches ihn zu raschem Handeln unfähig machte, so würde das Napoleonische Heer schon damals verloren gewesen sein. Die Entscheidung sollte übrigens doch



nicht allzulange ausbleiben. Unterdessen nämlich hatte Schwarzenberg den Vormarsch auf Paris ebenfalls angetreten und die ihm entgegengestellten Marschälle Dubinot und Macdonald bei Bar-sur-Aube zurückgeworfen. Daraufhin hielt es Napoleon für nothwendig, das Schwarzenberg'sche Heer, welches sich höchst langsam im Aubethal fortbewegte, zu überfallen, um es wo möglich zum Rückzug zu zwingen, denn, wenn dieß gelang, so mußte auch Blücher seinen Vormarsch aufgeben. Er stellte also dem Blücher'schen Heere die Marschälle Marmont und Mortier entgegen und eilte mit seinen übrigen Truppen — unterwegs zog er noch die Corps Macdonald und Dubinot, sowie einige Rekrutenregimenter unter Girard an sich — über Epervanay nach der Aube. Am 20. März Mittags stieß er dann bei Arcis-sur-Aube auf die Schwarzenberg'sche Armee und alsbald entspann sich ein furchtbar blutiger Kampf, der erst nach Mitternacht endete. Napoleon bot all' sein Talent und all' seine Tapferkeit auf und auch seinen Truppen muß man das Zeugniß geben, daß sie mit großer Ausdauer und Bravour stritten; allein Schwarzenbergs Uebermacht siegte, und die Franzosen mußten sich auf das rechte Ufer der Aube zurückziehen. Die Lage Napoleons war jetzt eine verzweifelte. Mit seinem kleinen Heere konnte er den Weitermarsch Schwarzenbergs auf Paris unmöglich länger aufhalten und ebensowenig waren hiezu die Marschälle Marmont und Mortier dem Blücher'schen Heere gegenüber befähigt. Da faßte er den eigenthümlichen Entschluß, sofort bei Vitry die Marne zu überschreiten und über St. Dizier und Commercy nach dem Elsaß zu marschiren. Dort wollte er die Besatzungen der Grenzfestungen an sich ziehen und zugleich durch einen Aufruf an das belien Landsturm organisiren. Hiedurch aber hoffte er sich so zu verstärken, daß er im Stande sei, den Verbündeten den Rückzug abzuschneiden, und wenn alles gut ging, mußte dann der Krieg doch noch mit seinem Siege endigen. Der Plan war ein merkwürdig kühner, zugleich aber auch in Anbetracht der Stärke der Allirten, die am Rhein noch ungeheure Reserven stehen hatten, ein mehr als abentheuerlicher, und somit beschloß man im Hauptquartier Schwarzenbergs sich durch die Bewegungen Napoleons im Vormarsch auf Paris durchaus nicht beirren zu lassen. Zugleich wurde Blücher, welcher inzwischen

der Napoleonischen Armee bis über Rheims hinaus nachgeeilt war, beordert über Vertus auf paralleler Straße mit der Hauptarmee vorzurücken, und gegen Napoleon selbst, der in der That nach dem Elsaß aufgebrochen war, ließ man nur ein starkes Reitergeschwader unter Winzingerode zurück, um in ihm die Täuschung hervorzubringen, daß die ganze alliirte Armee ihm nachfolge.

Am 25. März traten die Armeen Blüchers und Schwarzenbergs den Marsch auf Paris an und noch am Abend dieses Tages wurden die beiden Corps Marmont und Mortier, zusammen höchstens 25,000 Mann, bei Fère Champenoise mit großen Verlusten zurückgeworfen. Die Ankunft dieser Flüchtlinge in Paris brachte hier die furchtbarste Aufregung hervor, denn seit Jahrhunderten hatte die Hauptstadt Frankreichs keinen Feind vor ihren Thoren gesehen. Tausende und Abertausende ergriffen daher in ihrer Verzweiflung die Flucht und zu ihnen gehörten fast alle Großwürdenträger, die Kaiserin Marie Louise und ihr Söhnlein an der Spitze. Andere Hunderttausende jubelten in ihrem Innern, dieweil nun endlich der lange gräßliche Krieg, der ihren Wohlstand gerrüttet hatte, ein Ende nehmen mußte. Einige Tausende dagegen, meist Studenten und Polytechniker, wollten es wenigstens versuchen, den häuslichen Heerd zu vertheidigen, und aus ihnen, sowie aus den Trümmern ihrer Corps bildeten die Marschälle Marmont und Mortier ein Vertheidigungsheer von etwa 24,000 Mann. Am 29. März Abends befand sich das große Hauptquartier der Allirten in Bondy, zwei Stunden von Paris, und am 30. in der Früh langte Blücher vom Norden her vor der französischen Hauptstadt an. Sofort begann der Angriff und bis um Mittag waren die Vorstädte Pantin und Romainville, bis um drei Uhr der Montmartre und Belleville erstürmt. Fernerer Widerstand erschien nunmehr als nutzloses Blutvergießen und somit trat der Marschall Marmont mit dem Hauptquartier wegen der Uebergabe der Stadt in Unterhandlung. Er beband sich nichts als Schutz des Eigenthums, sowie freien Abzug seiner Truppentrümmer, und auf dieser Grundlage wurde um Mitternacht die Capitulation abgeschlossen. Am andern Morgen, den 31. März aber, begannen die Heere der Allirten Paris zu besetzen und um die Mittagsstunde hielten Kaiser Alexander I. und Friederich Wilhelm III.



(Kaiser Franz I. war als Schwiegervater Napoleons zurückgeblieben und traf erst vierzehn Tage später ein), den Fürsten Schwarzenberg in der Mitte, unter dem tollsten Jubel der Bevölkerung — also charakterlos sind die Franzosen — ihren feierlichen Einzug. Welch' ein Triumph nach so langen Niederlagen und Demüthigungen, und welch' eine Genugthuung für Wien, Berlin und Moskau!

In St. Dizier hatte Napoleon die Gewißheit erlangt, daß die Verbündeten direkt auf Paris losgingen, und augenblicklich kehrte er nun mit seinem kleinen Heere um, um die Vertheidigung der Hauptstadt zu übernehmen. Er kam um einen halben Tag zu spät und wandte sich sofort nach Fontainebleau. Hier aber sollte er alsbald erfahren, daß ein Despot nie und nimmer, selbst nicht einmal durch die größte Freigebigkeit, im Stande ist, sich wahrhaft treue Anhänger zu verschaffen, denn kaum hatten Alexander I. und Friederich Wilhelm III. noch am Abend des 31. März ihren Willen kund gethan, daß Napoleon zu Gunsten der Bourbonen des Thrones entsetzt werden müsse, so fielen Alle, die ein gewichtiges Wort zu sprechen hatten, von dem Imperator ab. So in erster Linie zwei seiner höchsten Celebritäten, Talleyrand, Fürst von Benevent, und Fouché, Herzog von Otranto, welche von ihm mit Wohlthaten überhäuft worden waren. So in zweiter Linie alle Altadeligen, die zwar seinen Dienst auf's eifrigste gesucht, ihn aber in ihrem Innern doch stets nur als einen Parvenu betrachtet hatten. So in dritter Linie alle die, welchen die katholische Kirche am Herzen lag, denn sie konnten ihm sein Auftreten gegen den Papst nimmermehr verzeihen. So endlich in vierter Linie alle die, welche es unter dem Kaiserthum zu Ansehen, Macht und Reichthum gebracht hatten und sich nun darnach sehnten, dieß Alles in Ruhe zu genießen. In Folge dessen kam es schon nach wenigen Tagen so weit, daß von den Mitgliedern des französischen Senates ihrer Fünfundsechzig, sonst die servilsten Speichellecker Napoleons, dem Andrängen Alexanders I. gemäß (derselbe wollte sich den Anschein geben, als habe er bei der Beseitigung des französischen Kaisers den Willen der französischen Nation befragt) die Absetzung desselben aussprachen; seine Marschälle aber, besonders Ney, MacDonald, Lefebvre, Moncey und Dubinot, verweigerten ihm, als er mit der

kleinen Armee, die sich in Fontainebleau um ihn gesammelt, gegen die Verbündeten in Paris ziehen wollte, nicht nur den Gehorsam, sondern drangen sogar in grober Weise in ihn, seine Abdication, die einmal unvermeidlich sei, sofort zu unterschreiben. Kurz Alle, Alle, die er reich und groß gemacht, verließen ihn; das Volk aber, das ist die große Masse, blieb in stumpfer Gleichgültigkeit und nur die alten Veteranen seiner Garde, freilich jetzt ein kleines Häuflein, hätten gerne nochmals das Schwert für ihn gezogen. So unterschrieb er denn am 11. April die ihm von den Allirten vorgelegte Urkunde, kraft welcher er für sich, seinen Sohn und seine ganze Familie für immer auf den Thron von Frankreich verzichtete, und erhielt dafür die Insel Elba als souveraines Fürstenthum, nebst zwei Millionen Francs jährlicher Einkünfte, zugewiesen. Ueberdem durfte er, außer seiner gewohnten Umgebung, 400 Mann seiner Garde als Leibwache auf seine Insel mitnehmen und zur Ueberfahrt schenkte man ihm ein eigenes Kriegsschiff. Seine Gemahlin Marie Louise aber wurde mit Parma, Piacenza und Guastalla, nebst einer Million Francs bedacht und eben so freigebig erwies man sich gegen seine Brüder und sonstige Verwandte.

Nach der Beseitigung Napoleons blieb nichts anderes übrig, als die Bourbonn auf den Thron von Frankreich zurückzuführen und schon am 12. April übertrugen die Allirten dem eben mit Courierpferden angekommenen Grafen von Artois, dem jüngeren Bruder des Grafen von Provence, unter dem Titel eines Generalstatthalters von Frankreich die Zügel der Regierung. Am 3. Mai 1814 hielt dann der genannte Graf von Provence, das Haupt der Familie, als König Ludwig XVIII. unter großen Zuströmen des Volks seinen Einzug in Paris und auf diesen Einzug folgte am 30. Mai der Friedensschluß mit den Allirten. Welch' ein Frieden aber war dieß? Nicht nur wurde Frankreich für den langen Frevel, den es geübt, in keiner Weise bestraft; nicht nur ließ man ihm die ehemals den Deutschen geraubten Provinzen Elsaß und Lothringen; nicht nur legte man ihm nicht die geringste Kriegskontribution auf; nicht nur dachte man mit keiner Silbe daran, die vielen von Napoleon aus aller Herren Länder zusammengestohlenen Kunstschätze zurückzufordern, und fand es sogar



auffallend, daß Preußen darauf bestand, die Viktoria des Brandenburger Thors nach Berlin zurückzuführen; nein, nicht nur dieß, sondern nach dem Willen Alexanders I., der überall das große Wort führte, als ob er allein die jüngsten Siege errungen hätte, erhielt Frankreich, außerdem, daß man ihm alle die Gebietstheile, welche es am 1. Januar 1792 besessen, ungeschmälert ließ, auch noch einen nicht unbedeutenden Länderzuwachs, nämlich die Grafschaften Mömpelgard, Avignon und Venaissin, sowie die Festungen Saarlouis und Landau in der linksrheinischen Pfalz. Noch mehr, die Allirten verpflichteten sich, das französische Gebiet mit ihren Armeen augenblicklich zu räumen, sobald die französischen Besatzungen aus den wenigen deutschen Festungen, welche sich damals noch nicht ergeben hatten, abgezogen seien, und was Wunder nun, wenn im französischen Volke der Wahn entstand, man fürchte sich förmlich, ihm zu nahe zu treten! Was Wunder aber auch, wenn in Deutschland allüberall der bitterste Unmuth über diesen Frieden sich Luft machte, denn hatte man nur darum den schweren Krieg geführt, damit das französische Reich an Land und Leuten größer als vor der Revolution von 1789 aus ihm hervorgehe?

Unmittelbar nach Abschluß des Pariser Friedens machten die verbündeten Monarchen unter sich ab, daß am 1. August 1814 in Wien ein Congreß eröffnet werden solle, auf dem die neue Weltkarte von Europa definitiv festzustellen und zugleich den verschiedenen deutschen Souverainen Gelegenheit zu geben sei, ihr Verhältniß zu einander zu regeln. Allein die Monarchen reisten vorher mit ihren Feldherrn und Ministern nach England, um sich dort fetiren zu lassen, und so fand die Eröffnung erst am 1. November 1814 statt. Man glaubte übrigens durch die vorläufigen Pariser Friedensstipulationen vom 30. Mai dem Congreßwerke bedeutend vorgearbeitet zu haben, und hoffte deshalb mit dem Definitivum in wenigen Wochen fertig zu werden. Jedenfalls rechnete man unbedingt auf Eintracht und Frieden bei den Verhandlungen; allein in dem Einen wie in dem Andern täuschte man sich vollständig. Zwar allerdings ganz im Anfang herrschte nichts als Wonnetaumel und die persönlich anwesenden Kaiser und Könige (außer Franz I. von Oestreich: Alexander I. von

Rußland, Friederich Wilhelm III. von Preußen, Maximilian I. Joseph von Baiern, Friederich I. von Württemberg, Friederich VI. von Dänemark nebst einer Menge von kleineren regierenden Fürsten) sowie ihre Minister und Gesandte (ich nenne nur die berühmtesten, wie Metternich, Nesselrode, Rasumowski, Hardenberg, W. von Humboldt, Castlereagh, Wellington, Talleyrand, Dalberg und den Fürsten von Ligne, im Ganzen aber waren es über dreihundert, da auch die Mediatisirten und Depossedirten ihre Vertreter sandten) schwelgten Wochen lang jeden Tag in einer andern Lustbarkeit. Endlich aber mußte man doch auch zum Ernst übergehen und da zeigte sich's gleich auf den ersten Blick, daß der geträumten Einigkeit ein großer Bankapfel im Wege liege. Rußlands Kaiser nämlich beanspruchte von der Napoleonischen Beute das Herzogthum Warschau, das ist den Theil des ehemaligen Königreichs Polen, welchen Napoleon unter sächsischer Oberhoheit wieder hergestellt hatte, und Preußens König bestand unbedingt darauf, daß das Königreich Sachsen seinem Lande einverleibt werde. Beide Regierungen schlossen also ein Separatbündniß, um ihre beiderseitigen Forderungen durchzusetzen; allein ihnen trat Oestreich — durch den Besitz von Sachsen wäre Preußen stark und abgerundet geworden und darum gönnte ihm Oestreich diesen Besitz nicht; vom Warschauischen aber wollte Oestreich ebenfalls seinen bestimmten Antheil und zwar ganz in demselben Verhältniß, wie bei den früheren polnischen Theilungen — entschieden entgegen und England sagte ihm hiebei seinen Beistand zu. Nach kurzem schlug sich auch Frankreich auf die englisch-österreichische Seite und am 3. Januar 1815 schlossen Metternich, Castlereagh und Talleyrand ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß gegen das vereinigte Preußen und Rußland. Auf dieses hin zog Kaiser Alexander ein Heer von 300,000 Mann in Polen zusammen und eben so eifrig rüstete Preußen. Weil nun aber auch die übrigen Großmächte die Mobilmachung anordneten, so schien zu Anfang des Monats März ein neuer Krieg, ein Krieg zwischen den bisher Verbündeten unvermeidlich zu sein. Auch wäre es sicherlich so weit gekommen, wenn nicht eben jetzt, am 7. März vor Tagesanbruch Metternich eine Depesche des österreichischen Generalkonsuls in Genua erhalten hätte, welche so furchtbar ins Gewicht fiel, daß schnell die alte Einig-



keit unter den Monarchen wieder hergestellt wurde — ich meine die Nachricht, Napoleon sei von Elba verschwunden und schwimme höchst wahrscheinlich auf dem Wasser nach Frankreich.

Indessen nämlich hatte die neue bourbonische Regierung in Frankreich nichts versäumt, um sich bei der ganzen französischen Nation, die Altadeligen, die mit den Bourbonen aus der Verbannung zurückkehrten, sowie die ultrakatholisch Gesinnten mit dem Priesterthum allein ausgenommen, so verhaßt als möglich zu machen. Ludwig XVIII. und seine ganze Sippschaft athmete nichts als Rache gegen diejenigen, welche unter Napoleon gedient hatten, und jede Maßregel beurkundete, daß man, unter Vernichtung aller Geseze und Einrichtungen, die von 1789 bis 1814 entstanden waren, die Zeit vor der Revolution wieder heraufbeschwören wolle. Insbesondere beleidigte man die Napoleoniſchen Veteranen, welche nach dem Friedensschluß in der Stärke von über 120,000 Mann aus der deutschen Gefangenschaft zurückkehrten, denn man schickte sie kurzweg nach Hause und die verdientesten Offiziere ersetzte man durch junge Herrchen, die nichts für sich hatten, als einen altadeligen Namen. Kurz, es war eine schlimme Wirthschaft, diese neue Bourbonenwirthschaft, und sehnlichst wünschten sich fast alle Franzosen den nach Elba Verbannten zurück. Natürlich aber erhielt Lepterer von Allem, was in Frankreich vorgieng, die genaueste Kunde und nicht minder setzten ihn seine geheimen Agenten in Wien davon in Kenntniß, daß unter den Allirten Sachsens und Polens wegen ein Krieg auszubrechen drohe. Schnell entschlossen schiffte er sich ab, während der englische Commodore, welcher die Insel Elba zu bewachen hatte, eben auf einer Lustfahrt nach Livorno abwesend war, mit seinen 400 Garden am 26. Februar 1815 auf dem ihm zugehörigen Schiffe ein und landete am 1. März in der Bucht von Frejus in der Provence. Von dort glich sein Zug nach Paris einem Triumphzug, denn alle Truppen, welche Ludwig XVIII. gegen ihn schickte, giengen zu ihm über und ohne daß eine Kugel abgeschossen worden wäre, hielt er am Abend des 20. März seinen Triumphheinzug in Paris, aus welchem die Bourbonen feige nach Gent entflohen waren.

Die Nachricht von dem Verschwinden Napoleons von Elba wirkte auf die in Wien versammelten Monarchen wie ein Blitzschlag aus

heiterem Himmel und schon am 13. März, als die Nachricht von seiner Landung in Frankreich nicht mehr bezweifelt werden konnte, erließen sie eine Achts-Erklärung gegen ihn als den Feind und Störer der Ruhe des Erdballs. Zugleich verpflichteten sie sich in einem neuen Allianzvertrag, ihre Armeen ungesäumt abermalen gegen Frankreich marschiren zu lassen und die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis der „Tyran“ für immer unschädlich gemacht sei. Oestreich und Rußland wollten jedes 300,000 Mann in's Feld stellen und nicht minder eifrig erwiesen sich die früheren Rheinbundfürsten. Die allergrößte Energie aber entwickelten Preußen und England, denn während die Andern noch rüsteten, standen sie schon in Wehr und Waffen. Preußen nämlich mit 130,000 Mann unter Blücher an der preussisch-belgischen Gränze und England mit einem Heere von 100,000 Mann (Engländer, Holländer und Hannoveraner) unter dem Herzog von Wellington an der holländisch-belgischen Gränze. Hinter dieser Schnelligkeit der Ausrüsten blieb übrigens Napoleon nicht im Geringsten zurück und in dem kurzen Zeitraum von zwei Monaten hatte er bereits über 200,000 Mann (meist gebiente Soldaten, die früher in Rußland und Deutschland gefangen gewesen waren) unter der Fahne, von denen er jedoch mehrere Corps theils an der Gränze gegen Spanien und Italien, theils im Innern Frankreichs (in der Vendée) verwenden mußte. Am 12. Juni verließ er Paris und zwei Tage darauf überschritt er mit 130,000 Mann, dem Kern seiner Truppen, die Sambre. Damals standen die Russen noch kaum an der Elbe und die Oesterreicher hatten erst den Breisgau erreicht. Somit gieng der Plan Napoleons dahin, zuerst die Armeen Blüchers und Wellingtons zu vernichten, um dann über die Oesterreicher und Russen herzufallen; daran aber, daß ihm dieser Plan gelingen werde, zweifelte er um so weniger, als Blücher und Wellington zwar beide inzwischen in Belgien eingerückt waren, dagegen ihre Armeen noch nicht vereinigt hatten. Am 14. Juni nämlich, also an dem Tage, an welchem Napoleon die Sambre überschritt, befand sich Wellington mit seinem Hauptquartier in Brüssel und seine vier Corps nahmen eine weitgedehnte Stellung zwischen Gent, Brüssel, Mons und Tournay ein. Was aber die Preußen anbelangt, so hatte Blücher das Corps Ziethen bis nach



Charleroi vorgeschoben, während die Corps Pirch, Thielemann und Bülow die lange Strecke von Namur (hier befand sich Blücher selbst mit seinem Hauptquartier) über Huy nach Lüttich besetzt hielten. Am 15. Juni nun griff Napoleon das Corps Ziethen bei Charleroi mit Uebermacht an und zwang es zum Rückzug gegen Fleurus und Ligny hin. Sofort eilte Blücher selbst herbei und ihm folgten die Corps Pirch und Thielemann auf dem Fuß. Auch das Corps Bülow wurde herbeicommandirt; allein der weiten Entfernung wegen konnte es vor dem 17. nicht eintreffen. Dagegen erneuerte Napoleon schon am 16. Mittags seinen Angriff, nachdem er den Marschall Ney mit 45,000 Mann nach Quatrebras und Genappe an der großen Heerstraße von Charleori nach Brüssel beordert hatte, um dem Herzog von Wellington, wenn dieser etwa dem Marschall Vorwärts zu Hilfe kommen wollte, den Weg zu verlegen. Den Mittelpunkt des zwischen Napoleon und Blücher ausgebrochenen Kampfes bildeten die Dörfer Ligny und St. Amand und man schlug sich von beiden Seiten mit der furchtbarsten Erbitterung. Endlich übrigens, obwohl erst nachdem die Nacht längst eingetreten war, mußte sich Blücher (er war in der Schlacht mit seinem verwundeten Pferde gestürzt und würde ohne die aufopfernde Hülfe seines Adjutanten, des Grafen von Roßitz, gefangen genommen worden sein) zurückziehen, denn er hatte über 16,000 Mann verloren; dieser Rückzug aber geschah in ausgezeichnete Ordnung und ohne daß ihn Napoleon, der ebenfalls ungewöhnliche Verluste (über 13,000 Mann) erlitten hatte, zu stören wagte. Auch muß ich noch besonders hervorheben, daß Blücher nach dem Rathe Gneisenau's nicht die Straße nach Namur, obwohl diese die bequemere war, einschlug, sondern die nach Tilly und Wavre, um sich der Armee Wellingtons noch mehr als bisher zu nähern.

Blücher hatte schon in der Nacht vom 15. auf den 16. den Herzog von Wellington auf's dringendste um Hülfe angegangen und von diesem auch das Versprechen erhalten, daß er am 16. längstens bis um 4 Uhr Mittags mit mindestens 20,000 Mann in Ligny eintreffen werde. Um nun sein Wort halten zu können, sandte Wellington seinen verschiedenen Corpsführern augenblicklich den Befehl zu, sich gegen Ligny hin in Bewegung zu setzen, und er selbst machte sich mit den

Truppen, die bei ihm in Brüssel lagen (darunter die schwarze Legion des ritterlichen Herzogs Friederich Wilhelm von Braunschweig), ebendahin auf den Weg. Bei Quatrebras aber stellte sich ihm der Marschall Ney entgegen und es entspann sich sofort ein heftiger Kampf, der nach beiderseitigen starken Verlusten (auf jeder Seite gab es mehr als 5000 Tote und Verwundete und unter den Todten befand sich auch der obengenannte Herzog von Braunschweig) mit einem beiderseitigen Rückzug endigte. Ney machte in Fresne Halt, um sich wieder mit dem Napoleonischen Heere zu einigen; Wellington aber retirirte nach Waterloo und Mont St. Jean zwischen Genappe und Brüssel, wohin er auch sofort seine übrigen Truppencorps dirigirte.

Am Abend des 17. Juni hatte Wellington alle seine Truppen bis auf ein Corps von 17,000 Mann, das noch auf dem Marsche von Tournay her begriffen war, um sich gesammelt und zugleich von Blücher die Zusage erhalten, daß, falls Napoleon am 18. zum Angriff schreite, die Preußen wenn irgend möglich auf dem Kampfplatz auch nicht fehlen würden. „In dem Fall aber,“ so wurde noch weiter unter den beiden Feldherrn abgemacht, „daß Napoleon den Angriff unterlassen würde, hätten sich die Heere Blüchers und Wellingtons zu vereinigen und sofort den französischen Kaiser zu einer Entscheidungsschlacht zu zwingen.“ Mit dem Angriff übrigens zögerte Letzterer nicht. In seiner gewohnten Selbstüberschätzung nämlich bildete er sich ein, dem Marschall Blücher bei Vigny eine solch' entseßliche Niederlage beigebracht zu haben, daß derselbe genöthigt gewesen sei, mit seinem in Auflösung begriffenen Heere bis nach Lüttich und Aachen zu entfliehen, und somit hielt er es für vollkommen genügend, demselben am 17. in der Fröh den Marschall Grouchy mit 34,000 Mann nachzusenden. Nicht minder war er fest überzeugt, daß es ihm selbst unmöglich fehlen könne, das Wellington'sche Heer über den Haufen zu werfen, wenn er sich sofort mit seiner Hauptmacht auf dasselbe stürze, und marschirte also, nachdem er seinen Truppen einige Erholung gegönnt, am 17. Mittags in der Richtung nach Brüssel ab. Er traf den Herzog in einer gut gewählten Position zwischen dem Pachthof Belle-Alliance und den Dörfern Waterloo und Mont St. Jean in der Nähe des Städtchens Braine-la-Leud und ordnete sofort Alles an,



um gleich in der Früh den andern Tag die Schlacht beginnen zu können. Weil aber in der Nacht ein starkes Gewitter mit noch stärkerem und lang anhaltendem Regenguß ausbrach, mußte der Angriff bis gegen Mittag des 18. verschoben werden, denn der Boden war so aufgeweicht, daß während des Vormittags weder die Cavallerie noch die Artillerie manoeuvriren konnte. Napoleon hatte genau gezählt 246 Kanonen nebst 71,900 Mann, worunter 15,700 Reiter unter sich, dem Herzog von Wellington aber standen nur 150 Geschütze und 67,600 Mann, worunter 12,400 Reiter, zur Verfügung. Noch höher hob sich also die Zuversicht Napoleons und nicht einmal der Umstand, daß er jetzt erst — am 17. Abends — genaue Kunde davon erhielt, wo sich die Blücher'sche Armee befinde, konnte ihm dieselbe trüben. Natürlich, denn er sandte noch in der Nacht vom 17. auf den 18. dem Marschall Grouchy den Befehl zu, sich mit seinen 34,000 Mann in Eilmärschen nach Wavre zu wenden, um dort das Blücher'sche Heer unter allen Umständen festzuhalten. So eröffnete denn am 18. Juni fünfundzwanzig Minuten vor Mittag der französische Kaiser mit einem Angriff auf das Schloß Hougoumont vor Belle-Alliance, welches die brittischen Garden besetzt hatten, jene ewig denkwürdige Schlacht, welche die Franzosen nach Mont St. Jean, die Engländer nach Waterloo und die Deutschen nach Belle-Alliance getauft haben, und man darf wohl sagen, sie war die blutigste und zugleich folgenreichste des Jahrhunderts. Bis um fünf Uhr Mittags hatte der Imperator trotz der immensen Menschenopfer, die er brachte, noch keinen nennenswerthen Vortheil errungen; aber jetzt gelang es dem Erlon'schen Corps die Meierei La Haye Sainte vor Mont St. Jean zu erstürmen und von hier aus die Engländer hart zu bedrängen. Damals soll Wellington im Hinblick auf seine decimirten Regimenter, die zum Theil die Hälfte ihrer Leute verloren hatten, die Worte haben fallen lassen: „Ich wollte es wäre Nacht oder die Preußen kämen,“ und siehe da, einige Augenblicke später donnerten die Kanonen des Bülow'schen Corps von den Höhen von Frischermont herab. Dieses bei Ligny vollständig verschont gebliebene Corps nämlich bildete die Vorhut des Blücher'schen Heeres und der Feldmarschall hatte es schon am Frühmorgen seinen Marsch antreten lassen. Allein in Folge

der grundlosen Wege, auf denen die Kanonenräder bis zur Achse einsanken, war es ihm, trotzdem Blücher, der sich in den vordersten Reihen befand, unaufhörlich zur Eile drängte, rein unmöglich gewesen, früher als gegen 6 Uhr Abends in die Schlacht einzugreifen. Nun übrigens und besonders eine Stunde später, als auch noch die Brigaden Tippelskirch und Steinmetz von den Corps Pirch und Ziethen — gegen den Marschall Grouchy hatte Blücher nur das Corps Thielemann bei Wavre zurückgelassen — herbeigeeilt waren — nun, sage ich, als diese frischen von Blücher selbst geführten Truppen in der Stärke von 40,000 Mann über Blanchenois gegen den rechten Flügel der Franzosen heranstürmten, wurde dieser in vollständiger Auflösung gegen das Centrum der Napoleonischen Armee bei Belle-Alliance zurückgeworfen und sofort entstand eine entsetzliche Verwirrung. Reiterei, Infanterie, Geschütz und Gepäck rollten förmlich übereinander und aus diesem unentwirrbaren Haufen suchte Jeder auf eigene Faust zu entkommen. Von einem Kommando war keine Rede mehr und noch viel weniger davon, daß man auf ein solches gehört hätte. Nein, Alles stürzte fort, die Einen auf der Straße nach Nivelles, die Andern auf der nach Charleroi. Jeder warf, um schneller vorwärts zu kommen, seine Waffen weg und man meinte lauter Marodeure vor sich zu haben. Hintendrein aber jagte die preussische Kavallerie und hieb Jeden nieder, der sich nicht sofort gefangen gab. So wurde die Napoleonische Armee mit Ausnahme des Corps Grouchy total vernichtet und nur allein auf dem Schlachtfelde zählte man den andern Morgen 35,000 tote und verwundete Franzosen. Das Geschütz und Gepäck aber ging ohnehin alles verloren und selbst der Wagen Napoleons ward in Genappe erbeutet. Uebrigens auch Wellington hatte über 20,000 Mann eingebüßt und die Verluste der Preußen beliefen sich ebenfalls auf 6000, trotzdem sie nur erst am Abend in den Kampf eingetreten waren. Dafür aber war ein Sieg erfochten, wie man noch keinen erlebt, und auf diesen Sieg folgte alsbald der erneuerte Zusammenfall des Napoleonischen Kaiserreichs.

Nachts neun Uhr nach gewonnener Schlacht reichten sich Blücher und Wellington auf der Maierei Belle-Alliance die Hand und beschloßen alsobald den Marsch auf Paris. Dort war inzwischen Na-



napoleon, den man mit Gewalt aus dem Gewühl des Kampfes hatte reißen müssen, am 20. Juni eingetroffen — zum dritten Male als Flüchtling und ohne Heer, diesmal aber auch noch geistig wie körperlich zermalmt. Er fand die Bevölkerung seiner Hauptstadt in der furchtbarsten Aufregung, denn Arm wie Reich, Vornehm wie Gering zitterte vor dem Zorn der Allirten, und Jeder fragte sich, wie man denselben abwenden könnte. Da fand die Deputirtenkammer — Napoleon hatte nach seiner Rückkehr von Elba eine Volksvertretung einberufen, um die Franzosen für sich zu gewinnen — aus, daß es nur ein einziges Beschwichtigungsmittel gebe, die Abdankung Napoleons, und drang sofort auf's heftigste in ihn, den Scepter niederzulegen. Ebenso thaten auch seine Minister, sowie überhaupt alle Männer von Einfluß, und so konnte er, weil auch nicht Einer bei ihm aushielt, schließlich keinen Widerstand mehr leisten. Er unterschrieb also schon am 22. Juni seine Abdankungsurkunde und begab sich Tags darauf nach dem Schloß Malmaison. Von dort reiste er eine Woche später nach Rochefort, um sich nach Amerika einzuschiffen; weil aber kein französisches Schiff, der englischen Kreuzer wegen, auslaufen konnte, überlieferte er sich am 15. Juli freiwillig dem Commodore der englischen Flotte, von dem er verlangte, nach England übergeführt zu werden, um sein Leben als freier Bürger in Großbritannien zu beschließen. Die englische Regierung dagegen, an welche der Commodore sofort berichtete, behandelte den Asylsuchenden als gemeinschaftlichen Gefangenen der Allirten und in Folge dessen ward derselbe auf die Insel St. Helena gebracht, wo er isolirt von der übrigen Welt am 5. Mai 1821 sein Leben schloß.

Nur wenige Tage nach der Abdankung Napoleons, am 29. Juni, erschienen Blücher und Wellington vor Paris und im Anfang schien es, als ob die von der französischen Volksvertretung in aller Eile ernannte provisorische Regierung (Fouché, Coulincourt, Carnot und Grenier) Willens sei, die Stadt zu vertheidigen. Sie besann sich aber bald eines Besseren und am 3. Juli wurde Paris den Verbündeten durch Capitulation übergeben. Am 7. fand dann der feierliche Einzug Blüchers und Wellingtons statt und den Tag darauf setzte sich Ludwig XVIII., von Gent herbeieilend, wieder in den Tuilleries

fest. Derselbe meinte, der Zweck des kurzen Feldzugs sei nun erfüllt, und forderte daher die Sieger auf, sofort wieder nach Hause zu ziehen. Diese höchst naive Ansicht theilten übrigens die alliirten Monarchen, welche am 10. Juli mit Schwarzenberg (sowohl die Russen als die Oesterreicher waren inzwischen längst über den Rhein gegangen und die verbündeten Monarchen befanden sich wieder wie früher im Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg) Fontainebleau erreicht hatten, keineswegs. Vielmehr meinten sie, daß die Franzosen, welche sich dem von Elba entflohenen Napoleon so entgegenkommend in die Arme geworfen, eine Strafe wohl verdient hätten, und auf ihren Befehl wurde sofort ganz Frankreich von den Invasionstruppen überschwemmt. Diese Truppen aber, in einer Gesamtstärke von mehr als 600,000 Mann, hatten die Franzosen zu ernähren, zu kleiden, und zu besolden, und so empfanden sie zum ersten Male den schweren Arm des Siegers. Auch beeilte man sich keineswegs, den Frieden abzuschließen, indem man im Lager der Verbündeten über die Bedingungen desselben lange nicht einig werden konnte. In den maßgebenden Kreisen nämlich drangen die Einen (Blücher, Sacken, Kneisenbeck, Boyen, Stein, Hardenberg und Humboldt nebst den beiden Kronprinzen von Württemberg und Bayern) mit Energie darauf, daß man den Franzosen, um ihnen einen wiederholten Angriff auf Deutschland unmöglich zu machen, Alles nehmen müsse, was sie früher geraubt hätten, also namentlich Lothringen und das Elsaß, denn nur dadurch bekomme man eine feste Gränzlinie; die Andern aber, unter denen Metternich, Talleyrand und Castlereagh besonders hervorragten, meinten, daß es viel klüger sei, wenn man die Franzosen großmüthig behandle, und wußten für diese ihre Ansicht besonders den Kaiser Alexander, der abermalen wie früher das große Wort führte, zu gewinnen. Endlich siegten die Letzteren, die Herren Federführer und Diplomaten, wie sie Blücher nannte, und man kam am 20. November 1815 über nachfolgende Friedensbedingungen überein. Erstens, es müssen alle die vielen Kunstschätze, welche die Franzosen seit 1796 in Deutschland, Italien und anderswo zusammengeraubt, sämtlich unverkürzt zurückgegeben werden. Zweitens, Frankreich erhält die Gränzen von 1790 (nicht die von 1792) und hat also



namentlich die Festungen Landau, Saarlouis, Hüningen, Marienburg und Philippeville zurückzugeben. Drittens, Frankreich zahlt als Kriegskosten-Entschädigung die Summe von 700 Millionen Franken und unterhält fünf Jahre lang ein Executionsheer der Verbündeten von 150,000 Mann. Viertens, die ganze Familie Bonaparte bleibt bei Todesstrafe auf ewige Zeiten aus Frankreich verbannt und dasselbe Schicksal trifft auch diejenigen Mitglieder des ehemaligen Convents, welche für die Hinrichtung Ludwigs XVI. gestimmt haben. Also dictirten die Allirten und erst, als alle diese Punkte in Ordnung gebracht waren, zogen sie, die 150,000 Mann Strastruppen zurücklassend, in langsamen Tagmärschen nach Hause.

Auch in dem zweiten Pariser Frieden also entging den Deutschen der Lohn, auf den sie ihrer glänzenden Siege wegen so gerechte Ansprüche hatten, und Straßburg und Metz blieben vor wie nach französisch.

## Drittes Buch.

### Der Bundestag in Frankfurt am Main.

(1815—1851.)

#### Erstes Kapitel.

##### Die Neugestaltung Deutschlands.

(1814—1815.)

eber die Vertheilung der durch die Entthronung Napoleons herrenlos gewordenen Länder, wäre es, wie der Leser sich erinnern wird, beinahe zum Krieg zwischen den Mäirten gekommen; die Rückkehr Napoleons von Elba aber hatte allen Mißhelligkeiten schnell ein Ende gemacht und daraufhin schlossen die Beherrscher Rußlands, Oesterreichs und Preußens einen neuen noch viel innigeren Bund, der mit Recht, weil er das Christenthum zur Grundlage nahm, die Bezeichnung der „Heiligen Allianz“ erhielt. In der über diesen Bund später (26. September 1815) in Paris aufgenommenen Acte promulgirten die Monarchen Angesichts der Welt ihren unabänderlichen Entschluß, „künftighin zur einzigen Richtschnur ihres Verfahrens sowohl in der Regierung ihrer eigenen Völker als in ihren Verhältnissen zu fremden Staaten die Lehre des Christenthums zu nehmen, indem von dieser Lehre der Gerechtigkeit, die Liebe und des Friedens die Entschlüsse und Schritte der Fürsten am besten geleitet würden.“ Hiernach gelobten sie, „in Befolgung des an alle Menschen ergangenen Gebotes brüderlicher Liebe durch die Bande einer wahren und unauflösbaren Verbrüderung vereinigt zu bleiben, sich



einander bei jeder Gelegenheit und an jedem Orte, als wären sie Landsleute, Beistand, Hülfe und Unterstützung zu leisten, sich gegen ihre Unterthanen als Familienväter zu erweisen, und endlich dieselben dahin anzuleiten, daß sie sich alle nur als Glieder eines und desselben christlichen Volks ansehen möchten, wie sie sich selbst nur als Abgeordnete der Vorsehung betrachteten, um drei Zweige einer und derselben Familie zu regieren, nämlich Oesterreich, Preußen und Rußland." Schließlich erklärten sie noch: „daß sie bereit seien, diejenigen Mächte, welche sich zu den Grundsätzen dieses Bundes bekennen würden, in denselben aufzunehmen, indem das gesammte christliche Volk eigentlich keinen anderen Beherrscher als denjenigen habe, dem allein die Kraft und die Herrlichkeit zukomme, weil in ihm allein sich finden die Schätze der Liebe, der Wissenschaft und der unendlichen Weisheit." Also sprachen sich die Beherrscher von Rußland, Oesterreich und Preußen aus, und wer hätte nun daran zweifeln sollen, daß für das Glück der Völker eine ganz neue Aera, die Aera des Reiches Gottes auf Erden angebrochen sei.

Kommen wir jetzt auf die Vertheilung der durch den Sturz Napoleons herrenlos gewordenen Länder zurück, so ist es selbstverständlich, daß die Verbündeten zuerst für sich selbst sorgten, und zwar zog insbesondere Rußland den Haupttreffer. Alexander I. hatte früher auf ganz Polen Anspruch gemacht und daraus wäre fast ein Kriegesfall geworden. Nachdem er nun aber in seiner Großmuth zu Gunsten Oesterreichs und Preußens auf einige kleine Gränzstriche verzichtet und zugleich erlaubt hatte, daß Krakau ein Freistaat werde, wandte man nicht das Geringste mehr dagegen ein, daß er das ganze übrige kolossale Territorium in Besitz nahm und unter dem Namen eines Königreichs Polen in sein immenses Reich einreichte. Fast nicht minder begehrtlich griff Oesterreich zu. Von Bayern nämlich nahm es Tyrol, Vorarlberg und Salzburg nebst dem Inn- und Hausruckviertel, von Polen Ostgalizien mit dem Bergwerke Wieliczka, von der Schweiz das Veltelin und die Thäler von Bormeo und Chiavenna, endlich von Italien das Mailändische und Venetianische (letzteres weil es auf die Rückerstattung von Belgien verzichtete) nebst dem gegenüberliegenden Istrien und Friaul. Weit schlechter fuhr Preußen, obwohl es im

Kriege gegen Napoleon das Meiste geleistet hatte. Es erhielt nämlich von Sachsen nur die Hälfte und zwar die geringere (die jetzige preussische Provinz Sachsen), von Polen außer Danzig und Thorn nur einen Gränzdistrikt, die jetzige Provinz Posen, von Schweden nur das kleine Vorpommern und am Rhein außer dem Großherzogthum Berg nur die ehemaligen Besitzungen der drei geistlichen Kurfürsten; dagegen mußte es Lauenburg an Dänemark, Ostfriesland an Hannover, sowie Ansbach und Baireuth an Bayern abtreten, und was noch schlimmer war, sein Staatsgebiet hatte keinen inneren Zusammenhang, indem dasselbe durch Hannover und Kurhessen gleichsam in zwei Hälften zerschnitten wurde.

Weit weniger Kopfzerbrechens kostete die Ordnung der übrigen deutschen Gebietsangelegenheiten, denn es verstand sich doch von selbst, daß Hannover, Braunschweig, Oldenburg und Kurhessen sofort von ihren früheren legitimen Herrschern wieder in Besitz genommen wurden, sowie auch, daß Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt sich wieder in Freistaaten verwandelten. Ebenso von selbst verstand es sich, daß man die Staaten derjenigen früheren Rheinbundfürsten, welchen Oesterreich wegen ihres Beitritts zum Bunde gegen Napoleon ihren Besitzstand garantirt hatte, nicht beschneipeln durfte, und somit blieben die Anstrengungen der Mediatisirten und Säcularisirten, in ihre früheren Rechte wieder eingesetzt zu werden, gänzlich erfolglos. Ja Einige dieser kleinen Souveraine erhielten sogar noch Gebietszuwachs, nämlich Hannover durch Zuweisung von Ostfriesland, und die Großherzoge von Baden und Hessen-Darmstadt dadurch, daß man ihnen die Landeshoheit über die Territorien der ihrer Souverainetät beraubten Fürsten von Isenburg und von der Leyen übertrug. Andererseits wurde Bayern für seine Abtretungen an Oesterreich, von denen ich schon gesprochen, einmal durch Ansbach und Baireuth, sodann durch Würzburg, welches bisher der Großherzog von Toskana besessen, und endlich durch die Rheinpfalz mit Landau, welche man von Frankreich abtrennte, vollständig entschädigt. Nur der König von Sachsen blieb gemäßregelt und mußte sich fortan mit der Hälfte seines Landes begnügen.

Was nun endlich die Regelung des Besitzstandes des übrigen Europa's (England, welches sich für die furchtbare Kriegslast der



lehtvergangenen Jahre dadurch entschädigte, daß es die eroberten Colonieen in Asien, Afrika und Amerika behielt, lassen wir hier ganz aus dem Spiele) betrifft, so stellte man womöglich allüberall die früheren legitimen Zustände wieder her und die von Napoleon entthronten Herrscher kehrten sofort nach Spanien, nach Holland, nach Toskana, nach Modena, nach Piemont, nach Neapel und nach Rom zurück. Norwegen dagegen trennte man von Schweden, von dem es erobert worden war, nicht wieder ab und zog es vor, Dänemark mit dem kleinen Lauenburg zu beschwichtigen. Auch Genua ward nicht als Freistaat restituirt, sondern kam zum Königreich Piemont-Sardinien, damit dieses um so eher im Stande sei, einem künftigen Angriffe Frankreichs Widerstand zu leisten. Aus demselben Grunde vereinigte man Belgien (für welche entlegene Provinz Oesterreich sehr gerne Venetien eintauschte) mit Holland und der Regent dieser beiden zusammengeschweißten Länder hieß von nun an König der Niederlande. Darnach aber fragte man nicht das Geringste, ob den Bewohnern Belgiens ein solches Zusammenschweißen erwünscht sei, und noch weniger darnach, ob die beiden Länder in Sitten, Gewohnheiten, Sprache und Religion zu einander paßten. Nicht minder blieb man gegen die Bitten der Polen, sie nicht wie eine Waare zu verschachern, vollständig taub, und die Klagen der Oberitaliener, daß man kein Recht habe, sie einem fremden Staate einzuverleiben, verhallten ebenfalls spurlos. Natürlich, denn die alliirten Monarchen betrachteten sich als die unumschränkten Gebieter und es fiel ihnen dabei nicht ein einziges Mal ein, daß sie mit dieser ihrer Willkür ganz in die Fußstapfen des gestürzten Tyrannen Napoleon traten.

Mit der Neuconstruirung der europäischen Weltkarte wurde man also ohne allzugroße Schwierigkeiten fertig, allein was sollte nun aus Deutschland werden? Früher bildete dasselbe ein großes Reich mit einem Kaiser an der Spitze; dieses Reich jedoch hatte sich im Jahr 1806 entgültig aufgelöst und an seine Stelle war, theilweise wenigstens, der Rheinbund getreten. Jetzt existirte auch der Rheinbund nicht mehr, sondern es gab nur noch etliche dreißig, theils größere, theils kleinere souveraine Staaten, die nach einer Form suchten, wie sie wieder zu vereinigen seien. Viele meinten, das Kürzeste wäre,

wenn der Kaiser von Oesterreich den abgelegten Titel eines Kaisers von Deutschland wieder annehmen würde, allein zu einer solchen Komödie hatte Franz I. durchaus keine Lust und noch weniger wollten die kleinen deutschen Souveraine gestatten. Hätten sie ja doch, wenn man wieder einen Kaiser einsetzte, von ihrer Souverainetät immerhin Etwas, wenn auch noch so wenig, abgeben müssen und dieß widerstrebte ihrer innersten Natur! Andere sprachen sich dahin aus, man solle alles belassen, wie es sei, und das Wort „Deutschland“ ganz austreichen. Aber dann gab es nicht weniger als neununddreißig souveraine deutsche Staaten und von diesen waren die meisten so klein, daß sie nothwendig Gefahr liefen, von den größeren verschlungen zu werden. Da trat endlich der schlaue Minister Franz's I., der jetzt zum Fürsten avancirte Metternich, mit einem Projecte auf, das in Ermangelung von etwas Besserem allgemeine Billigung fand. Er gieng davon aus, daß es genüge, wenn die deutschen Fürsten Verträge und Allianzen unter sich schloßen, und auf dieser Basis wurde von ihm die deutsche Bundesacte entworfen. Diese Acte aber ward am 8. Juni 1815 zum Gesetz erhoben und an die Stelle des früheren deutschen Reichs trat also jetzt „der deutsche Bund“. So nannte man ihn mit Recht, denn er war nichts anderes, als ein sehr laxer Verband der verschiedenen deutschen Fürsten, welche sich gegenseitig ihren Besitzstand garantirten, im Uebrigen aber vollständig unabhängig und souverain blieben.

Mitglieder des deutschen Bundes wurden nachstehende Staaten:  
1) Oesterreich, 2) Preußen, 3) Bayern, 4) Sachsen, 5) England wegen Hannover, 6) Württemberg, 7) Baden, 8) Kurhessen, 9) Hessenarmstadt, 10) Dänemark wegen Holstein, 11) Niederlande wegen Luxemburg, 12) Braunschweig, 13) Mecklenburg-Schwerin, 14) Nassau, 15) Sachsen-Weimar, 16) Sachsen-Gotha, 17) Sachsen-Coburg, 18) Sachsen-Meiningen, 19) Sachsen-Hildburghausen, 20) Mecklenburg-Strelitz, 21) Oldenburg, 22) Anhalt-Dessau, 23) Anhalt-Bernburg, 24) Anhalt-Cöthen, 25) Schwarzburg-Sondershausen, 26) Schwarzburg-Rudolstadt, 27) Hohenzollern-Hechingen, 28) Lichtenstein, 29) Hohenzollern-Sigmaringen, 30) Waldeck, 31) Neuf ältere Linie, 32) Neuf jüngere Linie, 33) Schaumburg-Lippe, 34) Lippe-Detmold,



35) Hessen-Homburg, 36) Lübeck, 37) Frankfurt a. M., 38) Bremen, endlich 39) Hamburg. Auf dem Papier nun nehmen sich diese 39 Staaten ganz gleichmäßig aus, allein welch' ein kolossaler Unterschied herrschte nicht zwischen ihnen! Man denke nur an das winzige Lichtenstein mit seinen zwei Quadratmeilen und an das großmächtige Oesterreich! Ueberdem welch' eine Verschiedenheit der Interessen in diesen 39 Staaten, von denen mehrere die Anhängsel fremder Potentaten waren! Doch gleichgültig, der deutsche Bund konstituirte sich und in der Bundesacte wurde seine Verfassung in zwanzig Artikeln niedergelegt. Der erste Artikel enthielt die Namen der Bundesmitglieder und der zweite bezeichnete als Zweck desselben die äußere und innere Sicherheit Deutschlands, so wie die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Bundesstaaten. Der dritte sicherte jedem Mitgliede gleiche Rechte, und der vierte bestimmte, daß alle Angelegenheiten des Bundes durch eine Bundesversammlung — gebildet aus den Gesandten der Bundesmitglieder — geregelt werden sollten. Der fünfte bestimmte, daß Oesterreich in der Bundesversammlung den Vorsitz führen, daß aber trotzdem jedes Mitglied, auch das kleinste, das Recht haben solle, Vorschläge zu machen. Im sechsten und siebenten Artikel wurden die Fälle namhaft gemacht, in welchen ein Beschluß nur mit Stimmenteinhelligkeit gefaßt werden könne, während sonst immer Stimmemehrheit zu entscheiden habe. Der achte setzte die Rangordnung der Bundesmitglieder fest und der neunte erklärte die Stadt Frankfurt a. M. zum Sitz der Bundesversammlung. Der zehnte beschäftigte sich mit den militärischen Verhältnissen des Bundes und im eilften garantirten sich sämtliche Mitglieder ihre im Bund begriffenen Besitzungen. Nach dem zwölften sollten die Bundesstaaten, deren Bevölkerung nicht 300,000 Seelen betrug, sich mit ihrem Nachbarlande zur Bildung eines gemeinsamen höchsten Gerichtshofes verständigen, und der dreizehnte decretirte, daß in allen Bundesstaaten eine landständische Verfassung bestehen solle. Der vierzehnte ordnete die Verhältnisse der mediatisirten Reichsstände, sicherte den fürstlich-gräflichen Häusern ihre Ebenbürtigkeit und bestimmte die Privilegien (Befreiung von der Militärpflicht, privilegirten Gerichtsstand, Ausübung der niederen Gerichtsbarkeit, Anspruch auf Sitz und Stimme in den ersten Kammern

u. s. w.), deren sie sich erfreuen sollten. Im fünfzehnten wurden die Pensionen der säcularisirten geistlichen Herren genauer präcisirt und der sechzehnte setzte fest, daß die Verschiedenheit des christlichen Religionsbekenntnisses keinen Unterschied in dem Genuße der bürgerlichen und politischen Rechte nach sich ziehe. Der siebzehnte handelte von den Ansprüchen des Hauses Thurn und Taxis auf die deutschen Posten und überließ es jedem einzelnen Bundesstaate, dem genannten Hause seine Ansprüche abzukaufen. Im achtzehnten wurden sämmtlichen Deutschen folgende Rechte verbrieft: einmal das Recht zur Erwerbung von Grundeigenthum in allen deutschen Bundesstaaten, sodann das Recht des freien Wegzugs von einem Staat in den andern, und zuletzt das Recht zum Eintritt in den Civil- und Militärdienst eines andern Bundesstaates. Auch ward noch darauf hingewiesen, daß später gleichförmige Verfügungen über die Presse und den Nachdruck getroffen werden sollen. Eben so verhielt der neunzehnte Artikel für die Zukunft gleichförmige Bestimmungen in Beziehung auf den Handel und die Schifffahrt, und der zwanzigste endlich enthielt die Form der Ratification des Beitritts zum Bunde.

Das war der Inhalt der deutschen Bundesacte und man ersieht daraus, wie ängstlich man Alles vermied, wodurch die Souverainetät der Einzelstaaten hätte beeinträchtigt werden können. Die verschiedenen Staaten umschloß nur ein sehr loses Band, und von einer politischen Einheit, also davon, daß man die einzelnen Theile zu einer Gesamtheit oder besser gesagt zu einem Bundesstaat mit centraler Obergewalt (im Gegensatz gegen Staatenbund) herangezogen hätte, war gar keine Rede. Es blieb somit die alte Zerrissenheit, die alte Absperrung der einzelnen Länder von einander und nicht einmal an eine Freiheit des Verkehrs, an eine Einheit von Münz, Maaß und Gewicht, so wie an eine gemeinschaftliche Gesetzgebung wagte man zu denken. An Versprechungen dagegen ließ man es nicht fehlen, und die wichtigste derselben war, daß jeder einzelne Bundesstaat seine eigene landständische Verfassung bekommen solle. Mein Gott, man kannte die furchtbare Erbitterung, welche überall über die tyrannische Willkürherrschaft der kleinen Sultane herrschte, und durfte es also nicht wagen, eine Nation, welche soeben für die Erlämpfung ihrer



Unabhängigkeit Leib und Leben eingesetzt hatte, jetzt sogleich wieder in die Bande einer unwürdigen Knechtschaft zurückzuwerfen. Nein, „Etwas“ mußte man dieser Nation doch bieten und so bot man ihr die Hoffnung auf die Verwirklichung des Artikels XIII. der Bundesverfassung.

## **Zweites Kapitel.**

### **Die Reaction in Wien und Berlin und die Verfassungen der deutschen Kleinstaaten.**

(1815—1830)

Am 1. Oktober 1816 wurde der Bundestag in Frankfurt a. M. eröffnet und Aller Augen waren nun nach der Bundeshauptstadt gerichtet. Natürlich, denn die sämtlichen Patrioten Deutschlands erwarteten von der Versammlung, daß sie die Bundesverfassung ausbauen und namentlich die vielen gemachten Versprechungen einlösen werde. Umgekehrt aber gab es tausend Andere, welche darauf zählten, daß die neue deutsche Regierungsbehörde nichts Eiligeres zu thun haben werde, als sie in ihre früheren Rechte wieder einzusetzen, und zu diesen gehörten in erster Linie der Adel und die Geistlichkeit. Damals nämlich gingen zwei Strömungen durch die deutsche Welt, von denen wir die eine mit dem Namen der patriotischen und die andere mit dem der reactionären am besten bezeichnen werden, und beide hatten vom historischen Standpunkte aus ihre Berechtigung. Das Ideal, nach welchem die Patrioten strebten, war ein großes, freies, einiges Deutschland, in welchem der Geist der Aufklärung, Toleranz und Bildung wehe, und diese Parthei stützte sich darauf, daß das deutsche Volk für ein solches Ziel die größten Opfer gebracht habe. Die Andern, welche die Verluste ihrer Privilegien betrauernten, sahen in den Zuständen, wie sie aus der französischen Revolution hervorgegangen waren, nichts als das größte Unrecht, nichts als einen offenen Raub, und ihr ganzes

Dichten und Trachten ging daher dahin, das umgestürzte Alte wiederherzustellen. In Einem waren die beiden großen Partheien bis jetzt einig gewesen, darin, daß sie die französische Fremdherrschaft abschütteln wollten, allein die Einen wollten die Fremdherrschaft beseitigen, um einen neuen herrlichen deutschen Staat aufzubauen, während die Ziele der Reactionäre dahin gingen, den mittelalterlichen Feudalstaat wieder herzustellen. So mußten denn die beiden Gegensätze, so bald der Sturz Napoleons erreicht war, nothwendig auf einander plätzen und es fragte sich jetzt, welcher von den zwei Partheien der schließliche Sieg bleiben würde.

Woher jedoch sollte die Entscheidung kommen? Etwa vom Bundestage? Der Bundestag war nichts als eine Versammlung von Gesandten, die ihre Weisungen aus den Cabineten ihrer Fürsten empfangen und keinerlei Befugniß hatten, irgend etwas, selbst nicht das Geringste, selbstständig zu entscheiden. Also nicht im Bundestag lag der Schwerpunkt, sondern in den souverainen Fürsten; was hatten jedoch von diesen die Kleineren, die Beherrscher der Duodezstaaten zu besagen? Ja, recht bei Licht betrachtet, blieben eigentlich nur die Regenten der beiden deutschen Großstaaten, der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen, als maßgebend übrig und selbst diese waren wieder von dem Haupte der heiligen Allianz, dem Kaiser von Rußland, dem großen Tonangeber bei den beiden Pariser Friedensschlüssen, mehr oder minder abhängig. Somit schaute alle Welt auf Alexander I. erwartungsvoll hin, denn nur von ihm konnte die Entscheidung kommen. Allein wie konnte es einem Vernünftigen je einfallen, zu hoffen, daß der russische Czar die Ideen der deutschen Patrioten billigen werde? Rußland war seit Jahrhunderten der absolutest regierte Staat in der Welt und der Czar konnte in seinem weiten Reiche über Land und Menschen ganz nach Laune verfügen. In diesem Geiste war Alexander I. erzogen worden und er glühte also von Haß gegen alle die, welche das göttliche Recht der Könige mit Füßen traten. Nun hatte er allerdings bei Gründung der heiligen Allianz allen Völkern Frieden, Glück, Gerechtigkeit und Freiheit versprochen; aber darunter verstand er nichts als die Bewahrung der Völker vor dem Greuel der Revolution, und darum betrachtete er es



seit dem zweiten Pariser Frieden als die Hauptaufgabe seines Lebens, die revolutionären Ideen, wo sie nur immer in der Welt auftauchen würden, mit der Wurzel auszurotten. Ganz dieselben Gesinnungen hegten auch der Kaiser Franz I. und sein Premier, der Fürst Metternich, denn der österreichische Staat war aus so vielen und bunten Theilen zusammengesetzt, daß es unmöglich schien, ihn anders als durch eine unumschränkte Regierungsgewalt zusammenzuhalten, und somit hatte man auch in Wien, so gut als in St. Petersburg einen völligen Abscheu vor dem, was die deutschen Patrioten anstrebten. Gewiß dergleichen tolle Träume von einem einigen freien Deutschland durfte man nicht auskommen lassen und darum that in Oesterreich die Polizei, die geheime wie die öffentliche, ihr Möglichstes, um selbige Idee schon an der Gränze abzusperren.

Ganz anders dagegen stand es im übrigen Deutschland; in jenen Kleinstaaten (oder wenigstens im größten Theil derselben) nämlich, welche früher zum Rheinbunde gehört hatten, und vor allem in Preußen, dem Hauptfactor der nun beendigten Freiheitskriege. In den genannten Kleinstaaten waren alle die, welche die Freiheitskriege mitgemacht hatten, Bürger wie Beamte, Offiziere wie Kaufleute, darüber einig, daß es mit dem bisherigen absolutistischen Sultanat ein Ende haben müsse, und vor diesen Vielen mußten die wenigen Aristokraten und Bureaukraten, an denen es natürlich auch nicht fehlte, verstummen. Die Hierarchie aber konnte schon deswegen nicht auskommen, weil ihr durch den Protestantismus die Flügel beschnitten waren, und so bekam die liberale Strömung fast an allen Kleinstaat-Höfen die Oberhand. Ganz ebenso stand es in Preußen, denn hier war man schon seit dem Jahre 1808 mit der Umgestaltung des ganzen Staates nach völkethümlichen Grundsätzen beschäftigt und auch jetzt noch, nach hergestelltem Frieden, saßen Männer im Rathe des Königs, welche ihn drängten, von der einmal eingeschlagenen Bahn nicht mehr abzuweichen. Ueberdem hatte Friederich Wilhelm III. seinem Volke, das ihm und seinem Hause so unendliche Opfer gebracht, aus eigenem Antrieb am 22. Mai 1815 die feierliche Zusage einer freisinnigen Verfassung gegeben und in ganz Preußen, wo das nationale Bewußtsein in alle Schichten gedrungen war, haute man fest darauf, daß er sein Wort einlösen werde. Nun

aber, wenn es so stand, wie ließ es sich denken, daß Preußen und die Kleinstaaten für die Reaction, für das Princip der Legitimität und Stabilität, für die Wiederherstellung der Zustände vor 1789 mit Reactivirung der Privilegien des Adels und der Geistlichkeit gewonnen werden könnten? Es schien nicht möglich, aber dennoch wurden sie gewonnen und zwar vor allem Preußen durch die vereinigten Bemühungen Oesterreichs und Rußlands.

Den Regenten dieser beiden Staaten nämlich war unendlich viel daran gelegen, daß Preußen von der liberalen Bahn abgelenkt werde, und zwar hatte jeder hiezu seine besonderen Gründe. Seit dem siebenjährigen Krieg war Oesterreich auf's Außerste bemüht, den preußischen Staat nicht noch mehr anwachsen zu lassen, und wie nun, wenn Preußen mit den deutschen Patrioten Hand in Hand ging? Dann gewann es in der Gunst der Bewohner Kleindeutschlands einen ungeheuren Vorsprung vor Oesterreich und sein Uebergewicht im Reiche war für immer gesichert. So kalkulirte der Fürst Metternich; der Kaiser von Rußland aber befürchtete, es könnten, wenn Preußen dem revolutionären Fortschritt huldige, die angrenzenden Polen von diesem Geiste angesteckt werden, und ging schon aus diesem Grund mit Metternich Hand in Hand. Noch mehr übrigens aus persönlichen Rücksichten. Er hatte nämlich soeben seinen Bruder und höchstwahrscheinlichen Thronfolger Nikolaus (er selbst besaß keinen Sohn und sein ihm im Alter nächststehender Bruder Constantin wollte von der Thronnachfolge nichts wissen) mit des Königs von Preußen ältesten Tochter vermählt und es wäre ihm unerträglich gewesen, einen Monarchen, der jetzt zu seinen nächsten Verwandten gehörte, im Lager der Revolutionäre (denn die deutschen Patrioten betrachtete er als solche) zu wissen. Kurz, man machte von Wien und Petersburg aus alle nur erdenklichen Anstrengungen, um die preußische Regierung von ihrer „verderblichen“ Bahn abzulenken, und um die Mittel, solches zu Wege zu bringen, war man natürlich nicht verlegen. So wurde, um nur einige derselben namhaft zu machen, die russische wie die österreichische Diplomatie gleichförmig angewiesen, die Bestrebungen der deutschen Patrioten frischweg als „Jakobinerthum“ zu bezeichnen, und zugleich ward Preußen wie Kleindeutschland mit österreichischen



und russischen Geheimagenten überschwemmt, deren einzige Aufgabe war, überall Demagogen zu wittern. So erhielt der bestochene Geheimrath Schmalz in Berlin die Weisung, eine Schrift in die Welt hinauszuschleudern, in welcher er alle deutsch-preussischen Patrioten, besonders die Mitglieder des Tugendbundes (dieser Bund war, wie wir wissen, im Dezember 1809 von Friedrich Wilhelm III. offiziell aufgelöst worden, hatte sich aber im Stillen nicht nur erhalten, sondern sich vielmehr während der Freiheitskriege zu neuem Flor erhoben und bildete jetzt nach dem zweiten Pariser Frieden den Angelpunkt, um den sich die Nationalgesinnten gruppirten) bezüchtigte, daß sie auf nichts anderes, als auf den Umsturz des Bestehenden und zwar mit den Mitteln des Mords, der Plünderung und der Unzucht hinarbeiteten. So stellte Alexander I. seinem „Freunde und Bruder,“ Friedrich Wilhelm III. in eigenhändigen Briefen vor, daß die Völkerschaften Europa's sich nach nichts mehr sehnten, als nach unbedingter Ruhe und Ordnung, um nach den langen Stürmen die Segnungen des Friedens zu genießen, daß diese Ruhe und Ordnung aber die größte Gefahr liefe, wenn man sich nicht beeilte, jene excentrischen Köpfe, die immer und ewig ihre heißere Stimme für Gewährung von Volksrechten und Volksfreiheiten erhöben, zu beseitigen. Durch solche und andere Mittel gelang es, den ziemlich schwachen König von Preußen, der ohnehin einen ungeheuren Widerwillen dagegen hatte, von seiner absoluten Machtposition nur das Geringste abzutreten, auf die Seite der Reaction hinüberzuziehen, und über diese Gesinnungsveränderung desselben konnte sich bald in ganz Preußen kein Mensch mehr täuschen. Der Tugendbund nämlich ward im Januar 1816 zum zweiten Male aufgehoben und jeder mit den strengsten Strafen bedroht, der ihn insgeheim fortzusetzen versuchte. Gleich darauf erfolgte das Verbot des Rheinischen Merkurs, des besten Blattes der patriotischen Parthei, welchem (der Redakteur war der schon früher genannte Görres) die Regierung während der Volkserhebung in den Jahren 1813 und 1814 unendlich viel verdankte, und einige Monate darauf traf dasselbe Verbot alle übrigen freisinnigen Blätter. Nicht minder ruhte die Königliche Ungnade von nun an auf Allen, welche früher darauf gedrungen hatten, daß Preußen aus einem despotisch-regierten Staate

ein Rechtsstaat werde, und selbst dem Freiherrn von Stein begegnete man auf eine Weise, daß er es vorzog, sich auf sein Landgut Rappenberg zurückzuziehen. Was aber das Bezeichnendste war, das Dekret vom 22. Mai 1815, laut welchem im Frühjahr 1816 eine Commission zur Ausarbeitung einer Verfassung für das Königreich Preußen niedergesetzt werden sollte, wurde einfach zurückgenommen und der Denunziant Schmalz erhielt statt eines Fußtrittes, der ihm für seine Lügenchrift gebührt hätte, von Friedrich Wilhelm III. den rothen Adlerorden.

Jetzt blieben nur noch die deutschen Kleinstaaten zur Belehrung übrig; allein dieß konnte doch wahrhaftig nicht schwer fallen, wenn Preußen, Oesterreich und Rußland gemeinsam auf dieselben brückten. Uebrigens waren nicht einmal die sämtlichen Kleinstaatregenten von ihren Unterthanen dahin bestimmt worden, der liberalen Strömung nachzugeben, sondern ihrer Zwei machten eine merkwürdige Ausnahme, der Herzog Karl von Braunschweig und der Kurfürst Wilhelm von Hessen-Kassel. Für Ersteren, den Sohn des bei Quatrebras gefallenen tapferen Friedrich Wilhelm, führte anfangs — während seiner Minderjährigkeit — der König Georg von England die vormundschaftliche Regierung und das Herzogthum Braunschweig erhielt in seinem Auftrag durch den Minister Schmidt-Phiselled eine angemessene landständische Verfassung. Sowie aber Karl, volljährig geworden, die Regierung übernahm, annullirte er in seiner despotisch-jähzornigen Laune nicht bloß sofort jene Verfassung, sondern umgab sich auch mit Rathgebern der geringsten Sorte, unter denen ich den Staatsrath Bosse, den Hofrath Friede, den Kanzleibirektor Bitter und den abentheuernden Engländer Lindworth besonders hervorhebe. Nicht minder schlimm trieb es der Kurfürst Wilhelm I. von Hessen-Kassel, nachdem ihm der Sturz Napoleons wieder zu seinem Ländchen verholfen hatte. Als der Starrste aller Legitimisten nämlich erklärte er sofort, daß er die siebenjährige westphälische Zwischenregierung als gar nicht vorhanden erachte, und annullirte Alles, was in jenen sieben Jahren geschehen war. So führte er bei seiner kleinen Armee wieder Puder, Pöf und Prügel ein und degradirte die inzwischen von Lieutenants zu Obersten avancirten Offiziere wieder zu Lieutenants. So restituirte



er die Frohnen mit der Leibeigenschaft und zog die Domainen, welche unter Jerôme verkauft worden waren, gewaltsam an sich, ohne die Käufer zu entschädigen. Nun hatte Kurhessen noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine landschaftliche Vertretung, bestehend aus Abgeordneten der Geistlichkeit, des Adels und der Städte, besessen. und siehe da, plötzlich gefiel es dem Kurfürsten, diese Stände einzuberufen. Warum aber? Etwa um mit ihnen das Wohl des Landes und insbesondere eine neue Constitution, wie sie für die jetzigen Zeiten paßte, zu berathen? Gott bewahre, sondern um von ihnen Ersatz für die im Jahr 1814 aufgewendeten Kriegskosten im Betrag von vier Millionen Thalern zu verlangen. Die Stände verweigerten die Forderung, sich darauf berufend, daß — von dem Verkauf der Landeslinder an England her — ein großer Staatsschatz vorhanden sei. Darüber aber wurde der zwar überreiche, aber schmutzig geizige Kurfürst, der jenen Staatsschatz für sein Privateigenthum declarirte, so wüthend, daß er die Landesvertretung auseinander jagte und fortan wieder so absolutistisch regierte, als er vor 1806 gethan. Ebenso that auch sein Sohn Wilhelm II., der ihm im Jahr 1821 folgte; nur wurde des Letzteren Regierung insofern eine noch viel unerträglichere, als er sich in der Gräfin Reichenbach eine öffentliche Maitresse hielt und Jeden in's Gefängniß werfen ließ, der dieses Verhältniß anstößig fand.

Das waren die beiden Kleinstaaten Deutschlands, in welchen nach dem Sturz Napoleons zum mindesten ebenso absolutistisch regiert wurde, als in Oesterreich und Preußen; alle übrigen Kleinstaatsregenten dagegen kamen dem Artikel 14 der Bundesacte getreulich nach und verwilligten ihren Unterthanen eine landständische Vertretung. Freilich darüber, ob die verwilligten Verfassungen (die meist der Karte, welche Ludwig XVIII. den Franzosen aufocroyrte, nachgebildet waren) mit ihrem Zweikammersystem allen Anforderungen genügten, oder ob sie bloß den „Despotismus in constitutioneller Form“ repräsentirten, wie die Unzufriedenen meinten — darüber ließ sich streiten; Thatsache aber ist, daß in ihnen ein ungeheurer Fortschritt lag. Darf ja doch das Volk nunmehr in der Schaffung der Gesetze, denen es zu gehorchen hatte, durch seine Vertreter ein Wort mitsprechen und

sah sich also nicht mehr, wie früher, der reinsten Willkür preisgegeben! Ueberdem wurden von jetzt an die Einnahmen und Ausgaben des Staats controlirt und jede unnütze Verschwendung mußte aufhören. Weiter sah sich der Regent selbst auf eine Civilliste beschränkt, während er sich früher hatte zueignen können, was er wollte, und mit dem gräßlichen Sultanat der Rheinbundzeiten hatte es, Gott sei Dank, ein Ende. Schließlich, wenn in den Worten der Constitution je noch Etwas fehlte, um den Rechtsstaat zur Wahrheit zu machen, konnte man die nöthigen Verbesserungen nicht nachträglich noch im Einverständniß mit der Regierung vornehmen? Mit einem Wort also, der neu eingeführte Constitutionalismus bedeutete einen ungeheuren Fortschritt und man segnete also die Fürsten, welche ihren Völkern mit demselben entgegenkamen. Doch soll ich nun nach einander alle die näheren Umstände erzählen, unter denen dieses und jenes Land und Ländchen seine Verfassung erhielt? Ich denke, einige wenige Bemerkungen werden genügen, da alles Uebrige in die Geschichte der Einzelstaaten gehört. Also der erste Fürst, welcher seinem Ländchen schon im Herbst 1816 eine wirklich freisinnige Verfassung gab, war der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar, der große Förderer von Kunst und Wissenschaft, und ihm folgte im Sommer 1817 der Herzog Wilhelm von Nassau nach, welcher jedoch alle Domainen des Landes als sein Privateigenthum in Anspruch nahm. Bayern erhielt seine Verfassung im Mai 1818, nachdem der König Max Joseph den bisher allmächtigen Minister Montgelas schon im Februar 1817 entlassen hatte, und der erste Landtag tagte vom 4. Februar bis 22. Juli 1819. In Hannover erschien das Verfassungsdekret im Januar 1819 und die erste Ständeversammlung eröffnete am 28. Dezember 1819 der Herzog von Cambridge als Stellvertreter des englischen Königs. In Württemberg, dessen despotischer König Friedrich I. seinem vortrefflichen Erstgeborenen Wilhelm (den wir aus dem Feldzuge von 1814 kennen) am 30. Oktober 1816 Platz machte, kam die Verfassung erst am 25. September 1819 zu Stande, aber schon vorher hatte Wilhelm I. seinem Volke Alles gewährt, was nachher in der Verfassung gewährleistet wurde. Etwas früher, im August 1818, ließ der Großherzog von Baden für sein Land eine Verfassungsurkunde



publiciren, und wenn dieselbe auch eine octroyirte war, so hieß man sie ihrer Liberalität wegen dennoch äußerst willkommen. Weit illiberaler fiel dagegen die Verfassung von Sachsen aus und in Mecklenburg herrschte nach wie vor nur der privilegierte Adel. Im Uebrigen erhielten nach einander nun auch noch die übrigen Ländchen ihre Verfassungen und selbst Hildburghausen nebst dem winzigen Lichtenstein fehlten nicht.

So war denn der Weg zu einer freieren Entwicklung Deutschlands wenigstens in den Kleinstaaten angebahnt und man unterließ es auch nicht, auf diesem Wege vorwärts zu schreiten. Ein frischer, freier Geist wehte in den Sitzungen der Deputirtenkammern und man deckte alle Schäden, welche da und dort noch hängen geblieben waren, ohne Scheu auf. Nicht minder scharf äußerte sich die Presse, welche in den meisten Kleinstaaten vollkommen frei gegeben war, und mit wahrer innerer Genugthuung stellte man Vergleichen mit den in Oesterreich und Preußen herrschenden reactionären Zuständen an. Natürlich aber machte dieß in Wien und Berlin einen höchst widerwärtigen Eindruck und man fing überhaupt an, die Rückwirkung des kleindeutschen Verfassungslebens fast mehr als unangenehm zu empfinden. Noch peinlicher fühlte man sich speciell am preussischen Hofe berührt, als die Stadt Coblenz es im Januar 1818 wagte, den König Friedrich Wilhelm III. in einer Bittschrift an sein Versprechen vom 22. Mai 1815 zu erinnern, und gleich nachher einige andere Städte am Rhein, ohne sich durch den „Allerhöchst ausgesprochenen Unwillen über die Coblenzer Bittschrift“ abschrecken zu lassen, dieselbe Eingabe womöglich noch energischer wiederholten. Das war denn doch eine ganz unerhörte bis an Majestätsbeleidigung streifende Frechheit, eine Frechheit, die nirgends sonst ihren Grund haben konnte, als in dem fluchwürdigen Geist der Revolution, und darum — hierüber einigte man sich jetzt schnellstens in Berlin, Wien und St. Petersburg — durfte man keinen Augenblick länger zögern, durchgreifende Maßregeln gegen jenen höllischen Geist zu ergreifen.

Die Gelegenheit hiezu bot sich bald genug. Schon im Jahr 1815 war in Jena, unter Billigung freisinniger Professoren, von älteren Studenten, welche die Freiheitskriege mitgemacht hatten, eine





In demselben Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Geheimnisse der Bastille.

Historisch-biographische Bilder aus der Vergangenheit

von

Otfr. Müllers.

Mit Illustrationen.

2 Bände in 8.

(Eadenpreis früher Rthlr. 2. 17  $\frac{1}{2}$ . — fl. 4. 15.)

jetzt Rthlr. 1. — fl. 1. 45.

Ferner:

**1870!**

## Der große Entscheidungskampf

zwischen

Deutschland und Frankreich

von

Theodor Griesinger.

Mit mehr als 100 Illustrationen.

73 Bogen in 4<sup>o</sup>.

Preis Thlr. 1. — fl. 1. 48.



1. 16  
47. & 48. Hest.

Preis jeder Liefg. 4 sgr. — 12 kr. rh.

THEODOR  
GRISINGER

Die  
Helden  
der  
Schlacht  
von  
Muran



Stuttgart 1874.

Verlag von Paul Moser.











Prinz Eugen, seine Dienste anbietend, wird von Ludwig XIV. zurückgewiesen.



neue studentische Verbindung, die Burschenschaft, gegründet worden und hatte sich schnell über Tübingen, Heidelberg, Halle und Gießen nach fast allen deutschen Universitäten verbreitet. Ihr Zweck war, dem seit Jahrhunderten eingewurzelten, in ewigen Duellen, sinnlosen Raufereien und wüsten Trinkgelagen bestehenden academischen Treiben durch ernstes Studium, sittliche Haltung und eine ächt deutsch-patriotische, in Wort, Lied und Gesang ausgesprochene Gesinnung entgegenzutreten, sowie auch an die Stelle der Landsmannschaften, in denen sich die unheilvolle Zersplitterung des deutschen Vaterlandes abspiegelte, ein Symbol der allgemeinen deutschen Einigung (ebendeshalb wählten auch die Burschenschaftler die „schwarz-roth-goldene Farbe“ als Bundeszeichen, indem sie annahmen, daß die frühere Reichsturmflagge eine schwarz-roth-goldene gewesen sei) zu setzen. Nicht minder trieben die Mitglieder dieser neuen Verbindung mit Vorliebe gymnastische oder Turnübungen, um neben dem Geist auch den Körper zu stärken (damit man fähig werde, alle Kriegstrapazen zu ertragen, wenn's wieder einmal gegen den Erbfeind gehe) und zugleich zeichneten sie sich durch ihre sogenannte altdeutsche Tracht — schwarzes Barett, zurückgeschlagener Hemdkragen, kurzer schwarzer Rock und leinene durch einen Gurt festgehaltene Beinkleider — aus. In solcher Weise trat die deutsche Burschenschaft auf und jeder Billigdenkende wird zugeben müssen, daß ihr Bestreben ein edles war, wenn auch vielleicht manches Unklare, Schwärmerische und sogar Excentrische mitunterlief. Gut also, die Burschenschaft von Jena schrieb im Sommer 1817 auf den kommenden 18. Oktober, als den Jahrestag der Befreiungsschlacht von Leipzig und zugleich anknüpfend an die dreihundertjährige Feier der Reformation, einen allgemeinen Burschentag auf die Wartburg, jenes berühmte Bergschloß bei Eisenach im Großherzogthum Weimar (Luther begann dort die Bibelübersetzung) aus, und es erschienen an jenem Tage über sechshundert Studenten aus allen Gauen Deutschlands, sowie auch verschiedene Professoren von Jena. Das Fest verlief höchst würdig und die Verhandlungen, betreffend die feste Begründung der allgemeinen deutschen Burschenschaft, sowie die Reden und Gesänge hatten sämmtlich ein sehr ernstes Gepräge. Da, gegen Abend, fiel es Einigen, die sich etwas mehr aufgereggt hatten, ein, jene Handlung



Luthers, wie er die päpstliche Bulle dem Feuer überantwortete, nachzuahmen, und schnell war ein kleiner Scheiterhaufen errichtet, in welchen man die verhaßten reactionären Schriften eines Schmolz, Kozebue, Haller, Kampf und anderer österreichisch-russischer Lohnschreiber hineinwarf. Dazu fügte man noch einen österreichischen Korporalsstock, einen heftischen Pops, sowie einen preussischen Gardeschürleib, und das Ganze war also nichts, als ein unschuldiges politisches Auto da Fé, durch welches kein Mensch irgend einen Schaden litt. Sowie man aber die Sache in Wien erfuhr, erhob sich daselbst in der Umgebung Metternichs ein großes Geschrei und der österreichische Beobachter denunzirte den lustigen Schwanf als das Nachwerk einer Rottte von jakobinischen Verschwörern. Noch mehr, es entstand hierauf ein heftiger Notenwechsel zwischen Wien, Berlin und Weimar und der Großherzog von Sachsen-Weimar, welcher die Wartburg zu dem Feste eingeräumt hatte, mußte sich zu verschiedenen harten Maßregeln (Aufhebung der Preßfreiheit und des Versammlungsrechts), insbesondere aber auch zur Anstellung einer strengen Untersuchung verstehen, um den Zorn der Gewaltigen zu besänftigen. Das Schlimmste schien also abgewandt, aber nicht lange hernach ward von einem Burschenschaftler eine That begangen, aus welcher die furchtbar gefährliche Tendenz der Burschenschaft ganz unzweifelhaft hervorzugehen schien, und nun beschloßen die Reactionscabinette gemeinsame Maßregeln zur Vernichtung des deutschen Jakobinerthums zu ergreifen. Gleich nach dem Wartburgfeste nämlich hatte die russische Regierung den Staatsrath August von Kozebue, einen Deutschen, der aber schon längst in ihren Diensten stand, als Spion nach Weimar gesandt, um sowohl den Großherzog und seine Umgebung, als auch insbesondere die Universität Jena zu überwachen, und da Kozebue aus dieser seiner Spionage gar kein Hehl machte, so wurde er bald ein Gegenstand der tiefsten Erbitterung. Am meisten übrigens haßten ihn die Exaltirteren unter den Studenten und endlich im Frühjahr 1819 entschloß sich der Theologiekandidat Karl Sand, gebürtig aus Wunsiedel in Bayern, ein krankhaft überspannter junger Mann und früheres Mitglied der Burschenschaft von Jena, diesen Verräther: „damit die deutsche Freiheit einen Feind weniger habe,“ durch Mord aus dem Wege zu räumen. Kaum aber

hatte er diesen Entschluß gefaßt, so reiste er nach Mannheim, wohin Kozebue der Universität Heidelberg wegen gerade übergesiedelt war, ließ sich da am 23. März, dem Tag seiner Ankunft, bei dem spionirenden Staatsrath melden und stieß ihm den Dolch so tief in die Brust, daß der Tod fast augenblicklich erfolgte. Die Minute darauf suchte Sand den Dolch auch gegen sich selbst, traf sich aber schlecht und wurde nun in's Gefängniß geworfen, von dem aus er vierzehn Monate später, am 20. Mai 1820, zur Sühne für sein Verbrechen das Schaffot bestieg.

Es lag hier zweifellos ein politischer Mord vor; allein ebenso zweifellos stellte es sich aus der langen Untersuchung heraus, daß Sand keine Mitschulbigen hatte. Somit war jene That weder im Complotte verübt, noch von einer Parthei oder Gesellschaft angezettelt worden. Dessenungeachtet nahm man dieß an und da kurze Zeit darauf ein anderer früherer Burschenschaftler, der junge Apotheker Löhning, der übrigens notorisch verrückt war, im Bade Schwalbach ein ähnliches, obwohl mißglücktes Attentat auf den Nassauischen Regierungspräsidenten von Ibell, den Viele dem Charakter nach für einen Zwillingssbruder Kozebue's hielten, machte, so ging man noch um einen Schritt weiter. „Die Burschenschaft und die Turner,“ so bewiesen der russische Staatsrath Stourdza und andere „Diplomatiker“ ähnlicher Gesinnung, „hätten sich gegen die bestehende Ordnung verschworen und wollten der Revolution durch den Mord der Fürsten und ihrer treuesten Diener den Weg bahnen. Ganz in dieselbe Kategorie aber gehörten auch die sämtlichen sogenannten Patrioten oder Deutschthümler, und es stehe überhaupt so gefährlich, daß nur die umfassendsten Gegenmaßregeln Deutschland vor Anarchie und Jakobinerthum retten könnten.“ So sprach sich die Reaktionsparthei aus und Friedrich Wilhelm III., hiedurch erschreckt, ließ nicht nur sofort alle Turnplätze schließen, sondern befahl auch allüberall in seinen Landen Haussuchungen und Verhaftungen vorzunehmen, um dem Demagogenthum auf die Spur zu kommen. Auf ganz dieselben Maßregeln suchte man von Wien und Berlin aus auch die Regierungen der deutschen Kleinstaaten hinzudrängen und die Meisten derselben (nur Württemberg, Weimar und Bayern machten eine rühm-



liche Ausnahme) fügten sich schon deshalb, weil die Regenten sowohl als ihre Minister ihr Leben durch die gräßlichen Verschwörer für bedroht hielten. Allein was kam heraus? Allerdings die große Masse der Ungebildeten wurde mit Angst und Schrecken erfüllt, als man eine Menge von Verhaftungen vornahm, und der Glaube verbreitete sich, daß die Deutsthümler sammt und sonders banditenmäßige Revolutionäre seien, welche auf nichts, als auf Mord, Brand und Plünderung ausgingen; die Strafrichter jedoch, denen die Verhafteten überliefert werden mußten, fanden an denselben fast ohne Ausnahme keine Schuld und man mußte sie — sogar diejenigen, welche man als Räbelsführer und Verschwörungshäupter, wie den D. Follenius, den Turnmeister Jahn und die Professoren Arnbt und Weller, so gerne in ewiges Gefängniß geworfen hätte — nach etlichen langen Verhören wieder frei geben.

Die Cabinette von Wien, St. Petersburg und Berlin verzweifelten also daran, dem Mord, der Anarchie und dem Jakobinerthum mit den gewöhnlichen und ordentlichen Mitteln auf den Leib rücken zu können; allein gab es denn nicht auch außergewöhnliche und außerordentliche Maßregeln? Auf diesen Gedanken kam der Fürst Metternich und auf seine Einladung hin trat sofort Anfangs August 1819 ein Congreß der deutschen Regierungen (vertreten waren außer Oesterreich insbesondere Preußen, Bayern, Hannover, Sachsen, Württemberg, Baden, Nassau, Kassel und die beiden Mecklenburg) in Karlsbad zusammen, der zur Rettung Deutschlands jene viel berücktigten Dekrete erließ, welche der freien Entwicklung unseres Vaterlandes auf lange Jahre hinein den Todesstoß versetzten. Beschlossen nämlich, und zwar mit großer Stimmenmehrheit — eigentlich widersprach nur der württembergische Minister Graf Winzingerode — beschloß man auf Metternichs Antrag Nachfolgendes. Erstens: Abschaffung der Preßfreiheit und Einführung der Censur, dieweil die Presse in ganz Deutschland im Dienste einer die Ordnung untergrabenden Partei stehe, welche, wenn man sie machen ließe, den ganzen deutschen Bund vergiften würde. Zweitens: Aufstellung von Regierungskommissären auf den sämtlichen deutschen Universitäten, um sowohl die Professoren als die Studirenden zu überwachen; zugleich auch mit der Befugniß, alle demagogischen Verbindungen aufzulösen und verdächtige Professoren

nach Belieben abzusetzen. Drittens: Niedersetzung einer Centraluntersuchungskommission, besser gesagt einer Staatsinquisition zur Untersuchung der bisherigen demagogischen Umtriebe, bestehend aus sieben Mitgliedern und mit dem Sitze in Mainz. Viertens endlich: Revision des Artikels 13 der Bundesacte, das ist jenes Artikels, welcher den deutschen Völkern landständische Verfassungen versprach. „Diesen Artikel nämlich,“ erklärten Metternich und sein berücktigter Sekretär, der Geheimerath von Genß, „habe man ganz falsch verstanden, so falsch, daß manche deutschen Fürsten ihren Ländern parlamentarische Constitutionen fast nach englischem Muster gegeben hätten. Zwischen einer Constitution letzterer Art, welche man gewöhnlich Repräsentativ-Verfassung nenne, und einer landständischen Verfassung bestehe aber ein unendlich großer Unterschied, denn bei der letzteren gebe es nur Abgeordnete der Corporationen und Stände, keineswegs aber aus unmittelbaren Wahlen des Volks hervorgegangene Deputirte, und überdies hätten jene landständischen Abgeordneten kein weiteres Recht, als das, den Souverain zu berathen. Bei einer Repräsentativ-Verfassung theile man die Gewalt zwischen Fürst und Volk und mache dadurch das letztere zum Mitregenten. Solches sei aber innerhalb des deutschen Bundesgebietes ganz unzulässig, weil der deutsche Bund aus lauter souverainen Fürsten bestehe, deren Souverainetät laut bestehendem Recht nicht geschmälert werden dürfe, und somit müsse aus den verschiedenen landständischen Verfassungen der Einzelstaaten alles das ausgemerzt werden, was an den englischen Parlamentarismus erinnere.“ Also legte Metternich den Artikel 13 der Bundesverfassung aus und, wenn nun auch einzelne Gesandte im Auftrag ihrer Regierungen einer solchen Auffassung widersprachen, so stimmten dagegen Preußen, Hannover, Sachsen, Nassau, Hessen-Kassel und die beiden Mecklenburg derselben unbedingt zu, so daß sie die große Mehrheit der Stimmen erhielt.

Das waren die viel berücktigten Karlsbader Beschlüsse, welche in ganz Europa das außerordentlichste Aufsehen erregten. Es ist richtig, einer der Rathgeber Friedrich Wilhelms III., der Minister Wilhelm von Humboldt, wagte es, dieselben im Ministerrathe als „schändlich, unnational und eines denkenden Volkes unwürdig“ zu bezeichnen; aber dafür wurde er auch entlassen und durch einen „Bessergesinnten“ ersetzt.



Es ist richtig, der König Wilhelm I. von Württemberg ging noch weiter und bot jenen Beschlüssen mehrere Jahre lang Trotz. Doch siehe da, am 3. Januar 1823 beriefen Oesterreich, Preußen und Rußland ihre Gesandten zu gleicher Zeit von Stuttgart ab und nun mußte der freisinnige König nachgeben, da er natürlich nicht in der Lage war, mit den genannten drei Großmächten Krieg führen zu können. Alle andern deutschen Kabinette dagegen wagten keinen Widerspruch, als der Präsident-Gesandte Buol-Schauenstein die genannten Beschlüsse der Bundesversammlung zu Frankfurt am Main auf Befehl Metternichs zur Bestätigung vorlegte, und so gelangten dieselben durch Beschluß vom 20. September 1819 zur gesetzlichen Geltung für ganz Deutschland. Welches waren aber die Folgen hiervon? Nun die Landtage in den deutschen Kleinstaaten sanken zu Geldverwilligungsinstituten herab und kein einziger Abgeordneter hatte mehr den Muth, seiner Regierung irgend etwas zu verweigern. Die deutschen Zeitungen schrieben fortan nur das, was die Herren Censoren zu schreiben erlaubten, und sich mit der Politik zu beschäftigen, wurde überhaupt so gefährlich, daß man es am liebsten ganz bleiben ließ. Die Burschenschaft und die Turnerei wurden natürlich strengstens verboten und außer in den Kirchen durfte man sich nirgends mehr versammeln. Die Unterthanen sahen sich wieder zum stummen Arbeiten und Steuerzahlen verdammt und nur der Absolutismus nebst dem Adel, der Geistlichkeit und der Bureaucratie lebte in Herrlichkeit und Freuden. Der Centraluntersuchungsausschuß (die Mitglieder desselben waren für Oesterreich Hofrath Schwarz, für Preußen Präsident von Kaiserberg, für Bayern Ministerialrath von Hörmann, für Hannover Regierungspräsident von Bar, für Baden Geh. Rath Pfister, für Hessen-Darmstadt Hofrath von Preuschen und für Nassau Gerichtsdirektor Mussat) in Mainz aber, jenes unheimliche Ausnahmegericht, welches davon ausging, es bestehe in Deutschland ein großer Verschwörungs-Mörder-Orden in der Art und Weise wie der der Assassinen im Morgenlande mit einem Scheich-al-Dschabal (dem sogenannten Alten vom Berge) an der Spitze, inquirente viele Jahre lang (bis 1828), mit einer Raffinirtheit ohne Gleichen und schickte Hunderte von deutschen Jünglingen, deren ganzes Verbrechen in einer schwär-

merischen Begeisterung für's Vaterland bestand, als Staatsverbrecher auf halbe oder ganze Lebenszeit in die Kasematten der deutschen Festungen. Nicht minder räumte man mit den Professoren an den deutschen Universitäten auf und ihrer Viele sahen sich, um nicht auch eingesperrt zu werden, genöthigt, entweder in der Schweiz (Dewette, Ofen und Görres) oder in Nordamerika (die beiden Follen) eine Zuflucht zu suchen. Ja selbst die Feier des 18. October wurde verboten und damit Niemand mehr an die Freiheitskriege erinnert werde, ließ man das Siegesdenkmal auf dem Leipziger Schlachtfelde umreißen. Kurz man stellte eine förmliche Heßjagd auf den Liberalismus an und nur wer sich der Reaction vollständig in die Arme warf, konnte unbeanstandet existiren. Dadurch aber machte sich der Bundestag, in dessen Namen alle reactionären Maßregeln ergriffen wurden, so verächtlich, daß man in ihm nur noch den Polizei-Schergen Oesterreichs (Preußen bemitleidete man als im Schlepptau Oesterreichs befindlich) zur Knechtung Deutschlands sah, und nicht minder entstand allüberall in den deutschen Gauen ein schwerer Riß zwischen den Regierten und Regierenden, der jedenfalls den Letzteren nicht zur Ehre gereichte.

Trotz allem dem hatte die Reaction immer noch Angst vor der Revolution und der Fürst Metternich berief daher im November 1819 einen neuen Congreß der deutschen Regierungen nach Wien, um die Bundesacte des Näheren zu präcisiren. Damit wurde man bis zum Mai 1820 glücklich fertig und am 8. Juni verkündete man als Bundesgesetz, daß die Landstände der einzelnen deutschen Königreiche, Herzogthümer und Fürstenthümer gar kein Recht hätten, sich in allgemeine deutsche Angelegenheiten zu mischen, oder auch nur darüber Reden zu halten. Nicht minder stellte man jedem regierenden Fürsten augenblickliche Bundeshülfe (Execution durch preussisch-österreichische Bajonette) in Aussicht, wenn ihm etwa seine Landstände in Geld- oder andern Sachen Schwierigkeiten bereiten wollten, und dadurch wurden die Kleinstaatsverfassungen vollends ganz illusorisch gemacht. Demgemäß trat im öffentlichen Leben Deutschlands während der 1820er Jahre eine vollständige Stagnation ein, und daß diese Stagnation auch im übrigen Europa stabil bleibe, dafür sorgten



Rußland, Oesterreich und Preußen auf den Congressen von Troppau, Laibach und Verona.

---

### Drittes Kapitel.

#### Der Zollverein und die Anfänge einer preussischen Verfassung.

(1830—1848.)

Am 16. September 1824 starb Ludwig XVIII., jener Bourbon, den die Allirten nach Paris zurückgeführt hatten, und weil er keinen Sohn hinterließ, folgte ihm sein jüngerer Bruder, der Graf von Artois unter dem Namen Karls X., auf dem Thron von Frankreich nach. Ihm war die Revolution von 1789 von jeher als ein Gräuel ohne Gleichen erschienen, und sein einziges Bestreben, nachdem er den Thron bestiegen, ging daher dahin, Alles gründlichst auszurotten, was an jenen Gräuel erinnern konnte. Demgemäß führte er den Jesuitenorden wieder in Frankreich ein und erließ ein Sakrilegiengesetz, welches auf jedes Wort, das als Entweihung der Religion ausgelegt werden konnte, langjährige Einkerklerung setzte. Demgemäß befahl er der Geistlichkeit gegen die gestürzte Dynastie Bonaparte von den Kanzeln herab zu wüthen und stellte sich selbst an die Spitze der Prozessionen, die allwöchentlich in Paris in Scene gesetzt wurden. Demgemäß wandte er dem Adel eine Entschädigung für die zur Revolutionszeit eingezogenen Güter von tausend Millionen Franken zu und verschleuderte noch überdem die Staatsdomainen in Masse an denselben. Demgemäß beschloß er endlich auch noch die Verfassung, welche Ludwig XVIII. den Franzosen gegeben — trotzdem die servilen Kammermitglieder der Regierung immer Alles verwilligten, was diese von ihnen forderte —, und ernannte, um diesen Umsturz durchzuführen, im August 1829 ein Ministerium, dessen Seele der hochfahrende aber ganz talentlose Fürst von Polignac, sein eigener natürlicher Sohn, war. Nachdem nun dieses Ministerium, welches auf Jeden, der nicht zur hohen Aristokratie

gehörte, mit tiefster Verachtung herabsah, das Militär gehörig bearbeitet und überhaupt alle Vorbereitungen getroffen hatte, welche ihm nöthig schienen, um sei's im Frieden, sei's mit Gewalt zum ersehnten Ziele zu gelangen, erließ es am 26. Juli 1830 im „Moniteur“ jene berühmten Ordonnanzen, durch welche die bestehende Verfassung annullirt wurde; allein die Folge war eine ganz andere, als Karl X. hoffte. Das Volk von Paris nämlich, voran die Arbeiter, die Studenten und die Polytechniker, griff schon den Tag darauf, am 27. Juli, zu den Waffen und nach einem mörderischen Kampf mit den Truppen, der volle drei Tage währte, sah sich Karl X. genöthigt, mit allen seinen Anhängern die Flucht zu ergreifen. Sofort etablierte sich eine provisorische Regierung und diese in Verbindung mit den schnell zusammenberufenen Kammern erklärte den älteren Zweig der Familie Bourbon (Karl X., seinen Sohn, den Herzog von Angoulême, und seinen Enkel, den Herzog von Bordeaux) für ewige Zeiten vom Thron von Frankreich ausgeschlossen. Zum König dagegen erwählte man das Haupt der jüngeren Bourbonischen Linie, den Herzog Ludwig Philipp von Orléans, den Sohn jenes „Egalité“, der unter den Jakobinern seiner Zeit eine so berühmte Rolle gespielt hatte, und der neue König, gewöhnlich nur der „Bürgerkönig“ genannt, machte sich natürlich anheischig, dem Volke so viel Freiheiten, als man nur immer fordern würde, zu verleihen.

Das war die berühmte Julirevolution, welche dem Regimente der ächten Bourbons bis auf den heutigen Tag ein Ende gemacht hat, und wenn nun die hochreactionäre heilige Allianz consequent handeln wollte, so mußte sie sofort einschreiten. Sie hatte seit den Karlsbader Beschlüssen in allen Ländern jede nur halbwegs revolutionäre Regung augenblicklich unterdrückt und sich hiezu, wie in Piemont, in Neapel und in Spanien, selbst der Waffen bedient. Allein alle diese Staaten besaßen keine oder doch nur eine sehr geringe Widerstandskraft, während es sich jetzt um einen Großstaat handelte. Sollte man nun trotzdem marschiren lassen, um den verjagten Bourbon wieder auf den Thron zu setzen? Das würde zu einem langwierigen Kriege geführt haben und vor einem solchen scheuten sich Rußland, Oesterreich und Preußen gleich sehr. Ueberdem gab nicht der neu creirte Bürgerkönig



durch seine außerordentlichen Gesandten, die er sofort nach St. Petersburg, Wien und Berlin abgehen ließ, unter der Hand die Versicherung, daß er innerlich gut monarchisch gesinnt sei und auch in diesem Sinne regieren werde? Das genügte doch wahrhaftig, und statt also in Frankreich einzumarschiren, anerkannten die übrigen europäischen Herrscher den Bürgerkönig allseitig.

Mögen nun übrigens die Beweggründe, durch welche die drei Allianzkräfte sich vom Einschreiten abhalten ließen, gewesen sein, welche sie wollen, ein Beweis von Stärke und Consequenz lag darin nicht und um so ungescheuter brach der Jubel über das Gelingen der Revolution in allen Gauen Europa's los. „In drei Tagen,“ rief man sich gegenseitig zu, „sind die Pariser mit einer verhaßten Regierung fertig geworden, warum sollte uns nicht das Nämliche gelingen?“ und so machte die Revolution die Rundreise durch ganz Europa. Auch in Deutschland brachte sie eine ungeheure Aufregung hervor und allüberall regte man sich, das schwer empfundene Joch der Reaction abzuschütteln. Unbekümmert also um die Karlsbader und Wiener Beschlüsse stellten die liberaleren Abgeordneten in den Ständekammern frischweg ihre Forderungen an ihre jeweiligen Regierungen und diese Forderungen hießen: Numero Eins Preßfreiheit, Numero Zwei Geschworenengerichte, Numero Drei Beschränkung der polizeilichen Aügewalt, Numero Vier wirkliche Volksvertretung mit dem Recht der Steuergesetzgebung, Numero Fünf Abschaffung der Frohnden und Zehnten, sowie alles dessen, was von der Leibeigenschaft noch übrig war. Die Regierungen aber wagten es keineswegs, ihnen ein schroffes Nein entgegenzusetzen, sondern gewährten, was sie, ohne den Zorn des Fürsten Metternich allzusehr herauszufordern, nur irgend gewähren konnten. So verlief die Revolution in fast allen deutschen Kleinstaaten ziemlich friedlich und nur in einigen wenigen, wie Braunschweig, Sachsen, Hannover und Hessen-Kassel, kam es zu heftigeren Ausritten.

Wie gewaltthätig und despotisch, ohne nach Recht und Gesetz zu fragen, der herrische, leidenschaftliche, jähzornige, rachgierige und noch dazuhin unersättlich geizige Herzog Karl in Braunschweig regierte, habe ich bereits erwähnt und ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß seine Untertanen darob vom furchtbarsten Haß gegen ihn erfüllt

wurden. Nun befand sich derselbe eben in Paris, als die Julirevolution ausbrach, und in seiner Todesangst entfloß er über Hals und Kopf in die Heimath. Hier angekommen aber fand er alsobald seinen gewohnten Starrsinn wieder und alle Bürgerdeputationen, die sich bei ihm einstellten, um eine gesetzliche Regierungsweise zu verlangen, wurden, was man sagt, mit einem Fußtritt abgewiesen. Ja der vor Hochmuth halb wahnwitzige Regent erlaubte sich jetzt noch viel schreiendere Rechtsverletzungen, als zuvor, und drohte augenblicklich mit Kartätschenschüssen, falls man es wagen würde, ihm zu nahe zu treten. Da wurde endlich am 7. September 1830 die Bürgerschaft von Braunschweig wüthend und in einem Augenblicke tobte der Aufruhr durch die ganze Stadt. Man schleuderte Steine nach dem Wagen des Tyrannen, in welchem derselbe mit einer feilen Schauspielerinnen vom Theater heimsuhr, und stürmte dann das Schloß, das man zugleich an allen vier Ecken anzündete. Ja, während es lichterloh brannte, durchstöberte man alle Winkel des mächtigen Gebäudes, um des Verhaßten habhaft zu werden, und man hätte ihn sicherlich getödtet, wenn es ihm nicht gelungen wäre, sich durch den Schloßgarten in's Freie zu retten. Nunmehr begab er sich in's Ausland, von wo er nie wiederkehrte (er starb im Jahr 1873 in der Schweiz); die Regierung Braunschweigs aber übernahm sein jüngerer Bruder Wilhelm, der bisher in preussischen Kriegsdiensten gestanden, und der Bundestag gab diese Thronveränderung zu, nachdem die sämtlichen Mitglieder des Welfisch-Braunschweigischen Hauses den Entflohenen für regierungsunfähig erklärt hatten. Von da an herrschte in Braunschweig Ruhe und Ordnung, denn der Herzog beeilte sich, dem Lande eine freisinnige Verfassung zu geben, und brachte überhaupt Alles wieder in's Geleis, was aus den Fugen gegangen war.

Ein ähnliches Resultat brachte die Revolution in Hannover. Dieses Land hatte bekanntlich mit England einen und denselben Herrscher und wurde also von England aus regiert. Dieß führte aber zu vielen Mißständen und namentlich machte es böses Blut, daß die Verfassung, welche Georg IV. den Hannoveranern gab, durch den Einfluß des Grafen Münster, der rechten Hand des Königs, nur allein dem Adel und der Aristokratie Vortheile sicherte. Darum kam es



auch nicht lange nach der Julirevolution in zwei Städten, in Osterode und Göttingen, zugleich zu Unruhen und in beiden verlangten die Wortführer Entfernung des Grafen Münster, sowie Abänderung der Verfassung. Nun gelang es zwar den Behörden, den Aufstand zu unterdrücken und die Spitzen desselben entweder gefangen zu setzen (den Dr. König und den Dr. Plath) oder (wie den Dr. Rauschenplatt) zur Flucht nach Frankreich zu nöthigen; allein Georg's IV. Nachfolger, der König Wilhelm IV. (der Thronwechsel fand noch im Jahr 1830 statt), überzeugte sich bald, daß es ein Fehlgriff sei, das Land mit Strenge beruhigen zu wollen und ernannte sofort seinen Bruder, den Herzog von Cambridge, zum Vizekönig von Hannover mit dem Auftrage, den Beschwerden des Volks gerecht zu werden. Solchem Auftrage kam der Vizekönig, ein ebenso milder, als kluger Herr, in allen Theilen nach und es wurde nicht bloß der Graf Münster sofort entlassen, sondern man schritt auch auf des Herzogs Befehl zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung, welche im März 1833 Gesetzeskraft erhielt. So beruhigte sich das Land und gehässige Reibungen zwischen der Regierung und den Regierten schienen für immer unmöglich gemacht zu sein.

In Sachsen hatte der König Friederich August, an der Stelle einer neumodischen Constitution, im Jahr 1816 die mittelalterliche Vertretung der drei Stände, Adel, Geistlichkeit und Städte, wieder in's Leben gerufen und damit beruhigte sich das Land, weil der König ein milder, wohlwollender Herr war. Wie nun aber nach seinem Tode (anno 1827) sein sehr bigotter Bruder Anton (die Regentenfamilie war seit August des Starken Uebertritt katholisch, während das ganze Land sich zum Protestantismus bekannte) die Zügel der Regierung ergriff und dem Katholicismus ein Vorrecht nach dem andern einräumte, entstand große Unzufriedenheit und diese richtete sich hauptsächlich gegen den allmächtigen Minister Einsiedel. Nun untersagte gerade zur Zeit der Julirevolution die sächsische Regierung auf Einsiedel's Rath die Jubelfeier der Augsburgerischen Reformation und in Folge dessen kam es in Dresden, Leipzig, Bautzen und Chemnitz zu starken Excessen. Ja in Dresden steckte der Pöbel sogar das Polizeigebäude in Brand und der Aufruhr schien gefährliche Dimen-

sionen annehmen zu wollen. Nun fand der König Anton für gut, einzulernen, und entfernte nicht nur den Minister Einsiedel, sondern nahm auch den sehr beliebten Prinzen Friederich August, seinen Neffen, zum Mitregenten an. Dieß aber hatte zur Folge, daß sofort die seitherige Volksvertretung auf der Grundlage des neueren Constitutionalismus reformirt, sowie zugleich den vielen Mißbräuchen gesteuert wurde, und von nun an trat wieder Ruhe in den Gemüthern ein.

Die Mißregierung in Kassel blieb bis zum Jahr 1830 immer dieselbe und alle Bemühungen der braven Hessen, ihren Kurfürsten auf bessere Wege zu bringen, waren vergeblich. Nun aber nach der Julirevolution kam es am 6. September 1830 in der Stadt Kassel in Folge der gemeinen Anmaßungen der Gräfin Reichenbach zu heftigen Unruhen und als zugleich auch die Hanauer und Fuldaer sich gegen das bestehende Mißregiment auflehnten, mußte sich der Kurfürst wohl oder übel zu Zweierlei verstehen. Einmal zur Verabschiedung der Maitresse und sodann zum Befehl, eine zeitgemäße Verfassung ausarbeiten zu lassen. Diese Verfassung wurde am 5. Januar 1831 feierlichst publicirt und die Hessen waren vor Jubel fast außer sich. Doch siehe da, schon fünf Tage später, am 10. Januar, erfuhr man, daß die Gräfin Reichenbach wieder auf der Wilhelmshöhe herrsche, und daraufhin erneuerte sich in Kassel die Gährung in solch' heftiger Weise, daß die Maitresse zum zweiten Male zu entweichen für gut fand. Allein übrigens floh sie nicht, sondern der Kurfürst begleitete sie und schlug seine Residenz in Hanau auf. Darüber kam's zu neuen Unruhen, weil auch die Hanauer die Maitresse nicht dulden wollten, und am Ende blieb dem Kurfürsten nichts übrig, als seinem Kurprinzen Friederich Wilhelm die Regierung zu übertragen, damit er selbst ungestört mit der geliebten Reichenbach in Baden-Baden leben könnte. Nunmehr glaubten die Hessen, sich ihrer neu erworbenen constitutionellen Rechte in Ruhe erfreuen zu können; allein bald merkten sie, daß sie vom Regen in die Traufe gekommen seien. Der neue Regent nämlich hielt sich allerdings keine Maitresse, aber das Weiberregiment nahm deswegen doch seinen ungestörten Fortgang, denn Friedrich Wilhelm kaufte einem in Kassel lebenden preussischen Offizier seine Gemahlin um ein gut Stück Geld ab, erhob dieselbe



zur Gräfin von Schaumburg und ließ sich mit ihr auf die linke Hand trauen. Ueberdem konnte er sich bei seiner halstarrigen, gewaltthätigen Natur in die constitutionellen Verhältnisse gar nicht finden und da er die Landstände nicht anders, denn als wären sie seine Bedienten, behandelte, so mußten nothwendig die heftigsten Zerwürfnisse entstehen. Ja diese Zerwürfnisse wollten gar kein Ende nehmen und so werden wir ihnen im nächsten Kapitel zum zweiten Male begegnen.

Wir haben weiter oben gesagt, daß die französische Julirevolution überall in Deutschland die größte Aufregung hervorgerufen habe, und setzen nun hinzu, daß jene Aufregung in denjenigen deutschen Gauen, welche hart an Frankreich gränzten, besonders in Rheinbavern, sich am heftigsten manifestirte. Man spottete dort über die guten leichtgläubigen Constitutionellgesinnten, indem man darauf hinwies, daß die Regierungen in den deutschen Kleinstaaten trotz aller Landstände immer noch Alles durchgesetzt hätten, was sie hätten durchsetzen wollen, und diesem Spotte gaben insbesondere die Publicisten Dr. Wirth und Dr. Siebenpfeifer in ihren Blättern (ersterer in der Tribune, letzterer im Westboten) Ausdruck. Nun verbot der hohe Bundestag diese Blätter schon am 2. März 1832, allein dafür gründeten Wirth und Siebenpfeifer in Verbindung mit den Advocaten Schüler, Savoye und Geib einen Verein für Pressfreiheit, der sich über ganz Deutschland verbreiten sollte. Auch beriefen sie auf den 27. Mai 1832 eine große Volksversammlung nach dem alten Schlosse Hambach bei Neustadt an der Hardt und als Zweck derselben wurde publicirt, daß alle die, welche die Wiedergeburt der alten Germania anstrebten, dort ein Verbrüderungsfest feiern sollten. Es erschienen über 30,000 Menschen und von den errichteten Tribünen herab wehte die schwarz-roth-goldene Fahne. Unter der Menge jedoch befanden sich auch viele Franzosen (selbst einige Polen) und gleich im Anfang vertheilte man die „Erklärung der Menschenrechte,“ wie sie die französische Nationalversammlung anno 1793 votirt hatte, in vielen Tausenden von Exemplaren. Schon daraus ging hervor, daß es sich nicht sowohl um die Wiedergeburt Deutschlands handle, als vielmehr um ein conföderirtes republikanisches Europa und dahin zielten auch größtentheils die Reden, die gehalten wurden. Im Ganzen übrigens verlief das Fest ohne

irgend welche Excesse und das Schlimmste, was man den Theilnehmern vorwerfen konnte, waren etwelche Vivats und Vereats, welche am Abend einige exaltirte Köpfe in den Wirthshäusern von Neustadt an der Harbt ausbrachten.

Von Seiten der deutschen Regierungen hätte man also das Hambacher Fest füglich ignoriren können, ohne daß auch nur der geringste Schaden daraus erwachsen wäre. Allein zu einer vollkommen entgegengesetzten Ansicht kam der Fürst Metternich und alsbald instruirte er den Bundestag, gegen die „Umsturzpartei, deren Existenz jetzt klar genug vor Augen liege,“ mit den schärfsten Ausnahmegesetzen vorzugehen. Hiegegen zu remonstriren wagte keine einzige deutsche Regierung und am 28. Juni 1832 faßte also der Bundestag Beschlüsse, wie sie die Reaction nicht strenger wünschen konnte. Zum ersten nämlich wurden alle liberalen Zeitungen sofort unterdrückt und alle politischen Vereine und Volksversammlungen strengstens verboten. Zum zweiten verpflichtete man die Einzelregierungen, gegen die Räbelsführer auf dem Hambacher Fest mit größter Strenge vorzugehen und für die Zukunft nichts mehr zu dulden, was — wie z. B. eine milde Handhabung der Censur — mit den in Karlsbad und Wien gefaßten Beschlüssen im Widerspruch stehe. Endlich setzte man noch fest, Nummer eins, daß in keinem Bundesstaate die Landstände das Recht haben sollten, die Steuern zu verweigern oder deren Verwilligung an irgend eine Bedingung zu knüpfen, und Nummer zwei, daß der Bund selbst unaufgefordert augenblicklich mit den Waffen in der Hand einschreiten werde, sobald man diesem Dictat irgendwie nicht gehorchen würde. Das waren in der That draconische Gesetze und es kam darüber in Frankfurt selbst zu einem kleinen Aufruhr. Am 3. April 1833 nämlich überrumpelten einige hundert Studenten und Arbeiter, welche sich heimlich in Frankfurt gesammelt hatten, die dortige Hauptwache, läuteten Sturm und proclamirten die Republik. Allein kein einziger Frankfurter Bürger betheiligte sich an dem verrückten Unternehmen und das heranrückende Militär machte demselben natürlich alsbald ein blutiges Ende.

Von einem constitutionellen Regimente konnte nun selbstverständlich in keinem deutschen Staate mehr die Rede sein, sobald die obenge-



nannten Bundesbeschlüsse überall streng durchgeführt wurden, und daß sie streng durchgeführt würden, darauf drang das Wiener Cabinet auf's energischste. Doch merkwürdig, in vielen deutschen Bundesstaaten ließ man sich trotz dieser Energie nicht mehr einschüchtern. Man war inzwischen politisch gereift und verlachte die Bemühungen des Bundestages, dem Zeitgeiste eine retrograde Bewegung geben zu wollen. Darum gelang es auch in allen deutschen Kleinstaaten, in die Abgeordnetenkammern wenigstens Einzelne zu bringen, welche kühn genug waren, für die Rechte des Volkes, die materiellen wie die geistigen, mit Kraft einzutreten, und diese Männer wurden für ihre feurigen Reden in Stadt und Dorf mit einem Beifall überschüttet, welcher die Regenten und ihre Minister genugsam überzeugen konnte, daß es unmöglich gelingen könnte, das Volk wieder unter das frühere Joch des Absolutismus zu beugen. So thaten in der Badischen Kammer insbesondere die Abgeordneten Rotted, Welker, von Jystein und Rindeschwender, und so in der Württembergischen die Abgeordneten Uhland, Pfister, Schott und Römer. Die Beherrscher dieser beiden Staaten aber, in Württemberg der König Wilhelm I. und in Baden der Großherzog Leopold (welcher anno 1830 seinem weit älteren Stiefbruder Ludwig gefolgt war) dachten ehrlich und freisinnig genug, um die bewußten Bundes-Ausnahme-Gesetze so lax als möglich in Ausübung zu bringen. Ja man konnte es sogar deutlich genug herausfinden, daß sie gerne noch weiter gegangen wären, wenn sie es den deutschen Großmächten gegenüber ohne Gefahr hätten wagen dürfen. Nur in Hannover siegte die Reaction vollständig und theilweise auch in Bayern. In der Nacht vom 19. auf den 20. Juni 1837 nämlich starb Wilhelm IV. von England-Hannover, ohne Kinder zu hinterlassen und in England folgte ihm der dortigen Erbfolge-Ordnung gemäß die Prinzessin Victoria, die älteste Tochter seines nächstältesten, aber inzwischen verstorbenen Bruders Eduard, Herzogs von Kent. In Hannover aber, nach dessen Staatsgrundgesetz keine weibliche Erbfolge zulässig war, bestieg den Königsthron sein zweitältester Bruder Ernst August, Herzog von Cumberland, das bisherige Haupt der englischen Hochtories d. i. der Ultrareactionären unter der dortigen Aristokratie. Sobald nun dieser auf hannöverischem Boden gelandet war, hob er die Verfassung von

1833 auf und octroyirte dafür eine neue, welche factisch den vollkommensten Absolutismus einführte. Nach derselben nämlich hatten die Stände sowohl in der Gesetzgebung als auch in Steuerfachen nur eine beratende Stimme und die Regierung konnte also thun, was sie wollte. Sodann beanspruchte der König die Einkünfte der sämtlichen Domänen für sich allein und gewährte dem Lande nur ein kleines Fixum von den Ueberschüssen. Weiter erklärte die octroyirte Verfassung, daß die Minister nur der Krone verantwortlich seien, und reservirte der letzteren zugleich das Recht, alle Beamten nach Belieben ohne richterlichen Spruch abzusetzen. Endlich wurde die Oeffentlichkeit der Kammersitzungen verboten und auch von den Protokollen durfte nichts unter das Publikum kommen, als nur allein die Resultate der Abstimmungen. Gegen diese Verfassung, die eigentlich gar keine Verfassung mehr war, protestirten fast alle Städte des Landes und vor allen die Universität Göttingen beim Bundestage. Allein der König Ernst August setzte die hervorragenderen Universitätsprofessoren (Dahlmann, Gervinus, Ewald, Weber, Albrecht und die beiden Brüder Grimm) ab und drohte den protestirenden Städten mit militärischer Execution. Daraufhin gab sich der Minister Scheele, der Vertrauensmann Ernst August's, alle Mühe, eine Kammer nach dem Wahlgesetz der octroyirten Verfassung zusammenzubringen, und endlich, im Februar 1839, gelang ihm dieß, obwohl allerdings nur durch die gewaltsamsten Mittel. Die Städte dagegen protestirten jetzt von neuem beim Bundestage und insbesondere wagte es der Magistrat der Haupt- und Residenzstadt Hannover, die von Scheele zusammengebrachte Kammer als „eine des Namens einer ständischen Repräsentation unwürdige, jedes Vertrauens ledige, aller öffentlichen Achtung entbehrende und vom Lande nicht anerkannte“ zu bezeichnen. Und nun was that der Bundestag? Wenn er nicht alles Recht mit Füßen treten wollte, mußte er den König Ernst August zwingen, die Verfassung von 1833 fortbestehen zu lassen und hiefür sprachen sich auch die Stimmen von Württemberg und Baden unumwunden aus. Allein für die übrigen Bundesregierungen war der Befehl Oesterreichs maßgebend und somit erklärte sich der Bundestag am 5. September 1839 mit überwiegender Stimmenmehrheit für incompetent. Nunmehr trat Ernst August erst



recht gewaltthätig auf und eine Menge von Magistraten und Beamten, welche nicht mit dem Minister Scheele Hand in Hand gingen, wurden durch Absetzung gemäßregelt. Durch diese vielen Maßregelungen aber gelang es endlich nach dem Wahlmodus der octroyirten Verfassung eine Kammer wählen zu lassen, welche im Herbst des Jahres 1840 die octroyirte Verfassung genehmigte, und von nun an fügte sich das hannöversische Volk, durch den langen erfolglosen Kampf todtmatt geworden, in das Unabänderliche. Nicht viel anders ging es in Bayern zu, obwohl man hier die Verfassung der äußern Form nach fortbestehen ließ. Nachdem nämlich am 13. Oktober 1825 der König Max Joseph verstorben und ihm sein Sohn Ludwig gefolgt war, gab man sich in ganz Bayern den frohesten Hoffnungen hin, weil sich der neue junge König früher als einen Todfeind der Napoleonischen Herrschaft und somit als einen deutschen Patrioten manifestirt hatte. Auch nahm derselbe in der That einen kräftigen Anlauf, denn er ließ in der Civil- wie in der Militärverwaltung bedeutende Ersparnisse eintreten, schaffte die Censur für nichtpolitische Blätter ab und schuf das Institut der Kreisstände, welches für Bayern ein großer Nutzen war. Allein nur zu bald zeigte sich der neue Regent auch von einer andern Seite und diese Seite war keine allzuerfreuliche. Nicht nur nämlich wurden alle Ersparnisse, von denen ich oben gesprochen, statt zur Erleichterung der Volkslasten, wie man erwartet hatte, auf Bauten und Kunstsammlungen, die nur der Stadt München zu gut kamen, verwendet, sondern die Regierung gestattete auch die Wiederherstellung einer Menge von Klöstern und Orden und begünstigte überhaupt den Ultrakatholicismus in der auffälligsten Weise. Nicht minder verfolgte Ludwig I. die Theilnehmer am Hambacher Feste mit der unerbittlichsten Strenge, und alle die, welchen es nicht gelang, zu entfliehen, wurden in die schwersten Gefängnisse geworfen. Ja selbst nachdem sie ihre Strafen erstanden hatten, wurden sie noch auf entehrende Weise gemäßregelt, denn keiner — darunter auch der Hofrath Professor Dr. Bebr — durfte das Gefängniß verlassen, bevor er nicht vor dem Bilde des Königs demüthige Abbitte geleistet hatte. Freilich remonstrirte die Deputirtenkammer gegen alle diese schlimmen Regierungsmaßregeln, insbesondere gegen die Verschleuderung der Staatsgelder zu Königlichen

Liebhabeizwecken; allein der Premierminister Abel, die rechte Hand Ludwigs I., wußte die aristokratische erste Kammer für sich zu gewinnen und so drang die Abgeordnetenkammer mit Nichts durch. Im Gegentheil, das schlimme Regiment wurde von Jahr zu Jahr ärger und der König ruhte nicht, als bis Bayern wieder, wie am Ende des vorigen Jahrhunderts, zur festesten Burg des Pfaffenthums und der Möncherei begradigt war. Da endlich kam mit dem Jahr 1847 die Erlösung, obwohl allerdings aus Gründen, welche mit der Ehrenhaftigkeit nichts zu thun hatten. Der König sagte nämlich noch in seinen alten Tagen eine tolle Leidenschaft für die berühmte Tänzerin Lola Montez und da nun diese übermüthige Person sofort mit dem Minister Abel und seinen Collegen in einen herben Conflict gerieth, weil ihre Ernennung zur Gräfin von Landsfeld einigen Anstand fand, so entließ Ludwig I. dieses sein ultramontanes Ministerium, um dafür dem freisinnigen Fürsten von Dettingen-Wallerstein die oberste Leitung der Geschäfte zu übertragen. Von jetzt an segelte Ludwig I. wieder im Fahrwasser des Liberalismus und eine Menge von beschimpfenden Verordnungen, wie z. B. die Kniebeugung protestantischer Landwehrmänner vor dem Venerabile wurde zurückgenommen.

Aus dem bisher Gesagten ersieht man, welch' traurige Rolle Deutschland in jenen Zeiten spielte. Von einem „Gesamtstaate“ war keine Rede, sondern die Regierungen der neununddreißig Bundesstaaten durften thun, was sie wollten, sofern ihr Thun nur nicht gegen den Willen des ultrareactionären Oesterreichs verstieß, und der Bundestag spielte dabei die Rolle des Polizeisergen. An irgend eine Maßregel, welche dem gesammten Vaterlande zum Vortheil gereicht hätte, also an eine Verbesserung der Lage der Bauern durch Ablösung der Zehnten und anderer Lasten, oder an eine Hebung des Handels und der Gewerbe durch eine gemeinsame Gesetzgebung, oder an die Reinigung des Kugiasstalles der Justiz, welche in jedem der etlichen und dreißig Vaterländer eine andere war, oder endlich an eine für ganz Deutschland gemeinsame Heeresverfassung mit einheitlicher Führung, um einem auswärtigen Feind mit Kraft entgegen treten zu können — an all' dieß wagte man sich im Rathe der Bundesversammlung nicht heran und ebenso wenig fühlte man sich dazu ver-



pflichtet, die Unterthanen der verschiedenen Bundesstaaten in ihren Rechten zu schützen. Wenn es aber galt, die absolutistischen Anmaßungen der verschiedenen Einzelregenten aufrecht zu erhalten oder ein reactionäres Dictat Metternichs in Kraft zu setzen, dann schüttelten die etlichen und dreißig Bundestagsgesandten plötzlich den Schlaf von sich und um's Handumdrehen hatten sie ihre Beschlüsse gefaßt. Mußte nun eine solche Gesamtregierung nicht den tiefsten Ekel erregen und mußte man nicht daran verzweifeln, daß Deutschland je regenerirt werden könne, so lange es noch ein Bundespalais in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt am Main gebe? Nicht einmal die Existenz der deutschen Einzelverfassungen war gegen Gewalt und Willkür gesichert, und so gab es bald in ganz Deutschland keinen Menschen mehr, der sich nicht an der Metternich'schen Schöpfung vom Jahr 1815 gescheitert hätte.

Die politische Spaltung Deutschlands in neununddreißig Vaterländer lastete also schwer auf unserem Vaterlande; weit schwerer aber noch fühlte es sich durch die wirthschaftliche Spaltung gedrückt. Man bedenke doch, jedes der neununddreißig Vaterländer schloß sich von dem andern durch Zollschranken ab und diesen Zollschranken gegenüber war an ein Emporblühen des Handels, der Industrie, der Gewerbe und des Ackerbaus gar nicht zu denken. Lasteten ja doch die schwersten Abgaben auf Allem und Jedem, was man von außen her beziehen wollte, während umgekehrt die Ausfuhr aus denselben Gründen vielfach unmöglich gemacht wurde. Was war nun aber die Folge der Hunderte und Aberhunderte von Schlagbäumen? Einmal eine immer mehr zunehmende allgemeine Verarmung und zum andern ein kolossales Aufblühen des Schmuggels, womit sich selbstverständlich eine gräßliche Demoralisation verband. Jeder Vernünftige sah daher schon gleich nach der Gründung des deutschen Bundes ein, daß es unmöglich sei, solche Zustände (im Auslande verglich man Deutschland mit einer großen Menagerie, deren Insassen sich nur durch die Gitter besehen dürften) lange andauern zu lassen und der Bundestag wurde in Folge dessen von Bittschriften überhäuft, dem Artikel XIX. der Bundesacte so bald als möglich gerecht zu werden. Allein die Bundesversammlung ließ die Eingaben einfach in den Papierkorb wandern und

viele Jahre lang blieb alles beim Alten. Da endlich sahen die Vernünftigeren unter den Einzelregierungen ein, daß sie sich selbst helfen mußten, und am 18. Januar 1828 kam zwischen Bayern, Württemberg und den beiden Hohenzollern (Hechingen und Sigmaringen) ein Zollvereinungsvertrag zu Stande. Daraufhin folgte am 14. Februar 1828 ein ähnlicher Vertrag zwischen Preußen und Hessen-Darmstadt und diesem schlossen sich auch jene kleinen Fürstenthümer an, welche wie Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Sachsen-Weimar, Anhalt-Bernburg, Lippe-Detmold, Mecklenburg-Schwerin, Anhalt-Dessau und Anhalt-Köthen gleichsam als Enklaven innerhalb des Königreichs Preußen lagen. Endlich gründete auch noch am 24. September 1828 Sachsen, Hannover, Hessen-Kassel, Braunschweig, Nassau, Oldenburg und die Neufürstlichen Lande nebst Bremen und Frankfurt am Main den mitteldeutschen Handelsverein und erklärten das von ihnen aufgestellte Zollsystem als das Einzigerichtige. Eine Zeitlang nun schien es, als ob die drei Gruppen ewig getrennt bleiben würden, allein schon am 27. Mai 1829 schlossen der preussisch-hessische und der bayerisch-württembergische Verein einen Handelsvertrag, der (man verdankte ihn buchstäblich den Bemühungen des Freiherrn Johann Friedrich von Cotta, der damals längere Zeit auf der Naturforscherversammlung in Berlin verweilte) zwar noch keine Vereinigung enthielt, aber doch große Erleichterungen des Verkehrs brachte. Kaum zwei Jahre später kam Hessen-Kassel zur Einsicht, daß ein Anschluß an den preussisch-darmstädtischen Verein ihm größere pekuniäre Vortheile sichere (weil hier die Zollsätze höher waren) als das Verbleiben im mitteldeutschen Verein und somit ließ es sich am 25. August 1831 in den preussisch-darmstädtischen Verein aufnehmen. Dadurch wurde der mitteldeutsche Handelsverein gesprengt und seine verschiedenen Mitglieder geriethen in Verlegenheit, wohin sie künftig halten sollten. Nun war man aber in Berlin und Darmstadt, so wie auch in München und Stuttgart längst zur Einsicht gekommen, daß eine Verschmelzung der verschiedenen Vereine nicht länger mehr hinausgeschoben werden dürfe, wenn man sich nicht selbst den größten Schaden zufügen wolle, und unterhandelte seit 1832 über die Bedingungen dieser Verschmelzung. Da fiel es denn auf einen guten Boden, daß man auch die unschlüs-



sigen Staaten, die bisher dem mitteldeutschen Verein angehört hatten, zu den Unterhandlungen einlub, und von allen Seiten zeigte man den besten Willen. Somit kam man binnen wenigen Monaten über Alles in's Reine, trotzdem verschiedene süddeutsche Abgeordnete aus Antipathie gegen Preußen in den Kammern Himmel und Hölle in Bewegung setzten, um die Sache zu hintertreiben, und am 22. März 1833 wurde der Vertrag unterzeichnet. Das war eine glorreiche That, denn von diesem Tage, dem Tage der Gründung des „Zollvereins“ (in's Leben trat er übrigens erst am nächstfolgenden 1. Januar) datirt sich die wirthschaftliche Einigung Deutschlands, indem nun kein einziges Mitglied des deutschen Bundes — das zu drei Viertheilen undeutsche Oesterreich natürlich ausgenommen — in der Lage war, sich noch lange außerhalb des Vereins zu halten. Im Gegentheil trat ihm schon am 30. März 1833 das Königreich Sachsen bei und am 10. Mai folgte das Ernestinische Sachsen nebst Schwarzburg und Meuß. Am 12. Mai 1835 ließ sich Baden, am 10. Dezember desselben Jahres Nassau und am 2. Januar 1836 Frankfurt am Main aufnehmen. Am längsten hielten sich Hannover, Braunschweig, Oldenburg und Schaumburg-Lippe separirt, denn aus lauter Preußentroz hatten sie schon anno 1834 (nach der Auflösung des mitteldeutschen Handelsvereins) einen neuen Verein, den sogenannten „Steuerverein“ gegründet; allein auch sie mußten endlich nachgeben und so umfaßte am Ende des Jahres 1852 der Zollverein das ganze deutsche Gebiet mit der alleinigen Ausnahme der österreichischen Länder.

Die ungeheure materielle Wichtigkeit des Zollvereins trat mit jedem Jahre seines Bestehens mehr hervor und selbst diejenigen, welche Anfangs das Schlimmste (z. B. Moriz Möhl den Ruin Württembergs) prophezeit hatten, sahen sich am Ende genöthigt, die Segnungen, die der Verein brachte, unbedingt zuzugestehen. Nahm doch jetzt der Handel einen nie geahnten Aufschwung, während der Ackerbau, die Gewerbe und die Industrie ebenfalls in eine ganz neue Periode des Aufblühens traten! Nicht minder groß waren auch die politischen Vortheile, welche man aus dem Zollverein zog, denn die einzelnen Staaten und Stämme überzeugten sich mehr und mehr von der

Nothwendigkeit eines einträchtigen Zusammenlebens und um keinen Preis hätten sie sich wieder auseinander reißen lassen. Ja selbst die Eifersüchtelei unter den einzelnen „Waterländern“ fing an nachzulassen, und man fand es — zum großen Aerger des Kaisers von Oesterreich, der deswegen den Zollverein, nachdem er dessen Wichtigkeit viel zu spät erkannt, um jeden Preis wieder gerne rückgängig gemacht hätte — ganz naturgemäß, daß Preußen als der bei weitem größte Staat im Zollvereinsgebiet sich in allen Zollvereinsangelegenheiten die Führerschaft aneignete. Wenn man nun aber dem preußischen Könige ohne weiteres die Führerschaft einräumte, mußte man es da nicht um so schmerzlicher empfinden, daß Preußen in andern staatlichen Einrichtungen noch weit hinter den deutschen Kleinstaaten zurück war? Mußte sich nicht namentlich der Mangel einer Verfassung mit jedem Tage fühlbarer machen? Und doch war längere Zeit, selbst nach der Gründung des Zollvereins, gar keine Hoffnung vorhanden, daß Preußen eine solche erhalten werde, nachdem Friederich Wilhelm III. seine Zusage vom Mai 1815 zurückgenommen hatte. Oder sollten etwa die Provinzialstände, die im Juni 1823 in's Leben gerufen wurden, als Aequivalent für eine landständische Verfassung gelten? Mein Gott, in diesen Ständen saßen nur Grundbesitzer und gewählt wurden dieselben auch nur von den Grundbesitzern, also von den Bauern, den Gutsherrn und den Rittergutsinhabern. Die übrigen Menschenklassen aber, die Arbeiter, die Tagelöhner, die Lehrer, die Geistlichen, die Kaufleute, die Fabrikanten, die Gewerbsleute und die Beamten waren in jenen Ständen nicht vertreten und eben so wenig hatten sie ein Wahlrecht. Schon hieraus ersieht man, daß die Provinzialstände himmelweit davon entfernt waren, Volksvertreter zu sein, noch mehr aber daraus, daß ihnen die Regierung jedes constitutionelle Recht ausdrücklich verweigerte. Man bedenke, sie durften sich bloß mit dem beschäftigen, was speziell ihre Provinz anging, und es war ihnen nicht einmal gestattet, eine Bitte von allgemeinerem Inhalt an die Regierung zu richten. Nein, nicht einmal eine Bitte, und wenn sie in der Form noch so unterthänig gehalten war, viel weniger also eine Forderung oder Beschwerde! So blieb es bis zum Jahr 1840; doch wie nun auf den am 7. Juni 1840 verstorbenen Friederich Wilhelm III. dessen ältester Sohn Frie-



berich Wilhelm IV. die Zügel der Regierung ergriff, hoffte man mit Zuversicht, daß Preußen sofort in die Reihe der constitutionellen Staaten eintreten werde. Natürlich, denn man schilberte den neuen König, der zwar nicht mehr im Jünglingsalter (er war im Oktober 1795 geboren) stand, aber in allem seinem Thun und Treiben eine jugendlich sprudelnde, ja fast eine phantastisch-excentrische Lebendigkeit an den Tag legte, als vielseitig gebildet, hochsinnig, begeisterungsfähig, berebt, unternehmungslustig, sowie mit Geist und Phantasie in Ueberfülle begabt, und ein solcher Regent konnte sich doch unmöglich von dem Beherrscher eines Königreichs Württemberg oder eines Großherzogthums Baden im Liberalismus übertreffen lassen! Ueberdem deuteten nicht seine ersten Regentenhandlungen klar genug darauf hin, daß seine Regierung der Beginn einer neuen Aera für Preußen sein werde? Er erließ ja sofort eine Amnestie für alle politisch Verurtheilten; er setzte den gemäßregelten Arndt wieder in seine Professur ein; er stellte die Brüder Grimm und den gelehrten Dahlmann, die von Göttingen verjagt waren, auf preussischen Universitäten an; er zog die berühmtesten Notabilitäten in Kunst und Literatur, einen Schelling, Rüdert, Tied, Cornelius und Mendelssohn in seine nächste Nähe; er ließ durch Maßmann die Turnanstalten wieder organisiren und gewährte auch der Presse eine freiere Bewegung. Kurz, er that Alles, um große Hoffnungen zu erwecken und hierauf gestützt erlaubten es sich die Stände der Provinz Preußen, welche im September 1840 in Königsberg zusammentraten, ihn an das von seinem Vater im Mai 1815 gegebene Versprechen zu erinnern. Ebenso thaten gleich nachher auch noch einige andere Provinzialtage, allein welche Antwort erteilte ihnen Friederich Wilhelm IV.? Nun, er wies alle derartigen Forderungen in entschiedener Weise zurück und es zeigte sich jetzt, daß man ihn die ganze Zeit her falsch beurtheilt hatte. Ihm erschien das Königthum als etwas Uebermenschliches, als etwas unmittelbar aus Gott Entspringendes, und er hielt es also für ein Verbrechen, an der Machtvollkommenheit dieses Königthums rütteln zu wollen. Der Pflichten, welche ihm dasselbe auferlegte, war er sich gar wohl bewußt und er sprach sich oft dahin aus, daß ihm nichts mehr am Herzen liegen dürfe, als die Förderung des Wohls seines Volkes. Allein in seiner

phantastisch-excentrischen Selbstüberhebung glaubte er, daß nur er allein für dieses Wohl einzustehen habe, so ungefähr in der Weise, als wäre er der weltliche Stellvertreter Gottes auf Erden. Man kann sich denken, daß eine solch eigenthümliche Auffassung von der Bedeutung der Königswürde vom preussischen Volke keineswegs freudig aufgenommen wurde; allein noch weit abstoßender wirkte das Auftreten Friederich Wilhelms IV. in religiösen und kirchlichen Dingen. Seit Friederich dem Großen, ja man darf sagen seit dem großen Kurfürsten waren in Preußen Toleranz und Freisinnigkeit tonangebend gewesen und weder der geisttödtende Buchstabenglaube der protestantischen Orthodoren noch der gefühlsselige Pietismus der Frömmeler hatte je (eine kurze Spanne Zeit unter Friederichs des Großen unmittelbarem Nachfolger abgerechnet) zur Geltung kommen können. Ueberdem galt es als unumstößlicher Regierungsgrundsatz, den Katholiken vollkommenste Religionsfreiheit zu gewähren, natürlich aber unter der Voraussetzung, daß dieselben den Staatsgesetzen in Allem und Jedem Gehorsam leisteten. So hielt man es in Preußen seit mehr als hundert Jahren und Regierende wie Regierte befanden sich wohl dabei. Wie ganz anders aber wurde dies unter Friederich Wilhelm IV., der auch in diesen Dingen seine excentrische Ueberschwenglichkeit nicht zurückdrängen konnte! Das Rütteln an der unmittelbar von Gott empfangenen Königsmacht erschien ihm als ein entsetzlicher Gräuel; aber für zum Mindesten ebenso gräuelhaft hielt er das Rütteln an der von Gott eingesetzten Religion und Kirche, und folgerichtig galten ihm alle diejenigen, welche Toleranz predigten, alle diejenigen, welche auf dem Boden der Forschung standen, überhaupt alle diejenigen, welche in religiösen Dingen aufgeklärt dachten, als Verbrecher gegen Gott selbst. Gewiß sie alle hielt er für Heiligthumsschänder und Gottesläugner, denn sein Ideal war der „christliche Staat“, und sein ganzes Bestreben ging dahin, dieses Ideal praktisch zu machen. Fort also mit den Philosophen von den Universitäten! Fort mit der Erziehung der Jugend in der gewohnten Weise! Fort mit jenen Pfarrern und Kanzelrednern, welche sich als Lichtfreunde verächtlich machten! Fort mit allen den Beamten, welche sich nicht der strengsten Orthodorie befleißigten! So dachte Friederich Wilhelm IV. und daß er so



dachte, bewies er am auffälligsten durch die ungemeine Begünstigung der ultrakatholischen Bestrebungen der damaligen preussischen Bischöfe. Ihr Waizen blühte, so lange der superorthodoxe Cultusminister von Eichhorn, der superpapistische General von Radowicz und der superbureaucratische von Rochow, der Erfinder der Redensart „vom beschränkten Unterthanenverstand“, des Königs erste Rathgeber blieben, und ungestraft durften sie sich Alles, selbst den offensten Ungehorsam gegen die Gesetze des Staates, erlauben. Nicht minder blühte aber auch der Waizen derer, welche sich als Mäcker oder frömmelnde Eiferer hervorthaten, und nur zu Viele, die schnell Carrière machen wollten, ergaben sich jetzt der schamlosesten Heuchelei. Die große Mehrzahl der Staatsdiener jedoch, sie mochten eine Stelle einnehmen, welche sie wollten, wandten sich von solchem Treiben mit der größten Verachtung ab und eben so that ohnehin das preussische Volk in Stadt und Land. Was half es nun, daß man die Beamten, die ihrer Ueberzeugung treu blieben, in jeder Weise chikanirte und maßregelte? Was half es, daß man keine anderen Lehrer und Pfarrer mehr anstellte, als bloß streng gläubige, und selbst die Universitäten vom „Unkraut“ säuberte? Was half es, daß allüberall die Polizei mit äußerlichen Mitteln dem kirchlichen Bewußtsein unter die Arme zu greifen bemüht war? Die Kluft, die sich zwischen Friedrich Wilhelm IV. und seinem Volke aufgethan, wurde dadurch nur immer breiter und tiefer und Viele wollten an der Zukunft des preussischen Staates verzweifeln. Da dämmerte es doch endlich in dem Könige auf, daß er sich auf schiefer Bahn befinde, besonders auch, weil die Bankiers ein zu Eisenbahnzwecken nothwendiges größeres Anlehen ohne Genehmigung der längst versprochenen Reichsstände nicht effectuiren wollten, und excentrisch, wie er war, entschloß er sich plötzlich, in der Verfassungsfrage einen Schritt nach Vorwärts zu thun. Am 3. Februar 1847 erschien also das sogenannte Verfassungspatent, welches die sämtlichen Provinzialstände zu einem „Vereinigten Landtag“ einberief, denn eben diese Provinzialstände, in Einer Curie vereinigt, sollten neben einer vom König ernannten Pairs- oder Herren-Curie die Gesamtvertretung Preußens bilden. Auch erhielt der Vereinigte Landtag nur sehr beschränkte Befugnisse, nämlich einmal die, seine Wünsche

in Bittform an die Krone bringen zu dürfen, und sodann die, bei allen Gesetzesvorlagen eine mitberathende Stimme zu haben. Sogenannte constitutionelle Befugnisse dagegen erklärte Friedrich Wilhelm IV. ausdrücklich für verpönt und bei Eröffnung des Vereinigten Landtags am 11. April 1847 betonte er es vor allem, daß eine „Nebenmacht“ neben der Königlichen, wie sie in Frankreich eingeführt sei, in Preußen, so lange er lebe, nie eingeführt werden würde. Es war also nur eine sehr kleine Portion landständischer Vertretung, welche Friedrich Wilhelm IV. in seinem sogenannten Verfassungspatent gewährte, allein die Liberalen unter den Abgeordneten, ein Hansemann, Binde, Beckerath, Schwerin, Auerwald, Sauden und Mevissen, ließen sich dadurch nicht abhalten, während der Dauer des Landtags mit Energie auf weitere Verwilligungen zu dringen, und wenn auch der König diese Forderungen nicht genehmigte, so erhielten dieselben doch schon deswegen, weil sie ein Echo im ganzen Preußenlande fanden, eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Eine Kugel, die einmal aus dem Rohre ist, kann durch keinen Machtspruch mehr in dasselbe zurückgezwängt werden, sondern sie verfolgt ihre Bahn weiter, bis sie endlich ihr Ziel erreicht hat.

So trat Preußen im Jahr 1847, wenn auch unter sehr bescheidenen Verhältnissen, in die Reihe der constitutionellen Staaten ein und von allen deutschen Bundesstaaten blieb also nur Oesterreich dem Absolutismus getreu. Diese Treue aber war eine vollständige und wurde nicht ein einziges Mal durch eine schlimme Anwandlung getrübt. Nein nicht ein einziges Mal, selbst nicht einmal dann, als Franz I. am 2. März 1835 das Zeitliche segnete und seinem schwachsinnigen Sohne Ferdinand Platz machte. Das kam aber daher, daß der Fürst Metternich, welcher nach wie vor an der Spitze der Geschäfte stand, den ausgesprochenen Willen besaß, den Constitutionalismus von Oesterreich fern zu halten und diesen seinen Willen durch eine unbarmherzige Censur, sowie durch eine unübertreffliche Polizei, welche den österreichischen Staat von den Nebenländern künstlich abzusperren verstand, glücklich durchzusetzen.



## Viertes Kapitel.

### Die große Revolution von 1848 und ihre Unterdrückung.

(1848—1851.)

Der bedeutenden Einwirkung, welche die französische Julirevolution von 1830 ihrer Zeit auf die deutschen Verhältnisse ausübte, erinnert sich der Leser sicherlich noch gut genug; noch weit durchschlagender aber wirkte die französische Februarrevolution von 1848. Louis Philipp, der „Bürgerkönig“, hatte von den vielen Versprechungen, die er bei seiner Thronbesteigung gemacht, nur die wenigsten gehalten und die Franzosen konnten sich also von seinem Regiment unmöglich befriedigt fühlen. Weit schlimmer noch war, daß er seine hohe Stellung in durchtrieben schlauer Weise zu gemeinen Börsenspekulationen mißbrauchte, um große Reichthümer anzusammeln, denn man fing nun nach und nach an, den Bürgerkönig nicht bloß zu hassen, sondern auch zu verachten. Diese Verachtung traf zugleich die ganze Umgebung des Königs, die Hofleute wie die Minister, weil sie sich sämmtlich (ich erinnere nur an die Betrügereien der Minister Tesse und Cubière) derselben immoralischen Mittel zum schnell Reichwerden bedienten, und so verloren die, welche die Stützen des Staats hätten sein sollen, allen Credit bei der französischen Nation. Wohl trug man jetzt von Oben herab dafür Sorge, die Presse zu knebeln und verbot zugleich alle politischen Vereine. Wohl duldete man keine Volksversammlungen mehr und begriff unter diesem Verbot selbst die öffentlichen Bankette und Festessen. Wohl vermehrte man die Garnison von Paris um's Doppelte und zog noch extra 60,000 Mann in der Umgegend der Hauptstadt zusammen, um jeden Revolutionsversuch alsbald mit Gewalt zu unterdrücken. Die Revolution kam beglückwünschten doch und am 24. Februar 1848 entfloß Louis Philipp in der Kleidung eines Spiegbürgers aus Paris. Ihm folgten alsobald die sämmtlichen Mitglieder seiner Familie und sie Alle, nebst den Schuldigsten ihrer Anhänger, hielten auf ihrer Flucht nicht früher an, als bis sie in England ein

Ashl gefunden hatten. In Paris aber wurde die Republik ausgerufen und an die Spitze der provisorischen Regierung traten der Dichter Lamartine, der Radical-Reformer Ledru-Rollin und der blusentragende Arbeiter Albert.

Frankreich eine Republik — wie ein elektrischer Schlag durchzitterte diese Nachricht ganz Europa! Frankreich eine Republik und zur Republik gemacht nach einem kaum nennenswerthen Kampfe durch die Anstrengungen einiger Wenigen! Man brauchte also nur ernsthaft zu wollen, so stürzten die Königthümer wie Kartenhäuser zusammen und man hatte dann die Freiheit, nach der man sich so lange gesehnt! Dieß Bewußtsein drang in alle Schichten der Gesellschaft und sofort wurden die Könige und Fürsten von der schrecklichsten Angst ergriffen, weil sie nicht anders glaubten, als das Volk werde mit ihnen allen ein schnelles Ende machen. Ja selbst jenes Metternich'sche Polizeischergen-Institut in Frankfurt am Main, der alte Bundestag mit dem vertrockneten Herzen, fühlte den Boden unter sich wanken und suchte sich durch einen öffentlichen Aufruf an das deutsche Volk vom 1. März 1848 vom Untergang zu retten. „Der Bundestag,“ hieß es in jenem Schriftstück, „als das gesetzliche Organ der nationalen und politischen Einheit Deutschlands, wendet sich vertrauensvoll an die deutschen Regierungen und das deutsche Volk. Er beschwört sie zur Einigkeit und zu festem Zusammenhalten und fordert alle Deutschen, denen das Wohl Deutschlands am Herzen liegt, dringend auf, dahin zu wirken, daß die gesetzliche Ordnung nicht verletzt werde. Der Bundestag dagegen wird seinerseits allem aufbieten, um das nationale Leben im Innern zu fördern und die Sicherheit gegen Außen zu bewahren. Deutschland muß auf die Stufe gehoben werden, die ihm in Europa gebührt, aber nur der Weg der Eintracht und des gesetzlichen Fortschrittes führt dahin. Die Bundesversammlung vertraut auf die alte Treue und die reife Einsicht des deutschen Volks.“

Eine solche Sprache führte der Bundestag, aber die einzige Antwort, die er erhielt, war ein unauslöschliches Hohngelächter. Bislang hatte der Bundestag sich mit nichts beschäftigt, als mit der Ausführung der von Metternich erhaltenen reactionären Befehle. Jede frei-



heitliche Bewegung in den Einzelstaaten war von ihm im Reime erstickt worden und Nichts, auch gar Nichts, was man lobenswerth nennen konnte, verdankte ihm seinen Ursprung. Wohl aber hatte er die Karlsbader Beschlüsse zu den seinen gemacht und außerdem das Mainzer Inquisitionsgesetz eingeführt, dessen Urtheilssprüche allgemein als Justizmorde galten. Und dieser Bundestag, auf dem der Haß und die Verachtung ganz Deutschlands ruhte, wagte es jetzt sich auf die Treue und Einsicht des deutschen Volks zu berufen! Er wagte es von Förderung des nationalen Lebens zu reden und zu verlangen, daß das deutsche Volk ihm diese Mission auch fernerhin anvertraue! Nur die Todesangst konnte den Herren in der Eschenheimergasse diesen Hülferuf in den Mund gelegt haben und um so weniger brauchte man sich an die bis jetzt mit so großer Strenge eingetragene Unterthanen-demuth mehr zu kehren. Frischweg also hielten die bisherigen Wortführer der liberalen Parthei in den Kleinstaaten mit dem Beginne des März Volksversammlungen ab und auf diesen Versammlungen sagte man die Forderungen zusammen, welche die Regierungen zu gewähren hätten. Sie waren fast überall die gleichen: Freiheit der Presse, Vereins- und Versammlungsrecht, Schwurgerichte mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des sonstigen Gerichtsverfahrens, Volksbewaffnung, Beeidigung des Heeres auf die Verfassung, allgemeines Wahlrecht, Gleichstellung der Confessionen, Aufhebung aller bäuerlichen Lasten, Ministerverantwortlichkeit, Abschaffung des Jagdrechtes, Aufhebung des Standesunterschiedes und Volksvertretung beim deutschen Bunde. Mit diesen Forderungen aber — und es waren viele darunter, welche auch nur zu erwähnen noch vor wenigen Wochen für Hochverrath gegolten hätte — sandte man sofort eine Deputation an den Regenten und dieser beeilte sich, obwohl vielleicht mit dem innersten Widerstreben, dieselben zu gewähren. Noch mehr, die geängstigten Herren Fürsten und Könige, welche sammt und sonders den Kopf verloren hatten, entließen sofort ohne Ausnahme ihre bisherigen Minister und beriefen statt derselben Persönlichkeiten, welche seither der bestigsten Kammeropposition angehört hatten, denn nur mit solchen — den sogenannten Märzministern — ließen sich die Ideen der Neuzeit in's Werk setzen. So trat in Baden das Ministerium Beck — Brunner — Hoffmann

an die Spitze der Geschäfte; so in Württemberg das Ministerium Römer und so in Darmstadt das Ministerium Gagern. Auch machte sich in diesen drei Kleinstaaten die Neuerung ohne großen Tumult geltend; im Nassauischen dagegen schien es zu einer förmlichen Revolte kommen zu wollen, weil der Herzog Adolph eben abwesend war und seine Stellvertreterin, die Herzogin-Mutter, sich nicht für berechtigt hielt, die an sie gestellten Forderungen ohne weiteres zu bewilligen. Allein der Herzog kehrte schon am 4. März mit Kurierpferden zurück und stillte die Gährung damit, daß er zu Allem Ja sagte. Noch stürmischer ging es in München zu, denn König Ludwig I. hatte sich durch sein Verhältniß zu der berühmten Lola Montez schwer verhaßt gemacht, und so erneuerten sich die Straßentumulte fast jeden Tag, bis endlich Ludwig I. am 20. März zu Gunsten seines Erstgeborenen, des sehr beliebten Maximilians II., abdankte. Dieser aber übertrug sogleich dem freisinnigen Baron von Lerchenfeld die Bildung eines neuen Ministeriums und letzteres stellte dann ein Programm auf, welches Jedermänniglich genügte. In Hessen-Kassel wollte der Kurfürst Friederich Wilhelm I. dem Petitions- und Versammlungsturm anfangs Widerstand leisten und sein reactionäres Ministerium Scheffer stand ihm hierin getreulich bei; allein wie nun in Kassel selbst das Volk Miene machte, das Schloß Wilhelmshöhe zu stürmen, und wie zugleich von Marburg und Hanau Deputationen eintrafen, welche ihre Forderungen in fast gebieterischem Tone stellten, da machte sich Scheffer mit seinen Genossen in aller Stille davon und dem Kurfürsten blieb nun nichts übrig, als durch ein schnell ernanntes Ministerium Eberhard-Wippermann seine Bereitwilligkeit zu Gewährung der gerechten Volkswünsche an den Tag zu legen. In Hannover erklärte der alte, eigensinnige, hoch aristokratische König Ernst August, der „Verfassungsumstürzer“, noch am 3. März den Bürgervorstehern seiner Residenz kurzweg, daß er ihre Forderungen nicht bewilligen könne, weil sie mit der monarchischen Regierungsform nicht vereinbar seien; allein wie ihm nun der Telegraph den Sieg der Revolution in allen übrigen deutschen Staaten meldete, begab er sich allen weiteren Widerstandes und berief am 20. März das höchst freisinnige Ministerium Stüve. Fast noch energischer trat anfangs der König Friederich August von Sachsen



auf, denn er rief einer Deputation von Leipzig, die ihm die bekannten Forderungen überbrachte, dreimal hintereinander ein herrisches: „Niemals“ zu und forderte zugleich den König von Preußen auf, ihm militärische Hülfe gegen seine revolutionären Unterthanen zu leisten. Wie er sich jedoch überzeugte, daß Preußen ihm diese Hülfe nicht gewähren könne, fügte er sich ebenfalls in's Unvermeidliche und ernannte das Ministerium Braun — Oberländer — Holzenborn — Von der Pforten. Kurz in allen deutschen Kleinstaaten wurden die Forderungen, die ich oben genannt, von den Regenten gewährt und die neuen Märzminister sorgten dafür, daß sie in kürzester Frist in's Leben traten. Dabei aber darf ich nicht unerwähnt lassen, daß zwei dieser Kleinstaaten durch die Märzstürme ihre Selbstständigkeit verloren, nämlich Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, weil ihre Regenten — der Fürst Friederich Wilhelm Constantin von Hechingen und der Fürst Karl Anton Friederich von Sigmaringen das Regieren satt bekamen und im Dezember 1849 zu Gunsten der Krone Preußen abdankten.

Bei den deutschen Kleinstaaten übrigens blieb die Bewegung nicht stehen, sondern sie theilte sich auch den beiden deutschen Großstaaten mit und bereits am 11. März überreichte eine Deputation der Wiener Bürgerschaft dem Kaiser Ferdinand eine Bittschrift, worin sie für Oesterreich dieselben Rechte und Freiheiten verlangte, welche in den Kleinstaaten bereits durchgesetzt waren. Am selben Tage erschien auch eine Deputation der Wiener Studentenschaft in der Kaiserlichen Hofburg und ihre Postulate waren wo möglich noch energischer abgefaßt, als die der Bürgerschaft. Auf den Rath Metternichs, der noch immer der allmächtige Leiter der Geschicke Oesterreichs war, gab der willenslose Kaiser eine ausweichende Antwort und damit hoffte Metternich die Petenten so lange hinhalten zu können, bis er die Besatzung von Wien gehörig verstärkt habe; allein nunmehr erreichte die Aufregung den höchsten Grad. Es bildeten sich Volkshausen, welche unter dem Geschrei: „Freiheit und Constitution! Nieder mit Metternich! Fort mit den Jesuiten!“ die Straßen durchzogen, und selbst vor der Kaiserlichen Hofburg tobte die Menge in entsetzlicher Weise. Daraufhin gab das Militär auf die Tumultuanten Feuer und ihrer erste

Dreißig fielen tödtlich getroffen. Natürlich aber ward dadurch nur Oel in's Feuer gegossen und sofort organisirte sich die ganze Wiener Einwohnerschaft zum bewaffneten Widerstande. Trotzdem hielt Metternich immer noch an dem Glauben fest, daß er es bloß mit einem Pöbelauslauf zu thun habe, und setzte es durch, daß der starre Aristokrat Fürst Windischgrätz mit dem Auftrag, die Tumultuanten zu Paaren zu treiben, zum Oberkommandanten von Wien ernannt werde. Weil aber nun das Volk in Masse vor die Villa Metternichs zog, in welcher derselbe seine diplomatischen Festessen zu geben pflegte, und nicht ruhte, als bis dieselbe gründlich zerstört war, erfaßte den ohnehin kranken und todtschwachen Kaiser Ferdinand eine solche Angst, daß er von einer Ohnmacht in die andere fiel. Von derselben Angst wurde auch der Hof befallen und man bestürmte sofort den Fürsten Metternich, seine Entlassung zu nehmen, weil sonst das Leben Aller gefährdet sei. Ja man ließ ihm so lange keine Ruhe, bis er am 13. März in der That abdankte, und daraufhin entwich er in guter Verkleidung aus Wien, um in England ein Asyl zu suchen. Damit war der Sieg für die Volkssache entschieden, und der Kaiser ließ alsobald öffentlich verkünden, daß er nie und nimmer auf seine lieben Wiener schießen lassen werde. Auch erhielt das Militär schon am 14. März Befehl, das Weichbild Wiens zu verlassen, und dafür wurde die Ruhe der Stadt den Bürgern und Studenten anvertraut. Am 15. gewährte dann Ferdinand I. alle die Forderungen, die man an ihn gestellt hatte — Freiheit der Presse, Bürgerbewaffnung, Ausweisung des Jesuitenordens, Ernennung eines liberalen Ministeriums und Einberufung einer Reichsversammlung, um eine Verfassung zu berathen — und in der Nacht vom 15. auf den 16. März feierte man in Wien ein beispielloses Freudenfest zu Ehren der Märzerrungenschaften.

Weit blutiger verlief die Revolution in Berlin. Hier nämlich trafen gleich in den ersten Tagen des März aus Köln, Aachen, Düsseldorf, Koblenz, Elberfeld, Magdeburg, Königsberg und Breslau Deputationen ein, welche Auftrag hatten, die bekannten Forderungen an den König zu stellen, und sofort beschloß eine am 7. März im Thiergarten veranstaltete Volksversammlung, eine Adresse mit denselben Forderungen



an den König zu richten. Die Adresse fand in den nächsten paar Tagen eine ungeheure Menge von Unterschriften und man übergab sie den Stadtverordneten, damit sie dieselbe an den König gelangen ließen. Der König aber erklärte sofort, daß er die Adresse nicht annehmen werde, und nicht minder erhielten die obgenannten Deputationen einen gleichlautenden ablehnenden Bescheid. In Folge dessen steigerte sich die Aufregung in der preussischen Hauptstadt bis zur Siedhitze und trotz den Abmahnungen der ruhigeren Bürger gab es täglich Kravalle und Zusammenrottungen. Die Regierung dagegen zog immer größere Massen von Militär nach Berlin und ließ die Tumultuanten mit scharfen Waffen auseinander treiben. Es schien also, als ob Friedrich Wilhelm IV. entschlossen sei, der Revolution unter allen Umständen mit Gewalt entgegenzutreten, und daß er diesen Entschluß gefaßt habe, schrieb man dem Einfluß seines thatkräftigen Bruders, des Prinzen Wilhelm von Preußen (des jetzigen deutschen Kaisers) zu. Doch siehe da, mit einem Male schlug der Wind um. Die in der Nacht vom 16. auf den 17. März einlaufende Nachricht nämlich, daß der Kaiser in Wien seinem Volke alle Märzforderungen bewilligt habe, stachelten die Ehrsucht Friedrich Wilhelms IV. in furchtbarer Weise auf und von dem Gedanken beherrscht, der österreichische Kaiser habe die Absicht, ihn in der öffentlichen Meinung Deutschlands zu überflügeln, beschloß er urplötzlich — wir kennen ja seine krankhaft excentrische Weise — es dem Habsburger in der Freisinnigkeit nach zuvorzuthun. Sofort gewährte er einer Deputation der städtischen Behörden Berlins Audienz und nahm alle Märzanliegen, die ihm vorgebracht wurden, mit großer Huld entgegen. Noch mehr, er versprach von freien Stücken weit mehr zu bewilligen, als man forderte, und richtig, Mittags 2 Uhr am selben Tage (17. März) erschienen an allen Enden und Ecken Berlins Maueranschläge, unterschrieben vom Könige, dem Prinzen von Preußen und sämtlichen Ministern, in welchen die Berliner mit den weitgehendsten Zusagen überrascht wurden. Zugelagt nämlich wurden nicht bloß die gewöhnlichen Märzforderungen als da sind: Pressfreiheit, Vereinsrecht, Geschworenengerichte, Volksbewaffnung und dergleichen, sondern der König versprach auch eine Reorganisation von ganz Deutschland, das ist eine totale

Umgestaltung des deutschen Bundes. „Der deutsche Fürsten- und Staatenbund, wie er bisher bestanden,“ hieß es in der Proclamation, „soll in einen Bundesstaat verwandelt und eine Volksvertretung beim Bunde aus allen Ständen der deutschen Lande unverzüglich einberufen werden. Keine Zollschranken sollen künftig mehr in Deutschland bestehen und überdem gleiches Maaß und Gewicht, sowie gleiches Handelsrecht das Band der materiellen Vereinigung noch fester knüpfen. Ueber alle Streitigkeiten zwischen Fürsten und Völkern aber soll ein Bundesgericht entscheiden und endlich muß das deutsche Heer einem Bundesfeldherrn unterstellt werden.“ Also stand gedruckt zu lesen und man kann sich nun denken, welch' ein Jubel darob in Berlin entstand. Die ganze Nacht hindurch ließ man den König hochleben und am andern Mittag, den 18. März, zogen unermessliche Schaaren nach dem königlichen Schlosse, um abermalen Vivat zu schreien. Die Meisten derselben waren festlich gekleidet und begrüßten den König, als er auf dem Balkon erschien, um sich für die Huldigung zu bedanken, mit endlosen Zurufen. Nur Eines störte den allgemeinen Freudenrausch, das, daß rings um den Schloßplatz herum zahlreiche Infanterie und Kavallerie, im inneren Schloßhof sogar Artillerie aufgestellt war, gerade wie wenn es gegolten hätte, eine Meute niederzuschmettern. Vielfach also ertönte der Ruf, man möge die Soldaten zurückziehen; statt daß aber dieß geschehen wäre, wurde, als es gegen Abend ging, die Masse von den Offizieren in barscher Weise aufgefordert, nun endlich den Platz zu räumen, und dasselbe that auch der Minister Bodelschwing vom Balkone herab. Plötzlich fielen zwei Schüsse, welche über die Köpfe des Volks hinweg in der Richtung vom Schloß nach der breiten Straße abgefeuert waren. Niemand wurde verletzt, aber die Meisten glaubten, daß es auf ein Abschlachten der wehrlosen Menge abgesehen sei, und sofort stob Alles mit dem Rufe: „wir sind verrathen“ auseinander. Und siehe da, den Fliehenden folgten die Infanteriebataillone mit gefülltem Bajonett und von der Stechbahn aus rückten Dragoner im Trabe vor, mit blanken Säbeln auf die dichtgedrängte, angstvoll zurückweichende Menge einhauend. Noch mehr, wie jetzt Alles in wilder Eile der langen Brücke zustürzte, wurde den Fortrennenden vom Schloß her



eine Gewehrsalve nachgesandt, welche Tod und Verderben verbreitete. Nun aber erfaßte das Volk ein gränzenloser Ingrim und von allen Seiten ertönte ein wildes Rachegeſchrei. Studenten, Arbeiter, Bürger, ſogar Weiber und Jungfrauen ſtanden wie auf Kommando zuſammen und im Nu war überall das Pflaſter aufgeriſſen, um das anrückende Militär mit einem Hagel von Steinen zu begrüßen. Im Nu errichtete man aus umgeſtürzten Wägen, aus Schilderhäuſchen, aus Tiſchen und Stühlen, die man aus den Fenſtern warf, in allen Straßen feſte Barrikaden und im Nu hatte man ſich aus den Waſſenläden, die man erbrochen, ſowie aus den Wachtäuſern, deren Mannſchaften man überrumpelt, Gewehre, Piſtolen und Säbel verſchafft. Jetzt begann ein Kampf, gegen welchen der in Wien wie ein Kinderspiel erſchien, denn auch die Soldaten erfüllte, weil man ſie von den Dächern herab mit Steinen bewarf und mit ſiedendem Waſſer überſchüttete, eine gränzenloſe Wuth. Ihrerſeits führten ſie alſo Kanonen auf und ſuchten die Straßen mit Kartätſchenschuſſen zu ſäubern; allein mehr als eine der Batterien wurde vom Volke erſtürmt und nun donnerten die eroberten Kanonen in die Soldatenreihen hinein. So währte der Kampf mit immer gleicher Wuth die ganze Nacht hindurch und bis gegen Morgen hatte das Militär ſich des Schloßplatzes, der Breiten- und Brüderſtraße, ſowie des ganzen zwiſchen den Linden und der Leipziger Straße belegenen Stadttheils bemächtigt. Die ganze übrige Stadt aber wurde von den Aufſtändiſchen behauptet und überdem hatten ſie den General von Möllendorf, den Kommandanten der Garde, neßſt verſchiedenen anderen Offizieren gefangen genommen. Noch mehr, am genannten Morgen des 19. März waren die Truppen ſo erſchöpft, daß ſie vor Mattigkeit faſt umſanken, während die Kraft der Aufſtändiſchen, welchen aus allen Häuſern Erfrüſchungen zugetragen wurden, ſich eher geſteigert zu haben ſchien. Da dämmerte es endlich in dem Könige Friederich Wilhelm IV. auf, daß er die Revolution mit Gewalt nicht händigen könne, und wie nun am Vormittag des 19. März eine Deputation der ſtädtiſchen Behörden ihm den Ernst der Lage mit bündigen Worten vorſtellte, erklärte er plötzlich, daß er Alles bewillige, was man von ihm verlange. Sofort erhielten alſo die Truppen Befehl, den Kampf aufzugeben, und die ganze Garniſon

mußte aus Berlin abziehen. Nicht minder wurde ein neues liberales Ministerium mit Heinrich von Arnim an der Spitze ernannt und der Prinz von Preußen, des Königs Bruder, den man im Verdacht hatte, daß von ihm der König zum Kampf mit dem Volk gedrängt worden sei, ging auf eine Zeit lang nach England. Die Barrikadenkämpfer aber trugen am Abend dieses Tages, nachdem sie die Barrikaden entfernt hatten, die Leichen der im Kampfe gefallenen Bürger, Studenten, Schützen und Arbeiter in den Schloßhof und nöthigten den König herunter zu kommen, um sein Haupt vor diesen Märtyrern der Freiheit zu entblößen. So endigte die Märzrevolution auch in Berlin siegreich und mit dem Einbruch der Nacht war die Stadt auf's glänzendste beleuchtet. Ja zwei Tage darauf, am 21. März, hielt Friedrich Wilhelm IV. zur Bekräftigung seines Schwurs, daß fortan Preußen in dem constitutionellen einigen Deutschland aufgehen müsse, zu Pferd, die schwarz-roth-goldene Fahne in der Hand, einen Umzug durch alle Hauptstraßen Berlins und man glaubte nicht anders, als daß er sich sofort zum König der Deutschen aufwerfen werde.

Während man so allüberall thätig war, die einzelnen deutschen Staaten constitutionell umzugestalten, hatten die Wortführer der liberalen Parthei die Gesamtverfassung Deutschlands nicht einen Augenblick lang aus dem Auge gelassen. Die Ueberzeugung, daß die Constitutionen der Einzelstaaten unmöglich einen sichern Bestand haben könnten, so lange der Bundestag in Frankfurt die Gewalt besaß, dieselben jeden Augenblick wieder umzustürzen, stand, wie ich schon früher bemerkte, längst fest und somit war vor allem nothwendig, die deutsche Bundesverfassung total zu reorganisiren. Worin aber gipfelte nach der Ansicht jener Wortführer diese Reorganisation? Nun auf den verschiedenen Zusammenkünften derselben (z. B. in Heppenheim im Oktober 1846 und in Offenburg im September 1847) hatte man sich darüber geeinigt, daß dem von den Fürsten beschickten Bundestag ein vom deutschen Volk gewähltes und mit gleicher Gewalt ausgerüstetes Volkshaus oder Parlament an die Seite zu stellen sei, und schon am 5. Februar 1848 (also vierzehn Tage vor der Pariser Februarrevolution) begründete der Abgeordnete Bassermann in der badischen Kammer einen dahin gerichteten Antrag. Ganz Deutschland



begrüßte den Antrag mit unermäßigem Jubel, allein die badische Regierung konnte natürlich, weil der Bundestag damals noch seine Gewalt besaß, nicht auf denselben eingehen. Drei Wochen später aber, als nach dem Ausbruch der Februarrevolution die deutschen Fürsten sämmtlich den Kopf verloren hatten, glaubten die Wortführer der Liberalen, die Angelegenheiten des deutschen Vaterlandes auf eigene Verantwortlichkeit in die Hand nehmen zu müssen, und sofort lud der württembergische Abgeordnete Römer, einer der Weitgehendsten unter den Oppositionsmitgliedern, die Gleichgesinnten brieflich zu einer Zusammenkunft in Heidelberg ein. Einundfünfzig, theils Badenser, theils Württemberger, theils Nassauer, Bayern und Hessen, folgten der Einladung und diese Einundfünfzig beschloßen, den Bassermann'schen Antrag, Berufung eines deutschen Parlamentes nach Frankfurt a. M., zur Ausführung zu bringen. Weil es aber längere Zeit bedurfte, bis eine ordnungsmäßige Wahl dieses Reichsparlamentes stattfinden konnte, hielten sie es, damit der Gedanke der Regeneration Deutschlands nicht wieder einschlafe, für nothwendig, gleich auf den 31. März eine vorberathende Versammlung von Abgeordneten, also ein „Vorparlament“ nach Frankfurt einzuberufen, um zusammen mit dem Bundestage die ersten Grundzüge einer deutschen Reichsverfassung, hauptsächlich aber den Modus, unter welchem die Wahlen in's wirkliche Parlament vorgenommen werden sollten, festzustellen. Diesem Beschluß jubelte Deutschland seinen einstimmigen Beifall zu, ohne daß die deutschen Regierungen es gewagt hätten, auch nur ein Wort des Einwandes verlauten zu lassen, und sofort erließen die Einundfünfzig die Einladungen zum Vorparlament. Eingeladen aber wurden theils die früheren und gegenwärtigen Mitglieder der Ständeversammlungen, theils die hervorragenderen unter den Advokaten, Beamten und Professoren, und überdem kamen auch Viele „auf eigene Faust“, wie man zu sagen pflegt. Im Ganzen waren es etwa sechshundert Männer, die am Vorparlamente Theil nahmen, und dasselbe constituirte sich sofort am 31. März in der früheren Paulskirche zu Frankfurt a. M., indem es den berühmten Juristen Mittermaier zu seinem Vorsitzenden erwählte. Zu gleicher Zeit bethätigten auch die deutschen Fürsten ihren guten Willen, an der Regeneration Deutschlands mitzu-

wirken, denn sie gaben jetzt ihren Bundestagsgesandten je einen altberühmten Kämpen für deutsches Recht und deutsche Freiheit als „Vertrauensmann“ bei, und so kam es denn, daß der Bundestag sich alsbald bereit erklärte, mit dem Vorparlament zusammen die Vorbereitungen für das eigentliche Parlament vorzunehmen. Unter äußerst günstigen Auspizien begann also diese Versammlung in der Paulskirche ihre Geschäfte, allein von ihren Leistungen ist deshalb doch nur wenig zu berichten. Nur allzuvieler Mitglieder nämlich gehörten keineswegs zu der eigentlichen Fortschrittspartei und erklärten sich daher, weil sie sich als bisher sehr loyale Unterthanen an den Gedanken, sie seien durch die Revolution berechtigt, legale und für die deutschen Regierungen bindende Beschlüsse zu fassen, nicht gewöhnen konnten, in den meisten Dingen, die zur Verhandlung kamen, für incompetent; hiedurch aber wurden die am weitesten Vorgeschrittenen, „die Radikalen unter den Liberalen“, so erbittert, daß ihre Wortführer, die beiden Badenser Heder und Struve, den Antrag stellten, die erblichen Monarchien abzuschaffen und sie durch ein freigewähltes Parlament mit einem Präsidenten an der Spitze, also durch eine demokratische Republik, zu ersetzen. Der Antrag, über den sich die große Mehrheit förmlich entsetzte, erhielt natürlich nur äußerst wenige Stimmen und sofort traten Heder und Struve mit ein paar andern Gesinnungsgenossen aus dem Vorparlamente aus, um ihre Zwecke außerhalb desselben weiter zu verfolgen. Der feurige Heder nämlich, ein Volksredner wie Wenige, und daher auch beim Volke sehr beliebt, glaubte nicht anders, als daß ihm, wenn er die Republik proklamire, die ganze deutsche Jugend, selbst das Militär nicht ausgenommen, zuströmen werde, und in diesem Glauben bestärkten ihn seine Freunde Struve, Fidler (Redakteur der Seeblätter in Constanz) und Andere mehr als recht war. Allein sie alle sollten sich bitter täuschen. Kaum nämlich hatte Heder an der Spitze einer Schaar von Turnern und Arbeitern am 13. April 1848 im badischen Seckreis die Fahne der Revolution entfaltet, so schickte die badische Regierung, unterstützt von einigen wenigen württembergischen und hessischen Bataillonen, ein paar tausend Mann regulärer Truppen gegen ihn und wie es dann am 20. April bei Kandern zum Treffen kam, liefen seine republikanischen Schaaren, trotzdem dort der Anführer der Hessen, der



General Friederich von Gagern, gleich im Anfang durch einen Schuß seinen Tod fand, schon nach einem kaum nennenswerthen Widerstand auseinander. Gleich darauf, am 24., wurde auch die Stadt Freiburg, in welche sich die Flüchtigen geworfen hatten, von den Badensern erstürmt und vor den Württembergern nahm der letzte Rest der „Helden mit dem Schlapphut“, an deren Spitze sich der Dichter Herwegh gestellt hatte, bei Dossenbach Reißaus. So endete der Heckerisch-republikanische Putsch in äußerst kläglichster Weise und die Herren Hecker, Struve und Herwegh waren froh, in der Schweiz ein Asyl zu finden.

Während diese tragikomische Episode im badischen Seekreis spielte, setzte das Vorparlament in Frankfurt am Main ganz ruhig seine Berathungen fort und setzte es ohne Mühe beim Bundestag, der jetzt urplötzlich ultraliberal wurde, durch, daß derselbe auf den 1. Mai 1848 die allgemeinen Wahlen zum deutschen Reichsparlament ausschrieb. Sie fanden auch wirklich an diesem Tage statt — und wohlgemerkt, jeder volljährige unbescholtene Deutsche durfte wählen und war wählbar — und am 18. Mai 1848 konnte „das erste deutsche Parlament“ in der Paulskirche zu Frankfurt am Main eröffnet werden. Seine Aufgabe war, der gesammten deutschen Nation eine freisinnige Verfassung zu geben und diese Verfassung unter den Schutz eines einheitlichen Staatswillens zu stellen, welcher Kraft genug habe, alle deutschen Stämme in stetem Gehorsam zu erhalten. Gewiß eine höchst wichtige und zugleich höchst schwierige Aufgabe; allein weil die deutschen Fürsten in jenen Tagen von freien Stücken die Zusicherung gaben, daß sie die Verfassung, wie sie aus dem Schooße der in der Paulskirche Versammelten hervorgehe, unbedingt anerkennen würden, hielt man in ganz Deutschland dafür, daß das Parlament mit jener Aufgabe fertig werden würde. Man glaubte so, weil man damals, wo die Wogen der Revolution noch hoch gingen, es ganz und gar nicht für möglich hielt, daß die Fürsten je im Stande sein würden, ihr in der Angst gegebenes Versprechen zu brechen; allein schon nach Kurzem konnte man sich in ganz Deutschland überzeugen, daß die Regenten, besonders die größeren, anfangen sich von ihrer Ohnmacht zu erholen, und nun fragte man sich, was denn geschehen solle, wenn die Cabinette

sich weigern würden, den Beschlüssen des Parlaments zu gehorchen? Man fragte sich aber nicht bloß, sondern man discutirte auch die Frage und in Folge dessen bildeten sich drei Partheien im Reichstage, von denen die Eine der Andern mehr oder minder schroff gegenüber stand. Die Erste derselben, die bei weitem zahlreichste, wollte sich auf Preußen stützen, in der Hoffnung, daß dessen König stark genug sei, die andern Staaten zum Gehorsam zu zwingen. Die Zweite, viel kleinere, hielt an Oesterreich fest und trachtete nach der Wiederherstellung des alten deutschen Reichs. Die Dritte endlich, die am weitesten vorgeschrittene, zugleich aber auch die allerkleinste, hätte am liebsten ein Parlamentsheer geschaffen und sich dadurch zur Herrin der Situation gemacht. Doch gegen sie machten die beiden anderen Partheien gemeinsam Front, denn sie meinten, dadurch würde sich das Parlament in einen Convent mit Wohlfahrtsausschuß nach französischem Muster verwandeln und dieß sei nichts anderes als die schon im Vorparlament verworfene rothe Republik. Selbstverständlich übrigenß machte sich diese Spaltung des Parlaments in die genannten drei Gruppen im allerersten Anfang nur sehr wenig bemerklich; aber wie man nun, nachdem sich die Versammlung durch die Wahl Heinrich von Gagerns zum Präsidenten definitiv constituirt hatte, daran ging, auf so lange eine provisorische Centralgewalt zu creiren, bis durch die Fertigstellung einer Reichsverfassung eine definitive Oberregierung vorhanden sei, da traten die Gegensätze schon ziemlich schroff hervor. Die Einen wollten einen Präsidenten, die Andern einen Vollzugsausschuß und die Dritten ein Directorium. Ueberdem stritt man sich darum, ob und welcher Einfluß den verschiedenen deutschen Regierungen bei der Entscheidung dieser Frage einzuräumen sei, denn es sei doch selbstverständlich, daß weder Oesterreich, noch Preußen, noch Bayern, noch die anderen bedeutenderen Kleinstaaten sich nur so mit nichts, ihr nichts meistern lassen würden. Endlich nach sehr langen und stürmischen Debatten führte der Präsident von Gagern durch seinen berühmt gewordenen „kühnen Griff“ in der Sitzung vom 24. Juni den Beschluß herbei, daß die Versammlung aus eigener Machtvollkommenheit die Centralgewalt ernennen solle, und weiter wurde dann am 27. Mai mit 403 gegen 135 Stimmen abgemacht,



aus der großen Reihe der nicht regierenden Fürsten Deutschlands einen für seine Person unverantwortlichen Reichsverweser zu erwählen. Die Wahlhandlung selbst aber ging am 29. Juni 1848 vor sich und es erhielt der Erzherzog Johann von Oesterreich weitaus die größte (436 gegen 89) Stimmenzahl. Deutschland hatte also wieder eine einheitliche Spitze, einen Reichsverweser, mit dessen Ernennung der Bundestag für erloschen erklärt wurde, und man gratulirte sich allseitig zu dieser Wahl, weil der genannte Erzherzog eine in Oesterreich sehr volksthümliche Persönlichkeit war. Allein den Einsichtsvolleren unter den deutschen Patrioten, die es ehrlich mit der Neugestaltung Deutschlands meinten, kam dabei Zweierlei als höchst bedenklich vor. Einmal das, daß der Erwählte ein durchaus österreichisch und dazuhin streng katholisch-gefügter habsburgischer Kaisersohn war, dem natürlich nur daran gelegen sein konnte, das Interesse des österreichischen Kaiserhauses zu wahren, und sodann das, daß derselbe gar keine effective Macht besaß, sondern rein von dem guten Willen der regierenden Fürsten abhing. Letzterem höchst fatalen Mißstande suchte nun zwar die Nationalversammlung dadurch abzuhefen, daß sie am 16. Juli von allen Einzelregierungen verlangte, sie sollten am 6. August zu gleicher Stunde die sämtlichen deutschen Bundesstruppen in feierlicher Parade ausmarschiren lassen, um dem Reichsverweser den Huldigungseid zu leisten. Allein gehorchten diese Regierungen? Nun ja die kleineren und kleinsten thaten es; Oesterreich und Preußen aber beantworteten den Parlamentsbefehl mit tiefem Stillschweigen und Bayern nebst Hannover, Sachsen und Württemberg machten aus der Parade ein militärisches Schauspiel, das mit einer wirklichen Huldigung auch nicht die geringste Aehnlichkeit hatte. Schon daraus konnte man deutlich genug ersehen, wie wenig Gehorsam die neugeschaffene Centralgewalt in allen wichtigeren Fragen finden werde, und allgemach fing man in den Kreisen der deutschen Patrioten an, die unbeschränkte Machtvollkommenheit, auf welche das Parlament pochte, für einen eiteln Traum zu halten. Die Parlamentenmitglieder selbst aber hatten in ihrer Selbstüberhebung gar keine Ahnung davon, daß ihre Souverainetät je gefährdet werden könnte, und machten sich jetzt mit bekannter deutscher Gründlichkeit an die Verathung der Grund-

rechte der deutschen Nation, welche so ziemlich den anno 1789 von den Franzosen aufgestellten „allgemeinen Menschenrechten“ entsprachen. Doch lassen wir einstweilen die Herren in der Paulskirche ihre mehr oder minder hochtönenden Reden halten und wenden wir uns zu der Revolution und ihrem weiteren Verlaufe zurück.

In einer ganz eigenthümlichen Lage befanden sich beim Ausbruch der Februarrevolution die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Seitdem nämlich im Jahr 1448 die dänischen Stände nach dem Absterben der Regenten aus Skjolds Stamme den mütterlicherseits mit diesem Stamme nächst verwandten Grafen Christian I. von Oldenburg, der zugleich Herzog von Schleswig-Holstein war, zu ihrem Könige gewählt hatten, bestand das Königreich Dänemark Jahrhunderte lang aus zwei ganz heterogenen Bestandtheilen, aus den deutschen Herzogthümern Schleswig und Holstein auf der einen und auf der andern Seite aus Dänemark im engeren Sinne, d. i. aus Jütland mit den Inseln Seeland, Fünen und Laaland. Auch hatte jeder Theil seine abgesonderte Verwaltung und den beiden Herzogthümern war noch überdem ihre uralte ständische Verfassung zugesichert. Kurz also die beiden getrennten Bestandtheile hatten nichts gemein, als den Regenten, was man Personalunion nennt, und an diesem Verhältniß konnte nichts geändert werden, so lange der Königsstamm Christians I. nicht ausstarb. Sobald aber dieser Fall eintrat, konnten in den Herzogthümern — weil in ihnen das altfalsche Gesetz Geltung hatte — nur die männlichen Seitenverwandten — die Herzoge von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg — erben, während im eigentlichen Dänemark die Nachfolge an die näher stehenden weiblichen Seitenverwandten fiel. Nun starb am 20. Januar 1848 König Christian VIII. und hinterließ das Königreich seinem einzigen Sohne Friedrich VII.; dieser jedoch besaß keine Kinder und so mußte es nach seinem Tode zur Zerreißung des Königreichs kommen. Das war für die nationalgesinnte Parthei in Kopenhagen eine traurige Voraussicht, denn wenn die Herzogthümer von Dänemark abgerissen wurden, so war letzteres viel zu schwach, um noch als ein geachtetes und mächtiges Reich zweiten Rangs fortzueristiren, und demgemäß arbeitete die genannte Parthei schon seit Jahren daraufhin, die Herzogthümer mit Dänemark in einen Gesamtstaat zu verschmelzen.



Mit andern Worten, diese beiden uralte deutsche Provinzen sollten von Deutschland abgerissen und extra noch das Herzogthum Schleswig bis zur Eider (daher hieß man die altdänische, ultra-nationale Parthei die „eiderdänische“) vollständig danisirt, das heißt mit dänischer Sprache, dänischen Geseßen, dänischer Beamtung und dänischen Sitten beglückt werden. Dieses Ziel hatten nun übrigens die Eiderdänen bislang nicht erreichen können; sowie aber die Februarrevolution ausbrach, erlangten sie in Kopenhagen die Oberhand und zwangen den König Friederich VII., „damit endlich mit der Einverleibung der Herzogthümer Ernst gemacht werde,“ ein ultra-eiderdänisches Ministerium mit Orla Lehmann an der Spitze einzusetzen. Auch säumte dieser keinen Augenblick, den Schleswig-Holsteinern am 24. März kund zu thun, daß das Herzogthum Schleswig, von Holstein abgetrennt, ein für allemal in eine dänische Provinz verwandelt sei, und schraubte zugleich, um seinem Machtspruch Nachdruck zu geben, die militärische Macht Dänemarks zu einer mit der Größe des Landes in gar keinem Verhältniß stehenden Höhe hinauf. Natürlich aber reifte alsbald in den Schleswig-Holsteinern der feste Entschluß, sich eine solche Gewaltthat nicht gefallen zu lassen, denn nach altverbrieftem Rechte durften die Herzogthümer nie getrennt werden, und die Folge war, daß sie eine provisorische Regierung — die Hauptperson derselben war der bekannte Beseler — errichteten, um die Rechte der Herzogthümer zu wahren. Diese Regierung wandte sich sofort an das damals in Frankfurt tagende Vorparlament, sowie an den Bundestag, der in jenen Tagen, wie bekannt, urplötzlich ganz ausnehmend freisinnig geworden war, und erhielt alsbald die Antwort, daß die Könige von Preußen und Hannover bereit seien, die staatsrechtliche Vereinigung Schleswigs mit Holstein nöthigenfalls mit Gewalt zu beschützen. Ueberdem begeisterte sich jetzt ganz Deutschland für die Sache der Herzogthümer und unter dem stürmischen Gesang: „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ eilten Hunderte von Jünglingen nach der Eider, um dort als Freischaaren den gewaltthätigen Dänen entgegenzutreten. Endlich zögerte die provisorische Regierung auch nicht, die militärische Macht der Herzogthümer selbst aufzubieten und in einigen Tagen schon standen über 7000 Schleswig-Holsteiner in Wehr und Waffen. Unter

solchen Umständen hätte man nun glauben sollen, die dänische Regierung werde von ihrem schlimmen Vorhaben wieder abgestanden sein; allein sie verließ sich auf den längst insgeheim zugesagten Beistand Rußlands, Englands und Schwedens und beschloß sofort in ihrem Uebermuth, die Schleswig-Holsteiner, noch bevor die Preußen einrücken könnten, exemplarisch zu züchtigen. Somit erhielt die dänische Armee Befehl, unverweilt anzugreifen, und am 8. und 9. April wurden die Schleswig-Holsteiner nebst den wenigen bis jetzt organisirten Freischaaren — im Ganzen etwa 8000 Mann — bei Bau und Flensburg von der dänischen Uebermacht — 16,000 Mann — mit schweren Verlusten zurückgetrieben. Wie nun die Dänen triumphirten! Jedoch das Blatt sollte sich bald wenden. Am 22. April nämlich rückte, geführt von dem Feldmarschall Wrangel, eine preußisch-hannöversische Armee in Holstein ein und nun war es eine wahre Lust, dem Siegeslauf der Deutschen zu folgen. Im Sturm nahmen sie das Danewerk, ohne erst ihre Kanonen abzuwarten, und im Sturm eroberten sie die Stadt Schleswig. Dann schlug Wrangel den Feind bei Flensburg, rückte in Jütland ein und besetzte, nachdem er bei Düppel abermals gesiegt, die Festung Friedericia. Noch eine kurze Frist von vierzehn Tagen und der Feldmarschall hätte das ganze festländische Dänemark erobert gehabt; allein nunmehr erhoben zu gleicher Zeit Rußland, England und Schweden ernsthafte Einsprache, denn allen Dreien war es gleich sehr darum zu thun, daß Deutschland durch den Besitz von Schleswig-Holstein an der Nordsee nicht erstarke. Noch mehr, um ihrer Einsprache Nachdruck zu geben, rüsteten die genannten drei Staaten ihre Flotten aus und drohten, die preussischen Schiffe und Häfen zu zerstören, wenn Friederich Wilhelm IV. nicht augenblicklich seine Truppen zurückziehe. Dadurch aber wurde Letzterer — wir kennen ja seinen Charakter — so furchtbar erschreckt, daß er nicht bloß seinem siegreichen Feldherrn befahl, sofort Jütland zu räumen, sondern daß er auch, indem er sich selbst überredete, die Schleswig-Holsteinische Bewegung sei eine revolutionäre Auslehnung gegen die rechtmäßige Herrschaft gewesen, am 26. August 1848 zu Malmö mit den Dänen auf sieben Monate einen Waffenstillstand abschloß, laut welchem ihnen einstweilen bis zum definitiven Friedensschluß alles



eroberte Land, also auch ganz Schleswig, zurückgegeben wurde. Schon dieß war schmachvoll genug; die Hauptschmach aber, um über das Ende des Kampfes mit Dänemark jetzt schon zu berichten, sollte erst kommen. Kaum nämlich ging im Frühjahr 1849 der Waffenstillstand zu Ende, so griffen die Dänen, alle Friedensanträge über den Haufen werfend, sofort wieder zu den Waffen, um den Versuch der Einverleibung Schleswig-Holsteins in den dänischen Staat zu wiederholen. Dieser Versuch nun nahm allerdings ein noch viel ärmlischeres Ende, als das Jahr zuvor, denn sie wurden von den gegen sie gesandten Reichstruppen — Bayern, Sachsen und Preußen — bei Düppel, Kolbing und Friedericia auf's Haupt geschlagen und überdem erschlugen die Schleswig-Holsteiner bei Ederförde einen glänzenden Seesieg über sie. Aber jetzt mischten sich Rußland, England und Schweden abermalen ein und ihre Drohungen bewogen den König von Preußen zum zweiten Male, am 10. Juli 1849, mit Dänemark sowohl im eigenen Namen als auch in dem Deutschlands einen Waffenstillstand abzuschließen. Daraufhin folgten in London unendlich lange Friedensunterhandlungen, an welchen alle Großmächte theilnahmen, und am 2. August 1850 wurde von England, Rußland, Oesterreich und Preußen ein Protokoll — man hieß es später nur das Londoner Protokoll — unterzeichnet, in welchen den Dänen die Einheit ihrer Monarchie gewährleistet wurde. Das hieß nichts anderes als Verreisung Schleswig-Holsteins von Deutschland, also Ueberlieferung dieser beiden urdeutschen Herzogthümer auf Gnade und Ungnade an die übermüthigen Dänen und selbstverständlich wollten sich die Schleswig-Holsteiner eine solche alles Recht mit Füßen tretende Behandlung nicht gefallen lassen. Im Gegentheil versuchten sie es den Krieg auf eigene Faust — sie ernannten den preussischen General Willisen zu ihrem Oberbefehlshaber — fortzusetzen; allein siehe da, jetzt, im Februar 1851, schickte Oesterreich unter dem Feldmarschalllieutenant von Legebitsch ein starkes Heer nach den Herzogthümern und entwaffnete die Schleswig-Holsteiner, um sie den Dänen wehrlos zu überliefern. Also schmachlich endete die Schleswig-Holsteinische Bewegung und hieraus schon kann man schließen, welches Ende die Revolution in Oesterreich und Preußen genommen haben wird.

Am 15. März 1848 hatte der Bürger von Wien unterstützt von der dortigen Studentenschaft die Entfernung Metternichs und das Versprechen einer Verfassung durchgesetzt und dieser Sieg des Volks rief sofort auch in Böhmen und Ungarn die Revolution hervor. In Böhmen handelte es sich nicht sowohl darum, mit der Reaction ein Ende zu machen, als vielmehr das Czeckenthum zur Herrschaft zu bringen, und deshalb weigerten sich auch die Führer der czechisch-slavischen Parthei beharrlich, das deutsche Parlament in Frankfurt zu beschicken, obwohl Böhmen seit vielen Jahrhunderten eine deutsche Provinz war. Vielmehr luden dieselben alle österreichisch-slavischen Stämme ein, bis zum 31. Mai 1848 einen allgemeinen Slavencongreß in Prag zu beschicken, um ein großes Slavenreich zu constituiren, und in der That kamen an dem genannten Tage dorten eine Menge von slavischen Abgeordneten zusammen. Wie jedoch die Verhandlungen ihren Anfang nehmen sollten, stellte es sich sofort heraus, daß der Czeche den Slowacken, der Sütyrier den Serben, der Croate den Polen und der Ruthene den Dalmatier nicht verstand, und am Ende mußte man sich der deutschen Sprache bedienen, um nur debattiren zu können. Somit sah jeder Vernünftige ein, daß das ganze Bestreben, ein großes Slavenreich zu gründen, auf eine Lächerlichkeit hinauslaufen müsse, und selbst die Führer der Czechen konnten sich dieser Einsicht nicht verschließen. Dagegen wollten sie die herrschende Aufregung wenigstens dazu benützen, um die österreichische Herrschaft abzuwerfen oder mit andern Worten, um ein unabhängiges Königreich Böhmen, wie es in grauer Vorzeit bestanden, zu errichten, und durch ihre Aufhebungen kam es am Pfingstmontag den 12. Juni 1848 zu einem furchtbaren Aufruhr in Prag, in Folge dessen die österreichischen Truppen die Stadt nach kurzem Kampfe räumten. Wie toll nun die Czechen, die einen vollständigen Sieg ersochten zu haben glaubten, aufjubelten! Schon am andern Tage jedoch kam die Ernüchterung. Fürst Windischgrätz nämlich, der österreichische Oberbefehlshaber, war nur abgezogen, um seine Leute in den engen Straßen Prags nicht unnütz zu opfern, und hatte sich dafür beeilt, den Grabschin sowie die anderen Anhöhen um die Stadt herum zu besetzen. Von hier aus fing er dann am 14. Juni an, Prag mit Bomben zu bewerfen, und



diese Bomben bewirkten, daß sich die Auführer schon am 16. Juni auf Gnade und Ungnade ergaben. So nahm hier die Revolution ein rasches Ende und die Tschechen mußten es schwer büßen, von einem unabhängigen Böhmen vierzehn Tage lang geträumt zu haben. Weit heftiger gestaltete sich der Kampf in Ungarn. Dieses Land, früher Jahrhunderte lang ein nicht unbedeutendes selbstständiges Reich, war im 16. Jahrhundert durch Erbschaft an das Haus Habsburg gekommen, hatte sich aber seine alte Verfassung mit eigener Verwaltung und eigenem Heere gewahrt. So lange nun die Habsburger diesen Vertrag hielten, herrschte Frieden; allein schon im 18. Jahrhundert fingen dieselben an, die Selbstständigkeit des Landes nach und nach, gleichsam stückweise, zu untergraben, um aus ihm eine österreichische Provinz zu machen, und mit besonderem Geschick verfolgte im 19. Jahrhundert der schlaue Metternich dieses Ziel. Vergebens protestirte der ungarische Reichstag; Metternich blieb unabänderlich dabei, daß die Reichseinheit Oesterreichs gefährdet sei, wenn Ungarn seine eigene Verwaltung nebst eigenem Heere besitze. Da kam die Wiener Märzrevolution und augenblicklich — am 14. März 1848 — erschien nun eine große ungarische Deputation in Wien, um die alten Rechte zurückzuverlangen. Schwachmüthig, wie der Kaiser Ferdinand war, gab er augenblicklich — Metternich war entflohen — nach, und die Ungarn erhielten ihre eigene Verwaltung — an die Spitze des ungarischen Ministeriums trat Graf Batthyany — zurück. Natürlich aber wurde ihnen diese Konzession nur mit dem größten Widerstreben gemacht und die Wiener Regierung hätte sofort gerne Alles wieder rückgängig gemacht. Deshalb erhielt auch Jellachich, der getreue Ban von Croatien (dieses Land war seit 1091 mit Ungarn vereinigt, strebte aber beständig darnach, sich loszureißen), insgeheim schon im Juni den Auftrag, die slavische und romanische Bevölkerung in Ungarn gegen die herrschende Parthei der Magyaren aufzuheizen, um so einen Bürgerkrieg vorzubereiten, und zugleich suchte man das Heer so sehr als möglich zu verstärken, um zu gegebener Zeit mit den Waffen einschreiten zu können. Dadurch aber arbeitete man nur der extremen Parthei unter den Magyaren in die Hände, und deren Führer, insbesondere Kossuth, verlangten sofort ungescheut die gänzliche Losreißung

Ungarns von Oesterreich. Im September 1848 nun glaubte die den Kaiser beherrschende Hofcamarilla so viel Kräfte gesammelt zu haben, um mit den Operationen gegen Ungarn beginnen zu können, und es ward sofort der Feldmarschall Graf Lamberg nach Pesth gesandt, um dort die Herrscherrechte des Kaisers zu wahren. Graf Lamberg aber, einem solch' wichtigen Posten durchaus nicht gewachsen, griff zu den verkehrtesten Maßregeln und ward deshalb schon am 28. September in einem Pöbelauslauf in Pesth ermordet. Auf diese That hin befahl der Kaiser Ferdinand dem Fürsten Windischgrätz, dem Bombardeur von Prag, alsbald mit seinem Heere gegen die aufrührerischen Ungarn zu ziehen, und Windischgrätz schickte sich auch in der Minute dazu an. Sein Zug aber mußte doch vorerst unterbleiben, weil man seiner und seines Heeres gerade jetzt zu einer viel wichtigeren Mission unumgänglich benöthigt war. Die Bürger und Studenten von Wien nämlich hatten am 15. März vom Kaiser, wie uns bekannt, außer verschiedenem Anderem auch das Versprechen einer freisinnigen Verfassung ertrotzt und mit dem Entwurf dieser Verfassung wurde der Graf Fiquelmont, der Nachfolger Metternichs, bereits am 25. April fertig. Allein der Entwurf, der in der That seine Mangelhaftigkeit an der Stirne trug, genügte den Wienern nicht und es kam daher in Wien fast jeden Tag zu tumultuarischen Rachenmusiken. Nun trat Graf Fiquelmont ab, um dem Freiherrn von Pillersdorf Platz zu machen, und dieser willigte endlich am 15. Mai ein, durch einen constituirenden Reichstag, den er bereit sei, sofort einzuberufen, eine den Anforderungen der Neuzeit entsprechende Reichsverfassung entwerfen zu lassen. Hierzu gab der alte, schwache und durch das ewige Revoltiren der Wiener tief gebeugte Kaiser ebenfalls seine Einwilligung, allein schon vierundzwanzig Stunden später, in der Nacht vom 16. auf den 17. Mai entfloß er mit seinem ganzen Hofe von Wien nach Innsbruck zu seinen getreuen Tyrolern. Man hatte ihn überredet, daß die Wiener aus Schrecken über seine Flucht alsbald zu ihrer früheren Loyalität zurückkehren würden, und in der That nahm auch die besitzende Klasse hierzu einen Anlauf. Wie nun aber der Minister Pillersdorf, hierauf sich stützend, es wagte, die akademische Legion für aufgelöst zu erklären und die Universität zu schließen, um der Schreckensherrschaft der Aula ein



Ende zu machen, widersehte sich die Studentenschaft mit den Waffen in der Hand und das Ende des kurzen Barrikadenkampfes war, daß das Ministerium die ganze Garnison aus Wien entfernen mußte. Nunmehr, Mitte Juni 1848, nahm ein aus Studenten und Bürgern gebildeter Sicherheitsausschuß die Oberleitung der Stadt Wien an sich und dieser setzte dem Ministerium Billersdorf so lange mit den tollsten Anforderungen zu, bis dasselbe am 8. Juli abdanke. Es mußte also ein neues Ministerium gebildet werden und hiezu gab der Kaiser dem beliebten Erzherzog Johann (dem deutschen Reichsverweser) von Innsbruck aus Vollmacht. Der Erzherzog aber, der deshalb schnell von Frankfurt nach Wien reiste, wußte die Wiener durch seinen Zuspruch so zu gewinnen, daß wieder etwas mehr Ruhe eintrat, und um diese noch mehr zu befestigen, übertrug er die Oberleitung der Geschäfte einem Ministerium Bach-Latour. Dasselbe imponirte auch in der That den Wienern durch seine Energie und überdem machte es einen vortrefflichen Eindruck, daß jetzt am 22. Juli der constituirende Reichstag in Wien eröffnet wurde. So konnte denn, nachdem die Ordnung wieder ganz hergestellt schien, Ferdinand I. von Innsbruck nach Wien zurückkehren und das Ministerium fühlte sich kräftig genug, um sofort an die Reorganisation der Armee zu gehen. Ein starkes Mißtrauen in die Regierung blieb deshalb aber doch immer zurück, weil die reactionäre Umgebung des Kaisers, die sogenannte Hofcamarilla, in keiner Weise geändert wurde, und als ein noch weit bedenklicheres Moment betrachtete man es, daß der Kriegsmminister Latour sowohl dem Fürsten von Windischgrätz in Prag als dem Ban Jellachich in Agram unter der Hand so viel Verstärkungen, als nur immer möglich, zukommen ließ. „Ist es denn,“ so riefen die demokratischen Führer, ein Robert Blum und Fröbel aus Deutschland, sowie ein Paulskly und Tausenau aus Ungarn, welche im Herbst 1848 expreß deswegen nach Wien reisten, um durch Aufwieglung der Volksmassen die Rückkehr des Hauses Habsburg zum Absolutismus unmöglich zu machen, „nicht sonnenklar, daß diese beiden hocharistokratischen Kommandeure die Bestimmung haben, den Wienern auf den Leib zu rücken, um sie für ihre bisherigen demokratischen Ausschreitungen zu maßregeln?“ So stieg das Mißtrauen immer höher und wie sich

nun am 6. Oktober plötzlich die Kunde verbreitete, daß der Kriegsminister Latour abermalen einige in Wien neugebildete Regimenter zum Heere des Vans Jellachich abzusenden im Begriff sei, brach sofort noch am selben Tage ein furchtbarer Aufstand aus. Die Eisenbahn, auf welcher die bewußten Regimenter nach Agram abfahren sollten, wurde zerstört und den General Brody, der sich dem Pöbel widersetzte, streckte ein Schuß nieder. Eine andere wilde Rotte aber stürmte das Kriegsministerium und mordete den General Latour auf wirklich kannibalische Weise. Kurz die unteren Klassen der Wiener Bevölkerung begingen die furchtbarsten Ausschweifungen und die Garnison von Wien sah ruhig zu, weil man sie mit Wein und Mädchen wankend zu machen verstanden hatte. Man kann sich nun denken, welch' gräßliches Entsetzen dieser furchtbare Tag am Hofe verbreitete, und in Folge dessen entfloh der arme Kaiser die Nacht darauf abermalen mit seiner ganzen Umgebung. Dießmal aber nahm er nicht die Richtung nach Innsbruck, sondern nach Olmütz in Mähren, wo der Fürst Windischgrätz eben seine Armee concentrirt hatte, um damit in dem aufrührerischen Ungarn einzurücken. Sofort erhielt nun der Fürst Befehl, die Direction zu ändern und sein Heer gegen die tollen Wiener zu führen. Ebendahin wurde auch der Van Jellachich mit seinen angesammelten Truppen beordert und nicht minder erhielt der Graf Auersperg, der Kommandant von Wien, die Weisung, mit der Wiener Garnison die Anhöhen um die Stadt herum zu besetzen. Jellachich und Windischgrätz begannen sofort ihren Vormarsch und am 20. Oktober vereinigten sie sich Angesichts von Wien. Am 23. wurde die Stadt, weil die aufwieglerische Parthei, die jetzt herrschte, die Uebergabe verweigerte, umzingelt und am Tag darauf begann die Beschießung. Am 31. Oktober aber wurden die letzten Barrikaden im Sturm genommen und sofort erfolgte die Verkündigung des Standrechts. Was nun weiter kam, kann man sich denken. Die Hervorragendsten der Auführer, so weit man ihrer habhaft werden konnte (denn Viele, worunter auch Pulsky, Tausenau und Fröbel waren entflohen) wurden — wie Robert Blum, der deutsche Reichstagsabgeordnete, und Messenbauer, der Kommandant der Wiener Nationalgarde — standrechtlich erschossen und die Mindergravirten



erhielten entweder langandauernden Kerker oder theilte man sie dem Train der Jellachich'schen Croatenarmee zu, bei welchem Dienst die Meisten elendiglich zu Grunde gingen. Jetzt nachdem man mit der Revolution in Wien so gründlich aufgeräumt hatte, erhob die kirchlich-aristokratisch-reactionäre Parthei am Hofe, die Erzherzogin Sophie, genannt die „Blutige,“ Gemahlin des Erzherzogs Franz Karl, an der Spitze, ihr Haupt wieder kühner, denn je, und Schlag auf Schlag wurde mit den bisherigen Neuerungen aufgeräumt. Das Erste war, daß man den constituirenden Reichstag am 15. November nach Kremsier, einem unbedeutenden Städtchen in Mähren, verlegte, und ihm damit, weil die wenigsten Abgeordneten dahin gingen, jetzt schon den Todesstoß versetzte. Die zweite Maßregel vom 22. November bestand in der Ernennung eines Gewaltministerium, an dessen Spitze man den Fürsten Felix Schwarzenberg, einen Aristokraten vom reinsten Wasser, stellte, und dieses Ministerium kündigte sofort schon am 27. November der aufstehenden Welt an, daß es sein Willen sei, Oesterreich monarchisch zu regeneriren. Die dritte reactionäre That endlich war eine noch weit bedeutungsvollere, denn am 2. Dezember 1848 ward Ferdinand I., dessen allzumilde und nachgiebiges Herz allen blutigen Maßregeln widerstrebte, dahin gebracht, abzudanken, und statt seiner bestieg der junge Erzherzog Franz Joseph, der Sohn der „Blutigen,“ als nächster Erbe (sein Vater, der Erzherzog Franz Karl, verzichtete auf die Nachfolge) den österreichischen Kaisertron. Wie nun die hochkirchlichen und hocharistokratischen Herrn und Damen am österreichischen Hofe in Wonne schwammen! Der junge kaum zwanzigjährige Kaiser brannte vor Begierbe, den Kaiserstaat in seiner alten Kraft wieder herzustellen, und der einzige Weg, von dem er glaubte, daß er zum Ziele führe, schien ihm der der Gewalt zu sein. Somit wurde augenblicklich der Fürst Windischgrätz mit einem starken Heere gegen die Ungarn gesandt und zugleich erhielt der Van Jellachich die Ordre, den Fürsten mit seinen Croaten zu unterstützen. Auch erfocht Windischgrätz im Anfang in der That einige Vortheile und es gelang ihm sogar, am 5. Januar 1849 Pesth zu erobern. Allein das Kriegsglück wandte sich, sobald die Generale Bem, Dembinsky und Görgey die Führung der ungarischen Armee übernahmen, und es

half nicht einmal Etwas, als Windischgrätz, der wohl ein Wütherich aber kein Feldherr war, abberufen und durch den Feldmarschall Belen, später durch den viel berühmteren General Haynau ersetzt wurde. Im Gegentheil, die Ungarn blieben siegreich und am 14. April 1849 war es bereits so weit gekommen, daß der ungarische Reichstag das Haus Habsburg der ungarischen Krone für verlustig erklärte, um dafür die Republik unter dem Präsidenten Kossuth zu proklamiren. Da eilte in der Mitte des Monats Mai 1849 der junge Kaiser von Oesterreich, an seiner eigenen Kraft verzweifelnd, zum Kaiser Nikolaus von Rußland nach Warschau und flehte ihn in Demuth um seine Hülfe an. Der russische Czar aber sagte ihm dieselbe augenblicklich zu, denn in dem ungarischen Heere fochten viele Tausende von Polen und es lag auf der Hand, daß, wenn erst die Selbstständigkeit Ungarns gewonnen war, die Ungarn den Polen mit all' ihrer Macht beistehen würden, auch das polnische Reich wieder herzustellen. Somit erhielt der russische Oberfeldherr, Fürst Paskewitsch, alsbald Befehl mit einer Armee von 120,000 Mann von Warschau aus in Ungarn einzurücken, während ein anderes fast ebenso starkes russisches Heer unter General Rübiger seine Operationen über Siebenbürgen zu beginnen und sich mit den Resten der österreichischen Armee zu verbinden hatte. Jetzt wandte sich das Blatt, denn einer solchen Uebermacht waren die Ungarn natürlich nicht gewachsen und nebenbei that auch noch das russische Gold seine Wirkung. Genug, am 11. August 1849 ward Kossuth von Görgey gezwungen, die Stelle eines Dictators, die man ihm in der Stunde der Gefahr übertragen hatte, niederzulegen, und zwei Tage später streckte Görgey, der neue Dictator, vom Volk aber meist nur der Verräther genannt, bei Vilagos mit 40,000 Mann der auserlesensten Truppen vor dem General Rübiger die Waffen. Damit hatte der Unabhängigkeitskampf Ungarns sein Ende erreicht, denn die übrigen Heerführer, Bem, Dembinsky und Klapka mußten nun mit ihren geringen Streitkräften ebenfalls capituliren oder sich wenigstens in die Türkei flüchten und dahin folgte ihnen der Exdictator Kossuth mit vielen andern schwer Compromittirten nach. Bei weitem nicht Allen aber, welche sich an dem Unabhängigkeitskampf in hervorragender Weise betheiligt, glückte die Flucht und sie mußten sämmtlich —



den Grafen Batthyani nebst den Generalen Riß und Lazar erschöß man und Andere, wie der Fürst Bronikky, der General Becsey, der Graf Leiningen, der Senator Töröcz und der tapfere Muliß kamen gar an den Galgen — dafür mit dem Leben büßen. Noch mehr, die Rache erstreckte sich auf ganz Ungarn und dasselbe wurde von nun an auf lange Jahre hinein ganz wie eine eroberte Provinz behandelt. So gelangte in Oesterreich der Absolutismus vollständig wieder an's Rufer und mit allen Errungenschaften der Revolution (der Reichstag von Kremsier war schon am 4. März geschlossen worden) schien es für immer und ewig ein Ende zu haben.

Fast eben so schnell, obwohl allerdings nicht eben so blutig, wußte man auch in Berlin mit den Märzerrungenschaften fertig zu werden. Auf den zweiten April 1848 hatte Friedrich Wilhelm IV. den „Verinigten Landtag“ einberufen, um mit ihm eine Verfassung für das Königreich Preußen zu berathen; allein die Berliner verlangten wie die Wiener, einen vom ganzen preußischen Volke erwählten „Constituierenden Reichstag“, und da nun diesem Verlangen auch der „Verinigte Landtag“ beitrug, so wagte es der König nicht, demselben ein Nein entgegenzusetzen. Auf den 1. Mai 1848 wurden also die Wahlen in den constituirenden preußischen Reichstag oder, wie er officiell hieß, in die „Versammlung zur Vereinbarung einer preußischen Staatsverfassung“ anberaumt und am 22. Mai 1848 eröffnete Friedrich Wilhelm IV. diese Versammlung in höchst eigener Person. Statt daß nun aber die Herren Abgeordneten sich mit Eifer ihrer Aufgabe zugewandt hätten, beschäftigten sie sich vielfach mit Dingen, die sie gar nichts angingen, und insbesondere gefielen sie sich darin, aus Popularitätshascherei viele Wochen mit dem Halten von phrasenreichen Reden zu vergeuden. Noch phrasenreicher traten die Volksmänner außerhalb des reichstäglichen Sitzungssaales, die sogenannten „Berliner Straßendemokraten“, mit einem Kneipier Lindenmüller, einem Thierarzt Urban und einem Bummier Karbe an der Spitze, auf und es war kein Wunder, wenn ernstere ruhigere Männer vor einem solchen Gebahren nach und nach einen Eckel bekamen. Daß aber in den höheren und höchsten Kreisen — den königlichen Fabrikträgern vom 21. März natürlich nicht ausgeschlossen — die Sehnsucht,

mit dieser häßlichen Demokratie gründlichst aufzuräumen, immer größer wurde, besonders - nachdem eine exaltirte Rotte sogar so frech gewesen war, in der Nacht vom 15. auf den 16. Juni das Arsenal aufzubrechen, um sich mit Waffen zu versehen — darüber denke ich, brauche ich kein Wort zu verlieren. Nun kehrte in der Mitte des Septembers, bis zu welcher Zeit der Reichstag die eigentliche Verfassungsfrage noch nicht einmal in Angriff genommen hatte, der Feldmarschall Wrangel mit dem seit dem Malmöer Waffenstillstand verfügbar gewordenen preussischen Heere aus Schleswig-Holstein nach Preußen zurück und sofort befahl ihm sein König, die Truppen bis in die Nähe von Berlin zu führen. Das bedeutete offenbar nichts Anderes, als daß ein Gewaltstreich gegen die ewig travassirende Hauptstadt im Werke sei, denn der Feldmarschall galt allgemein als ein Militär von derselben Gesinnung, wie in Oesterreich der Fürst Windischgrätz. Trotzdem ließ sich der constituirende Reichstag gerade jetzt zu Schritten verleiten, welche den König, sowie überhaupt alle monarchisch Gesinnten mit der größten Erbitterung erfüllen mußten, denn er beschloß nicht nur am 4. Oktober mit großer Stimmenmehrheit (217 gegen 134 Stimmen), daß der preussische König den Titel „von Gottesgnaden“ fernerhin nicht mehr führen dürfe, er decretirte nicht nur am 30. Oktober (mit 200 gegen 153 Stimmen), daß der Adel mitsammt den Ordenszeichen abgeschafft sei, nein er verlangte auch stricte am 31. Oktober, daß Friedrich Wilhelm IV. zum Schutze der in Wien bedrohten Volksfreiheiten ein starkes Heer in Oesterreich einmarschiren lassen müsse. Das waren denn doch Forderungen und Beschlüsse, welche den Zorn des Königs sowie den der ihm sehr nahestehenden Junkerparthei auf's höchste steigern mußte, und sofort gab Friedrich Wilhelm IV. am 2. November dem hocharistokratischen Grafen von Brandenburg, einem natürlichen Sohn Friedrich Wilhelms II., den Auftrag, an der Stelle der bisherigen allzunachgiebigen Minister ein neues Ministerium zu bilden. Das war das sogenannte „Ministerium der rettenden That“ und dasselbe begann seine Thätigkeit damit, daß es dem constituirenden Reichstag, „als der factischen Ursache der ewig dauernden Aufregung in der Residenz,“ befahl, nach der Stadt Brandenburg überzusiedeln. „Dort würden,“ erklärte der neue Premierminister, „die Vorbereitungen



zur Herstellung eines Sitzungsaales so schnelle getroffen, daß die Berathungen schon am 27. November wieder aufgenommen werden könnten, einstweilen aber sei der Reichstag vertagt.“ Was dieß Alles zu bedeuten habe, darüber brauchte man sich nicht den Kopf zu zerbrechen, und die Reichstagsmitglieder beschloßen also mit großer Mehrheit, dem Befehle Trotz zu bieten. Allein nun zog der Feldmarschall Wrangel schon am 10. November mit sämmtlichen unter ihm stehenden Truppen in Berlin ein, schloß am 11. den Sitzungsaal des Reichstags militärisch, löste noch am selben Tage die Berliner Bürgerwehr auf, ließ am 12. den Belagerungszustand verkünden und jagte am 13. den Reichstag, der sich in einem Privatlocale — dem Milentz'schen Saale — versammeln wollte, gewaltsam auseinander. All' dieß ging vor sich, ohne daß in Berlin irgend Unruhen entstanden wären — die besseren Bürger waren des ewigen Kravallirens längst müde, und die Straßendemagogen fürchteten sich vor dem Militär — und ebenso wenig revoltirte man in den Provinzen. Dadurch aber wurden die Reichstagsmitglieder bedeutend ernüchtert und in Folge dessen fanden sich am 27. November ihrer nur sehr wenige in dem Städtchen Brandenburg ein. Ja selbst von dieser Minderzahl verließ, weil man sich schämte, eine tragikomische Comödie aufzuführen, Einer nach dem Andern seinen Posten und natürlich hob nun Friedrich Wilhelm IV. am 5. Dezember die beschlußunfähig gewordene Versammlung ganz auf. Doch jetzt, was thun? Das Ministerium der rettenden That rieth dem Könige eine Verfassung zu octroyiren und dieselbe seinem Volke als „Gnabengeschenk“ zu geben. Natürlich aber keine übermäßig liberale Verfassung, sondern eine solche, durch welche der absolute Willen der Regierung nicht gehemmt würde, sowie etwa die französische Constitution unter den Bourbonen. Dieser Rath gefiel dem Könige und schon nach wenigen Tagen wurde der Wortlaut der octroyirten Verfassung — derselben, die jetzt noch, obwohl vielfach amendirt und verändert, in Preußen zu Recht besteht — publicirt. So endigte die Revolution in Preußen und von nun ab trat die Rückschrittparthei wieder ganz ungescheut an's Licht. Das Ministerium der rettenden That aber verstand es in Verbindung mit den Junkern und Bureaukraten, welche jetzt die größte Thätigkeit entfalteten, eine

solch' unendliche Portion von Adressen und Eingaben, in welchen allen für die Auflösung des constituirenden Reichstags sowie für die Octroyirung der Verfassung innigst gebankt wurde, nach Berlin gelangen zu lassen, daß Friederich Wilhelm IV. die Ueberzeugung gewann, er habe ganz im Willen seines Volkes gehandelt. Auch wurde damals von der Rückschrittpartei die jetzt noch florirende „Kreuzzeitung“ gegründet, und dieses Blatt, des Königs Lieblingslectüre, machte es sich zu seiner verbrecherischen Aufgabe, alle liberal Denkenden durch die lügenhaftesten, abscheulichsten Verläumdungen, ja durch Erdichtung von Beschuldigungen, die gar nie vorhanden waren, als Verschwörer gegen Staat, Kirche und König anzuklagen.

Nachdem man nun in Berlin ebenso gründlich als in Wien mit der Revolution gebrochen hatte, war es selbstverständlich, daß man im reactionären Lager nichts sehnlicher wünschte, als im übrigen Deutschland ebenfalls mit den Märzerrungenschaften aufzuräumen, und vor allem wollte man mit dem Parlamente in Frankfurt am Main, diesem schlimmen Kinde der Revolution, ein Ende machen. Auch ging dieß viel leichter und schneller, als man nur für möglich gehalten hätte. Der Erzherzog Johann nämlich, der zum Reichsverweser gewählt worden war, damit er die Beschlüsse des souverainen Parlaments vollstreckte, besaß zwar allerdings ein Reichsministerium, gerade wie wenn er ein wirklicher Herrscher gewesen wäre (den österreichischen Ritter von Schmerling für das Innere, den Hamburger Advokaten Hedßcher für das Aeußere, den Württemberger Robert von Mohl für die Justiz, den Rheinländer Beckerath für die Finanzen, den Bremer Senator Duden für den Handel und den preussischen General von Peucker für den Krieg); allein ein Reichsheer stand ihm, wie wir schon früher bemerkten, nicht zu Gebot, und weil er also den Regierungen Deutschlands gegenüber machtlos war, gehorchten diese, oder wenigstens die der größeren Staaten den Parlamentsbefehlen nur dann, wenn es ihnen genehm war. Ja sie ignorirten das Parlament zu Zeiten gänzlich, wie insbesondere Preußen, als es am 26. August 1848 aus eigener Machtvollkommenheit jenen schimpflichen Waffenstillstand von Malmö mit Dänemark abschloß, und es fragte sich nun, ob sich die in der Paulskirche Versammelten ein solches Eingreifen in ihre Rechte gefallen



lassen würden. Eine Zeit lang schien es, als ob sie dem allgemeinen Sturm des Unwillens, den der Abschluß des Waffenstillstands hervorgerufen, Rechnung zu tragen entschlossen seien; schon nach kurzem jedoch bekam die Rücksicht auf den König von Preußen, den man unter keinen Umständen vor den Kopf stoßen wollte, das Uebergewicht, und am 16. September wurde der Vertrag mit 257 gegen 236 Stimmen gutgeheißen. Die Mehrheit war, wie man sieht, nur eine kleine, aber es war doch eine Mehrheit und in ihr lag der Beweis, welch' große Angst man in der Paulskirche vor einem Konflikt mit England, Rußland und Schweden (berentwegen Preußen den Malmöer Waffenstillstand schloß) hatte. Solches hatte zur Folge, daß die souveraine Vertretung deutscher Nation den Nimbus der Macht und Unabhängigkeit, den sie bisher um sich verbreitete, einbüßte, und von nun an ging es schnell abwärts mit ihr. Zwar allerdings in ihrem äußeren Bestand änderte sich vorderhand noch nichts, denn der Aufstand, welchen die Wuth über das feige Benehmen des Parlaments zwei Tage später, am 18. September, (eingeleitet wurde der Aufstand am 17. durch eine großartige Volksversammlung auf der Pfingstweide bei Frankfurt, auf welcher die extremsten Reichstagsabgeordneten das große Wort führten) in Frankfurt hervorrief, wurde mit Hülfe des schnell von der Festung Mainz herbeigezogenen Militärs nach kurzem, obwohl blutigem Kampfe siegreich niedergeschlagen und nur die beiden Abgeordneten Lichnowski und Muerowald fielen der Rache des Pöbels zum Opfer. Eben so schnell zerfiel die von Struve am 25. September versuchte neue Auflage des Hecker'schen Republikputsches im badischen Oberlande, indem die Freischaaren gleich beim ersten Gefechte davonliefen und Struve sich selbst gefangen gab. Allein durch dieses Alles konnte dem Parlament die verlorene Würde nicht ersetzt werden und, weil der Respekt fehlte, wandten die Völker wie die Fürsten — obwohl beide aus verschiedenen Beweggründen — den Herren Professoren, Beamten und Advokaten in der Paulskirche von nun an den Rücken. Diese übrigens fuhrten unbeirrt fort, zu tagen, zu berathen und Reden zu halten, und endlich wurden die „Grundrechte der deutschen Nation“ fertig. Sie wären ein herrlicher Erwerb für Deutschland gewesen, wenn sie nur hätten überall zur Geltung gebracht werden können; die Regenten von Oester-

reich, Preußen und Bayern jedoch nahmen sie nicht an, sondern erklärten, daß das Parlament keine Befugniß habe, ohne ihre — der Fürsten — Mitwirkung für ihre Länder Gesetze zu geben, und damit wurde zugleich dem Parlamente die Grundbedingung seiner Existenz und Wirksamkeit, die Souverainetät, abgesprochen. Dessenungeachtet fuhren die Frankfurter Herren in ihren Berathungen auch jetzt noch fort, wie wenn sie immer noch die Macht in Händen hätten, und brachten endlich nach langen Kämpfen, in welchen die österreichische Parthei unterlag (weßhalb auch Schmerling aus dem Reichsministerium trat, um sich von Heinrich von Gagern ersetzen zu lassen) eine Reichsverfassung zu Stande, welche den König von Preußen an die Spitze Deutschlands stellte. Diese Verfassung wurde vom Parlamente am 28. März 1849 mit 290 gegen 248 Stimmen, also mit einer nur sehr kleinen Mehrheit, gutgeheißen, und sofort rief man den König Friederich Wilhelm IV. zum deutschen Erbkaiser aus. Begeisterung aber weckte diese Wahl keine, weder im Parlamente selbst, noch außerhalb desselben, und in vielen Kreisen nahm man sie sogar mit Hohn und Spott auf. Troßdem wurde in den ersten Tagen des Aprils 1849 eine solenne Deputation nach Berlin abgeordnet, um dem preußischen Könige die deutsche Kaiserkrone zu Füßen zu legen; doch dieser — nahm er sie an und konnte er sie annehmen? Als bald nämlich, auf die Kunde dieser Vorgänge, berief der Kaiser Franz Joseph alle österreichisch-deutschen Parlamentsabgeordnete von Frankfurt ab und zu gleicher Zeit legte der Erzherzog Johann seine Reichsverwesersstelle nieder. Außerdem erklärten die Könige von Bayern, Sachsen, Württemberg und Hannover, daß sie sich nie und nimmer einem Hohenzollern unterwerfen würden, und was wollte es also besagen, daß die residirenden deutschen Gebiete, lauter Miniaturstaaten von theilweise gar keiner Bedeutung, sich dem Dictate des Parlamentes fügten? Die größere Hälfte von Deutschland war dagegen und in Anbetracht dessen, sowie in Erwägung, daß Oesterreich und die vier Könige sich nicht ohne Kampf fügen würden, gab Friederich Wilhelm IV. nach langem Schwanken der Deputation am 28. April eine rundweg ablehnende Antwort. Er motivirte dieselbe damit, daß eine Krone, die nicht von Gott, sondern vom Volke komme, keinen Werth und Bestand habe, und rief unmittelbar darauf,



am 14. Mai, in Nachahmung des österreichischen Kaisers, die preussischen Abgeordneten von Frankfurt ab. Dasselbe thaten jetzt auch die Regenten von Bayern, Hannover und Sachsen, und da in Folge dessen — die Abgeordneten gehorchten sämmtlich den Befehlen ihrer Regierungen, so weit sie nicht zu der Demokratie reinsten Wassers gehörten — das Parlament sich auf ein Viertel seiner ursprünglichen Mitgliederzahl reducirt sah, so hätte ihm die Klugheit rathen sollen, sich sofort selbst aufzulösen. Nicht so aber dachte die kleine in Frankfurt zurückgebliebene Minderheit von Hundertundsünzig, welche sämmtlich der äußersten Linken angehörten und somit mehr oder minder offen mit der Republik liebäugelten. Vielmehr hofften sie, die Reichsverfassung unter dem Beistand des deutschen Volks mit Gewalt durchzuführen zu können, und begannen alsbald die Agitation. Doch soll ich nun über den Verlauf dieser Wühlereien viele Worte machen? Es ist richtig, in Württemberg gelang es, den König durch Sturmadressen zur Anerkennung der Reichsverfassung mit der preussischen Spitze zu bringen; allein im überwiegend größten Theile von Deutschland fehlte die Begeisterung des Jahres 1848 und überdem hatten die Regenten sich einstweilen zum blutigen Widerstand gerüstet. So wurden denn die meisten Erhebungen, vor allem die in den preussischen Städten Elberfeld, Iserlohn, Grefeld, Düsseldorf und Breslau mit leichter Mühe unterdrückt und auch der sächsische Aufstand unterlag den herbeigerufenen preussischen Waffen, obwohl erst nach dreitägigem heißen Kampfe in den Straßen von Dresden. Einen längeren Widerstand leisteten die Aufständischen in Baden und der Pfalz, und das Rumpsparlament — so hieß man die zurückgebliebene Minderheit desselben — siedelte Anfangs Juni 1849 expreß deswegen von Frankfurt nach Stuttgart über, um von hier aus auch Württemberg und das übrige Süddeutschland zu revolutioniren. Doch Württemberg ließ sich nicht hinreißen, sondern dessen Regierung sprengte vielmehr am 18. Juni das Rumpsparlament mit sammt der inzwischen von demselben erwählten fünfherrlichen Reichsregentschaft (die fünf Reichsregenten, welche statt des abgegangenen Erzherzogs Johann die Oberregierung Deutschlands bilden sollten, waren der Kölner Cigarrenhändler Raveau, der übereitle Naturforscher Karl Vogt, der halbblahme Schüler, der

schwärmerische Heinrich Simon und der Stuttgarter Advokat Becher) durch Militärgewalt auseinander und im Badisch-Pfälzischen rüdten die Preußen, nachdem sie Dresden überwältigt, mit überlegener Macht ein. So ging denn Alles rasch zu Ende und alle schwerer Betheiligten entflohen, wenn sie es nur irgend möglich machen konnten, um nicht in die Gefängnisse zu wandern oder gar zu Pulver und Blei begnadigt zu werden.

Was nun aber? Was sollte aus dem armen Deutschland werden, nachdem die Bestrebungen des Volks, aus demselben einen einheitlichen freien Großstaat zu machen, so gründlich mißglückt waren? blieb es vielleicht den Conferenzen und Berathungen der deutschen Fürsten vorbehalten, diese Einheit in's Werk zu setzen? Mein Gott, es war lächerlich, hieran auch nur zu denken, denn „freiwillig“ ordnete sich weder Preußen dem Kaiserstaat Oesterreich, noch letzterer dem ersteren unter und ebensowenig gaben die übrigen deutschen Regenten, die ein größeres Territorium besaßen, auch nur ein einziges ihrer Hohheitsrechte „freiwillig“ auf. Dieß hatte die Geschichte Deutschlands längst bewiesen und zum Ueberfluß sollte sich dieser Beweis gerade jetzt wiederholen. Kaum nämlich versuchte es Friedrich Wilhelm IV., überredet von seinem persönlichen Freunde, dem General von Radowitz, die norddeutschen Kleinstaaten unter seinem Protectorate in der sogenannten „Norddeutschen Union“ zu vereinigen, so schlossen Bayern, Sachsen und Württemberg im Februar 1850 das sogenannte „Dreikönigsbündniß“ und bewogen dadurch den König von Hannover, aus der „Union,“ welcher er sich bereits beigefellt, wieder auszutreten. Somit standen im Frühjahr 1850 nur noch Kurhessen, Braunschweig, Oldenburg und die thüringen'schen Fürstenthümer zur Union; die übrigen deutschen Kleinstaaten dagegen neigten sich entweder zum Dreikönigsbündniß hin oder ließen sie die Dinge gehen, wie sie gingen, ohne irgend ein Bedürfniß nach einer einheitlichen Oberregierung zu verspüren. Der Wirrwar hätte also nicht größer sein können; da erklärte am 25. April 1850 plötzlich der österreichische Premierminister Fürst Schwarzenberg, es bleibe, um Deutschland zur Ordnung zurückzuführen, nichts übrig, als den abgeschafften Bundestag wieder einzusetzen, und augenblicklich stimmten die meisten süddeutschen Regierungen



diesem Vorschlage bei. Die nächsten Monate benützte Oesterreich dazu, um auch die übrigen deutschen Kabinette in diesem Sinne zu bearbeiten und selbst den König von Preußen hoffte man gewinnen zu können. Allein der außergewöhnliche Einfluß des Generals von Radomiz bewirkte, daß Friederich Wilhelm IV. zäh an der Union festhielt und somit keinen der Kleinstaaten, der sich zu derselben verpflichtet hatte, mehr fahren lassen wollte. So nahm die Spannung zwischen Oesterreich und Preußen während des Sommers 1850 einen immer bedrohlicheren Charakter an und endlich schien es wegen Kurhessens nothwendig zum Kampfe kommen zu müssen. Welch' ein trauriges Regiment horten der Kurfürst Friederich Wilhelm I. vor dem Jahr 1848 geführt habe, wurde von uns früher schon gezeigt, und man kann sich also wohl denken, daß der mehr als absolutistische Herr sich nur gezwungen in die Gewährung der Märzforderungen schickte. Ebenso widerwärtig war ihm der Eintritt in die Norddeutsche Union, welche sein Märzministerium im Herbst 1849 durchsetzte, denn um seine Unterthanen in derselben Weise wie vor 1848 tyrannisiren zu können, wollte er durchaus kein Gesetz über sich haben. Somit reifte nun der Entschluß in ihm, sein Märzministerium beim nächsten besten Anlaß zu entfernen und dafür einen Mann an die Spitze der Geschäfte zu stellen, der ihm zu allem Schlimmen, das er im Sinne trug, behülflich sei. Diesen Mann nun fand er in dem viel berückichtigten Hans Daniel Ludwig Friederich Hassenpflug, dem Präsidenten des preussischen Oberlandesgerichts in Greifswalde, und am 22. Februar 1850 installirte er denselben als seinen Premierminister. Von diesem Tage an entstand ein förmlicher Kriegszustand zwischen dem Kurfürsten und seinem Lande, denn die erste Regierungshandlung Hassenpflugs war, daß er die Stände, weil sie nicht alle die Steuern, welche er von ihnen verlangte, verwilligen wollten, in barscher Weise nach Hause schickte, und die zweite bestand darin, daß er eine Legion von Einnehmern ernannte, um die bewußten Steuern, trotz ihrer Nichtverwilligung, in Stadt und Land einzuziehen. Die Folge war, daß man überall gegen diese Gewaltmaßregel protestirte und die Steuer-einnehmer meistens mit leeren Händen abziehen mußten. Nun bedrohte Hassenpflug alle Staats- und Gemeindebehörden mit Absetzung,

wenn sie die Steuereinnahmer nicht unterstützten; allein was half's? Die Beamten ließen sich lieber absehen, als daß sie gegen Recht und Gesetz gehandelt hätten. Ja selbst das Militär versagte dem schlimmen Ministerpräsidenten den Gehorsam und über zweihundert Officiere nahmen ihren Abschied, um nicht als Exekutionszuchtmeister verwendet werden zu können. Da entfloß der Kurfürst unter dem Vorgeben, er sei in Kassel des Lebens nicht mehr sicher, mit seinem Minister nach Wilhelmsbad und rief zugleich den Schutz Oesterreichs an. Dieser Schutz aber wurde ihm sofort unter der Bedingung zugesagt, daß er die „Union“ verlasse und dafür dem „Bundestag“ beitrete. Nachdem diese Angelegenheit so weit gebiechen war, forderte Oesterreich alle deutschen Staaten auf, zur Eröffnung des Bundestags auf den 1. September 1850 ihre Vertreter nach Frankfurt zu senden und dieser Aufforderung folgten außer Oesterreich selbst die Regenten von Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Darmstadt, Dänemark (wegen Schleswig-Holstein), Holland (wegen Luxemburg), Schaumburg-Lippe, Lichtenstein, Homburg und Kurhessen; der König von Preußen aber, immer noch von Radowicz geleitet, protestirte sowohl im eigenen, als im Namen der zur Union gehörigen Staaten gegen die Rehabilitirung des Bundestags und beharrte zugleich fest darauf, daß Kurhessen zur Union gehöre, weil sich, abgesehen vom Kurfürsten und seinem Hassenpflug, das ganze Land für dieselbe ausgesprochen habe. Daraufhin erwirkte Hassenpflug beim Bundestag am 25. September einen Beschluß, laut welchem „die Bundesversammlung sich vorbehielt, alle zur Sicherung und Wiederherstellung des gesetzlichen Zustandes in Kurhessen erforderlichen Anordnungen zu treffen,“ und dieser Beschluß bedeutete offenbar nichts Anderes, als daß die von Oesterreich geleitete Bundesversammlung nöthigenfalls mit Gewalt gegen das verfassungstreue Kurhessen einschreiten werde. Was that nun der König von Preußen? Auf den Rath des Generals von Radowicz ließ er ein starkes Armeekorps unter dem General von der Gröben von Brandenburg her in Kurhessen einrücken, um jedes gewaltthätige Vorgehen des Bundestags mit den Waffen in der Hand zu verhindern. Die Lage war also damals schon kritisch genug; noch kritischer aber wurde sie, als jetzt, am 11. Oktober, die Könige von Bayern und Württemberg mit dem Kaiser von Oester-



reich in Bregenz zusammenkamen und dort sich dahin einigten, alsobald ein aus Bayern und Oesterreichern zusammengesetztes Exekutionsheer unter Führung des Generals Fürsten von Thurn und Taxis nach Kurhessen zu senden. Jetzt schien ein Zusammenstoß unvermeidlich, denn das österreichisch-bayerische Exekutionsheer war am 1. November bereits bis nach Hanau vorgeedrungen, während die Preußen am 2. November Kassel besetzten und zugleich die ganze preussische Armee mobil gemacht wurde. Doch siehe da, wenige Tage zuvor, zu Ende Oktobers, war der Nachfolger Alexanders I., Nikolaus I., der allgemein gefürchtete Kaiser von Rußland, welcher gleich mit seiner Thronbesteigung die Rolle eines Ordners der europäischen Angelegenheiten angenommen hatte, in Warschau angekommen, und zu ihm hatte Friedrich Wilhelm IV. schnellstens seinen Premierminister, den Grafen von Brandenburg, entsendet, in der Hoffnung, ihn für sich günstig zu stimmen. Der stolze Autokrat aber, der Todfeind aller an die Revolution erinnernden Neuerungen, sprach sich kurzweg dahin aus, daß er sofort an Preußen den Krieg erklären werde, wenn sein König nicht augenblicklich alle Unionsgedanken, die doch nur der Revolution von 1848 ihren Ursprung verdankten, fahren lasse, und vor diesem Diktat des gewaltigen Czaren beugte sich Friedrich Wilhelm IV. in Demuth. Darum, wie jetzt am 8. November die ersten Regimenter der Preußen bei Bronzell, in der Nähe von Jutta, auf das vorrückende österreichisch-bayerische Heer stießen und die Vorposten Feuer gaben, erhielt der General von der Gröben durch einen Kurier Befehl, sich sofort zurückzuziehen und es unter keinen Umständen zu einem Zusammenstoß kommen zu lassen. Der General von Radowitz aber, der bisherige Vertraute Friedrich Wilhelms IV. erhielt seine Entlassung und an seine Stelle trat der ultra-reaktionäre Freiherr von Manteuffel.

Und nun, was weiter? Es ist mit wenigen Worten gesagt. Ende November kam der Freiherr von Manteuffel mit dem Fürsten Schwarzenberg in Olmütz zusammen und willigte in Alles, was derselbe verlangte. Somit wurde das arme Kurhessen der österreichisch-bayerischen Exekution ohne Widerspruch preisgegeben und auf den „freien Konferenzen in Dresden“, welche unter Betheiligung sämtlicher größerer deutschen Staaten Ende Dezember 1850 begannen, kam man nach dreimonat-

licher Berathung einfach zu dem Resultate, daß man den Bundestag ganz unverändert, wie er bis zum Jahr 1848 bestanden, wieder aufstehen lassen wolle. Letzteres geschah am 15. Mai 1851 und es schien, als ob die Jahre 1848 und 1849 nur ein lebhafter Traum gewesen seien.

---



## Viertes Buch.

### Das neue Deutsche Reich.

(1851—1874.)

#### Erstes Kapitel.

Die Reaction in Deutschland nach der Wiederherstellung des  
Bundestags.

(1851—1857.)



Nachdem durch Rußlands und Oesterreichs Machtgebot, sowie durch die feige Nachgiebigkeit Preußens die große Revolution von 1848 niedergeschlagen und der alte politische Polizeiwachtmeister, genannt Bundestag, wieder in seine Rechte eingesetzt war, begann für Deutschland eine höchst traurige Zeit, denn es verstand sich von selbst, daß die beiden deutschen Großmächte, Oesterreich und Preußen, von dem obgenannten 15. Mai an ihren ganzen Einfluß und ihre ganze Macht aufboten, um in sämtlichen Ecken Deutschlands alles das wieder auszumergen, was die Märzrevolution gebracht hatte. Auch wurden sie in diesem ihrem Bemühen durch die Wandelung, die sich eben jetzt in Frankreich vollzog, sowohl direkt als indirekt auf's Beste unterstützt. Im Angedenken nämlich an die ruhmreiche Zeit der Siege des ersten Napoleon, welcher seiner Zeit ganz Europa dem französischen Adler dienstbar gemacht hatte, ließ sich die französische Nation hinreißen, den Prinzen Louis Napoleon Bonaparte, den Neffen Napoleons I., zum Präsidenten ihrer in den Februartagen erstrittenen Republik zu erwählen, und diesem gelang es, am 2. De-

cember 1851, dem Jahrestag der Schlacht von Austerlitz, sich durch einen Gewaltstreich ohne Gleichen zum fast unumschränkten Herrn von Frankreich zu machen. Noch mehr, genau ein Jahr später, am 2. December 1852, verwandelte er sich, seinen Oheim getreu kopirend, in den Kaiser Napoleon III. und alle Herrscher Europa's erkannten ihn mit Freuden als solchen an. Warum auch nicht? Es ist richtig, im Jahr 1815 gelobten die damals alliirten Monarchen auf's Feierlichste, daß zur Erhaltung der Ruhe in der Welt nie und nimmer wieder ein Napoleonide den Thron von Frankreich besteigen dürfe; allein jetzt stand die Sache umgekehrt, denn gerade ihm, dem Kaiser Napoleon III., verbandte Europa seine Ruhe. Wie war es in Frankreich seit der Februarrevolution von 1848 zugegangen? Nichts als Zwietracht und Unordnung hatte dort geherrscht und diese Zwietracht und Unordnung hatte die ganze übrige Welt angesteckt. Ja, es war nahe daran gewesen, daß das rothe Gespenst des Communismus in Paris die Oberherrschaft erlangte, und dieses Gespenst, das gräßlichste, das sich für die besitzende Klasse denken läßt, konnte, wenn Frankreich eine Republik blieb, jeden Moment wieder auftauchen. Napoleon III. aber hatte durch seinen blutigen Staatsstreich vom 2. December bewiesen, daß er die Anarchie mit ihren schlimmen socialistischen und communistischen Auswüchsen zu bezwingen wisse, und darum dachte auch kein einziger europäischer Kaiser oder König daran, ihm die Anerkennung versagen zu wollen. Im Gegentheil, die absoluten Mächte Oesterreich und Rußland fühlten sich durch die neue Gewaltsregierung in Frankreich hoch beglückt, denn nun konnte kein Freiheitshauch mehr von dort herüberwehen und sie selbst hatten von Niemanden Einsprache zu befürchten, wenn sie ihrer freiheitsmörderischen Laune die Zügel schießen ließen.

Doch gelang es nun den beiden deutschen Großmächten in der That, alles das — wie ich mich vorhin ausdrückte — wieder auszumergen, was die Märztage gebracht hatten? Nun durch den wiederhergestellten Bundestag wurde Deutschland wieder das, was es vorher gewesen war, ein Conglomerat theils größerer, theils kleinerer Staaten, welche dieselbe Sprache redeten und zum Schutz gegen äußere Feinde eine Art von Conföderation mit einander bildeten, deren Regenten aber in allen andern Fragen gänzliche Unabhängigkeit beanspruchten und



diese ihre Unabhängigkeit und Souverainetät mit aller nur denkbaren Eifersucht bewachten. Deutschland „als Ganzes“ war also nach 1851 wieder so unmächtig, als zuvor, und es gab weder eine Einheit der Gesetzgebung, noch eine Einheit der Vertheidigung, noch eine Einheit des Handels und Wandels, noch endlich eine Einheit der Vertretung nach Außen. Darum existirte auch für das Ausland kein Deutschland, sondern es existirten nur ein Oesterreich, ein Preußen, ein Bayern, ein Hannover, ein Sachsen, ein Württemberg, ein Baden oder wie die engeren Vaterländer sonst heißen mochten. Wenn nun aber auch Deutschland als „Ganzes“ nach der Unterdrückung der Revolution einen großen Rückschritt machte, kann man dasselbe auch von den Einzelstaaten behaupten? Diese Frage läßt sich nicht so ohne Weiteres mit Ja oder Nein beantworten, sondern wir müssen nothwendig zwischen den Großstaaten und Kleinstaaten unterscheiden und selbst in den letzteren machte sich ein großer Gegensatz bemerklich.

Vor Allem freuen wir uns, von den süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg und Baden, sowie von dem Herzogthum Nassau und den thüringischen und ernestinisch-sächsischen Gebieten berichten zu können, daß ihre Regenten einsahen, sie dürften ihren Unterthanen statt Brodes keinen Stein bieten, und also, trotzdem Oesterreich und Preußen sich höchst ungnädig darüber äußerten, ihre Märzminister selbst nach dem kläglichen Ende des Parlamentes noch längere Zeit beibehielten. Diese Minister aber beeilten sich, von den Grundrechten deutscher Nation, welche das Parlament proklamirt hatte, wenigstens das Hauptsächlichste gesetzlich einzuführen, und das auf diese Art zu Stande Gekommene konnte dann später, als der reactionäre Bundestag jene Grundrechte für nicht zu Recht bestehend erklärte, einseitig nicht mehr zurückgenommen werden. So blieben denn Nummer Eins die Geschwornengerichte nebst Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, eine Verbesserung, welche man noch vor wenigen Jahren von Oben herab für eine Unmöglichkeit erklärt hatte. So blieb Nummer Zwei die Gleichheit vor dem Gesetz, mit Beseitigung der aristokratischen und bureaukratischen Vorrechte, während vor dem Jahr 1848 die Adligen und höheren Beamten fast ganz über dem Gesetz standen. So blieb Nummer Drei die Erlaubniß, Waffen zu tragen, und das Turnen, sage

das vielverpönte Turnen, wurde sogar von Regierungswegen in den Schulen eingeführt. So blieb Nummer Vier die Freiheit der Presse, wenigstens in der Hauptsache, denn das strenge Preßgesetz, welches der hohe Bundestag am 6. Juli 1854 erließ, wurde von den Gerichten sehr freisinnig ausgelegt. So blieb Nummer Fünf die persönliche Freiheit gesichert und nichts erinnerte mehr an die frühere Kabinettsjustiz. So blieb Nummer Sechs die Gleichberechtigung der Konfessionen und jede versuchte Unduldsamkeit katholischer Bischöfe oder Pfarrer wurde mit Kraft zurückgewiesen. So hob man Nummer Sieben die Zehnten nebst den übrigen Grundlasten durch gesetzlich geregelte Uebereinkunft mit den Berechtigten auf und schuf dadurch den Bauern und Gutbesitzern eine Zukunft der Wohlhabenheit, an die sie vor dem Jahre 1848 gar nicht zu denken gewagt hätten. So führte man Nummer Acht die Gewerbefreiheit wenigstens theilweise ein und hob noch überdem die Industrie, sowie überhaupt die materiellen Interessen durch Erbauung von Eisenbahnen, durch Erstellung von Telegraphen und durch Ausstellungen aller Art in ganz gewaltiger Weise. Kurz also, in den obgenannten deutschen Kleinstaaten geschah unendlich viel, um das geistige und leibliche Wohl der Unterthanen zu fördern, und selbst an politischem Leben fehlte es nicht. Besonders nicht in den Abgeordnetenkammern, wo man sogar gegen den Bundestag selbst zu Felde zog, insofern man immer und immer wieder darauf drang, daß das Volk in ihm ebensogut seine Vertretung haben müsse, als die Fürsten. Ja in Württemberg sprach sich am 17. Juli 1856 die Abgeordnetenkammer mit großer Mehrheit dahin aus, daß die gegenwärtige Bundesverfassung der Würde und den Bedürfnissen der deutschen Nation durchaus nicht entspreche, und ganz ähnlich ließ sich auch die badische Abgeordnetenkammer vernehmen, ohne daß der Bundestag es gewagt hätte, mit Gewaltmaßregeln vorzugehen. Nicht übrigens in allen deutschen Kleinstaaten schlugen die Regenten solch' versöhnliche Bahnen ein, sondern da und dort verfiel man in das gerade Gegentheil und namentlich ruht auf den Beherrschern von Kurhessen, Hannover und Mecklenburg der Fluch, in dieser Zeitperiode ihre Unterthanen durch reaktionäre Maßregeln so unglücklich als möglich gemacht zu haben. Der Kurfürst von Hessen-Kassel brachte dies zu Stande anfangs durch das öfter-



reichisch-bayerische Exekutionsheer, welches drei Vierteljahr lang sein Land okkupirt hielt und durch barbarische Kriegsgerichte, sowie noch mehr durch willkürlich verhängte Einquartierungen alle die zähm zu machen verstand, die an der liberalen Idee vom Jahr 1848 festhalten wollten; später aber und noch nachhaltiger durch seinen Minister Hassempflug, „der Hessen Haß und Fluch,“ welcher allen Launen seines gewaltthätigen Herrn auf's zuvorkommendste nachkam und alle Gesetze, ja alles Recht offen mit Füßen trat, ohne daß gegen diese himmelschreiende Tyrannei von irgend einer Seite her hätte Hülfe geschafft werden können. Ganz die gleichen Resultate erzielte in Hannover der blinde König Georg V., welcher von seiner königlichen Würde ganz überspannte Ansichten hatte und sein kleines Hannover nie anders nannte, als das „Welfenreich, das bis an's Ende aller Tage dauern wird“. Kaum nämlich war derselbe nach dem Tode Ernst August's am 18. November 1851 auf den Thron gelangt, so berief er die Herren von Borries, Windhorst und von der Decken zu seinen Ministern und warf mit ihrer Hülfe die im Jahre 1848 gesetzlich eingeführte Verfassung über den Haufen. Noch mehr, unter dem Vorwande, es herrsche ein revolutionärer Geist im Lande, ließ er an die Stelle von Recht und Gesetz die willkürlichste polizeiliche Vergewaltigung treten und mit ausdrücklicher Gutheißung des Bundestags herrschte Georg V. von nun an, als sei er ein so absoluter Herr, wie die Rheinbundfürsten in der Periode von 1806 bis 1814. So geschah in Kurhessen und Hannover; in den beiden Mecklenburg aber wurden wo möglich noch traurigere Zustände in's Leben gerufen, denn der dort allmächtige Minister von Bülow ruhte nicht, als bis der Adel dieselben Rechte wie im Mittelalter zurückerobert, der Nichtadelige dagegen all' sein Recht verloren hatte. Sowie aber dieß so weit war, wozu benützte die herrschende Ritterschaft ihre Allgewalt? Ei, sehr einfach dazu, daß sie die Bauern und Tagelöhner wieder zum Leibeigenen herabbrückte und endlich, um allen Widerstand unmöglich zu machen, sogar die Prügelstrafe wieder einführte. Wenn nun aber auch die genannten drei Kleinstaaten mit vollem Winde dem Rückschritt zusegelten, und wenn in einigen andern, wie besonders in Sachsen (dessen König Friedrich August II. sich nach Niederschlagung des Dresdener Aufstandes ganz von dem Baron und

späteren Grafen von Beust leiten ließ), sowie in Hessen-Darmstadt (dessen Großherzog Ludwig III. seit der Verheirathung seiner Schwester Marie mit dem russischen Thronfolger und nachmaligen Kaiser Alexander II. den Wahn hegte, er sei verpflichtet, russische Manieren anzunehmen) der Fortschritt sich nicht so geltend machte, als er hätte können, so gab es doch selbst hier Männer genug, deren Herzen so freisinnig schlugen, als die der Württemberger, Badenser, Bayern, Nassauer und Thüringer, und mit allen ihren Gewaltmaßregeln waren die Regierungen nicht im Stande, das Streben nach einem einigen freien Deutschland ganz zu unterdrücken.

Doch woher sollte diese Einheit und Freiheit kommen? Etwa von einer neuen deutschen Revolution? Nur Wenige träumten hievon, denn die schlimmen Erfolge der Jahre 1848 und 1849 waren noch in Jedermanns Gedächtniß. Aber vielleicht von Oesterreich? Nun ja, dessen Regenten hatten Jahrhunderte lang die deutsche Kaiserkrone besessen; allein es gehörte dennoch eine unendliche Selbsttäuschung, eine unendliche Mißkennung der Geschichte dazu, von den Habsburgern eine Regeneration Deutschlands zu hoffen. Oder wie, verbannte man nicht rein bloß ihrer Schwachheit, daß Deutschland im Laufe der letzten Jahrhunderte sich in so viele Duzende von unmächtigen Duodezstaaten spaltete? Verbannte man es nicht ihnen, daß alle Entwicklung, aller Fortschritt, alle Freiheit im größten Theile von Deutschland bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts sich fast auf Null reducirte? Ueberdem was ließ sich von einer Regierung erwarten, welche nach Besiegung der Revolution sich beeilte, Deutschland wieder mit dem verachteten Bundestag zu beglücken? Von einer Regierung, welche im Jahre 1851 sogar den Versuch gemacht hatte, die wirthschaftliche Einigung Deutschlands im Zollverein zu sprengen? Von einer Regierung, deren Seele nach dem Tode des Fürsten Schwarzenberg (5. April 1852) ein Alexander Bach wurde, der noch metternich'scher dachte und handelte als der verstorbene Fürst Metternich selbst? Von einer Regierung, deren fanatische Reaktion zwar das Menschenmögliche leistete, aber doch noch von der Erbärmlichkeit ihrer innern Verwaltung übertroffen wurde? Von einer Regierung, welche sich auf nichts stützte, als einerseits auf eine imponirende Militärmacht und andererseits auf eine Polizeiüberwachung von solch'



raffinirter Art, daß man selbst den Gedanken nachspürte, nicht bloß den Thaten und Worten? Von einer Regierung endlich, deren Unterthanen zu vier Bruchtheilen nichtdeutsch waren und die sich daher von jeher mehr auf ihre ungarischen, böhmischen und italienischen Lande stützte, als auf ihre deutschen? Doch der Leser wünscht vielleicht etwas Genaueres darüber zu erfahren, wie die österreichische Regierung mit ihren Unterthanen umsprang, und ich muß daher auf ihre Reaktionsmaßregeln etwas näher eingehen. Am 26. August 1851 erschien ein kaiserlicher Erlaß, welcher die kaum geborene Verfassung annullirte, und ein zweites kaiserliches Statut vom Januar 1852 stellte die absolute Monarchie auch dem Namen nach wieder her. Ein drittes Dekret führte unter Beseitigung des Preßgesetzes von 1849 die strengste Censur wieder ein und ein viertes beseitigte die Geschwornengerichte. Ein fünftes verwandelte Ungarn in eine Provinz des Gesamtreichs und beglückte das arme Land zugleich mit der Bürde des Tabakmonopols. Ein sechstes erklärte die Minister für nur dem Kaiser verantwortlich und ein siebentes gestaltete die Gemeindeverfassungen so um, daß das Recht der Selbstverwaltung total verloren ging. Ein achtes setzte an die Stelle der Provinzialstände beratende Ausschüsse aus dem Erbadel und den größeren Grundbesitzern und ein neuntes verhängte den Belagerungszustand über alle Bezirke, in welchen nicht Kirchhofsstille herrschte. Kurz, Oesterreich verwandelte sich nach dem Jahr 1851 in einen rein despotisch regierten Staat, und wehe dem, der merken ließ, daß er über die eine oder die andere der vielen absolutistischen Verfügungen nicht besonders erbaut sei. Was aber die Hauptsache, im Herbst 1855 schloß die österreichische Regierung mit dem Papste ein Concordat ab, durch welches nicht bloß die österreichischen Protestanten religiös-rechtlos wurden, sondern das auch die sämtlichen österreichischen Katholiken in eine Zwangsjacke einschnürte, wie sie selbst in Rom nicht eiserner gehandhabt werden konnte. In Folge dieses Concordates nämlich vervielfältigten sich die Klöster mit der Fruchtbarkeit der Heuschrecken und die Betbruderschaften, die Missionen und die kirchlichen Vereine wuchsen gleichsam über Nacht zu Hunderten aus der Erde hervor. Die Geistlichkeit aber mit den Franziskanern und Kapuzinern riß die Volksschule gänzlich an sich, während die Jesuiten sich des Unterrichtes der Edeln

der besseren Klassen, sowie der Erziehung der für den geistlichen Stand bestimmten Jugend bemächtigten. Mit andern Worten, die katholische Kirche oder besser gesagt, die katholische Pfaffheit gelangte in Oesterreich zur Allgewalt und die Civilisation erlitt dadurch einen solchen Stoß, daß man bald mit Fingern auf den österreichischen Kaiserstaat wies. Nun aber frage ich, konnte man von einer solchen Regierung die Herstellung eines einigen und freien Deutschlands erwarten?

Von Oesterreich also wandten sich die deutschen Patrioten mit der tiefsten Indignation ab; allein hatte Preußen in jener Zeit etwas vor dem Kaiserstaate voraus? Nun ja, es bestand dort eine Verfassung, welche Friedrich Wilhelm IV. octroyirt hatte; an dieser jedoch war seit 1849 so viel geßickt, gehobelt und gemodelt worden, daß selbst eine absolutistische Regierung mit ihr zurecht kommen konnte. Ueberdem wie sprach sich der Minister von Manteuffel, seit 1851 (wo der Graf von Brandenburg starb) der Hauptleiter der Geschäfte in Preußen, über dieselbe aus? „Er erachte sich,“ erklärte er offen in der Abgeordnetenkammer, „obwohl Minister eines constitutionellen Staates, doch nur als einen Diener des Königs, dessen Willen auszuführen er unbedingt verpflichtet sei, und die Stände möchten daher immerhin beschließen, was sie wollten, die Regierung werde deshalb doch thun, was ihr gut dünke.“ Also sprach sich der Premier Friederich Wilhelm IV. aus, und wie er sprach, so handelte er auch. Darum schreckte er vor keiner Gewaltmaßregel zurück und ebensowenig genirten ihn offenkundige Gesehwidrigkeiten, welche seine Beamten begingen. Ganz ebenso dachten auch seine würdigen Collegen, besonders die Herren Minister von Raumer und von Westphalen, und Ersterer, der intime Freund eines Stahl, eines Hengstenberg, eines Bethmann-Hollweg, oder wie die Partheihäupter der Ultrastrommen unter den Protestanten damals hießen, benützte seine Stellung als Kultminister dazu, um in ganz Preußen statt des Lichtes die dichteste Finsterniß zu verbreiten. In den Volksschulen wurde das Lernen Nebensache und dafür das Beten, das Bibellese und das Auswendiglernen von Sprüchen zur Hauptsache erhoben; als Schulmeister aber stellte man keinen Candidaten an, der nicht den krassesten Obscurantismus zur Schau trug, und zwang damit die armen Bewerber zur allergemeinsten Heuchelei. Ganz ebenso hielt man es auch mit der



Besetzung der Pfarrstellen und die theologischen Lehrstühle an den Universitäten kamen ohnehin nur in die Hände von solchen, welche den Pharisäern zu Christi Zeiten glichen. Was aber die Politik des Herrn von Raumer betrifft, so stand derselbe seinem Premier treulichst zur Seite und ohne Scheu stellte er den Satz auf, für einen preussischen Minister gebe es keine höhere Pflicht, als die sündhaften Bestrebungen derer zu bekämpfen, welche so frech seien, die Macht des von Gott eingesetzten absoluten Königthums einschränken zu wollen. Herr von Westphalen endlich, der Minister des Innern, der sich bei jeder Gelegenheit rühmte, nichts zu sein, als ein willenloses Werkzeug in der Hand des Königs, führte in Preußen ein fast maßloses Polizei- und Spionierregiment (sein Factetum war der Polizeipräsident von Hindelbey, welcher notorisch eine ganze Bande von Verläumdern, Angebern und Fälschern im Monatslohn hielt) ein und ließ nicht nur jede Zeitung, welche ein freies Wort brachte, sofort confisciren oder gar unterdrücken, sondern wußte auch die ihm untergeordneten Beamten, wenn sie sich in irgend Etwas unangenehm machten (z. B. dadurch, daß sie es versäumten, diejenigen, welche bei den Landtagswahlen für einen liberalen Candidaten stimmten, in der rigorosesten Weise zu verfolgen und zu schädigen), durch Versetzung oder Entlassung so zu maßregeln, daß bald der allerniedrigste Servilismus Platz griff. So wurde Preußen „im Innern“ regiert, und noch ärmllicher war die Stellung, welche es „gegen Außen“ einnahm, denn es befolgte die Befehle Rußlands und Oesterreichs gerade so, als ob es keine gleichberechtigte Großmacht, sondern ein Vasall dieser Staaten gewesen wäre. Trotz allem dem aber stand dieses tief erniedrigte Preußen doch ganz anders da, als Oesterreich, und das Vertrauen der Deutschen, daß man von ihm allein die Regeneration des Vaterlandes erwarten dürfe, konnte nie ganz erlöschen. Zum Ersten nämlich war seine Finanzverwaltung zu jeder Zeit eine durchaus geregelte und mit großer Weisheit wurde stets dafür gesorgt, daß nie mehr Geld ausgegeben, als eingenommen wurde. Zum Zweiten ließ man alle die Reformen fortbestehen, welche zur Stein'schen Zeit eingeführt worden waren, und es blieb namentlich bei der Aufhebung des Zunftwesens, sowie der Privilegien des Adels. Zum Dritten machte man — im Gegensatz zu allen anderen deutschen

Staaten — den Anfang zur Gründung einer Kriegsflotte, um den Handel zu schützen, und erwarb von Oldenburg den Jahdebussen, um einen Kriegshafen an der Nordsee herzustellen. Zum Vierten nützte man die neue Erfindung der Telegraphen dahin aus, daß man alle Städte und Provinzen des Königreichs durch den Draht mit Berlin verband und zugleich sorgte man für die Erbauung einer ganzen Reihe von Eisenbahnen. Zum Fünften beförderte man den Landbau mit sichtlicher Vorliebe und in wenigen Jahren wurden viele Millionen Morgen wüster Haiden in urbares Land verwandelt. Zum Sechsten lag ein guter Kern im preussischen Volke und die Entrüstung über das schmachvolle Regiment der Herren Manteuffel, Westphalen, Raumer und Consorten konnte nirgends größer sein, als im Königreich Preußen selbst. Zum Siebten endlich wagte man es nie, selbst nicht einmal in den allerabsolutest gesinnten Kreisen, die gänzliche Beseitigung der Verfassung, was doch das Allerbequemste gewesen wäre, auch nur zur Sprache zu bringen, denn man fühlte sozusagen instinktmäßig, daß man damit die öffentliche Meinung von ganz Deutschland gegen sich kehren und in Folge dessen seinen Einfluß auf die Kleinstaaten total vernichten würde. Was hieß nun das aber anders, als daß die preussische Regierung, so schlecht sie auch sonst war, sich diesen Einfluß bewahren und zwar deswegen bewahren wollte, weil seit länger als einem Jahrhundert das Bewußtsein in ihr lebendig war, ihr Beruf sei, das ins Greisenalter getretene Oesterreich zu verdrängen und sich selbst an die Spitze Deutschlands zu stellen? Man durfte demnach hoffen, daß die ärmliche Reaction nur eine vorübergehende sein werde und diese Hoffnung schlug in der That zum Glück für Deutschland nicht fehl.

---



## **Zweites Kapitel.**

### **Die neue Aera in Preußen und der vergebliche Kaiserritt nach Frankfurt am Main.**

(1857—1863.)

Der große Krieg, welchen Frankreich, England und die Türkei in den Jahren 1854 und 1855 gegen Rußland führten, zeigte von Neuem, wie erbärmlich die Regierungsform sei, welche sich die deutschen Fürsten in der Bundesverfassung gegeben hatten. Oesterreich nämlich machte damals beinahe offen gemeinschaftliche Sache mit Frankreich, England und der Türkei und bedrohte Rußland durch eine starke Armee, welche es in die Moldau und Wallachei einrücken ließ. Preußen dagegen beobachtete die strengste Neutralität, während die Staaten zweiten und dritten Ranges in Bamberg den hoffnungslosen Versuch machten, zwischen der Politik Preußens und Oesterreichs eine Vermittlungsstellung zu gewinnen. Bei solcher Zersplitterung der Ansichten und Bestrebungen konnte der deutsche Bund natürlich gar keinen Einfluß auf den Gang des Krieges ausüben; aber dennoch zog Deutschland einen großen Vortheil aus jenem Kampfe. Seit den Kriegen gegen Napoleon I. nämlich galt der jeweilige Kaiser von Rußland, zuerst Alexander I. und dann nachher in noch verstärkterem Maßstabe Nikolaus I., bei den deutschen Fürsten als der große Ordner der Welt und seinem Diktate wurde, weil man das russische Reich als ein übermächtiges ansah, schließlich immer Gehorsam geleistet. So hatte Friedrich Wilhelm IV., wie wir früher gesehen haben, die Norddeutsche Union aufgeben müssen, und noch viel entwürdigender war der Druck, welchen Nikolaus I. auf die kleineren deutschen Fürsten ausübte. Nun aber kam durch den obgenannten Krieg plötzlich alle Welt zum Bewußtsein, daß man die Macht des russischen Czaren weit überschätzt habe, und endlich, wie sich Rußland gar für besiegt erklären mußte, verspottete man sich selbst wegen der früheren Furcht vor dem russischen Popanz. Von welchem Schrecken nun die große Reactionsparthei in Deutschland ergriffen

wurde, besonders auch weil der Sohn und Nachfolger des am 2. März 1855 verstorbenen Nikolaus I., Alexander II., gar keinen Versuch machte, das frühere Uebergewicht über die deutschen Fürsten wieder zurückzuerobern! Mußte man nicht fürchten, daß die Revolution wieder ihr Haupt erhebe, nachdem man vor Rußland kein Vorge mehr haben durfte? Doch so heftig auch die Reaktionsmänner in Deutschland im ersten Moment erschraden, so faßten sie doch bald wieder Muth, als sie sahen, daß überall Alles beim Alten blieb und man sie fort und fort in Preußen wie in Oesterreich den Ton angeben ließ. Ja sie zweifelten jetzt nicht mehr daran, daß es in alle Ewigkeit nicht anders werden würde, und noch schwerer als bisher ruhte ihre Hand auf den unterdrückten Völkern.

Da besiel im Verlaufe des Jahres 1857 den König Friederich Wilhelm IV. von Preußen eine Gehirnkrankheit, welche sich bald so steigerte, daß eine Stellvertretung des Staatsoberhauptes nöthig wurde, und diese Stellvertretung fiel gesetzlich dem ältesten Bruder des kinderlosen Königs, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, zu. Im Oktober 1857 trat der Prinz in seine hohe Stellung ein und erwartungsvoll blickte nun alle Welt auf Berlin. Der Prinz von Preußen nämlich bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu seinem Bruder und zeichnete sich anerkanntermaßen durch einen offenen reblichen Charakter, einen klaren, ruhig überlegenden Verstand und einen festen, unbeugsamen Willen aus. Auch waren ihm Frömmerei und Heuchelei bis in die innerste Seele verhaßt und nicht minder verdamnte er alle despotische Willkür. Dagegen warf man ihm vor, daß er eine fast partheiische Vorliebe für das Militär hege, und Viele gingen sogar so weit, zu behaupten, daß er in den Märztagen von 1848 seinem Bruder das „Schießen auf das Volk“ angerathen habe. Letztere Behauptung beruhte auf Unwahrheit, um nicht zu sagen auf Fälschung; allein sie erzeugte in Manchen ein gewisses Mißtrauen, wie schon daraus hervorgeht, daß man da und dort sich nicht scheute, dem hohen Herrn den Titel „Kartätschenprinz“ beizulegen. Der bei weitem größere Theil des deutschen Volkes aber und in Preußen ohnehin fast jeder Gutdenkende begrüßte die Regimentsveränderung mit der innigsten Freude und allgemein baute man fest darauf, daß die reactionär-pietistischen Herren



Manteuffel und Consorten ihre traurige Rolle sofort ausgespielt haben würden. Diese Hoffnung bewahrheitete sich nun zwar allerdings im ersten Anfang nicht, weil der Prinz „als Stellvertreter“ auf seinen Bruder, den König, Rücksicht nehmen mußte, und somit behielten die genannten Minister noch längere Zeit ihre Portefeuilles bei. Allein noch ehe ein Jahr verflossen war, weigerte sich der Prinz entschieden, noch fernerhin ein Regierungssystem beizubehalten, das er von ganzer Seele verachtete, und da es sich zu gleicher Zeit herausstellte, daß der Zustand Friedrich Wilhelms IV. ein total hoffnungsloser sei, sah sich der Ministerrath genöthigt, den kranken König zu bewegen, daß er seinen Bruder zum „wirklichen Prinzregenten“ mit der vollsten Befugniß, die königlichen Rechte auszuüben, ernannte. Solches geschah durch königliches Patent vom 7. Oktober 1858 und am 9. Oktober trat der Prinz die Regentschaft an. Augenblicklich wurde nun das Ministerium Manteuffel durch das anerkannt liberale Ministerium Auerwald — Hohenzollern — Schleinitz ersetzt, und durch dieses ließ der Prinz publiciren, daß er gesonnen sei, die Regierung mit der strengsten Gerechtigkeit zu führen, die Ehre und Machtstellung Preußens nach Außen energisch zu wahren, sowie insbesondere die Verfassung in würdiger Weise auszubauen. Das war ein schlichtes, aller pompösen Worte — in denen Friedrich Wilhelm IV. so Großes geleistet — baares Programm; allein man wußte, daß es ehrlich gehalten werden würde, und daraufhin erwachte Preußen wie mit einem Zauberschlage aus seinem vorangegangenen Betäubungsschlafe. Ja man datirte von dieser Zeit an eine neue Ära für das Vaterland, denn vor dem frischen Morgenwinde, der jetzt vom Throne aus wehte, mußten alle trüben Nebel verschwinden und jene vielen Frömmeler, Heuchler und Obscuranten, welche sich bisher auf der preussischen Staatsweide gemästet hatten, verschwanden urplötzlich vom Schauplatz, wie wenn sie verduftet wären.

Raum war die neue Sonne für Preußen aufgegangen, so begann anno 1859 zwischen Oesterreich und dem mit Frankreich verbündeten Sardinien der sogenannte italienische Krieg und wenn nun auch Preußen nebst dem übrigen Deutschland an demselben keinen unmittelbaren Antheil nahm, so hatte er doch auf die Entwicklung der deutschen Angelegenheiten den größten Einfluß. Zu Oesterreich gehörte in Oberitalien

das Lombardisch-Venetianische Königreich und nicht minder gehorchten ihm Toskana und Modena, weil sie von österreichischen Erzherzogen beherrscht wurden. Ueberdem besaß es das Besatzungsrecht in Parma und dem Kirchenstaate und der König von Neapel hatte ihm ohnehin eine Art von Protektorat eingeräumt. Somit regierte es faktisch über den bei weitem größten Theil von Italien und dadurch mußte sich der constitutionelle Beherrscher des kleinen Königreichs Piemont-Sardinien im höchsten Grade beengt fühlen. Noch weit beengter aber fühlte sich das italienische Volk und um jeden Preis hätte es gerne die fremde Zwingherrschaft abgeschüttelt. Da gelang es endlich dem großen Minister des Königs Victor Emanuel, dem Grafen Cavour, den Kaiser Napoleon III. für die Idee der Befreiung Italiens zu gewinnen, und es erfolgte nun am 1. Januar 1859 der berühmte französische Neujahrswunsch an den Kaiser von Oesterreich, der alle Welt darüber aufklärte, daß die Kriegserklärung nicht mehr lange werde auf sich warten lassen. Sofort stellte Franz Josef I. an Preußen, sowie an die übrigen deutschen Bundesstaaten die kategorische Forderung, daß sie ihm mit ihrer ganzen Kriegsmacht beistehen sollten, und diese Forderung nahmen die Regierungen und Bevölkerungen eines großen Theils der deutschen Kleinstaaten, besonders der süddeutschen, mit Begeisterung auf. Freilich nicht deswegen, weil man für die österreichische Regierung — eine Regierung, die noch nie bewiesen hatte, daß ihr Deutschlands Wohl am Herzen liege — geschwärmt hätte, sondern deswegen, weil man den Bonapartismus, diesen ewigen Störenfried der europäischen Ruhe, um jeden Preis beseitigen wollte. Der Prinzregent von Preußen dagegen blieb unendlich kühl — denn wenn er sein Schwert für Oesterreich zog, so zog er es für den Absolutismus, während umgekehrt der König Victor Emanuel das Prinzip des Constitutionalismus vertrat, — und erklärte mit großer Bestimmtheit, daß er nur dann marschiren lassen werde, wenn die vereinigten Franzosen und Sardinier den Krieg auf deutsches Gebiet (z. B. durch einen Einfall in Südtirol) herüberspielen würden. Diese Antwort war vollständig korrekt, da es sich bei dem italienischen Krieg um kein deutsches, sondern nur um ein habsburgisches Specialinteresse handelte; aber voll Zorn wandte sich jetzt der Kaiser Franz Joseph an den Bundestag, um durch ihn Preußen majo-



risiren zu lassen. Es gelang nicht, weil die deutschen Kleinstaatsregenten sich wohl hüteten, einen Gewaltakt gegen Preußen zu begehen, und so begann der Krieg, ohne daß Oesterreich von Deutschland Hülfe bekommen hätte. Dagegen erreichte der Kaiser Franz Joseph wenigstens so viel, daß sowohl Preußen als die deutschen Kleinstaaten ihre Bundescontingente mobil machten, um auf den Fall der Noth — wenn deutsches Gebiet angegriffen würde — sogleich einschreiten zu können. Nun nahm der Krieg einen für Oesterreich sehr unglücklichen Verlauf, indem seine Heere am 3. und 24. Juni bei Magenta und Solferino auf's Haupt geschlagen wurden, und somit lag die Gefahr nahe, daß der Kaiser Franz Joseph von seinen Gegnern gänzlich möchte überwältigt werden. Da erklärte Preußen augenblicklich seine Bereitwilligkeit, gemeinsam mit den übrigen deutschen Bundesstaaten für die Erhaltung des Kaiserstaates eintreten zu wollen, und beanspruchte für diese seine Hülfsleistung nichts als den Oberbefehl über die gesammten nicht österreichischen deutschen Bundesstruppen. Was that nun aber Oesterreich? Nun dessen Kaiser bekam Angst, Preußen könnte durch die Führung der deutschen Heere einen großen Einfluß auf Kleindeutschland gewinnen, und statt also mit beiden Händen nach der dargebotenen Hülfe zu greifen, beschloß er, lieber eine große Provinz zu opfern, als jene Führerschaft zugeben. Somit suchte er schnellstens — am 7. Juli — bei dem Kaiser Napoleon um einen Waffenstillstand nach und dieser Waffenstillstand verwandelte sich am 11. Juli in den Frieden von Villafranka. In diesem trat er die ganze Lombardie an Sardinien ab und verpflichtete sich noch außerdem, nicht interveniren zu wollen, wenn die übrigen italienischen Staaten ihre Regenten verjagen würden, um sich an Sardinien anzuschließen.

War die zwischen Oesterreich und Preußen bestehende Kluft schon vorher groß genug gewesen, so erweiterte sie sich jetzt noch um ein Bedeutendes, denn nach dem Frieden von Villafranka beklagte sich der österreichische Kaiser auf's bitterste, von den Preußen im Stich gelassen worden zu sein, während Letztere den Kaiser nicht minder laut der Undankbarkeit beschuldigten, weil ohne die preussische Mobilmachung (durch welche Napoleon III. so erschreckt wurde, daß er augenblicklich auf den Frieden von Villafranka einging) für Oesterreich nicht bloß die Lombardie,

sondern auch Venetien verloren gegangen wäre. Im Uebrigen lag der eigentliche Grund der Entzweiung viel tiefer, darin, daß jede der beiden Großmächte die Präponderanz in Deutschland beanspruchte, und man konnte also schon damals nicht darüber im Zweifel sein, daß es früher oder später zum Kampf zwischen Preußen und Oesterreich kommen werde. Für den Augenblick jedoch lag eine andere Gefahr viel näher, ich meine die Gefahr, daß der Kaiser Napoleon damit umgehe, die deutschen Rheinprovinzen zu annexiren, und auf diese Gefahr wurde man durch ihn selbst aufmerksam gemacht. Napoleon nämlich kam, nachdem er dem Könige Victor Emanuel zu einer bedeutenden Machtstellung in Italien verholfen und sich dafür mit Nizza und Savoyen hatte belohnen lassen, zu der Ueberzeugung, daß der Prinzregent von Preußen ein anderer Victor Emanuel sei, und lud ihn auf den Juni 1860 zu einer Zusammenkunft in Baden-Baden ein. Dort wollte er mit ihm ein ähnliches Bündniß, wie früher mit Victor Emanuel abschließen, natürlich aber zu keinem anderen Zwecke, als um, wenn er dem Prinzregenten zur Erwerbung von Norddeutschland verholfen habe, für solche Fälle die linksrheinischen deutschen Gebiete in Anspruch zu nehmen. Nun konnte der Prinzregent, ohne unhöflich zu sein, die Zusammenkunft nicht wohl ablehnen und sie fand daher richtig am 16. Juni statt. Allein der Beherrscher Preußens war nicht allein nach Baden-Baden gekommen, sondern in Begleitung der Könige von Bayern, Württemberg, Sachsen und Hannover, sowie der Großherzoge von Baden und Darmstadt, die er expresse eingeladen hatte, damit sie Zeugen alles dessen seien, was zwischen ihm und Napoleon verhandelt werde, und schon dadurch wurde ein dicker Strich durch die Rechnung des französischen Kaisers gemacht. Ein noch dickerer dadurch, daß der Prinzregent sofort mit großem Nachdruck erklärte, er werde nie und nimmer einen Fuß breit deutschen Gebietes dem Auslande preisgeben, und so stand Napoleon von seinem beabsichtigten Bündnißantrag wieder ab. Allein durfte man annehmen, daß er deswegen auch auf den Plan, das linksrheinische Deutschland zu annexiren, verzichtet habe? Das wäre, wenn man den Charakter Napoleons III., der ganz in die Fußstapfen seines verstorbenen Oheims trat, näher in Betracht zog, eine Thorheit gewesen, und somit warf man jetzt in allen Kreisen unseres Vaterlandes



die Frage auf, ob denn Deutschland im Stande sei, einen Angriff Frankreichs auszuhalten. Es war richtig, die deutschen Bundesstaaten besaßen zusammen mehr Kriegsmaterial, als Frankreich aufzustellen sich im Stande sah; allein wer hatte über dieses Kriegsmaterial zu verfügen, wer die deutschen Heere zu kommandiren? In Frankreich gehorchte Alles einem einzigen souveränen Willen; über Deutschland aber herrschten etliche und dreißig Potentaten, und überdem bestand zwischen den zwei größten derselben die allerheftigste Eifersucht. Freilich gab es ein Band, das alle Fürsten und Staaten umschlingen sollte, den Bundestag; allein der letzte Krieg hatte es wieder einmal klar dargethan, daß der deutsche Bund ein leeres Wort, ein alles politisches Willens und Handelns unfähiger Körper sei, und es mußte also, wenn Deutschland dem einheitlichen Frankreich gegenüber nicht machtlos dastehen wollte, ein anderes Band der Einigung gefunden werden. So kam es, daß man vom Jahr 1860 an in allen deutschen Kreisen und unter allen Partheien den Ruf nach Bundesreform erhob; ja daß man in verschiedenen Ständekammern förmliche dahinzielende Anträge stellte. Ueberdem bildeten sich da und dort Reformvereine, unter denen der in Frankfurt am Main gegründete Nationalverein der bedeutendste geworden ist, und selbst regierende deutsche Fürsten erhoben ihre Stimme für die Bundesreform. In letzterer Beziehung kann ich nun nicht umhin, aus der Rede, die der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha an eine Gothaer Deputation hielt, einige Worte anzuführen, denn aus ihnen läßt sich am besten ermessen, welcher frische Hauch damals durch Deutschland ging. „So ist denn endlich,“ sagte der Herzog, „nach einer Reihe von Jahren der tiefsten Apathie der Wunsch nach nationaler Stärke und Größe, nach Macht gegen Außen und nach Einheit im Innern im Volke wieder erwacht und mit froher Hoffnung heißt jeder Patriot diese Richtung willkommen. Mögen die Wege sein, welche sie wollen, auf welchen wir zu dem ersehnten Ziele gelangen, und mag die einstige Constituirung Deutschlands eine Form haben, welche es sei, so viel steht fest, daß nur dann Ersprießliches erreicht werden kann, wenn Fürsten wie Staaten bereit sind, dem großen Ganzen Opfer zu bringen.“

Also nach Bundesreform rief man und unwillkürlich fragte man sich

zugleich, woran denn die Bundesreform im Jahr 1848 gescheitert sei. Die Antwort war: daran, daß man es verabsäumte, gleich im Anfang eine starke Centralgewalt zu gründen, welche die Kraft hatte, die Beschlüsse der Nationalversammlung zur Geltung zu bringen. Wenn man also dießmal durchbringen wollte, so mußte vor allen Dingen eine Centralgewalt geschaffen werden, der gegenüber die einzelnen Staaten machtlos dastanden; allein welchen Weg sollte man einschlagen, um diese Centralgewalt zu bekommen? Einzelne Wenige sagten: „Wir verzagen alle Fürsten und gründen eine Republik.“ Dieser Weg jedoch hatte schon im Jahr 1848 gründlich Fiasco gemacht und das deutsche Volk war offenbar in seiner weitaus größten Mehrzahl nicht gewillt, denselben nochmals zu betreten. Andere — und zwar insbesondere die Regenten der deutschen Mittelstaaten — meinten, man solle die Centralgewalt einem Direktorium von Fünfen, d. i. den Beherrschern von Oesterreich, Preußen und Bayern, sowie zwei weiteren noch näher zu bezeichnenden Kleinfürsten übertragen, allein dieser Gedanke mußte gleich wieder verworfen werden, weil die Fünfe „fünfstöppig“ waren. Wieder Andere träumten davon, die Centralgewalt jährlich zwischen Oesterreich und Preußen wechseln zu lassen, mußten aber bei näherer Ueberlegung selbst zugeben, daß solcher Traum nichts weiter sei, als ein Traum. So versuchte man sich — besonders auch auf den Fürsten- und Gesandtenzusammenkünften in Würzburg, Bamberg und Darmstadt — in allen möglichen Lösungen; zuletzt jedoch sah man allseitig ein, daß nur Eines möglich sei, das: eine der beiden deutschen Großmächte an die Spitze Deutschlands zu stellen. Aber welche? Oesterreich oder Preußen? Dafür daß Oesterreich die künftige Centralgewalt Deutschlands sein solle, führte man an, daß dann alle Deutschen ohne Ausnahme unter einem Banner vereinigt sein würden und deßhalb hießen sich seine Freunde und Anhänger: „Großdeutsche“. In Anbetracht aber, daß die österreichische Regierung ihre eigenen wie die deutschen Völker stets nur auf's schwerste mißhandelt hatte (die Art der Mißhandlung steht im ersten Artikel dieses Buches zu lesen) beschränkte sich die Zahl dieser Anhänger auf eine fast verschwindende Minderheit, und selbst diese sank noch mehr zusammen, wenn man bedachte, daß Oesterreich sich nur dann als Centralgewalt behaupten könne, wenn es vorher Preußen mit



den Waffen in der Hand zu einer Macht zweiten Rangs herabgedrückt habe. So setzten denn fast alle Patrioten ihre Hoffnung auf Preußen und die Gründe, welche sie für sich geltend machten, waren stichhaltig genug. Für's Erste stand Preußen als ein in allen seinen Theilen durchaus deutscher Staat da, denn die paar tausend Polen in der Provinz Posen konnten nicht in Betracht kommen. Für's Zweite verdankte man ihm den Zollverein, das ist die wirthschaftliche Einigung Deutschlands, und darin schon lag der Beweis, wie sehr den Hohenzollern das Wohl des ganzen Vaterlandes am Herzen lag. Für's Dritte endlich hatte der jetzige Regent von Preußen der Reaction zu allererst ein Halt zuzurufen, und seit er am 2. Januar 1861 — dem Todestag Friedrich Wilhelms IV. — als Wilhelm I. auf den Thron gestiegen war, zeugte jedes seiner Worte, sowie jede seiner Handlungen von seinem ernststen Willen, das Recht und die Freiheit zu fördern. Freilich ließ sich nicht erwarten, daß das Haus Habsburg sich dem Hause Hohenzollern freiwillig unterwerfen werde; allein wurde denn solches verlangt? Nein, sondern es stand ihm frei, aus dem Verband mit Deutschland im Frieden auszuscheiden (deshalb hieß man die Parthei, welche Preußen mit Ausschluß Oesterreichs an der Spitze Deutschlands haben wollte, die Parthei der „Kleindeutschen“) und damit waren gewiß vier Fünftheile seiner Unterthanen, die sämmtlich einer andern Nationalität angehörten, vollkommen einverstanden.

So kam es, daß die deutsche Bewegung in den Jahren 1860 und 1861 darin gipfelte, der bisherigen deutschen Zerrissenheit durch Uebertragung der Centralgewalt an den König von Preußen ein Ende zu machen, und man kann sich nun denken, wie besorgt die meisten deutschen Kleinstaatsfürsten für ihre Souverainetät zu werden begannen. Sie sahen, was eben jetzt mit Italien vorging, und glaubten nicht anders, als der König Wilhelm I. werde es gerade so machen, wie der König Victor Emanuel, der in kürzester Frist alle italienischen Provinzen außer Venetien und einem Theile des Kirchenstaats, seinem kleinen Reiche unter dem Titel eines Königreichs Italien einzuverleiben die Kühnheit hatte. Noch furchtbarer wuchs ihre Angst an, als zu Ende des Jahres 1861 der König von Preußen gegen das Schandregiment des Ministers Hassenpflug in Kurhessen einschritt und durch die drohende Aufstellung

zweier Armeekorps an der kurhessischen Grenze den Kurfürsten zwang, der zehnjährigen Vergewaltigung seiner Unterthanen durch die Wiederherstellung der Verfassung von 1831 ein Ende zu machen, denn ihr Gewissen rief ihnen zu, daß sie sich vielfach in gleicher Weise, wie der Kurfürst, an ihren Unterthanen versündigt hatten. Was thaten sie nun aber in ihrer Todesangst? Sie sahen sich heimlich nach auswärtiger Hülfe um, und der hannöver'sche Minister von Borries war frech genug, es offen in der hannöver'schen Abgeordnetenlammer auszusprechen, daß er sich in den Schuß Frankreichs begeben werde, wenn Preußen die Souverainetät Hannovers bedrohen würde. Wie unendlich beglückt fühlten sich also die Kleinstaatsfürsten nicht, als gleich darauf, im Verlaufe des Jahres 1862, die preussische Regierung mit der preussischen Volksvertretung in einen schweren Konflikt gerieth, welcher dem König Wilhelm I. nicht bloß die Herzen seiner eigenen Unterthanen, sondern auch — und zwar in erhöhtem Maße — die der sämtlichen deutschen Patrioten entfremdete! Es gab damals in Preußen einen Mann, mit Namen Otto von Bismarck-Schönhausen, der sich wo er ging und stand durch sein schroffes junkerliches Auftreten, sowie noch mehr durch seine in sehr barscher Weise ausgesprochenen absolutistischen Ansichten weithin, obwohl nicht zum Vortheil für ihn, bemerklich machte. Geboren im Jahr 1813 begann er erst im Jahr 1847 seine öffentliche Carrière als ritterschaftlicher Abgeordneter auf dem Provinziallandtag der preussischen Provinz Sachsen und nur mit großer Mühe brachte er es dahin, daß ihn die preussische Regierung im Mai 1851 als ersten Gesandtschaftssekretär bei der Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt am Main anstellte. In dieser Stellung aber wußte er bald seine scharfe Beobachtungsgabe, sowie sein überwiegendes staatsmännisches Talent bei dem damaligen Prinzen von Preußen zur Geltung zu bringen und als daher Letzterer der Nachfolger Friedrich Wilhelms IV. wurde, ward er nach einander mit den wichtigsten Gesandtschaftsposten, besonders zu Wien, Paris und St. Petersburg, betraut. Seit dieser Zeit, insbesondere seit der Zusammenkunft des damaligen Prinzregenten mit dem Kaiser Napoleon in Baden-Baden, übte Bismarck einen hervorragenden Einfluß auf den Beherrscher Preußens aus und es wurde über keine wichtigere Angelegenheit Beschluß gefaßt, ohne daß man ihn vorher darüber be-



fragt hätte. Noch mehr, man glaubte allgemein, daß der Prinzregent, nachdem er als Wilhelm I. den Thron bestiegen hatte, sich ganz von ihm leiten lasse, und schrieb es also seinem Rathe zu, daß der Monarch im Jahr 1862 plötzlich eine totale Reorganisation des preußischen Heeres vorzunehmen befohl. Mag dem übrigens sein, wie ihm wolle, die Reorganisation, die in einer sehr bedeutenden Vermehrung der Armee gipfelte, wurde angefangen und zugleich an die Kammern das Ansinnen gestellt, die dazu erforderlichen Millionen zu verwilligen. Dessen weigerte sich aber die Abgeordnetenversammlung, weil sie gar keinen Grund einsah, warum das preußische Königreich jetzt plötzlich einer doppelt so starken Armee bedürftig sein solle, und auf diese Weigerung hin glaubte das bisherige, sehr constitutionell gesinnte Ministerium dem König den Rath erteilen zu müssen, die Armee in dem Zustande und der Stärke, welche selbst in den schwersten Zeiten genügt hätte, zu belassen. Und nun, gab König Wilhelm I. nach? Mit nichten, sondern er entließ sofort seine seitherigen treuen Räte und rief den Baron von Bismarck aus St. Petersburg, wo er eben Botschafter war, nach Berlin, um ein neues Ministerium zu bilden. Am 22. September 1862 wurde derselbe mit dieser Aufgabe fertig und am 9. Oktober ernannte ihn Wilhelm I. zum Ministerpräsidenten. Von da an aber hörte das Regiment in Preußen auf, ein constitutionelles zu sein, denn Bismarck ging seinen Weg, ohne nach Recht und Gesetz zu fragen, und die Heeresorganisation wurde durchgeführt, obwohl die wiederholt aufgelöste und neu zusammengetretene Abgeordnetenversammlung die dazu nöthigen Gelder immer und immer wieder verweigerte. So entstand der schwere Konflikt, von dem ich oben gesprochen, und dieser Konflikt spitzte sich in den nächsten drei Jahren in solch drohender Weise zu, daß man nicht selten befürchtete, es müsse, weil die große Mehrzahl der Preußen sich auf die Seite der ganz korrekt handelnden Abgeordnetenversammlung stellte, nothwendig zu einer Revolution kommen. Kein Mensch war damals verhaßter, als der neue Ministerpräsident, und man suchte mitleidig die Achseln, daß der König von Preußen so schwach sei, sich von einem Erzreaktionär leiten zu lassen. Ja selbst außerhalb Preußen und Deutschland gab es unter den Gebildeten fast Niemanden, der den Bismarck'schen Absolutismus nicht auf's bitterste getabelt hätte, und ein in Berlin anwesender

vornehmer Franzose wagte es sogar, dem Premier in's Gesicht zu sagen, er behandle die preussische Abgeordnetenlammer nach der Manier Ludwigs XIV., welcher mit der Reitpeitsche in der Hand in das französische Parlament getreten sei. Otto von Bismarck aber ließ sich durch all' dieß nicht irre machen, sondern fuhr fort, nach dem Grundsatz: „Macht geht vor Recht“ zu regieren und man hielt es für eitel teuflischen Hohn, wenn er zuversichtlich verkündete, sein Name werde bald der populärste in Deutschland werden.

Warum nun übrigens handelte der preussische Ministerpräsident in der angegebenen Weise? Er trug einen kühnen Plan im Kopfe, für den er den König Wilhelm I. gewonnen hatte, aber er durfte den Schleier nicht lüften und trug also lieber drei Jahre lang den Haß des preussischen Volkes, ja den Haß von halb Europa, als daß er sich zu frühe hätte in die Karten sehen lassen. Nunmehr aber kennen wir sein hohes Ziel, denn das Jahr 1866 hat es uns blutig enthüllt, und es war kein anderes als „Verdrängung Oesterreichs aus Deutschland und Einigung des Letztern mit der preussischen Spitze“. Zwei deutsche Großmächte konnten neben einander nicht bestehen, ohne sich stets rivalisirend in den Weg zu treten; dieß hatte eine langjährige Erfahrung bewiesen und zwar immer auf Kosten Preußens. Man gehe zurück auf die Zeiten des Wiener Kongresses, so wird man finden, daß damals schon Preußen gegen Oesterreich den Kürzern zog, denn Letzteres duldbete nicht, daß Sachsen zu Preußen kam und setzte es noch überdem durch, daß man das Königreich Hannover nebst Kurhessen zwischen Ost- und Westpreußen hineinschob. Man gehe zurück auf die Tage von Olmütz, wo Preußen durch das von Rußland unterstützte Oesterreich gezwungen wurde, alle Gedanken an eine norddeutsche Union aufzugeben und sich wieder dem Bundestag, in welchem Oesterreich Alles galt, zu unterwerfen. War das einer Großmacht, wie Preußen, würdig? Die Antwort darauf ergibt sich von selbst und Bismarck beschloß also, Alles daran zu setzen, um dieser unleidlichen Stellung ein für allemal ein Ende zu machen. Natürlich, aber mußte, wenn man einen solch' großartigen und weitgreifenden Entschluß gefaßt hatte, Preußen in den Stand gesetzt werden, seinem Verlangen Nachdruck zu geben, und es handelte sich also vor Allem darum, die Wehrfähigkeit des Landes zu



erhöhen. Zu diesem Behufe arbeitete der Kriegsminister von Roon, der mit Bismarck vollständig Hand in Hand ging, eine neue Heeresorganisation aus, durch welche die preussische Landmacht um ein volles Dritttheil erhöht wurde, und namentlich ging das Augenmerk dieses sachkundigen Generals dahin, der Linie, also dem stehenden Heere, durch Verlängerung der Präsenzzeit von zwei auf drei Jahre eine entsprechend größere Stärke zu geben. Ueberdem sorgte man mit großer Umsicht und ohne die Kosten zu scheuen, für Einführung verbesserter Waffen und versah nicht nur die Artillerie durchaus mit gezogenen Kanonen, sondern es erhielt auch die Infanterie das später so berühmt gewordene Zündnadelgewehr. Endlich ging man auch noch an die Ausbesserung der Festungswerke und dabei wurde den östlich und südöstlich gelegenen Plätzen eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Kurz, es geschah Alles was die preussische Wehrkraft nur irgend erhöhen konnte, aber durfte man der preussischen Abgeordnetenversammlung sagen, warum man dieß that? Es liegt auf der Hand, daß der Bismarck'sche Plan unmöglich durchzuführen war, wenn Oesterreich jetzt schon hinter das Geheimniß kam, und so blieb für die uneingeweihte Welt nichts übrig, als zu glauben, König Wilhelm I. sei unter der Leitung Bismarck's, dieser „Verkörperung des Junkerthums und der Reaction“, ein despotisch-absoluter Tyrann geworden.

Weil nun aber die preussische Regierung aus den soeben angegebenen Gründen das Vertrauen, welches man bei dem Anbruch der sogenannten „neuen Aera“ in sie gesetzt hatte, in einem Zeitraum von wenigen Monaten vollständig verlor, erhob Oesterreich sein Haupt wieder kühner, als je, und die Parthei derer, welche von ihm das Heil Deutschlands erwarteten, also die Parthei der „Großdeutschen“, wuchs riesig an. Natürlich, denn eben jetzt, wo Preußen mit vollem Winde in den Absolutismus und die Reaction hineingelgte, schien mit dem arg verrufenen Oesterreich eine totale Sinnesänderung vorgehen zu wollen und Alles deutete darauf hin, daß man in den allerhöchsten Kreisen fest entschlossen sei, mit der schlimmen Vergangenheit, ja selbst mit dem Pfaffenthum gänzlich zu brechen. Unmittelbar nach dem unglückseligen Ausgang des italienischen Krieges kam es zu Tage, daß während desselben mit den Staatsgeldern in niederträchtig-betrügerischer Weise

gewirthschaftet worden sei, und da man nun höheren Orts einsah, daß man der furchtbar aufgeregten öffentlichen Meinung eine Genugthuung schuldig sei, strengte man sofort einen großen Prozeß gegen die Betrüger an. Dieser Prozeß hatte den Erfolg, daß man, nachdem sich der Feldmarschalllieutenant von Eynatten, der Finanzminister von Bruck und verschiedene andere hochgestellte Herren der Verurtheilung durch Selbstentleibung entzogen hatten, an maßgebender Stelle einsah, es könne, wenn der österreichische Staat nicht vollends verfaulen und gänzlich zu Grunde gehen solle, in der bisherigen Weise nicht fortregiert werden, und nun wurde, noch im December 1860, der vielbekannte Schmerling, früher die rechte Hand des Erzherzog-Reichsverwesers Johann, in's Ministerium berufen, um den Kaiserstaat Oesterreich mit einer Constitution zu beglücken. In der That ward auch alsbald am 27. Februar 1861 ein Verfassungspatent erlassen und am letzten Mai 1861 eröffnete der Erzherzog Rainer dem versammelten „Reichsrath“ (wie man, um den seit der Revolution von 1848 in den obersten Regionen so tief verhaßten Namen „Reichstag“ zu vermeiden, die jetzige Volksvertretung nannte) im Namen des Kaisers in höchst feierlicher Weise. Auch legte die Regierung diesem Reichsrathe eine Menge von neuen Gesetzesentwürfen vor, welche dazu bestimmt waren, die alten verrotteten Zustände in ein besseres Fahrwasser zu bringen, und auf diese Entwürfe wiesen die Großdeutschen hin, indem sie denselben zugleich die absolutistischen Maßnahmen der preussischen Regierung gegenüberstellten.

Aus diesen Gründen wuchs die Parthei der Großdeutschen fast riesig an, während der Mund der Kleindeutschen immer mehr verstummte. Die Regierungen der deutschen Kleinstaaten aber nahmen in ihrer Mehrzahl ohnehin den Standpunkt der Großdeutschen ein, denn mit Oesterreich an der Spitze von Deutschland hatten sie sich noch immer frei und ungehindert bewegen und jedenfalls ihre volle Souveränität behaupten können. Nunmehr hielt der Minister von Schmerling den Zeitpunkt für gekommen, wo es leicht sein werde, Preußen vollends ganz zu überflügeln, und schon im September 1862, am Schlusse der Reichsrathssession, versprach er der staunenden Welt einen neuen entscheidenden Fortschritt auf der Bahn freier Entwicklung. Worin dieser Fortschritt bestehen sollte, konnte sich kein Mensch denken, und



unendlich groß war also die Ueberraschung, als elf Monate später, am 2. August 1863, der Kaiser Franz Joseph dem Könige Wilhelm I. von Preußen im Bade Gastein, wo dieser eben mit seinem Minister Bismarck eingetroffen war, eine von Schmerling verfaßte Denkschrift über die Nothwendigkeit einer Reform der deutschen Bundesverfassung vorlegte. Die Nothwendigkeit dieser Reform wurde damit begründet, daß die Bundesverfassung sich längst abgenützt habe, „denn,“ so hieß es wörtlich in der Denkschrift, „der Boden der Bundesverträge schwankt unter den Füßen dessen, der sich auf ihn stellt, und der bloße Wunsch, daß die morschen Wände den nächsten Sturm noch aushalten mögen, kann ihnen die dazu nöthige Festigkeit nicht mehr zurückgeben.“ Wer hätte so etwas für möglich gehalten? Oesterreich perhorrescirte den deutschen Bund! Dasselbe Oesterreich, das bis jetzt Jedem, welcher diesen Bund mit seinem rechten Namen zu bezeichnen wagte, oder sich sonstwie in Wort, Schrift oder That gegen ihn verging, als einen Revolutionär, Demagogen und Hochverräther verfolgt hatte! Es war unerhört; jedoch man mochte sich darüber verwundern, wie man wollte, die Thatsache stand fest, daß das österreichische Cabinet den Entschluß gefaßt hatte, den deutschen Bund zu reformiren, und es gingen sofort bereits am 3. August von Wien aus Einladungsschreiben an alle deutschen Fürsten ab, sich am 16. August 1863 zu einem großen Fürstentag in Frankfurt am Main einzufinden. Vergebens erklärte der König von Preußen auf den Rath Bismarcks dem Kaiser noch in Gastein, daß der Termin viel zu kurz gestellt sei, weil eine solch' wichtige Angelegenheit doch vorher, ehe man sie in Frankfurt definitiv regeln könne, von den deutschen Staatsmännern und Ministern, wenigstens von denen der größeren Staaten, durchberathen werden müsse. Der österreichische Kaiser blieb auf die Einflüsterung Schmerlings hin hartnäckig auf dem 16. August bestehen, und schon hieraus konnte man den Schluß ziehen, daß es auf eine Art von Staatsstreich gegen Preußen, zum mindesten auf eine Ueberrumpelung der preussischen Regierung abgesehen sei. Noch klarer wurde dieß, als nun am genannten 16. die Fürsten alle mit der einzigen Ausnahme des Königs von Preußen, so wie einiger wenigen winzigen norddeutschen Fürsten (der Regenten von Lippe-Detmold, Hessen-Homburg und Anhalt-Bernburg) in Frankfurt

erschieden und ihnen am 17. vom Kaiser Franz Joseph der Reformplan vorgelegt wurde, denn der Inhalt desselben entschleierte deutlich genug den Zweck, Preußen zu einer Macht zweiten Ranges herabzubrechen und dagegen den Kaiser von Oesterreich zum faktischen Oberhaupte Deutschlands zu machen. An die Stelle des Bundestages sollte nämlich treten 1) ein Direktorium, bestehend aus dem Kaiser von Oesterreich als Vorsitzendem, dem König von Preußen, dem König von Bayern und zwei weiteren von den übrigen Fürsten gewählten Souverainen; 2) ein Bundesrath, ebenfalls unter dem Vorsitz Oesterreichs, zusammengesetzt aus den Bevollmächtigten der Einzelstaaten mit im Ganzen 17 Stimmen; 3) endlich eine Art von Volkshaus, das ist eine von den Ständekammern der Einzelstaaten gewählte Delegirtenversammlung von 300 Köpfen, von welchen Oesterreich und Preußen je 75, die andern Staaten zusammen aber die restirenden 150 zu schicken hätten. Also überall der Vorsitz Oesterreichs mit entscheidender Stimme, und dann noch die Gleichstellung Preußens mit Bayern! Ueberdem 75 Delegirte auf Oesterreich mit seinen 8 Millionen Deutschen und auf Preußen mit 19 Millionen ebenfalls nicht mehr als 75 Delegirte; auf die Kleinstaaten aber 150, während diese zusammen doch kaum 16 Millionen Einwohner zählten!

Man sieht, es handelte sich um nichts Geringeres, als das Wort wahr zu machen, welches Fürst Schwarzenberg, der frühere österreichische Ministerpräsident, schon in Olmütz im November 1850 ganz ungeschont ausgesprochen hatte, das Wort: „man müsse Preußen in der öffentlichen Meinung erniedrigen, um es dann vollständig zu zermalmen“; allein so weit sollte es nicht kommen. Zwar allerdings die in Frankfurt anwesenden Fürsten erklärten sich, nachdem sie bis zum 1. September getagt hatten, im großen Ganzen mit den Vorschlägen des Kaisers Franz Joseph einverstanden; der König von Preußen jedoch setzte dieser Abmachung ein entschiedenes Nein entgegen und betonte es noch außerdem, daß er diesem Nein mit seiner ganzen Armee Nachdruck zu geben verstehen werde. Was blieb nun dem Kaiser von Oesterreich zu thun übrig? Er versuchte es, mit den übrigen deutschen Staaten einen besonderen Bund einzugehen und so Preußen gänzlich zu isoliren; die sämtlichen norddeutschen Souveraine aber, deren Gebiet an das



preussische Königreich stieß oder gar innerhalb desselben lag, hatten durchaus keine Lust, der geforderten österreichischen Hegemonie wegen sich in einen Bund gegen Preußen, mit dem natürlich auch der Zollverein gesprengt worden wäre, einzulassen, und in Folge dessen nahm Einer nach dem Andern seine in Frankfurt gegebene Zustimmung zurück. So mißlang denn der Versuch des Wiener Kabinetts, den Bundestag dadurch zu reformiren, daß Preußen in einen Vasallenstaat herabgedrückt werde, vollständig und es blieb wieder Alles beim Alten.

---

### Drittes Kapitel.

#### Der deutsche Krieg.

(1864—1866.)

Die Stimmung des Königs von Preußen war nach dem hinterlistigen Kaiserritt Franz Josephs nach Frankfurt am Main der Art, daß man nicht zweifeln durfte, er werde die nächste Gelegenheit ergreifen, um für die ihm zugebachte schwere Demüthigung Rache zu nehmen; allein es trat jetzt plötzlich ein Ereigniß ein, das den Rachekrieg für volle zwei Jahre hinauschoß. Am 15. November 1863 nämlich starb der König Friedrich VII. von Dänemark, der letzte seines Stammes, und es fragte sich nun, wer die mit Dänemark verbundenen Herzogthümer Schleswig-Holstein erben sollte. Der Leser weiß, daß dieselben zu einer von Dänemark abgesonderten Verwaltung und überdem dazu berechtigt waren, nie von einander getrennt zu werden. Ferner weiß er, daß das Thronerbrecht in den Herzogthümern ein anderes war, als in Dänemark, und daß sie also nach dem Tode Friedrichs VII. an eine andere Linie kommen mußten, als das eigentliche Dänemark. Sodann weiß er, daß die Dänen die Abtrennung der Herzogthümer für eine große Kalamität ansahen und deshalb schon lange vor dem Ableben Friedrichs VII. Allem aufboten, um diese Ab-

trennung zu verhindern. Endlich weiß er, daß, um die Integrität der dänischen Monarchie für alle Zukunft zu sichern, von den fünf Großmächten England, Rußland, Frankreich, Oesterreich und Preußen am 8. Mai 1852 zu London eine neue Thronfolgeordnung festgesetzt wurde, und ich setze nun noch hinzu, daß diese Ordnung bestimmte, es solle nach dem Tode Friederichs VII. die Gesamtmonarchie — mit Ausschluß aller andern Erbberechtigten — dem Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg zufallen. Also nicht bloß das eigentliche Dänemark, wozu er berechtigt war, sollte er erben, sondern auch die Herzogthümer Schleswig-Holstein, und damit dies ohne Einsprache geschehe, verzichtete das Haus Gottorp (dessen Chef der Kaiser von Rußland war) auf seine Ansprüche, während das Haupt der Linie Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg eine entsprechende Abfindungssumme erhielt.

So schien denn Alles auf's Beste geordnet, und jeder weitere Konflikt in dieser Angelegenheit unmöglich. Allein es schien nur so, denn so groß auch die Vortheile waren, welche die Dänen durch das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 zugesichert erhielten, so gaben sie sich damit doch nicht zufrieden. Nein, sondern die Herzogthümer, das war das Alpha und Omega ihrer Wortführer, sollten in dänische Provinzen verwandelt werden und also deren abgesonderte Verwaltung und eigene Verfassung aufhören; wenn aber solches vorderhand bei Holstein noch nicht zu erreichen sei, weil dieses Herzogthum zum deutschen Bund gehöre, so müsse man wenigstens mit Schleswig so verfahren, um dann mit der Zeit den Holsteinern dasselbe Schicksal zu bereiten. Längere Zeit weigerte sich die dänische Regierung, auf diese excentrische Forderung einzugehen, weil sie einen ernststen Konflikt mit Deutschland scheute; endlich aber brachte es die eider-dänische Parthei doch so weit, daß am 29. September 1863 das Ministerium dem dänischen Reichstag den Entwurf einer neuen gemeinschaftlichen Verfassung für Dänemark und Schleswig vorlegte, und diese Verfassung genehmigte dann der Reichstag am 13. November. Jetzt fehlte nur noch die Unterschrift des Königs, um dieselbe zum Gesetz zu erheben; doch gerade jetzt erkrankte Friederich VII. gefährlich und starb am 15. November unerwartet schnell, wie ich bereits berichtet habe. Als bald nahm nun der Prinz Christian



von Glücksburg als Christian IX. von dem dänischen Throne Besitz und nicht minder occupirte er auch die Herzogthümer Schleswig-Holstein, weil diese ihm in dem Londoner Protokoll garantirt worden waren. Noch mehr, er unterschrieb schon am 18. November die neue Verfassung und decretirte damit die Einverleibung Schleswigs in Dänemark.

Sofort traten zwei Hauptfragen an Deutschland heran; die erste, ob die deutschen Regierungen zweiten und dritten Ranges, welche im Gegensatz zu den beiden deutschen Großmächten das Londoner Protokoll nicht unterzeichnet hatten (man hatte nämlich gar nicht für nöthig gefunden, sie dazu einzuladen und auch der deutsche Bund als solcher — so sehr behandelte ihn alle Welt als politische Null — war nie zur Unterschrift beigezogen worden) es dulden würden, daß Christian IX. sich in den Besitz von Holstein setze, an das er nicht nach Gesetz und Recht, sondern bloß nach dem Beschluß der Großmächte Ansprüche erheben konnte; die zweite, ob Oesterreich und Preußen, die beiden Mitunterzeichner des Londoner Protokolls, es mit ihrer Ehre vereinbaren könnten, daß eine deutsche Provinz, das Herzogthum Schleswig, ohne Weiteres dänisirt werde, denn von diesem Dänisirungsrecht war in London nie die Rede gewesen. Die deutschen Mächte zweiten und dritten Ranges waren bald entschieden und brachten am 18. December 1863 durch Stimmenmehrheit einen Bundesbeschluß zu Stande, welcher die sofortige militärische Besetzung von Holstein anordnete. In Folge dessen wurden 12,000 Sachsen und Hannoveraner mobil gemacht und rückten noch im December in Holstein ein, während die Dänen, um einen Krieg zu vermeiden, sich vorderhand hinter die Eider zurückzogen. Uebrigens auch die Schleswiger blieben dießmal nicht vergessen, sondern der König Wilhelm I. von Preußen erklärte gleich von vornherein, daß er zwar, weil sein verstorbener Bruder das Londoner Protokoll mitunterzeichnet habe, den König Christian IX. von Dänemark auch als Herzog von Schleswig anerkenne, daß er aber die Einverleibung Schleswigs in Dänemark nie zugeben könne, weil den Schleswigern ihre Selbstständigkeit, sowie insbesondere ihre Zusammenhörigkeit mit Holstein von Alters her verbrieft sei. Diese Erklärung zündete in Wien und davon ausgehend, Preußen wolle die Verhältnisse zur Vergrößerung seiner Machtstellung im deutschen Norden ausnützen, machte Graf Rech-

berg, der Nachfolger Schmerlings (dieser war nach dem verunglückten Kaiserritt nach Frankfurt von seinem hohen Posten zurückgetreten), dem Ministerpräsidenten von Bismarck den Antrag, gemeinsam gegen Dänemark vorzugehen. Preußen konnte nicht abschlägig antworten, schon deswegen nicht, weil, wenn Preußen und Oesterreich gemeinsam handelten, nicht zu fürchten war, daß die auswärtigen Mächte sich einmischen würden, während im umgekehrten Falle gar leicht Rußland oder Frankreich im Bunde mit Oesterreich dem preussischen Vorgehen hätten ein drohendes Halt zurufen können. So kam denn also die Allianz der zwei deutschen Großmächte zu Stande, trotzdem Bismarck den kühnen Plan im Kopfe trug, Oesterreich unter allen Umständen aus Deutschland hinauszudrängen. Kaum aber war die merkwürdige Allianz abgeschlossen, so überreichten am 16. Januar 1864 die Gesandten Oesterreichs und Preußens in Kopenhagen eine identische Note, laut welcher sie von der dänischen Regierung im Verlauf der nächsten achtundvierzig Stunden die Zurücknahme der bewußten gemeinsamen Verfassung verlangten, und verließen dann, als die dänische Regierung ablehnend antwortete, die dänische Hauptstadt. Damit war der Krieg entschieden und schon am 18. Januar erhielten die zur siegreichen Beendigung des Kampfes erforderlichen Truppentheile der verbündeten Oesterreicher und Preußen Befehl zum Vormarsch.

Muß man sich nun nicht billig wundern, daß das kleine Dänemark so frech war, den ungleichen Kampf mit den beiden deutschen Großmächten aufzunehmen? Nun die Frechheit erscheint weniger groß, wenn man bedenkt, welche Hülfe ihm früher England, Rußland und Schweden leisteten, denn natürlich rechnete es darauf, daß ihm dieselbe Hülfe auch jetzt wieder zu Theil werden würde. Auch erhob England in der That Einsprache gegen die Vergewaltigung Dänemarks, allein es blieb bei der diplomatischen Verwendung und an kriegerischen Ernst wagten die englischen Staatsmänner — das Geschlecht der Pitts und Canning's war längst ausgestorben — auch nicht einmal zu denken. Ebenso wenig war Rußland in der Lage, für Dänemark zum Schwerte greifen zu können, weil alle seine Kräfte von einem Aufstand, welchen eben damals die Polen erregten, in Anspruch genommen wurden, und somit rührte auch Schweden, das viel zu schwach war, um, auf sich



selbst beschränkt, irgend etwas auszurichten, weder Hand noch Fuß. Der Kaiser von Frankreich aber konnte sich deswegen nicht einmischen, weil er, der große Protektor des Nationalitätsprinzips (in Italien), sich sonst der auffallendsten Inkonsequenz schuldig gemacht hätte. So blieb Dänemark vollständig isolirt und nun kann man sich zum Voraus denken, welches Ende der Krieg nehmen mußte. Eben deshalb aber wird man es mir erlassen, eine detaillierte Beschreibung desselben zu geben, und nur das führe ich an, daß die Oesterreicher unter dem Feldmarschalllieutenant von Gablenz und die Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl bei Missunde, bei Deverssee, bei Düppel, bei Sundewitt, bei Friedericia und bei Alsen sich in Tapferkeit, Kühnheit und Ausdauer gegenseitig zu überbieten suchten. Nachdem nun übrigens die Verbündeten bis an die Skagener Nordspitze auf Jütland, welche seit Kaiser Otto dem Großen kein deutscher Kriegsmann mehr betreten hatte, vorgeedrungen waren und eben Anstalt machten, eine Landung auf die Insel Fühnen, von welcher aus Kopenhagen selbst gefährdet werden konnte, zu bewerkstelligen, gab Dänemark seine Sache für verloren und suchte am 20. Juli demüthig um einen Waffenstillstand nach. Diesem folgten dann am 1. August 1864 die Friedenspräliminarien nach; den Abschluß des eigentlichen und definitiven Friedens dagegen suchte es so lange als möglich hinauszuziehen, weil es bis zum letzten Augenblicke auf auswärtigen Beistand hoffte. Weil jedoch ein solcher nicht zu erreichen war, entschloß man sich endlich in Kopenhagen, die Bedingungen, von denen Oesterreich und Preußen um kein Haarbreit abgingen, anzunehmen, die Bedingungen nämlich, deren erste und schwerste die war, daß die Herzogthümer Schleswig-Holstein auf ewige Zeiten an Oesterreich und Preußen „als eroberte Länder“ (also nicht an den deutschen Bund als Bestandtheile desselben) abzutreten seien, und nun kam endlich der wirkliche Frieden am 30. Oktober 1864 zu Stande. Also schwer mußten die Dänen für ihre widersinnige Annahme büßen und nach langen Jahren des Drucks und der Erniedrigung konnten die meerumschlungenen Herzogthümer zum ersten Male wieder frei athmen.

Doch was sollte nun aus denselben werden? Wäre Deutschland ein einiges Reich gewesen, so würde sich die Antwort von selbst ge-





In demselben Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen  
beschieden:

# Geheimnisse der Bastille.

Historisch-biographische Bilder aus der Vergangenheit

von

Otfr. Mühlins.

Mit Illustrationen.

2 Bände in 8. 8.

(Ebdempreis früher Rthlr. 2. 17  $\frac{1}{2}$ . — fl. 4. 15.)

jetzt Rthlr. 1. — fl. 1. 45.

Verlegt:

**1870!**

# Der große Entscheidungskampf

zwischen

Deutschland und Frankreich

von

Theodor Griesinger.

Mit mehr als 100 Illustrationen.

73 Bogen in 4<sup>o</sup>.

Preis Rthlr. 1. — fl. 1. 48.

J. Neugebörge Buchverlag (Hammer & Wied) in Stuttgart.